Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

# Bremische Biographie des neunzehnten Jahrhunderts

Historische Gesellschaft <Bremen>

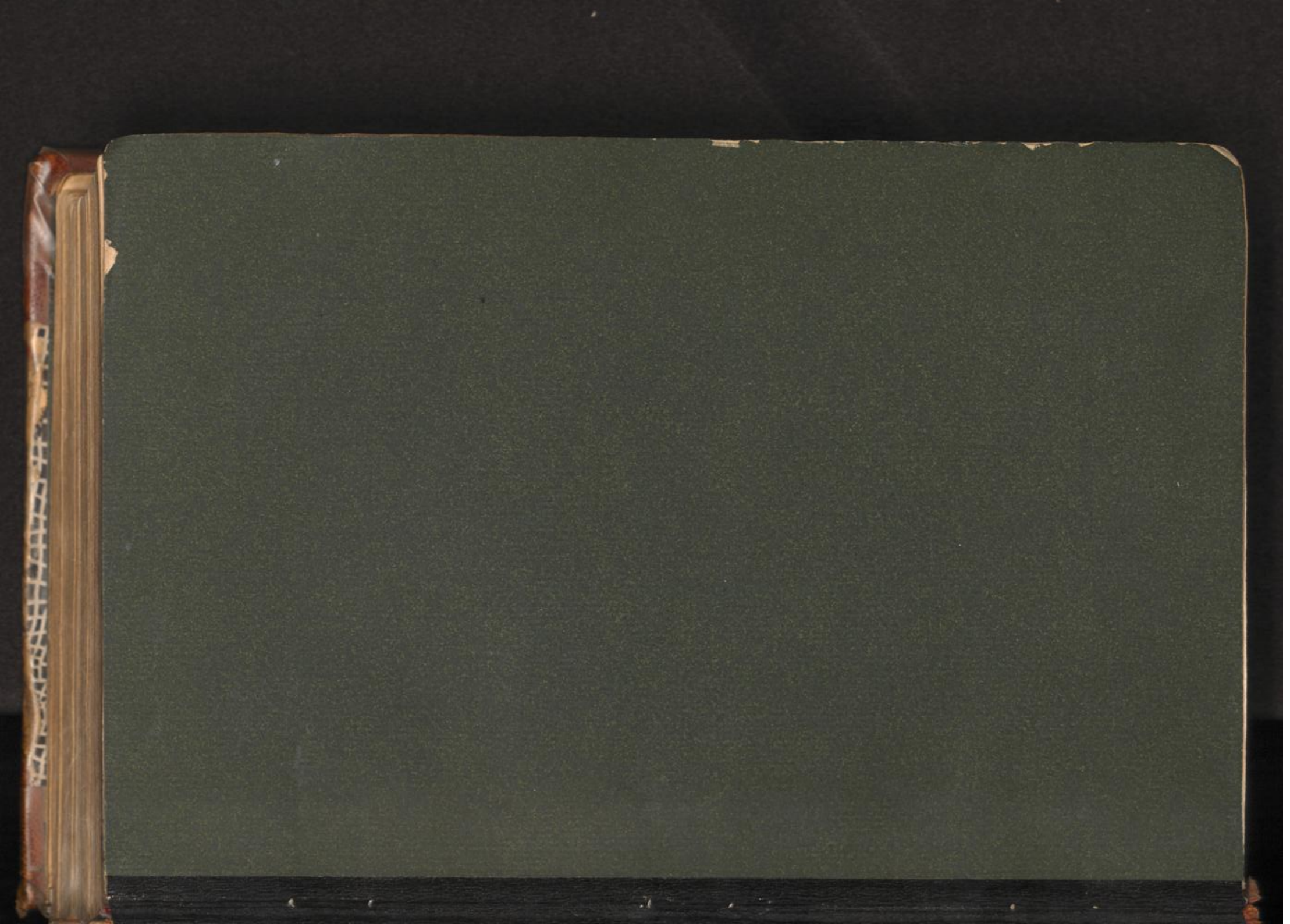
Bremen, 1912

urn:nbn:de:gbv:46:1-1151

Visual Library

2.F.

Der
Stadtbibliothek zu Bremen
geschenkt von
Herrn G. Winter



F 537 ⟨15⟩

Brem. c. 2970 c

# Bremische Biographie

des

# neunzehnten Jahrhunderts

Herausgegeben

von der

Historischen Gesellschaft des Künstlervereins

Bremen
Verlag von Gustav Winter
1912

# Bremische Biographie

des

# neunzehnten Jahrhunderts

Herausgegeben

von der

Historischen Gesellschaft des Künstlervereins

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

Bremen
Verlag von Gustav Winter
1912

D
71
reg
015.1
015a

Universität Bremen
Bibliothek

AY 0507

# Vorwort.

Das vorliegende Werk wendet sich an weite Kreise unserer Mitbürger. Aus dem Wunsche hervorgegangen, den Abschluß der ersten fünfzig Lebensjahre der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins durch ein unserer Stadt würdiges literarisches Denkmal zu bezeichnen, möchte es dem Leser den Anteil vorführen, den Bremen an all den mannigfaltigen geistigen Bewegungen und materiellen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts genommen hat. Es tut dies nicht in einer pragmatischen Darstellung der jüngsten Vergangenheit, sondern in Lebensbildern einer großen Zahl von Persönlichkeiten, die in Bremen gewirkt haben.

So hat schon vor einem Jahrhundert der Dompastor H. W. Rotermund einen weit umfangreichern Abschnitt der Bremischen Geschichte zu behandeln unternommen, anknüpfend an ältere Vorgänger, deren Leistungen er in seinem Vorworte kurz aber zutreffend schildert. Er selbst aber hat seinem im Jahre 1818 in zwei Bänden erschienenen „Lexikon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben", eine viel breitere Basis gegeben, als die älteren Schriftsteller. Er ging über den im Titel angedeuteten Rahmen einer bloßen Gelehrtengeschichte beträchtlich hinaus, als er die Namen zahlreicher Personen aufnahm, von denen nicht viel mehr bekannt ist, als daß sie ein angesehenes öffentliches Amt bekleidet haben. Darin aber schloß er sich seinen Vorgängern an, daß er auch Männern, die zur Zeit seiner Publikation noch lebten, in seinem Werke einen Platz einräumte. Er konnte das nur tun, indem er diese Männer selbst um Mitteilungen über ihr Leben und ihre Schriften bat und von vielen auch erhielt. Deshalb aber und aus naheliegenden anderen Rücksichten, mußte ein Urteil über diese Persönlichkeiten und ihre Leistungen wegfallen. Und das hat zur Folge gehabt, daß auch bei den Verstorbenen, die natürlich die ungeheure Mehrzahl bilden, nur die Daten ihres Lebens und etwa die Titel ihrer Schriften angeführt werden, nur ganz ausnahmsweise aber durch ein Prädikat eine Beurteilung ihrer Leistungen hinzugefügt worden ist.

So ist Rotermunds Werk freilich ein bequemes Nachschlagebuch geworden, das noch heute nach fast hundert Jahren denen, die sich mit

der bremischen Geschichte beschäftigen, gute Dienste leistet; aber es ist doch nicht geeignet, den Leser an sich zu fesseln.

Eben dies aber mußte unser Bestreben sein, wenn anders wir über den Kreis der historischen Fachgenossen hinaus Teilnahme für unser Werk erwecken wollten. Daraus ergab sich für uns die Notwendigkeit, uns nach möglichst vielseitiger Unterstützung umzusehen. Und erfreulicherweise fanden wir bei allen denen, an die wir uns wandten, auch bei mehreren, die der Historischen Gesellschaft nicht angehören, ein warmes Interesse für unsern Plan. So wurde es möglich, daß die Persönlichkeiten, Männer und Frauen, die sich auf staatlichem, kirchlichem oder sozialem Gebiete, in der Kunst, in Wissenschaft und Literatur, in technischer oder kommerzieller Hinsicht oder in noch anderer Weise hervorgetan haben, zu einem erheblichen Teile von sachverständiger Seite dargestellt wurden. Nur so konnte das Werk, das die verschiedenartigsten Individualitäten dem Leser in knappen oder etwas mehr ausgeführten Schilderungen vor Augen stellt, vor einer schablonenhaften Behandlung bewahrt werden und den Reiz gewinnen, der darin liegt, daß in buntem Wechsel die verschiedenen Autoren zu Worte kommen.

Wir haben uns auf das neunzehnte Jahrhundert beschränkt, weil die Persönlichkeiten der voraufgehenden Zeiten in den älteren Werken behandelt sind. Dabei haben wir indessen weder die ausgeschlossen, deren Wirksamkeit zum Teil noch in das achtzehnte Jahrhundert zurückreicht, noch die, die zwar vornehmlich dem vorigen Jahrhundert angehören, aber erst im Anfange des gegenwärtigen gestorben sind. Ja, wir haben einzelne Männer noch aufnehmen können, die erst, während dieses Werk schon im Drucke war, vom Tode ereilt wurden; so reicht das Werk bis zum Schlusse des Jahres 1911.

Ausgeschlossen haben wir im allgemeinen solche geborene Bremer, deren ganze Lebensarbeit außerhalb unserer Stadt lag. Dagegen finden sich in unserm Buche die Namen mancher Persönlichkeiten, die nur während einiger Jahre in Bremen gelebt, aber sich doch ein dauerndes Andenken an ihre hiesige Wirksamkeit verdient haben.

Die Gründe, die dafür sprachen, nur Verstorbenen einen Platz in diesem Buche zu gewähren, sind schon oben angedeutet worden.

Wenn wir aber das Buch in einem Rahmen halten wollten, der es möglichst weiten Kreisen zugänglich macht, so mußten wir notwendigerweise eine Auswahl treffen aus der Menge der Personen, die in Betracht kommen konnten. Denn nicht nur hat das neunzehnte Jahrhundert durch Mannigfaltigkeit der Bestrebungen und Interessen, wie überall, so auch in unserer Stadt, alle früheren übertroffen, sondern

uns auch ungleich mehr Kunde über die Tätigkeit der in ihm hervorragenden Personen bewahrt. Die Auswahl war deshalb eine nicht leichte Aufgabe. Wir sind weit entfernt davon, zu glauben, daß wir darin immer das Richtige getroffen hätten. Mancher wird vielleicht einen oder den andern Namen in diesem Buche ungern vermissen und dagegen die Aufnahme dieser oder jener Persönlichkeit überflüssig finden. Aber wir konnten zum Maßstabe unserer Auswahl nicht den Umstand allein machen, daß jemand in seinem Amte oder Berufe etwas Tüchtiges geleistet hat, wir mußten vielmehr darauf sehen, daß über sein Leben hinaus die Spuren seines Tuns oder Denkens zu erkennen waren oder unzweifelhaft noch sich geltend machen werden.

Die getroffene Auswahl umfaßt die stattliche Zahl von etwa 360 Personen. Darunter ist freilich der großen Mehrzahl nur ein sehr bescheidener Raum gewidmet, während andere in etwas breiterer Ausführung, ganz wenige aber in längerer Darstellung behandelt worden sind. Diese Unterscheidung will im allgemeinen nicht ein Werturteil über die Persönlichkeiten geben, sondern entspricht nur einigermaßen der für uns erkennbaren Wirkung des Einzelnen. Es kommt hinzu, daß in der Beurteilung dieser Wirkung die individuelle Auffassung des Bearbeiters von Bedeutung war. Diese aber so wenig wie möglich zu beschränken, war ein Grundsatz der Redaktion. Deshalb tragen auch alle Artikel die Unterschrift ihres Autors, der damit die Verantwortung für ihren Inhalt übernimmt.

Zu unserm lebhaften Bedauern ist einer unserer Mitarbeiter, Professor Dr. Edmund Ruete, der schon an den Vorbereitungen zu dem nun abgeschlossenen Werke den lebendigsten Anteil genommen hatte, mitten in der Arbeit für dieses Buch vom Tode dahingerafft worden. Von den von ihm übernommenen Beiträgen hat er nur einen einzigen, den über seinen Freund Heinrich Bulthaupt, druckfertig hinterlassen. Ihm selbst ist dann in unserm Werke ein Denkmal gesetzt worden, das die Erinnerung sowohl an seine literarischen Leistungen wie an seine Persönlichkeit zu bewahren bestimmt ist.

Dem Hohen Senate, der uns die Herausgabe des Werks durch eine namhafte pekuniäre Unterstützung erst ermöglicht hat, sprechen wir auch an dieser Stelle unsern ehrerbietigsten Dank aus.

Bremen, im Februar 1912.

Im Auftrage des Vorstandes der Historischen Gesellschaft
die Redaktionskommission
**Bippen. Entholt. Seedorf. Tardel.**

# Verzeichnis

der häufig in abgekürzter Form zitierten Werke.

**A. D. B.** = Allgemeine Deutsche Biographie.
**Abh. Nat. Ver. Bremen** = Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Bremen.
**Biogr.** = Biographien Bremischer Ärzte und Naturforscher, Bremen 1844.
**Br. J.** = Bremisches Jahrbuch, herausgeg. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins.
**Br. u. s. B.** = Bremen und seine Bauten, Bremen 1900.
**Festg., Festgabe** = Die freie Hansestadt Bremen und ihre Umgebung. Festgabe für die 63. Vers. deutscher Naturforscher und Ärzte. Bremen 1890.
**Hurm, Manuskr.** = Handschriftl. Sammlung kunsthistorischer Notizen des Dr. Wilh. Hurm im Besitze der Bremischen Kunsthalle.
**Hurm, Verzeichnis** = Beschreibendes Verzeichnis der Gemälde und Bildhauerwerke des Kunstvereins zu Bremen, 1892.
**R.-E.** = Real-Enzyklopädie für protest. Theologie und Kirche. 1., 2., 3. Aufl.
**Roterm.** = Rotermund, Brem. Gelehrten-Lexikon, 2 Bde., Bremen 1818.
**Werkm.** = Joh. Focke, Bremische Werkmeister aus älterer Zeit, Bremen 1890.
**W.-Z.** = Weserzeitung.

---

## Druckfehler.

S. 476 Z. 8 bitten wir statt 1. Januar 1911 1912 zu lesen.

---

**Achelis**, Thomas Ludwig Bernhard, geboren zu Gröpelingen bei Bremen am 17. Juni 1850, gestorben auf Capri am 17. Juni 1909. Als Sohn eines Landpredigers erhielt A. seinen ersten Unterricht im elterlichen Hause und besuchte alsdann von Ostern 1861 bis Michaelis 1869 das Bremer Gymnasium. Nach dem Reifeexamen widmete er sich in Göttingen dem Studium der Philosophie und der klassischen Philologie, aber dieses wurde bald durch seinen Eintritt in das Heer und die Teilnahme am deutsch-französischen Kriege, den er im Infanterieregiment Nr. 56 mitmachte, unterbrochen. Nach der Beendigung des Krieges kehrte er nach Göttingen und zu seinen Studien zurück, wurde 1873 auf Grund einer Dissertation über Platos Metaphysik zum Dr. phil. promoviert und machte Anfang 1874 sein Oberlehrerexamen. Zu Ostern desselben Jahres trat er als Hilfslehrer in das Kollegium der damals noch als eine selbständige Abteilung der Hauptschule existierenden Vorschule in Bremen ein, wurde Ostern 1875 zum ordentlichen Lehrer der Hauptschule ernannt, ging Ostern 1878 an die Gymnasialabteilung über und war an dieser bis Ostern 1905 tätig. Ostern 1905 wurde ihm die Direktion des damals errichteten Neuen Gymnasiums, welches eine Reformanstalt nach dem Frankfurter System werden sollte, übertragen. Im Nebenamte war er Mitglied der ersten Sektion der bremischen Prüfungskommission für Lehrer und Lehrerinnen und hatte darin die Prüfungen im Deutschen abzuhalten.

A. war, wie ihm das auch noch nach seinem Tode von seinen Kollegen, namentlich von seinem Nachfolger im Direktorat Prof. Dr. Braun, und einem früheren Schüler bei einer Gedächtnisfeier und in den Bremer Blättern bezeugt worden ist, ein anregender und erfolgreicher Lehrer insbesondere für den deutschen Unterricht in der Prima, und zeichnete sich aus durch die Lauterkeit und Ehrlichkeit seines Charakters und eine bisweilen bis zur Schroffheit gehende Offenheit seines Wesens. Mit einer gediegenen philosophischen Bildung ausgerüstet und auch sonst vielseitig unterrichtet, hatte er sich zu jener klaren Weltanschauung durchgerungen, die sich gerade

in den letzten Jahrzehnten immer bestimmter herausgebildet hat, jener Weltanschauung, welche an der religiösen und christlichen Grundlage des menschlichen Geisteslebens festhält und diese nicht nur nicht durch die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschung gefährdet glaubt, sondern vielmehr diese Ergebnisse mit jener Grundlage in einem organischen Zusammenhange und Einklange weiß, keine Lücken in der Entwicklung der Menschheit kennt, die christliche Anschauung in unsere moderne Welt hinübergerettet hat und, ohne einen Widerspruch zwischen beiden gelten zu lassen, die Rechte der Überlieferung und der Gegenwart durch eine gerechte Würdigung und Ausnutzung beider in gleicher Weise gewahrt wissen will. Diese Überzeugung hat A. als Lehrer und als Redner und Schriftsteller vielfach zum Ausdruck gebracht. Denn lange Jahre hindurch hat er mit einer nie rastenden Unermüdlichkeit das Wort und die Feder geführt und seine aus einer reichen Lektüre gewonnenen philosophischen, religionswissenschaftlichen, ethnologischen, soziologischen und literarhistorischen Kenntnisse und Ideen zu anregenden und gern gehörten Vorträgen in der Literarischen Gesellschaft des Bremer Künstlervereins, zu rasch hingeworfenen und mitunter etwas schwerfälligen Artikeln für Zeitungen und für Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften und zu besonderen, zum Teil wiederholt aufgelegten Werken von größerem oder geringerem Umfange verarbeitet. Durch alle diese Veröffentlichungen wollte er die Ergebnisse der Wissenschaft dem Verständnisse seiner Leser nahe bringen und so zugleich jener vorhin charakterisierten Weltanschauung den Boden bereiten und ihr weitere Anhänger verschaffen.

Die Blätter, für welche A. geschrieben hat, lassen sich nicht alle namhaft machen; es waren nicht bloß die Weser-Zeitung und das Bremer Protestantenblatt, sondern ebenso oft Berliner, Münchener, Wiener, Newyorker und sonstige Zeitungen und Zeitschriften. Mitbegründet hat A. als Herausgeber 1898 das Archiv für Religionswissenschaft und ist an ihm bis 1904 beteiligt gewesen.

Seine besonderen Schriften sind die folgenden: Die Entwicklung der Ethnologie (1888), Die Entwicklung der Ehe (1893), Nietzsche (1895), Über Mythologie und Kultur von Hawaii (1895), Vergleichende Rechtswissenschaft (1896), Moderne Völkerkunde (1896), Steinthal (1898), Ethik (1898, in der Sammlung Göschen), Soziologie (1898, in der Sammlung Göschen; 2. Auflage 1908), Die Lyrik Goethes (1899), Die Wandlungen der Pädagogik im 19. Jahr-

hundert (1901), Die Ekstase in ihrer kulturellen Bedeutung (1902), Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft (1904, in der Sammlung Göschen; 2. Auflage 1908) und Was sagt Goethe? (1905).

Der reichen Aussaat des guten und tüchtigen Mannes hat es an Früchten nicht gefehlt und wird es auch fernerhin nicht daran fehlen.

W. Z. Nr. 22520. vom 4. Juli 1909 (Dr. B. „Thomas Achelis als Schriftsteller") und Nr. 22545. vom 29. Juli 1909 (D. „Gymnasialdirektor Dr. Th. Achelis †.") und Bremer Nachrichten vom 7. Juli 1909 (Bericht über eine Gedächtnisfeier im Neuen Gymnasium und über die Bestattung). Edm. Fritze.

**Ahlhorn**, Georg Reinhard, Maler, geboren 4 März 1817 zu Jade bei Rastede, gestorben 17. Oktober 1900, war von 1844—7 Schüler der Akademie in München und seit 1850 in Bremen ansässig, wo er Porträts und Stilleben malte. Seit 1856 hat er öfter in der Kunsthalle ausgestellt.

Hurm Manuskr., Br. Nachrichten v. 3. März 1897.

Joh. Focke.

**Albers**, Anton, Maler, geboren 11. Juli 1765 zu Bremen, gestorben 6. Dezember 1844 zu Lausanne. Sohn von Eltermann Joh. Christoph A. und Maria Catharina geb. Retberg.

Er war Weinhändler in Bremen, entsagte aber später diesem Beruf, um sich ganz der Malerei zu widmen. Er besuchte Rom, Neapel, England, Spanien, die Niederlande, lebte längere Zeit in Paris und ließ sich 1816 mit seiner Familie in Lausanne nieder. Er malte italienische und schweizerische Landschaften, von denen sich noch viele in bremischem Privatbesitz befinden. Im Aufbau suchen seine Gemälde Claude Lorrain nachzuahmen. Im Jahre 1805 hatte er in Weimar drei Landschaften ausgestellt, die von Goethe wohlwollend besprochen sind. Ehrenmitglied des Kunstvereins seit Februar 1843.

Nagler, K. L., Hurm, Verz. S. 3., Thieme-Becker K. L.

Joh. Focke.

**Albers**, Georg Wilhelm, Sohn des folgenden, geboren in Bremen 27. Mai 1800, gestorben daselbst 24. Mai 1876. Er studierte in Göttingen und Berlin Jurisprudenz und ließ sich 1824 als Advokat in Bremen nieder. Im Jahre 1844 wurde er

zweiter Syndikus des Kollegiums der Alterleute des Kaufmanns, am 2. Februar 1847 aber zum Mitgliede des Senats erwählt. Da er in seiner Anwaltszeit sich eingehend mit dem bremischen Wechselrecht beschäftigt und 1844 eine Ausgabe der bremischen Wechselordnung mit erläuternden Anmerkungen veranstaltet hatte, so wurde er im Herbste 1847 als Vertreter Bremens zu der von Preußen angeregten Konferenz der deutschen Bundesstaaten wegen Erlaß einer deutschen Wechselordnung nach Leipzig entsandt. Auch Oldenburg übertrug ihm seine Vertretung in der Konferenz. So hat A. an dem ersten für ganz Deutschland ins Leben getretenen Gesetze mitgewirkt. Nach dem Tode des Bürgermeisters Smidt wurde A. 1857 zum bremischen Vertreter beim deutschen Bundestage bestellt, bis im Jahre 1863 der zum ständigen Gesandten der vier freien Städte beim Bundestage ernannte Dr. Krüger die Geschäftsführung für die Städte in Frankfurt übernahm. Am 1. Oktober 1869 wurde A. auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt.

Wes.-Ztg. vom 27. Mai 1876. Bippen.

**Albers**, Johann Abraham, geboren zu Bremen 20. März 1772, wurde von seinem Vater (1744—1800), der selbst ein erfolgreicher Handelsherr war, anfangs für den kaufmännischen Beruf bestimmt. Schon früh zeigte er jedoch eine ausgesprochene Neigung für wissenschaftliche Studien; es gelang ihm, als er kaum 11 Jahre alt war, den Dompastoren Rieffestahl für seine Pläne zu gewinnen und durch dessen Vermittelung den widerstrebenden Vater umzustimmen. Der junge A. durfte dann zunächst das Lyceum (lutherische Gymnasium) in Bremen und später das Carolinum in Braunschweig besuchen. 1792 bezog er die Universität Jena, wo er 1795 die medizinische Doktorwürde erwarb. Zu seiner weiteren Ausbildung trat er Reisen an, auf denen er sich namentlich längere Zeit in Wien, Edinburg und London aufhielt. Im Jahre 1798 ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und verheiratete sich 1799 mit einer Cousine, Wilhelmine Retberg. Dieser Ehe entsprossen acht Kinder, von denen fünf ein reiferes Alter erreichten. Er starb am 24. März 1821.

Obwohl A. von Jugend auf schwächlich und vielfach kränklich gewesen war, entfaltete er während seines ganzen Lebens eine außerordentliche Rührigkeit und Leistungsfähigkeit. Die Lebhaftigkeit

seines Geistes und sein stets vorwärts strebender Wissensdrang halfen ihm über alle körperlichen Beschwerden hinweg. Bei manchen Gliedern seiner Familie mischten sich mit trefflicher Begabung verschiedenartige auffällige Eigenheiten, seien es nun absonderliche Liebhabereien und Abneigungen oder seien es originelle Ansichten oder leidenschaftliche Aufwallungen. Auch bei unserm Dr. A. fehlten einzelne harmlose wunderliche Züge nicht, aber vorzugsweise offenbarte sich bei ihm die Eigenart in anderer Weise. Er erfreute sich eines kernigen, oft etwas derben plattdeutschen Humors und liebte eine in knappen, bezeichnenden Ausdrücken geführte Unterhaltung; er verfügte über einen schlagfertigen Witz und tauschte mit einigen Freunden und Bekannten schnurrige Einfälle und Neckereien aus, die manchmal durch Jahre hindurch fortgeführt wurden. Von seinen halblauten Selbstgesprächen und treffenden Bemerkungen erzählte man sich noch lange unterhaltende Anekdoten, ja selbst jetzt (1910) ist die Erinnerung daran in altbremischen Kreisen nicht ganz erloschen. Freilich mag ihm auch manche Äußerung zugeschrieben sein, die er nicht wirklich getan hat, die man ihm aber zutrauen durfte. Es verdient indessen ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß sein originelles, oft etwas seltsames Wesen nur eine äußere Hülle seines reichen Geisteslebens war; er war nicht nur in seinem Berufe immer unverdrossen und hilfsbereit, sondern er betätigte auch in allen Lebenslagen stets eine hochherzige und ehrenhafte Gesinnung.

Von vornherein trat A. in freundschaftliche Beziehungen zu seinen älteren Berufsgenossen, besonders zu Bicker und Olbers; später gab er namentlich den Jüngeren vielfache Anregungen zu mannigfaltigen eingehenden Fachstudien. Als Arzt erwarb er sich bald eine ansehnliche Praxis, die mit der Ausbreitung seines wissenschaftlichen Rufes, namentlich nach der französischen Zeit, immer mehr zunahm. Anfangs beschäftigte er sich viel mit Augenkrankheiten, dann aber mit den verschiedensten Einzelgebieten der Medizin. Er begnügte sich nicht damit, die erlernten und erprobten Lehren bei der Untersuchung und Behandlung der Kranken in Anwendung zu bringen, sondern er bemühte sich in jedem einzelnen Falle, die Vorgänge, welche die krankhaften Erscheinungen hervorbrachten, zu verstehen. Dazu konnten ihm in jener Zeit wesentlich nur anatomische und pathologisch-anatomische Studien nützen. Durch eigene Untersuchungen auf diesen Gebieten erhielten seine gesamte Auffassung

und Tätigkeit einen wirklich wissenschaftlichen Charakter. In seinen theoretischen Ansichten über Krankheiten und Heilmittel stand er auf dem Boden seiner Zeit, wenn er auch nicht einseitig an den gerade herrschenden Lehrmeinungen festhielt. In manchen Fällen zog er der beliebten ärztlichen Vielgeschäftigkeit das Abwarten vor. Immerhin unterschied er sich in seinen allgemeinen Anschauungen wesentlich von seinem viel kritischeren Zeit- und Berufsgenossen Gottfried Reinhold Treviranus, der sich gegen die wechselnden Schulmeinungen und medizinischen Dogmen völlig ablehnend verhielt. A. glaubte dagegen an die Erfolge seines Handelns und an die Wirksamkeit seiner Mittel.

Das Vertrauen, welches A. bei seinen Mitbürgern genoß, und die schriftstellerische Tätigkeit, welche er entfaltete, führten dazu, ihm schon früh ehrenvolle Ämter zu übertragen. 1807 wurde er Physikus; als dann unter der französischen Herrschaft (1811—1813) sowohl das Gymnasium illustre als das Collegium Physicorum beseitigt wurden und als an deren Stelle eine Jury médicale trat, ernannte man Olbers und A. zu deren Mitgliedern. Von der Tätigkeit dieser Jury finden sich allerdings kaum irgendwelche Spuren. Als praktischer Arzt übte er eine vielseitige und umfangreiche Wirksamkeit aus; als Autorität ersten Ranges galt er in Fällen von Krupp und Hüftkrankheit. Bemerkenswert ist, daß er bemittelten Schwindsüchtigen möglichst klimatische Kuren anriet, die zu seiner Zeit noch wenig gebräuchlich waren. Er schickte seine Kranken nicht nur nach Italien, sondern auch nach Norderney, wo er sich 1806 und 1818 selbst zur Kräftigung seiner Gesundheit aufgehalten hatte. Allerdings wurde A. die Behandlung der Brustkranken mittels der rauhen Luft der Küste vom Publikum als schwerer Kunstfehler angerechnet, so daß fast ein halbes Jahrhundert vergehen mußte, bevor die Versuche über Wirkung und Heilkraft der Nordseeluft wieder ernstlich aufgenommen werden konnten.

A. unterhielt einen lebhaften wissenschaftlichen Verkehr mit vielen der angesehensten Mediziner und Anatomen seiner Zeit. Außer Horn in Berlin und Tiedemann in Heidelberg, die beide durch nahe Beziehungen mit Bremen verbunden waren, seien namentlich Blumenbach, Lichtenstein, Sömmering, Kreysig, Rudolphi und der Engländer Lawrence genannt. Der anfangs sehr rege freundschaftliche Verkehr mit Heim in Berlin wurde für mehrere

Jahre durch ein seltsames Mißverständnis gestört, das jedoch schließlich vollständig beseitigt wurde.

Die kleineren medizinischen Aufsätze und Mitteilungen, welche A. veröffentlichte, erschienen zum Teil in englischen Zeitschriften und in englischer Sprache. Sie betreffen Erfahrungen aus den verschiedensten Gebieten der praktischen Medizin, anfangs namentlich auch aus der Augenheilkunde. Seine weitaus bedeutendsten Leistungen waren aber die Arbeiten, in denen er sich um zwei von hervorragenden Stellen ausgeschriebene Preise bewarb. Die erste dieser Preisfragen war von der Wiener medizinisch-chirurgischen Akademie gestellt und bezog sich auf das „sogenannte freiwillige Hinken der Kinder". A. nannte das Leiden Coxalgie; er erhielt für seine eingesandte Arbeit 1802 eine silberne und 1804, als die Frage noch einmal wiederholt worden war, eine goldene Medaille; im Druck erschien seine Preisschrift erst 1807 in Wien. Die zweite Frage, deren Beantwortung er übernahm, betraf den Krupp, eine Erkrankung, über die er bereits zweimal kürzere Mitteilungen veröffentlicht hatte. Veranlaßt durch einen Todesfall in der eigenen weiteren Familie hatte Napoleon am 4. Juni 1807 einen Preis für die beste Arbeit über den Krupp ausgeschrieben. Als Termin zur Einreichung der Bewerbungsschriften war der 1. Juli 1809 festgesetzt. Es liefen nun 83 Arbeiten ein, darunter auch eine von A. verfaßte. Er empfing am 28. Februar 1812 die Anzeige, daß ihm der halbe Preis zuerkannt sei. 1815 erschien seine Schrift im Druck, wurde jedoch alsbald wegen ihrer Mängel im Latein wieder zurückgezogen, so daß die Veröffentlichung in Wirklichkeit erst 1816 erfolgte, ohne daß es dem Verfasser gestattet wurde, Mitteilungen über seine im Verlaufe von sieben Jahren gesammelten neuen Erfahrungen hinzuzufügen. Der Bewerber, mit welchem A. den gewonnenen Preis zu teilen hatte, war Louis Jurine (1751—1819) in Genf, den er 1814 aufsuchte. Er traf ihn nicht an seinem Wohnort, wohl aber bald nachher in Bern an, wo er in freundschaftlichster Weise mit ihm verkehrte. A. erhielt hier das französische Manuskript von Jurines Preisschrift, ließ es durch seinen Bremer Kollegen Philipp Heineken übersetzen und gab diese Arbeit 1816 mit Vorrede und Anmerkungen heraus.

Obgleich die Albersschen Preisschriften zu ihrer Zeit einen Fortschritt bezeichneten und manche Irrtümer beseitigen halfen, so sind sie doch

durch die weitere Entwickelung der Wissenschaft längst überholt. Nicht das gleiche gilt von seiner zunächst englisch veröffentlichten Abhandlung über die Argyria; man nennt so eine höchst auffällige Verfärbung der Haut, deren Ursache A. in dem längeren innerlichen Gebrauche von Silbersalzen erkannte.

Ein bemerkenswertes literarisches Unternehmen, an welches er sich schon in jungen Jahren wagte, ist die Herausgabe von Amerikanischen Annalen der Arzneikunde, Naturgeschichte, Chemie und Physik, welche ein referierendes Organ über die gesamte amerikanische Fachliteratur sein sollten. Es erschienen nur wenige Hefte 1802 und 1803, weil die unruhigen Zeitläufte für derartige Sammelschriften gar zu ungünstig waren.

Endlich muß noch der Albersschen Schriften aus dem Gebiete der vergleichenden Anatomie gedacht werden. Sie sind größtenteils aus selbständigen Untersuchungen hervorgegangen und sie vermittelten für ihren Verfasser wertvolle Beziehungen zu hervorragenden Zoologen, namentlich zu Cuvier. Sie handeln zum Teil von dem Bau der Augen in verschiedenen Tierklassen, zum Teil beschäftigen sie sich mit der Anatomie von Meeressäugetieren. A. erklärte einmal in einer Vorrede, es sei für den praktischen Arzt eine Auffrischung durch zeitweilige wissenschaftliche Arbeit unentbehrlich.

Seine Lebhaftigkeit, seine vielseitigen Interessen und sein Mitteilungsbedürfnis wirkten ungemein anregend auf seine Berufsgenossen. Da er viel mehr Arbeiten plante als er möglicherweise bewältigen konnte, veranlaßte er seine jüngeren Kollegen mehrfach zur Beihilfe, vorzüglich zu Übersetzungen und Referaten über medizinische Schriften. Es seien nur Hampe, G. von dem Busch, Phil. Heineken, N. Meyer, Barkhausen und L. C. Treviranus genannt, denen er in irgendeiner Weise zu literarischen Arbeiten die Anregung gab.

Wichtigste Schriften: Preisfrage, worin besteht eigentlich das Übel, das unter dem sogenannten freiwilligen Hinken der Kinder bekannt ist? usw. Wien 1807. — Commentatio de tracheitide infantum vulgo Croup vocata, cui praemium a quondam imperatore Napoleone propositum ex dimidia parte delatum est, Lipsiae 1816. – Observations on the colour in the skin, produced by the internal use of the nitrate of silver. Med.-chir. Transact. London VII, Part. I, p. 284, 1816. Meckel Archiv III,

p. 504. — Icones ad illustrandam anatomen comparatam. Fasc. 1 u. 2. Leipzig 1818 u. 1822.

Schriften-Verzeichnisse: Roterm. S. 3; Biogr. S. 234—237; es fehlt darin (vielleicht weil auf dem Titelblatte S. A. Albers steht) die ausführliche Vorrede zu Dr. Thomas Sutton: Abhandlung über das Delirium tremens; übersetzt von Dr. Philipp Heineken. Bremen 1820.

C. H. Schmidt u. H. Wilckens in Biogr. S. 199—233; Aug. Hirsch in A. D. B. I, 179; W. O. Focke in Festgabe S. 265; daselbst u. Abh. Nat. V. XI, Taf. A 7 Bildnis. W. O. Focke.

**Albers**, Johann Heinrich, Kaufmann und Kunstfreund, geboren 14. September 1774 zu Bremen, gestorben 2. Dezember 1855 daselbst. Sohn des Eltermanns Johann Christoph A. und der Maria Catharina geb. Retberg, war als Kaufmann in London etabliert und verdiente dort im Indigohandel ein bedeutendes Vermögen. Von diesen Londoner Beziehungen her hieß er in Bremen „der englische Albers". Er privatisierte seit 1816 in Bremen und blieb unverheiratet.

Seine Beschäftigung in Bremen galt dem Sammeln von Kupferstichen und alten Ölgemälden. Schon bei seinen Lebzeiten machte er dem Kunstverein, zu dessen Mitbegründern er zählte, viele Geschenke. Mit 3000 Talern beteiligte er sich am Bau der Kunsthalle. Seine reichen Sammlungen, von denen die der Graphik 15000 Blätter umfaßte, vermachte er dem Kunstverein. Unter den Stichen ist besonders die große Zahl kostbarer Blätter von Lukas von Leyden und von Rembrandt hervorzuheben. Seine Kupferstiche sind mit seinem Sammlerstempel, dem Albersschen Wappen mit den Buchstaben H. A., versehen.

Neben Senator H. Klugkist (s. diesen) hat A. die größten Verdienste um die Vermehrung der alten Schätze des Kunstvereins. Die beiden Sammler sollen sich über die Abgrenzung ihrer Sammelgebiete und die letztwillige Zuwendung ihres Kunstbesitzes an den Kunstverein verständigt haben.

Sein Ölporträt, 1822 von R. Suhrlandt gemalt, besitzt die Kunsthalle. Sein Bildnis in Lithographie hat J. Bremermann nach einem Daguerreotyp verfertigt. Hurm, Verz. S. 106/7.

Joh. Focke.

**Allmers**, Hermann, ist, obwohl kein geborener Bremer und hier nicht ansässig, mit Bremen durch so enge Bande der Freundschaft verbunden und fühlte sich selbst der Stadt so nahe verwandt, daß ihm in diesem Werke eine etwas ausführlichere Würdigung zuteil werden muß. Er wird gewöhnlich mit dem etwas ungenauen Schlagwort „Marschendichter" gekennzeichnet, wobei man weniger an seine (übrigens nicht zahlreichen) Dichtungen zum Ruhme seiner Marschenheimat als vielmehr an die vortreffliche Schilderung denkt, die er in seinem „Marschenbuch" von dieser Gegend des nordwestlichen Deutschlands gegeben hat. Die übliche Charakterisierung verleitet öfters zu der irrigen Annahme, als ob A. ein einseitiger Lobsänger seiner engeren Heimat oder gar ein Volks- oder Bauerndichter gewesen sei. Gewiß wurzelte sein stark ausgeprägtes Naturell in dem Boden der Heimat, aber Temperament und Geist, ernste Studien und wiederholte Reisen, sowie stete Fühlung mit literarischen und künstlerischen Kreisen hoben ihn frühzeitig aus dem ursprünglichen bäuerlichen Milieu hinaus auf eine hohe Stufe umfassender Bildung. Erst durch diese Entwicklung ward er zum kulturhistorischen Schriftsteller und zu einem Dichter streng idealistischer Richtung, der mit der Liebe zur engeren Heimat eine glühende Begeisterung für Italien verband, für manche Gebiete der Naturwissenschaften und Kunst eindringendes Verständnis zeigte und Fragen der Religion und Philosophie mit selbständiger Prüfung erörterte.

A. entstammte einem alten friesischen Bauerngeschlecht, das als Zeichen der Reichsfreiheit seit alters her einen halben Reichsadler im Wappen führte. Der Marschenhof zu Rechtenfleth (im Lande Osterstade am rechten Weserufer südlich von Bremerhaven), wo A. am 11. Februar 1821 geboren wurde, hatte sich jahrhundertelang als Stammsitz in seiner Familie fortgeerbt. Sein Vater, der Vogt und Deichgräfe Wierich A., war ein jovialer Gefühlsmensch, der leicht in Zorn aufbrauste, aber auch ebenso leicht zu besänftigen war; seine Mutter, eine Pfarrerstochter, wird als stille und sinnige Natur geschildert. Von beiden empfing der Sohn, was stets bei aller geistigen Begabung den hervorstechendsten Zug seines Wesens ausmachte, ein tiefgründiges Gemüt und einen leichten Hang zur Weichherzigkeit. Der Knabe kam so zart zur Welt, daß man an seinem Leben zweifelte, und doch entwickelte sich aus ihm eine wahre

Hünengestalt; nur ein Mundschaden, sogenannter Wolfsrachen, haftete ihm zeitlebens an. Seine begüterten Eltern ließen ihm eine freie und gediegene Erziehung anfangs im Hause durch Privatlehrer, dann in Bremen in der Familie des Dr. Keller, des Konservators der naturwissenschaftlichen Sammlungen des Museums, zuteil werden. Der Knabe war von Jugend auf mit dem Leben der Marschenbauern vertraut und mit den Schönheiten und Naturschätzen des Landes bekannt. Er legte Herbarien an, zeichnete viel, veranstaltete mit Jugendgespielen kleine Theateraufführungen, versuchte sich an einer geschriebenen Zeitung für die Freunde und berauschte sich an dem Gedanken, dereinst als Naturforscher die Weiten der Erde zu durchmessen. Doch gab er, herangewachsen, diesen Gedanken auf und beschloß, sich als künftiger Besitzer des Stammhofes (er war das einzige Kind) der Landwirtschaft zu widmen, ohne damit auf wissenschaftliche Studien und künstlerische Interessen verzichten zu wollen. Mit 19 Jahren veröffentlichte er in Feilners „Aurora" sein erstes gedrucktes Gedicht auf den Tod des bremischen Astronomen Olbers. Wolfg. Menzels „Geschichte der Deutschen" führte ihn in die deutsche Altertumskunde ein und erzeugte in ihm eine große Schwärmerei für alles Urdeutsche und Heidnische, für Urnenfriedhöfe und Hünengräber. Seine erste größere, im Jahre 1845 unternommene Reise durch Mittel- und Süddeutschland bis nach Oberitalien wies ihn insbesondere auf das Studium der Kunstgeschichte hin. Sie machte aus dem Landwirt den Schriftsteller, denn heimgekehrt entwarf er seine ersten Reiseskizzen für bremische Zeitungen. Die Revolutionsbewegung von 1848 sah ihn auf der äußersten Linken, und Hand in Hand mit dem Hauptmann Böse trat er für die freiheitliche und nationale Entwicklung Deutschlands ein. Der Tod seines Vaters und die Wahl zum Rechtenflether Gemeindevorsteher führten ihn aus der Politik in die Landwirtschaft und damit in ein ruhigeres Fahrwasser zurück. Die Schrift J. G. Kohls über die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig-Holstein (1846) erschloß ihm die Bedeutung heimatlicher Forschung und regte ihn zu einem ähnlichen Werk über die Weser- und Elbmarschen an. Einige darauf bezügliche Aufsätze in Bremer Blättern und in Pletzers „Bremischem Sonntagsblatt" bilden Vorarbeiten für das spätere Marschenbuch. Doch erst das Hinscheiden seiner Mutter gab ihm die volle Freiheit, sein Leben nach eigenen, inneren Bedürfnissen

zu gestalten und seine Bildung abzuschließen: er legte sein Amt nieder, verpachtete seinen Hof und ergriff den Wanderstab.

Nach einem Aufenthalt bei Verwandten in Litauen bezog er, obwohl bereits 35 Jahre alt, die Universität Berlin, hörte bei Ritter Geographie, bei Dove Physik und Meteorologie und belegte außerdem ein geognostisches und ein botanisches Privatissimum. Ein Aufsatz über die Klosterruine in Hude (Oldenburg) im „Deutschen Kunstblatt" machte ihn mit dem Gründer dieser Zeitschrift, Franz Kugler, und dem damaligen Herausgeber, Friedrich Eggers, näher bekannt und diese führten ihn in die verschiedenen Künstler- und Dichterkneipen, auch in den berühmten „Tunnel über der Spree" ein, wo er überall seines geselligen Talents wegen ein gern gesehener Gast war. Den Sommer 1856 benutzte er zu einer Reise nach dem Schwarzwald und einem Abstecher nach Tübingen, wo er dem greisen Uhland sein dramatisches Bruchstück „Die Stedinger" vorlas und dessen Anerkennung einerntete; von da besuchte er die Schweiz und wiederum Norditalien. Während er im Jahre 1857 längere Zeit in München verweilte, verschaffte ihm der Kulturhistoriker Riehl Beziehungen zu Geibel, Heyse, Große und Bodenstedt, mit denen er auch später in freundschaftlichem Verkehr blieb. Trotz der vielen Reisen ließ A. seine heimatkundlichen Arbeiten nicht außer acht und veröffentlichte im Jahre 1857 das seinen literarischen Namen begründende „Marschenbuch". Bisher kannte er nur den Norden Italiens, im Winter 1858/59 führte er den längst gehegten Plan einer Fahrt nach Rom aus, wo er im Umgang mit dem oldenburger Maler Willers, dem bremischen Bildhauer Diedr. Kropp, dem Philologen Detleffen und dem Darwinisten Ernst Haeckel lebte und die „Colonna-Gesellschaft" mitgründen half. Nachdem er vier Jahre lang der Heimat ferngeblieben war, kehrte er 1860 dorthin zurück und verfaßte in dem weltabgeschiedenen Winkel seines Marschenhofes seine italienischen Reiseschilderungen, die, unter dem Titel „Römische Schlendertage" (1862) erschienen, einen zweiten vollen Erfolg erzielten. Der Wanderschaft müde, übernahm er wiederum das Amt eines Rechtenflether Gemeindevorstehers und blieb, abgesehen von vielen Reisen nach Süddeutschland und sehr häufigen Besuchen in Bremen, mit dem ihn viele Freundschaftsbeziehungen verknüpften, über vier Jahrzehnte lang bis zu seinem Tode auf seinem Stammsitz. Er schwelgte zurückschweifend in den

Erinnerungen seiner Reisen und Freundschaften, erfreute sich naiv der beginnenden Berühmtheit seines Namens, trat aber nur noch gelegentlich mit kleineren schriftstellerischen Werken hervor. Zwei Aufgaben beherrschten jetzt ganz sein Sinnen und Trachten: eine rein persönliche, die Umwandlung seines Marschenhofes zu einer weihevollen Stätte der Kunst, zu einem Tuskulum inmitten der Marschen, und eine soziale, die Fürsorge für seine Bauern und die kulturelle Hebung des Landes.

Die literarische Bedeutung von A. beruht fast ganz auf seinen beiden Hauptwerken, dem „Marschenbuch" und den „Römischen Schlendertagen". Das erstere, das vier stets vermehrte Auflagen erlebte, ist ein wertvolles, alle Zweige der Volkskunde berührendes Heimatbuch, das einen gleichen Rang wie etwa Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" beanspruchen darf. A. behandelt darin zunächst das Land und das Volk der Marschen im allgemeinen, dann die einzelnen Landstriche im besonderen und mehr ins Geschichtliche übergehend, sowohl unter Verwertung der Fachliteratur wie auf Grund eigener Beobachtungen und Sammlungen, stets als genauer Sachkenner und objektiver, die Schwächen des Volkscharakters keineswegs beschönigender Beurteiler, in klarer und warmherziger Sprache und mit starker, innerer Anteilnahme. Der persönliche Akzent tritt in den „Römischen Schlendertagen" bei dem Bericht eigener Wanderungen und Erlebnisse natürlich noch mehr hervor. Dem vielgelesenen, mehrfach durch Zusätze erweiterten Buch wurde in der 9. Auflage von 1896 ein Bilderanhang aus Allmers Skizzenmappe beigegeben, die 11. Auflage erschien 1904. Es ist ein zugleich unterhaltendes und belehrendes Buch, das uns das Rom der Antike, des Mittelalters und der Renaissance, mit den Augen des schwärmerischen Kunstfreundes gesehen, schildert und behaglich ausgeführte Skizzen des römischen Volkslebens entwirft. Am selbständigsten ist der Abschnitt, der die Basilikaform als Vorbild des protestantischen Kirchenbaues fordert, am eigenartigsten der „Pantheonsphantasien" überschriebene, weil er die freireligiösen Anschauungen des Verfassers mit feierlicher Beredsamkeit enthüllt. Auch als lyrischer Dichter ist A. hervorgetreten, zuerst mit einem schmalen Bändchen „Dichtungen" (1860), das meist heimische Stoffe behandelt, darunter den markigen „Friesengruß", den sentimentalen „Halligmatrosen" und das stimmungsvolle, von Brahms kompo-

nierte Lied „Feldeinsamkeit". Danach folgten die lyrischen Einlagen der Römischen Schlendertage als dichterischer Niederschlag der empfangenen Eindrücke und vermischt mit antiken Stoffen (Kleopatra, Antinous). Die religiösen Gedichte der späteren Zeit erschienen 1889 unter dem bezeichnenden Titel „Fromm und frei". Alle Gedichte wurden, durch weitere Zusätze vermehrt (darunter das durch seinen melodischen Rhythmus ausgezeichnete Lied „Heidenacht"), im fünften Bande der 1891/95 erschienenen „Sämtlichen Werke" vereinigt. Aus diesen Dichtungen spricht Schlichtheit und Reinheit der Gesinnung und ein gleichmäßig abgestimmtes Pathos, aber es fehlt an bezwingender Leidenschaft und gestaltender Formgebung. Ein Gleiches gilt von dem einaktigen Drama „Elektra", einer schwächlichen Ausführung eines Goetheschen Planes. Von seinen späteren, im ganzen nicht bedeutenden Prosaschriften sei nur die Abhandlung „Unsere Kirche, ihr Zustand und Ziel" (1865) wegen ihres mannhaften Eintretens für eine liberale Kirchenverfassung erwähnt.

Nicht die Fülle und Wucht des Gedankens, nicht die hinreißende Macht leidenschaftlichen Empfindens, sondern die Tiefe des Gemüts ist es, die uns in den Werken von A., und noch mehr in seiner Persönlichkeit, anzieht. Auch die staunenswerte Volksbeliebtheit, die er etwa seit 1880 in seiner Heimat uud in weitem Umkreis derselben bei jung und alt genoß, ist nicht bloß dem Einfluß seiner Schriften, sondern vor allem der lebendigen Einwirkung seines Wesens zuzuschreiben. Seine Erscheinung — eine breitschulterige Reckengestalt mit gewaltiger, gebogener Adlernase und blitzenden, geistsprühenden Augen — machte auf jeden einen unauslöschlichen Eindruck, und niemand, der ihm näher trat, konnte sich dem Zauber seiner gemütvollen, geselligen und menschenfreundlichen Art entziehen. Die Biederkeit und Heiterkeit seines Wesens erwuchs auf dem Grunde eines ihn ganz durchdringenden Idealismus, einer nie erlahmenden Begeisterung für Freiheit, Wahrheit und Schönheit und wurde durch einen unverwüstlichen Optimismus gestützt. Und doch muß es auch in diesem Dasein zu Zeiten eine stille Tragik gegeben haben; er entsagte der Liebe und errichtete sich schon im Jahre 1853 eine Grabinschrift, in der er sich als den „Letzten seines Stammes" bezeichnete. Wie das auch zusammenhängen mag, das fehlende Ebenmaß zwischen Körperlichem und Seelischem in ihm ist auf-

fallend: eine feine, zarte, edle Seele wohnte in einem abnormen Körper, der durch ungewöhnlich markante, in späteren Jahren direkt häßliche Gesichtszüge und den angeborenen Gaumenschaden entstellt wurde. Das ist indes das Charakteristische an A., daß dies widrige Erbteil der Natur ihn nicht zum Grübler und Pessimisten machte und in unlösliche Konflikte stürzte. Sein durch Nahrungssorgen nicht getrübtes Dasein floß vielmehr meistens im ruhigen Strome glücklicher Zufriedenheit dahin und ließ die künstlerischen Triebe seiner Begabung sich ungehemmt entfalten. So konnte er die Grundzüge germanischer Wesensart in reinster Form bewahren, die Liebe zur Heimat und daneben die Sehnsucht in die Fremde, heilige Wertschätzung des Überkommenen und doch freudige Aufnahmefähigkeit für das Neue. So lieb ihm die Heimat war, er wurde nie zum engherzigen Partikularisten (obwohl Hannoveraner, trat er 1866 für Preußen ein) und Italien war seine zweite Heimat im Geist. So sehr er das Christentum als Religion ehrte, er trat dennoch für eine freie Ausgestaltung der Kultusformen ein — er unternahm sogar selbst einmal in dem für Haeckels Sohn bestimmten Gedicht „Weihe eines jungen Erdenbürgers" den freilich mißlungenen Versuch, eine neue Taufformel zu schaffen — und der darwinistisch-biologischen Naturauffassung stand er nicht fern. Dieser wahrhaft originelle Mensch, der in jungen Jahren wegen seiner geistreichen Unterhaltung und seines herzgewinnenden Humors von Männern und Frauen verhätschelt wurde, der in vorgerücktem Alter die Jugend um sich versammelte und für die Ideale der Menschheit zu begeistern verstand, dieser Mann von starkem Gerechtigkeitssinn und sozialer Denkungsart hatte nur den einen Fehler: er war weltunkundig in den praktischen Fragen des Lebens und oft kritiklos in der Beurteilung fremder, literarischer Leistungen.

Die Heimatbewegung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts hob A. auf den Schild und Hekatomben von Ruhmesopfern wurden ihm als dem Verfasser des „Marschenbuches" dargebracht. Indem die Anhänger dieser Richtung nur das konservative Element in ihm betonten und ihn einseitig als Propheten des Heimatkultus abstempelten, verwischten sie allerdings sein wahres, geschichtliches Bild. Er selbst bemühte sich rastlos, die neue Bewegung zu fördern und nahm die ihm erwiesenen Huldigungen mit patriarchalischer Würde nur zu bereitwilligst entgegen. Er umgab sich wenig

wählerisch mit einem Kreis von nicht immer ganz ebenbürtigen Freunden, den sogenannten „Wahlneffen", von denen einige seine Gutmütigkeit schmarotzerhaft ausnutzten. Bei der Feier seines achzigsten Geburtstages wurde ihm indes auch von den ihm geistig gleich stehenden Dichtern und Freunden eine außergewöhnliche Ehrung zuteil: in dem von Ludw. Bräutigam herausgegebenen „Allmers-Buch" vereinigten sich zu seinem Andenken die Vertreter der verschiedensten literarischen Richtungen, Paul Heyse neben Mich. Georg Conrad und Karl Henckell, und eine stattliche Schar junger Heimatschriftsteller. Er starb am 9. März 1902 und wurde in der Familiengrabstätte in der Nähe seines Heims beigesetzt. Ein erratischer Block trägt sein Medaillonbild von Harro Magnussen, der auch die in der bremischen Kunsthalle befindliche Bronzebüste geschaffen hat. Lenbach malte Allmers Porträt.

Vgl. L. Bräutigam, Der Marschendichter Herm. Allmers, Oldenburg 1891. Aus dem genannten „Allmers-Buch" (Goslar 1901) sind hervorzuheben: P. Ehlers, Allmers und die Musik; G. A. Müller, Allmers in Süddeutschland; G. Pauli, Allmers und die bildende Kunst. Nekrologe aus dem Jahre 1902: E. A. v. der Weser, in den Grenzboten Bd. 61, S. 204 ff.; Arth. Fitger, in der Nation Nr. 24, S. 374; E. Kalkschmidt, im Türmer Bd. II, S. 100 u. a.

Herm. Tardel.

**Althaus**, Theodor, geb. 1822 in Detmold als Sohn eines Generalsuperintendenten, studierte in Bonn, Jena und Berlin Theologie und Philosophie und lebte darnach in seiner Vaterstadt. Er begann in jungen Jahren als liberaler theologischer Schriftsteller und endete unter dem Einfluß der Revolution von 1848 als radikal-sozialer. Um die Wende der Jahre 1844/45 wurde er Mitarbeiter an der „Weser-Zeitung" und schrieb hier eine Reihe von Artikeln gegen die pietistisch-katholische Kirchenbewegung in Preußen, in denen er größere Lehrfreiheit, Gemeindefreiheit und eine Aussöhnung des religiösen Bewußtseins mit den Ergebnissen der Wissenschaft und der Bildung der Zeit forderte. Als Dreiundzwanzigjähriger faßte er seine Anschauungen in der Schrift „Die Zukunft des Christentums" (1846), einem Buch von hoher Begabung und höchster Idealität, zusammen; sein Ziel war eine Kirche sozialer Humanität auf christlicher Grundlage. Ein beim

Verleger der Weser-Zeitung erschienenes politisches Gedicht „Rheinfahrt im August" (1846) wurde in Preußen beschlagnahmt. Ein Besuch in Bremen führte aus verschiedenen Gründen nicht zu der geplanten dauernden Verbindung mit der Weser-Zeitung, deren auswärtiger Korrespondent er aber blieb. In Leipzig, wohin er nunmehr übersiedelte, entstanden die von Otto Gildemeister mit Recht gerühmten, glänzend stilisierten „Märchen aus der Gegenwart" (1847). Seine immer stärker hervortretende Hinneigung zur demokratischen Partei führte im Jahre 1848 zu einer endgültigen, wenn auch freundschaftlichen Lösung seiner Beziehungen zur konstitutionellen Weser-Zeitung. Dafür übernahm er die Redaktion der demokratischen „Bremer Zeitung" (Anfang Juli 1848), die jedoch keinen Boden wieder gewinnen konnte und bald nach Hannover verlegt werden mußte. Ein früher Tod (am 2. April 1852) setzte seinem Wirken eine Ende. Seine hochgestimmten, idealistischen „Gedichte" erschienen noch in demselben Jahre. Er war eine edle, reichbegabte Natur, ein Aristokrat des Geistes, ein Gefühlssozialist, ein Schwärmer. Memoiren ei. Idealistin, Malvida v. Meysenbug."

Vgl. Otto Gildemeister, W. Z. 1852, Nr. 2598; F. Frensdorff, A. D. B. Bd. 1 (1875), S. 366; Friedrich Althaus, Theodor Althaus, ein Lebensbild. Bonn 1888. Tardel.

**Altmann**, Isaak Hermann Albert, geb. zu Bremen 15. August 1777, stammte aus einer Gärtnerfamilie und blieb selbst dem Berufe seiner Vorfahren treu. Nach einigen Lehr- und Wanderjahren, die er an verschiedenen Orten auswärts zubrachte, begründete er 1800 in Bremen ein Geschäft als Kunst- und Handelsgärtner. Nachdem die Abtragung der Wälle, welche die damalige Stadt umgaben, beschlossen war, berief man ihn 1803 als Sachverständigen, der die Herstellung der neu zu schaffenden Gartenanlagen leiten sollte. Bei Einverleibung Bremens in das französische Kaiserreich war die Schleifung der Befestigungen im wesentlichen vollendet. A. muß sich schnell einen Ruf als fähiger Landschaftsgärtner erworben haben, denn schon 1804 rief man ihn nach Hamburg, um dort seinen Rat für die Anlage des Fortifikationsgartens zu erteilen.

Nach Abzug der Franzosen beeilte man sich in Bremen, die letzten Reste der alten Bastionen niederzulegen, so daß A. nunmehr seine Tätigkeit als leitender Gärtner für die Wallanlagen wieder

aufnehmen konnte. Von 1820 an übernahm er auch wieder seine Arbeiten in Hamburg. In beiden Städten verfolgte die Bevölkerung sein Werk mit lebhafter Teilnahme und zollte ihm allgemein warme Anerkennung. So gebieterisch auch die Neuzeit Platz für ihre rasch wachsenden Bedürfnisse verlangte, so sind doch noch große Teile von Altmanns Anlagen fast unverändert erhalten. Insbesondere in Bremen ist die Hauptstrecke, von der Weser am Altenwalle bis zum Stephanitore, in ihrem wesentlichen Bestande so geblieben, wie sie A. geschaffen hatte. Eifersüchtig wacht man darüber, daß das überlieferte Erbe an städtischem Gartengrund nicht verkleinert wird.

A. wird als ein schlichter, einsichtiger und wohlwollender Mann, ein treuer Bürger seiner Vaterstadt, ein liebevoller Familienvater geschildert. Er starb am 15. Dezember 1837. — 1877 hat man, gelegentlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, in den Bremer Wallanlagen zu seinem Gedächtnisse seine Büste aufgestellt.

(W. Z. 10984 [15. Aug. 1877]; Abh. Nat. Ver. X, 421.)

W. O. Focke.

**Andrée**, Karl, geb. 20. Oktober 1808 in Braunschweig, gest. 10. August 1875 in Wildungen, der als Geograph und Publizist sich ein ausgezeichnetes Ansehen erworben hat, ist auf seiner unruhigen Lebenswanderung zweimal ein paar Jahre in Bremen tätig gewesen. In den Jahren 1846 und 1847 redigierte er die „Bremer Zeitung", der er doch das durch die Weser-Zeitung ihr verloren gegangene Ansehen nicht wieder zu verschaffen vermochte. Im Herbst 1851 kehrte er wieder hierher zurück und übernahm die Redaktion des neu begründeten „Bremer Handelsblattes", dessen Leitung er bis Ende September 1853 behielt. Wie der im September 1851 erfolgte Beitritt Hannovers zum Zollverein einer der Beweggründe für die Begründung des Blattes gewesen war, so bildete die Frage, ob auch Bremen sich dem Zollverein anschließen solle, einen von dem Blatte, und insbesondere, wie es scheint, von A. mit Vorliebe behandelten Gegenstand. Wenn er darüber in einen Gegensatz gegen die führenden Männer des bremischen Kaufmannsstandes geriet, und deshalb schon abermals nach zwei Jahren das Feld wieder räumte, so ist doch gewiß, daß seine geistvolle Persönlichkeit einen belebenden Einfluß in Bremen geübt hat, der noch nach zwei Jahrzehnten zu spüren war.

Victor Hantzsch in d. A. D. B. 46, S. 12ff. Bippen.

**Arens**, Dr. Thomas Heinrich, Redakteur, wurde am 29. Mai 1817 in Bremen geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er in Bonn und Berlin Philosophie und Philologie. Nach kurzer Tätigkeit als Hauslehrer wurde er — vermutlich auf Veranlassung von Nikolaus Delius und Prof. Menke — 1843 als leitender Redakteur an die zu gründende Weser-Zeitung berufen. Unter Verzicht auf Ausübung seiner dichterischen Neigungen (vgl. Pletzers „Bremer Sonntagsblatt", 2. Jahrg. 1854) widmete er sich in seiner neuen Stellung als Journalist ausschließlich der Politik. Im ersten Leitartikel der Zeitung vom 1. Januar 1844 entwickelte er sein Programm: „die Einheit ist den Zuständen anzupassen nach dem Leben, nicht nach Systemen". Leider setzte schon am 10. November 1850 eine Unterleibsentzündung seinem Leben und Schaffen ein allzufrühes Ziel.

(O. Gildemeister) W. Z. Nr. 2158 vom 11. November 1850. M. Lindemann, W. Z. Nr. 16913 vom 31. Dezember 1893 und 16914 vom 1. Januar 1894. A. Lonke.

**Arnold**, Karl Julius, Lehrer und Schriftsteller, geboren am 5. Juli 1805 in Bremen, gestorben am 11. Oktober 1888 ebenda, 1830 Kandidat der Theologie, 1832 Dr. phil., von 1834 an in seiner Vaterstadt als Lehrer tätig, in seiner letzten Zeit auch Besitzer einer Leihbibliothek für Kinder, veröffentlichte 1834 einen „Geographischen Leitfaden über Deutschland für höhere Töchterschulen", 1841 ein „Weltgeschichtliches Panorama der letzten fünf Jahrzehend" (3 Teile), 1851 das „historische Lesebuch": „Rundschau der neuesten Zeit. Von Napoleons Sturz 1815—1848 excl.", 1867, 1870, 1873—76 sechs Sammlungen von Skizzen aus der Welt- und Literaturgeschichte unter dem Namen: „Literar-historische Bilder", die letzte mit dem Spezialtitel: „Geschichtliche Gedenktage I. Quartal" als den Anfang eines „Hausbuchs für jeden Tag des Jahres", das er vom April 1885 bis zum März 1886 als Monatsschrift mit dieser Bezeichnung durchführte, und von 1886 bis an sein Lebensende die allgemeiner gehaltene „compilatorische Monatsschrift": „Panorama des Wissens und der Fortbildung oder Gedenkblätter zur Beförderung der Erbauung, Belehrung und Erheiterung." Andere Schriften geschichtlichen oder literarhistorischen Inhalts werden in Kürschners „Deutschem Litteratur-Kalender" auf 1888 angeführt, auch eine Übersetzung aus

dem Englischen: „Florenz und Marie“ und ein Drama: „Sardanapal.“ Großen Wert besitzt seine im wesentlichen kompilatorische literarische Produktion nicht, aber er hat doch dadurch wie durch seine sonstige Tätigkeit in mancher Weise förderlich gewirkt.

Seedorf.

**Backhaus**, Wilhelm Emanuel, geboren 26. März 1826 zu Petershagen in Westfalen als Sohn eines Apothekers. B. mußte äußerer Verhältnisse wegen auf seinen Wunsch verzichten, Kameralia und Philosophie zu studieren, und widmete sich dem Kaufmannsstande. Nach vielseitiger Tätigkeit in binnenländischen und überseeischen Geschäften gründete er in Bremen, wo er seit 1846 seinen Aufenthalt genommen, 1854 ein eigenes Geschäft. War von 1858 bis 1866 Mitglied der bremischen Bürgerschaft und wurde in viele Deputationen gewählt. Lebte in den letzten zehn Jahren vor seinem Tode als Privatmann mit wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten beschäftigt. Starb am 27. Februar 1896.

Da B. der gelehrte oder literarische Beruf, wozu ihn Anlage und Neigung bestimmten, verschlossen war, so erwarb er sich durch angestrengtes Selbststudium neben einer philosophischen und ästhetischen Bildung vielseitige nationalökonomische Kenntnisse. Hauptsächlich hat auf ihn gewirkt das „System der Weltökonomie“ (1850. 2. Aufl. 1884—86) von K. Marlo (Pseudonym für K. Winkelblech, Professor an der höheren Gewerbeschule in Kassel), einem gemäßigten Sozialisten und Bekämpfer des Dogmas von den Segnungen der unbeschränkten Konkurrenz. B. beruft sich häufiger auf ihn als seinen Lehrer und Freund.

Als es sich 1858 um Einführung der Gewerbefreiheit in Bremen handelte, schrieb B. im Auftrage der Gewerbekammer eine größere Broschüre „Schutz der Arbeit! Schutz der Freiheit! Ein Beitrag zur Lösung der Gewerbefrage“. Der Kampf wurde von beiden Parteien weniger von praktischen Gesichtspunkten als von allgemeinen Prinzipien aus geführt: denn über die Reformbedürftigkeit der Zunftverhältnisse waren die Gegner sich einig. Die Bürgerschaft beschloß Aufhebung aller Zünfte und Innungen. Aber die spätere Entwickelung des gewerblichen Lebens hat B. darin Recht gegeben, daß die völlige Freigabe des Gewerbebetriebes und die dadurch verursachte Vermehrung ökonomischer Güter den Konsumenten und Produ-

zenten nicht den gleichen Vorteil bringen werde. Zur publizistischen Vertretung seiner gewerbepolitischen Ansichten gründete er 1859 unter Mitwirkung der Gewerbekammer die Zeitschrift „Norddeutsche Hansa", die 1864 zu erscheinen aufhörte.

Schon in seinem „Schutz der Arbeit" bekämpfte B. entschieden die Theorien des politischen Liberalismus sowie den nationalökonomischen Grundsatz des laissez-faire, laissez-aller. Ein ebenso leidenschaftlicher Bewunderer des Fürsten Bismarck wie leidenschaftlicher Bekämpfer der Fortschrittspartei und der Sezessionisten, deren Häupter er in der „Geschichte der Troglodyten" (1885) in einer Weise verspottet hat, die über das dem Satiriker erlaubte Maß hinausgeht, verlangte er in „Der Liberalismus. Fürst Bismarck und die Parteien" (2. Aufl. 1883) und in „Schutt und Aufbau" (1886) die Bildung einer nationalen Reformpartei zur Unterstützung der Zoll-, Kolonial- und Sozialpolitik der Reichsregierung.

Später wandte er sich im Anschluß an Flürscheim der Bodenbesitzreformfrage zu („Allen die Erde." 1893. „Vom rechten Staate." 1894).

Seine dichterische Begabung sowie seine Begeisterung für die Poesie und die Kunstprinzipien Schillers kommt in einer Anzahl von Schriften aus dem Gebiete der Kunst- und Lebensphilosophie zum Ausdruck, ferner in vielen formschönen epischen, dramatischen und lyrischen Dichtungen.

Die bedeutendste unter den ästhetischen Abhandlungen ist wohl die „Über das Wesen des Humors" (1894). Ebenso günstig wie diese kunstphilosophische Betrachtung wurden die beiden Bände „Vom Baume der Erkenntnis" (1893) aufgenommen, mit denen etwa gleichzeitig die zwei unten unter Nr. 6 u. 7 aufgeführten Schriften ähnlichen Charakters erschienen sind. B. entfaltet in ihnen dem Leser in geistreichen Aphorismen die Ideenwelt, worin er lebte und die er gern zur Wirklichkeit in Gegensatz setzt, bald fremde Gedanken verarbeitend, bald die seiner eigenen Weltanschauung angehörigen in eindrucksvoller Sprache ausprägend.

Schriften (außer den bereits aufgeführten): 1. Zur Kritik der modernen Kunst (Vortrag im Künstlerverein gehalten) 1856. 2. Zum Gedächtnis Schillers 1860. 3. Ein Lob- und Preisgesang 1881. 4. Hausaltäre 1883. 5. Liberalismus und Nationalismus 1884. 6. Christliche Weisheit aus der vorchristlichen

Zeit 1887. 7. Samenkörner für Geist und Herz 1888. 8. Odinskinder 1889. 9. Verhängnisvolle Botschaft 1889. 10. Heilsbronnen 1889. 11. Sittliche oder ästhetische Weltordnung 1894. 12. Literarische Essays 1895.

A. Kühtmann.

**Barkhausen**, Justus Friedrich Wilhelm, Sohn des Folg., geb. in Bremen am 30. Juni 1840, gest. in Bremen am 20. Mai 1896. Nach Absolvierung des hiesigen Gymnasiums Ostern 1859 besuchte er die Universitäten Heidelberg, Berlin und Göttingen zwecks Studiums der Jurisprudenz, promovierte in Göttingen und ließ sich 1863 in Bremen als Rechtsanwalt nieder. Von 1869—1871 Syndikus der Handelskammer, dann Notar, ward er im Juni 1872 zum Richter, im Juni 1885 zum Landgerichtsdirektor gewählt. Sein Hauptinteresse galt seinem juristischen Lebensberuf, der ihn einerseits infolge der praktischen Beschäftigung mit dem Bremischen Partikularrecht rechtshistorischen Studien zuführte (seit 1882 gehörte er dem Vorstande der historischen Gesellschaft an) und ihn andererseits als früheren Syndikus der Handelskammer und späteren Vorsitzenden einer Kammer für Handelssachen auch den modernen Strömungen auf dem Gebiete des Handels und Seerechts folgen ließ. Sein früher Tod riß eine empfindliche Lücke in das Richterkolleg. Schriftstellerisch hat er sich, außer in mehreren Aufsätzen zivilprozessualen Charakters in Bd. 26—28 (1882—1884) von Gruchots Beiträgen und einem handelsrechtlichen in Goldschmidts Zeitschrift Bd. 30 (1884), betätigt in dem Aufsatz im Brem. Jahrb. Bd. 18 (1896): Die Haftung des Verkäufers von Vieh für Fehler des verkauften Tieres nach Bremischem Recht (ordel 55 von 1433).

F. von Spreckelsen.

**Barkhausen**, Philipp Georg Karl Erhard, geb. zu Huntlosen (Oldenburg) am 16. Januar 1798, gest. zu Bremen am 13. Juni 1862, war von Jugend auf schwächlich, führte jedoch unter vielen Einschränkungen und Entbehrungen seinen Plan, zu studieren, durch. Er besuchte die Schule zu Bückeburg und die Universität Göttingen, an der er im März 1819 die medizinische Doktorwürde erwarb. Er schloß dann seine Studien zu Würzburg und Berlin ab. Im Jahre 1820 ließ er sich als Arzt in Bremen nieder, wo er alsbald in näheren Verkehr mit Olbers und Albers trat. Als nun mit dem Schlusse des Jahres 1820 Olbers seine

Praxis niederlegte und als dann wenige Monate später Albers starb, wandte sich ein beträchtlicher Teil der von ihnen, namentlich der von Albers behandelten Kranken an B. Auf diese Weise eröffnete sich ihm früh ein ansehnlicher Wirkungskreis. 1823 wurde er zum zweiten behandelnden Arzte am Krankenhause ernannt. Erst als das Krankenhaus weit hinaus in die östliche Vorstadt verlegt wurde, legte er 1850 seine Tätigkeit an der Anstalt nieder. 1849 wurde er zum Mitgliede des Gesundheitsrates ernannt.

Der Schwerpunkt von Barkhausens Lebensarbeit liegt in seinem Wirken als praktischer Arzt. Umfassende Kenntnisse, ein ruhiges, sicheres Urteil und eine warme freundliche Teilnahme befähigten ihn in ungewöhnlichem Maße für die ärztliche Berufstätigkeit. Jedem Krankheitszustande wußte er interessante Seiten abzugewinnen; im Umgange empfing jeder von ihm den Eindruck persönlichen Wohlwollens. — Auf seine Anschauungen übten Albers, Olbers und G. R. Treviranus einen bestimmenden Einfluß aus; mit den beiden letztgenannten Gelehrten verkehrte er vielfach bis zu ihrem Tode und war bei ihren eigenen Erkrankungen ihr ärztlicher Ratgeber. Im Kreise der Berufsgenossen wirkte er stets vermittelnd und versöhnend, indem er den Geist der Humanität und Kollegialität mit einem schonenden, aber nach allen Seiten hin gerecht urteilenden Wohlwollen pflegte.

Nach Albers Tode gab B. das hinterlassene zweite Heft von dessen Icones heraus. 1828 erschien von ihm eine selbständige Schrift über den Säuferwahnsinn. Es ist dies eine treffliche Arbeit, welche von den Fachmännern noch nach Jahrzehnten zu den besten Werken über die genannte Krankheit gezählt wurde. An den Verhandlungen der 1844 in Bremen tagenden Naturforscher-Versammlung, beteiligte er sich lebhaft; alle seine Äußerungen verraten den erfahrenen und denkenden Arzt. Er lieferte damals für die Biographischen Skizzen zwei vortreffliche Beiträge über Olbers und G. R. Treviranus. Als 1860 und 1861 beim Bau der jetzigen Börse der Boden in beträchtlichem Umfange umgewühlt und abgetragen wurde, verfolgte er mit großem Interesse die Ergebnisse dieser Ausgrabungen. Es wurden vorzüglich Mauerfundamente und große Mengen menschlicher Gebeine gefunden. B. schrieb darüber einen Bericht nieder, welcher nach seinem Tode, unter Weglassung einiger nicht recht haltbaren Erklärungsversuche, im Bremischen Jahrbuche, Bd. I, abgedruckt worden ist.

C. Stachow in W. Z. v. 20. Juni 1862; W. O. Focke in Festgabe, S. 268.

W. O. Focke.

**Barth**, Wilhelm Theodor, Dr. jur., geb. in Duderstadt am 16. Juli 1849, gest. am 2. Juni 1909 in Baden-Baden, zog 1853 mit seinem Vater, dem Apotheker Carl B. nach Bremerhaven, war nach beendeter juristischer Ausbildung ein Jahr Rechtsanwalt in Bremen, seit 1872 Amtsassessor in Bremerhaven und von 1876 bis 1883 Syndikus der Handelskammer in Bremen. Als solcher war er beteiligt an den Arbeiten der 1878 vom Bundesrat eingesetzten Tabakenquetekommission und der Reichskommission für die Revision des Zolltarifs im Winter 1879, in der er, zunächst einem Hamburger Senator beigeordnet, nach dessen baldiger Erkrankung die Hansestädte allein vertrat. In den folgenden Jahren führte er einen scharfen Kampf gegen den Tabakmonopolplan des Fürsten Bismarck, namentlich auch im Reichstage, dem er seit 1881 für Gotha angehörte. Als es sich nun im J. 1883 ergab, daß das dem Reichskanzler unbequeme Auftreten des Syndikus B., die Stellung Bremens bei der Reichsregierung zu schädigen im Begriffe sei, erbot sich B. sofort im Interesse der Sache, in der Bremen nicht nachgab, seine Person zurückzustellen und sein Amt niederzulegen, unter gleichzeitigem Verzicht auf seine besoldeten Nebenämter als Reichsbankkommissar und Generalsekretär der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Er zog nach Berlin, wo er die „Nation" gründete, eine Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur, die alsbald das führende Organ der Linksliberalen wurde und die Mitarbeit freiheitlich gesinnter Männer Deutschlands, wie Ludwig Bamberger, Theodor Mommsen, Otto Gildemeister, Alexander Meyer, Haenel, Virchow, Brentano, sowie auch gleichgesinnter Ausländer in reichem Maße gefunden hat. B. trat im Reichstage nach seiner ersten Wahl 1881 der Liberalen Vereinigung bei, die sich 1880 (auch bekannt als „Sezessionisten") von der Nationalliberalen Partei abgezweigt hatte und sich 1884 mit der Fortschrittlichen Partei zur Deutsch-freisinnigen Partei vereinigte. Bei der Reichstagswahl 1884 unterlegen wurde B. 1885 in der Nachwahl für den schlesischen Wahlkreis Hirschberg-Schönau gewählt, den er bis 1898 vertrat. Als 1893 die Deutsch-freisinnige Partei sich spaltete in die Freisinnige Volkspartei und die Freisinnige

Vereinigung war B. Mitbegründer der letzteren. 1901—1903 vertrat er den Wahlkreis Schweinitz-Wittenberg im Reichstage. Im preußischen Abgeordnetenhause war er 1898—1903 Vertreter für Kiel. B. war für das öffentliche Leben glänzend befähigt durch große Arbeitskraft, vielseitiges Wissen und Gewandtheit seiner Rede wie seines geschriebenen Wortes. Begeistert für seine Überzeugung setzte er, ein vornehmer und zuverlässiger Charakter, seine letzte Kraft ein, um sie unerschrocken und selbstlos zu verfechten. In den achtziger Jahren ausgesprochener Individualist, vertrat er in den letzten zehn Jahren seines Lebens mehr und mehr die Auffassung, daß nur durch eine große demokratische Bewegung, bei gemeinsamer Taktik des Freisinns und der Sozialdemokratie, eine freiheitliche Gestaltung der deutschen politischen Verhältnisse erreichbar wäre. Nach der Bildung des Bülow-Blocks 1907 gab er seine „Nation" auf, sich zugleich auf eine Erholungsreise nach den Vereinigten Staaten von Amerika begebend, wo er schon früher wiederholt auf ausgedehnten Studienreisen reiche Anregungen gefunden hatte. Nach seiner Rückkehr fesselten ihn von neuem politische Kämpfe um das Reichsvereinsgesetz und die Reichsfinanzreform sowie die Gründung der „Demokratischen Vereinigung", auf deren erstem Parteitage er, kurz vor seinem Tode, seine Kur unterbrechend, noch einmal voller Zuversicht referierte. Die Harvard University hatte ihn 1907 zum Ehrendoktor ernannt als „representative of German democratic idealism". J. Rösing.

**Bastian**, Philipp Wilhelm Adolf, geb. zu Bremen am 26. Juni 1826, war ein Sproß einer kinderreichen Kaufmannsfamilie. Nach Vollendung seiner medizinischen Universitätsstudien begab er sich 1851 als Schiffsarzt auf Reisen, und zwar zunächst nach Australien. Von dort wandte er sich nach Amerika (Peru, Westindien, Mexiko, Kalifornien), dann nach Asien (China, Indien, Euphratländer, Syrien) und endlich nach Afrika (Kapland, tropische Westküste). Erst 1858 kehrte er nach Bremen zurück, wo er in größter Abgeschlossenheit sich mit der Bearbeitung von Reiseergebnissen beschäftigte. Er vollendete hier 1859 sein Buch „Ein Besuch in Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Kongo" und 1860 ein großes dreibändiges Werk „Der Mensch in der Geschichte".

Mit seiner plötzlichen Abreise nach Süd- und Ostasien im Jahre

1861 haben seine Beziehungen zu Bremen ziemlich vollständig aufgehört. Allerdings blieb er mit Hartlaub (s. diesen) in Verbindung; auch schickte er dem Naturw. Vereine 1870 auf Wunsch eine Arbeit „Zur Kenntnis vorgeschichtlicher Altertümer" zur Veröffentlichung (Bd. II. 161—190) ein. Für seine weitgesteckten wissenschaftlichen Ziele konnte er indes innerhalb Deutschlands nur in Berlin den geeigneten Boden finden. Das spätere Leben Bastians tritt daher aus dem Rahmen einer Bremischen Biographie vollständig heraus.

1866 ließ er sich als Privatdozent in Berlin nieder. Hier beteiligte er sich lebhaft an allen Bestrebungen und Vereinigungen, welche der Länder- und Völkerkunde dienten; 1869 begann er gemeinsam mit dem Afrikaforscher Robert Hartmann die Herausgabe der erfolgreichen „Zeitschrift für Ethnologie". Sein Hauptziel war aber die Begründung des Berliner Museums für Völkerkunde, welches 1886 wirklich eröffnet werden konnte. Weite Reisen führten ihn von Zeit zu Zeit wieder in die verschiedensten Länder der Erde. Nach jeder Reise war er schriftstellerisch außerordentlich tätig; in seinen zahlreichen und zum Teil sehr umfangreichen Werken ist ein unermeßlicher Wissensstoff aufgespeichert.

Völkerkunde und vor allen Dingen Völkerpsychologie waren sein eigentliches Arbeitsgebiet. Als wichtigste Hilfsmittel sammelte er alle Dinge, die er von ursprünglichen Werken, Geräten und Schmucksachen der Naturvölker bekommen konnte. Seine späteren Reisen verfolgten ganz besonders Sammelzwecke.

B. trat seine letzte Reise an, als er bereits tief im Greisenalter stand. Er starb zu Port of Spain auf der Insel Trinidad am 3. Februar 1905.

Gemeinverständlich und volkstümlich sind Bastians Schriften nicht. Wohl aber ist sein Museum für Völkerkunde geeignet, in den weitesten Kreisen Aufmerksamkeit und allgemeine Anteilnahme zu erwecken. Sein Bildnis findet sich u. a. in der unten angeführten Mitteilung von Wolkenhauer.

K. v. Steinen in Zeitschr. Gesellsch. f. Erdk. 1905, S. 156; Wolkenhauer u. Buchenau in Abh. Nat. Ver. XVIII, S. 498—506.

W. O. Focke.

**Benque**, Franz Wilhelm, Landschaftsgärtner, geb. 24. Februar 1814 in Ludwigslust, Mecklenburg-Schwerin, gestorben in Bremen, 1. Nov. 1895, kam nach einem wechselvollen Lebensgange

— er hatte in den Unruhen des Jahres 1848 seine Heimat verlassen und sich in den Staaten von Nord-Amerika eine Existenz geschaffen — 1865 nach Bremen, um sich an dem Wettbewerb für die Anlage des Bürgerparks zu beteiligen. Sein Projekt, zu dem sein Freund, Architekt Karl Gildemeister, eine schöne perspektivische Ansicht gezeichnet hatte, war siegreich. Es war in dem Sinne der damals in Newyork u. Boston entstehenden großen landschaftlichen Stadtparks gehalten, weite Wiesen mit zerklüfteten Waldrändern und luftigen Fernsichten, mit malerischen Wasserzügen und großzügiger Linienführung der Wege. Mag B. an jenen Anlagen mit gearbeitet oder nur seine Kunst an ihnen gereift haben, genug, er schuf für Bremen ein Meisterwerk. Seine knorrige Persönlichkeit, ein starkes Selbstgefühl, seine meist gutmütige, zu Zeiten aber scharfe Ironie, machten ihm viele Freunde, aber auch Gegner, wo er mit harten Köpfen zusammenstieß. Oft, bei Unstimmigkeiten mit den Vorständen des Parkvereins, trug er seine Sache in die Öffentlichkeit und verfocht sie mit behaglich ausgreifender Begründung. Sein Werk, seine große künsterische Aufgabe ging ihm über alles. Schon einmal hatte er im Groll sein Amt als Parkdirektor niedergelegt und sich ausschließlich seinen zahlreichen Privataufträgen gewidmet: Gärten, Neuanlagen oder Umgestaltungen von Landgütern in Oberneuland, in Horn und an der Lesum. Die Aussöhnung erfolgte nach kurzem Interregnum eines auswärtigen Kollegen. Man bot B. eine erhebliche Gehaltserhöhung, aber er lehnte sie ab. „Später, wenn die Finanzlage es erlaubt." Aber im Jahre 1884 erfolgte ein zweiter Riß, der nicht wieder heilen sollte. Der Parkverein billigte das Vorgehen seines Vorstandes, wenn auch die Sympathie der Bremer für den Mann und sein Werk sich in Dankadressen äußerte, die mit Tausenden von Unterschriften bedeckt waren. An der Börse wurden in kurzer Zeit dreißigtausend Mark gezeichnet als Ehrengabe für den scheidenden Künstler, der nun nach Hamburg übersiedelte.

In Hamburg war B. das Glück nicht günstig. Sein einziger Sohn wurde als Amerikaner aus Hamburg ausgewiesen, und als man später die Ausweisung rückgängig machte, waren Haus und Geschäft bereits verkauft, verschleudert. B. kehrte mit seiner Familie 1891 nochmals nach Bremen zurück. Den Bürgerpark leitete jetzt sein ehemaliger Gehilfe, und obgleich B. amtlich ausgeschaltet blieb,

nahm man doch unter der Hand Veranlassung, gelegentlich seinen Rat einzuholen. So ist von ihm noch die Anordnung der beiden baumbestandenen Hügel hinter dem Parkhause, welche den Blick auf die Wiesen kulissenartig umrahmen.

Der achtzigste Geburtstag 1894 brachte B. noch einmal viele Beweise der Freundschaft und Anerkennung, unter anderen Ehrengaben auch eine Weinspende des Senats aus dem Ratskeller. Aber sein Groll blieb mit ihm verwachsen. B. starb im folgenden Jahre, nicht lange darauf auch seine Witwe und seine Tochter.

Unter Benques Werken sind die beiden bremischen Friedhöfe in Walle und am Rhiensberg hervorzuheben, ferner die Parkanlagen für Baron Knoop an der Lesum und die Familien Fritze und Iken in Oberneuland.

Ein gutes Bildnis Benques in „Bremen u. s. B." S. 569.

Gildemeister.

**Berck**, Theodor, geb. am 14. September 1784 in Bremen als Sohn des Kaufmanns, später Senators, Hermann B., studierte zuerst am Gymnasium illustre, seit 1805 in Göttingen und Heidelberg Rechtswissenschaft und Geschichte, promovierte 1808 in Göttingen, ging in demselben Jahre nach Paris, um französische Sprache und französisches Recht zu studieren, kehrte dann auf kurze Zeit nach Göttingen zurück und ließ sich im Herbst 1809 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Nach Einverleibung Bremens in das französische Kaiserreich (Dezember 1810) setzte ihn seine gute Kenntnis der französischen Sprache in den Stand, die Einführung des französischen Rechts praktisch und literarisch zu erleichtern. Später nahm er eifrig teil an den Bürgerkonventen, wurde 1818 zum Staatsanwalt, und 1821 zum Senator gewählt. Nach Trennung der Justiz von der Verwaltung trat er 1849 in das neugebildete Richterkollegium über. Er starb am 17. Februar 1850.

B. hatte sich eine zu seiner Zeit seltene rechtsgeschichtliche Bildung erworben und verfügte über eine gute Darstellungsgabe. Seine zwei Hauptwerke „Geschichte der westfälischen Femgerichte" und „Über das bremische Güterrecht der Ehegatten", von denen das letztere für den bremischen Rechtshistoriker noch heute unentbehrlich ist, standen bei ihrem Erscheinen durchaus auf der Höhe der damaligen Wissenschaft.

In dem ersteren hat B. die Femgerichte gegen die Entstellungen

späterer Schriftsteller in Schutz genommen. „Sie werden stets in den Annalen des vaterländischen Mittelalters eine Erscheinung bleiben, in welcher der Freund der Wahrheit, wenn er den rechtlichem Zustand früherer Jahrhunderte, selbst den der Zeitgenossen dagegen hält, den Keim einer höheren Kultur nicht verkennen kann. Denn trotz ihrer Mißbräuche sind sie wahrlich den Zeitgenossen, gleich wie den nachfolgenden Geschlechtern von dem entschiedensten Nutzen gewesen. Sie waren es, die während jener unglücklichen Epoche der Feudalanarchie noch einen andern Kodex als den des Faustrechts praktisch machten. Sie waren es endlich, die zuerst, durch die energische Vollziehung ihrer Urteilssprüche, der richterlichen Gewalt den ihr bis dahin gefehlten Nachdruck, mächtiger oft, als des römischen Bischofs Bannstrahl, zu geben wußten, und hierdurch zuerst ein wirkliches Strafrecht geltend machten."

Im „Bremischen Güterrecht der Ehegatten" sucht B. den innigen Zusammenhang des Bremischen Rechts in den Statuten mit den germanischen Institutionen nachzuweisen, sowie die Übereinstimmung der Gerichtspraxis mit der richtigen Auslegung der Statuten und ihren Abweichungen davon darzustellen. Er bekämpft darin die zu seiner Zeit herrschende Theorie, die dem ehelichen Vermögensverhältnis (Samtgut) eine Gütergemeinschaft mit Gesamteigentum zugrunde legte und ersetzte sie durch die andere, welche nach seiner Meinung allein mit den Statuten von 1433 übereinstimme, daß jeder Ehegatte während der Ehe Eigentümer seines Vermögens bleibe. Die Rechtsprechung adoptierte allmählich die Berckschе theoretische Konstruktion und kam dabei zu Entscheidungen, die von den früheren, auf die ältere Theorie gestützten abwichen.

Schriften. 1. Die französische Wechselordnung verglichen mit den Wechselordnungen Bremens und Hamburgs nebst einer historisch-dogmatischen Einleitung (in Gemeinschaft mit Dr. Diedrich Meier herausgegeben). Bremen. J. G. Heyse. 1811. 2. Napoleons Disziplinargesetz für die Advokaten, aus dem Französischen übersetzt mit einigen Anmerkungen und dem beigefügten Grundtext. Bremen. J. G. Heyse. 1811. 3. Geschichte der westfälischen Femgerichte usw. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Reichs- und Justizverfassung in den mittleren Zeiten vor, unter und nach Karl dem Großen. Bremen. Wilh. Kaiser. 1815. 4. Über das bremische Güterrecht der Ehegatten mit besonderer Rücksicht auf die Schuldenzahlung und

das sog. beneficium abdicationis der Witwe, zunächst nach den reinen Grundsätzen der Statuten im Zusammenhange mit dem älteren germanischen Recht.

Handschriftlich hinterließ B. Memoiren 1784—1814 u. eine kurze Übersicht über die Zeitereignisse von 1814—1849. S. Wätjen, Br. J. XXIII. S. 131 ff. A. Kühtmann.

**Berg**, Friedrich Rudolph Theodor, geb. 12. April 1823 in Göttingen, gest. 29. November 1883 in Hannover. Von 1860 bis 1873 Wasserbaudirektor in Bremen. B. absolvierte in Göttingen das Gymnasium, studierte in den Jahren 1843—1846 in Göttingen und in Hannover, trat 1846 bei den kurhessischen Bahnbauten unter dem belgischen Ingenieur Splingaard in die Praxis. 1847 machte er Vorarbeiten für die Hannoversche Südbahn, bestand 1848 die erste, 1849 die zweite Staatsprüfung für das Baufach in Hannover. 1850 wurde er Stadtbaumeister in Emden und trat 1857 wieder zur Hannoverschen Staatseisenbahn über. Am 1. Juni 1860 wurde B. zum Wasserbaudirektor in Bremen ernannt. 1873 übernahm er die Stelle eines Direktors bei der Altenbekener Bahn, die er aber bereits 1874 wieder niederlegte. Mai 1875 übernahm B. die Stelle eines Stadtbaurates in der Stadt Hannover, in der er bis zu seinem Tode verblieb.

Von den während seiner Tätigkeit als Wasserbaudirektor in Bremen ausgeführten Bauten sind hervorzuheben: die Entwässerung des Blocklandes durch eine in Wasserhorst errichtete damals mustergültige Schöpfanlage, die durch ihre Konstruktion und ihre Größe allgemeine Anerkennung gefunden hat, die Eisenbahnbrücke und die Brücke über den Sicherheitshafen, das städtische Wasserwerk und die von Bremen ausgeführte Langwedel-Ülzener Eisenbahn. Die Schöpfanlage in Wasserhorst, die mit Fiynjeschen Kastenpumpen ausgerüstet war, ist in ihrer ursprünglichen Anlage bis zum Jahre 1882 im Betriebe gewesen, dann wurde sie umgebaut und mit zwei Kreiselpumpen ausgerüstet.

B. war ein energischer und vielseitig gebildeter Techniker, der sich in Bremen eine ausgezeichnete Stellung zu verschaffen gewußt hat. Sein Abgang im Jahre 1873 ist darauf zurückzuführen, daß die Bürgerschaft eine vom Senate für ihn beantragte Gratifikation, wegen seiner außerordentlichen Leistungen beim Bau der Langwedel-Ülzener Eisenbahn, abgelehnt hatte.

B. ist vielfach literarisch tätig gewesen, Veröffentlichungen über die von ihm in Bremen ausgeführten größeren Bauten sind in der Zeitschrift des Hannoverschen Architekten- und Ingenieur-Vereins enthalten, Jahrgang 1865, 1866, 1869, 1880 und 1883.

Bücking.

**Berger**, Michael Franz, Maler, stammte aus Wien, war 1794 geboren. Im bremischen Adreßbuch erscheint er von 1824 bis 1839 als Zimmer- und Dekorationsmaler. Er hat 1828 auf drei Blättern in Aquarell die Innenansicht der alten Wittheitsstube (später Obergerichtsstube, abgebrochen 1909) mit der Schürmauschen Täfelung und den Kaiserbildern dargestellt (Histor. Museum). Bezeichnet: M. Berger 1828. Ferner ist von ihm bekannt eine Ansicht von Bremerhaven, Lith., 34:48, l. u. bez.: gez. von M. F. Berger.

Hurm Manuskr. Joh. Focke.

**Berger**, Wilhelm, Novellist, geb. am 21. Januar 1833 in Barmen als Sohn eines Fabrikanten, widmete sich 1848 in Bremen dem Kaufmannsstande, ging 1853 nach Neuyork, gründete 1855 in Cincinnati eine deutsche Musikalienhandlung und trat, da er diese nach zwei Jahren aufgeben mußte, in das Geschäft eines Bostoner Musikalienverlegers ein. Der Bürgerkrieg führte ihn 1862 nach Deutschland zurück, wohin er Frau und zwei Kinder mitbrachte. Er ließ sich nun dauernd in Bremen nieder, lag wieder kaufmännischen Geschäften ob und trat erst im Jahre 1878, von der Lust des Fabulierens unwiderstehlich getrieben, mit der Novelle „Elementare Gewalten" in Hallbergers Romanbibliothek als Schriftsteller auf. Er versuchte sich, aber ohne Erfolg, im Versepos („Von den Inseln und aus See", 1882) und im Lustspiel („Das Trauerspiel", 1884); sein eigentliches Gebiet, auf dem er eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltete, blieb die Novelle. Fast sämtliche Familien- und schöngeistigen Monatsblätter brachten Novellen von ihm, so die Gartenlaube, Daheim, Deutsche Rundschau, Westermanns Monatshefte, Vom Fels zum Meer, Über Land und Meer, Illustrierte Zeitung, Universum, Deutsche Dichtung u. a. Wir verzeichnen von seinen annähernd 100 Novellen nur die in Buchform erschienenen Sammlungen: „Opfer des Krieges" (1883), „Vom Markt des Lebens" (1887), „Allerlei Schicksale" (1887), „Aus stillen Winken" (1889), „Daheim und draußen" (1894) und „Von Glück

und Leid" (1898). In Kürschners Bücherschatz erschienen außer einem Wiederabdruck der „Elementaren Gewalten" die Erzählungen „Das Jungfernstift", „Phantasus", „Schuld" und „Undine". Auch die humoristische Geschichte „Knurrhase" (1885) verdient erwähnt zu werden. Außerdem schrieb B. mehrere größere Romane, so „Ziele des Lebens" (1885), „Schwankende Herzen" (1887), „Marga" (1887), „Der Bettler von St. Germain" (1891) und „Schmelings Erben" (1898). Wenn ihm auch ein eigentlich großer Wurf nicht geglückt ist, so besaß er doch ein feines und vielseitiges, die Fäden der Handlung leicht und geschickt verknüpfendes Erzählertalent und einen ausgesprochenen Sinn für schlichte Wirklichkeitsdarstellung, die sich nur selten dem Phantastischen zuwandte, wie in der das somnambulistische Motiv des Doppel-Ichs behandelnden Novelle „Schuld". In den letzten Jahren seines Lebens sah sich B. zu Vortragsreisen genötigt; er zog sich dabei eine ernste Erkältung zu und starb am 2. Februar 1901 in Bremen. — Sein Sohn ist der Komponist Wilhelm B. (geb. 1861, gest. 1911), zuletzt Kapellmeister in Meiningen.

Herm. Tardel.

**Bergholz**, Paul, geb. zu Greifswald 27. Juli 1845, gest. zu Bremen 3. Januar 1909, studierte in seiner Vaterstadt, erwarb dort den philosophischen Doktortitel und war von 1871 an in verschiedenen Städten als Lehrer tätig. Im Jahre 1878 wurde er an das Gymnasium in Bremen berufen, wo er in Naturwissenschaften, anfangs auch in Mathematik, unterrichtete. Sein Hauptfach war die Physik; insbesondere interessierte er sich für die Lehrmittelsammlung, die physikalischen Apparate und die Röntgen-Versuche. Wissenschaftlich gearbeitet hat er auf dem Gebiete der Meteorologie.

Nachdem schon früher von andern, namentlich von Olbers, während einer Reihe von Jahrgängen meteorologische Beobachtungen in Bremen angestellt worden waren, führte der Physikus Dr. Ph. Heineken seine Aufzeichnungen von 1829—1870 durch. Nach seinem Tode bemühte man sich mit Erfolg, keine Lücke entstehen zu lassen, gelangte aber erst 1876 zu der Organisation eines wirklichen meteorologischen Dienstes an der Strafanstalt Oslebshausen. Es trat aber nach einiger Zeit das Bedürfnis hervor, die Arbeiten einem wissenschaftlich geschulten Sachverständigen zu übertragen. Zur Übernahme des Amtes war nun B., der sein Inter-

esse für die Sache bereits vielfach bekundet hatte, mit Freuden bereit. Sein Bestreben war zunächst darauf gerichtet, die anfangs in seine Privatwohnung verlegte Beobachtungsstelle für immer weiter gesteckte Aufgaben auszurüsten. Es gelang ihm, die Behörden für die Umwandlung der Anstalt in eine meteorologische Station I. Ordnung zu gewinnen, die in das Verwaltungsgebäude des Freihafens verlegt wurde. Als Leiter dieser Station fühlte er seinen wissenschaftlichen Eifer noch nicht voll befriedigt; auf einer Reise in den Indischen Ozean wollte er das Gebiet der Tropenstürme aus eigener Anschauung kennen lernen. Von seinen Schriften ist das Deutsche Meteorologische Jahrbuch die wichtigste; er hat 18 Jahrgänge dieser Zeitschrift herausgegeben, genaue Angaben über Witterungsverhältnisse in Bremen enthaltend. Ferner schrieb er: „Die Orkane des fernen Ostens" (1900) und „Jaipur Observatorium" im „Weltall" und als selbständiges Buch (1902), sowie kleinere Aufsätze in der Meteorologischen Zeitschrift und in den Abh. Nat. Ver. Bremen, X, S. 1. — B. war ohne Zweifel der Begründer des Bremischen Meteorologischen Observatoriums.

Grosse in D. Meteorol. Jahrb. XIX, Meteorol. Zeitschr. 1909, H. 7, S. 321.

W. O. Focke.

**Berkenkamp**, Johann Christoph, Maler, geb. 1739 im Hannöverischen, gest. 30. November 1824 in Bremen. Er war unverheiratet. Im Adreßbuch ist sein Name ohne Angabe seines Berufs nur 1797 und 1823—25 aufgeführt. Am 29. März 1826 wurde der Nachlaß des Malers B. im Saale der Gelehrtenschule versteigert (Katalog im Besitz der Kunsthalle). Der Loge „Ölzweig", mit welcher er durch seine Freundschaft mit deren Stifter Senator Vollmers verknüpft war, hat er laut Schenkungsakt vom 26. August 1822 eine Anzahl (22) Olgemälde vermacht, von denen die Loge noch einige besitzt. In der Stadtbibliothek ist ein Stich von G. L. Lahde von 1788, der „dem Herrm F. Berkenkamp zugeeignet" ist. Im Histor. Museum ein Porträt des Senators Vollmers (Bleistiftzeichnung), darunter ein Vers und „J. C. Berkenkamp, 77 Jahr".

B. war zeitweise ein Gönner und Förderer von J. H. Menken. Laut Ratsprotokoll vom 29. Juli 1807 gestattete der Senat, daß der Maler B. das Walfischgerippe auf dem Rathause zur Vervielfältigung durch den Kupferstich abzeichne. Am 27. März 1824

wurde er zum Ehrenmitglied des Kunstvereins ernannt. Er und sein Bruder G. C. B. sollen viele Bilder besessen und Kunsthandel betrieben haben.

Hurm Manuskr., Hurm Verz. S. 165. Joh. Focke.

**Bessel**, Friedrich Wilhelm, geb. zu Minden 22. Juli 1784, hat während seines elfjährigen Aufenthalts in Bremen und dem nahen Lilienthal den ungewöhnlichen Entwickelungsgang vom Handlungslehrling zum Universitätsprofessor durchgemacht. Es muß daher seiner, wenigstens kurz, unter den Bremer Gelehrten gedacht werden, wenn auch seine eigentliche ruhmreiche Lebensarbeit sich in einer wissenschaftlich ungleich bedeutungsvolleren Umgebung vollzog, als er sie in Bremen hätte finden können. Sein Vater, Carl Friedrich B. (gest. 1830), war in Minden und später in Paderborn als Justizbeamter angestellt. Der Sohn, Friedrich Wilhelm B., zeichnete sich als Knabe in keiner Weise besonders aus und wurde für den kaufmännischen Beruf bestimmt. Er trat am 1. Januar 1799 als Handlungslehrling in das Geschäft der Firma Andreas Gottlieb Kulenkamp & Söhne in Bremen ein. Der Einblick, den er in dieser Stellung in die Tätigkeit eines großen Kaufmannshauses gewann, erregte sein lebhaftes Interesse; ihm selbst erschien es für sein Fortkommen am nützlichsten, wenn er später als Superkargo oder Vertreter des Handelsherrn, der das Schiff befrachtet hatte, Seereisen nach fernen Ländern unternehmen würde. In dieser Absicht beschäftigte er sich auch mit nautischen und astronomischen Vorstudien. Den eigentlichen Wendepunkt in seinem Lebenslaufe bildete der 28. Juli 1804. An diesem Tage überreichte er Olbers, nicht ohne Schüchternheit, seine Berechnung der Beobachtungen des Kometen von 1607. Olbers wurde durch diese Arbeit ebensosehr überrascht wie erfreut; er sprach dies dem jungen B. sofort aus und lernte dann bei näherem Verkehr mit ihm nicht nur die außergewöhnlichen Fähigkeiten, sondern auch die Charaktereigenschaften des zwanzigjährigen Lehrlings immer mehr schätzen. Schon wenige Monate nach der ersten Bekanntschaft ließ Olbers eine Arbeit von B. in v. Zachs Monatl. Corresp., Bd. X, drucken.

B. erübrigte täglich einige Stunden Arbeitszeit für seine Studien, zumal da er nur wenig Schlaf bedurfte. Er entwickelte schon 1804 und 1805 eine nicht unbedeutende astronomische Tätigkeit und lebte

sich in den Gedanken an eine wissenschaftliche Laufbahn ein. Als Harding in Lilienthal im Herbst 1804 den Planeten Juno entdeckt hatte und sich ihm nun Aussichten auf eine Universitätsprofessur eröffneten, lag der Gedanke nahe, B. zu seinem Nachfolger zu wählen. Die Empfehlung von Olbers genügte, ihm die gewünschte Stelle als Inspektor an der Schröterschen Sternwarte zu verschaffen; am 19. März 1806 zog B. in Lilienthal ein und damit war der Berufswechsel endgültig vollzogen.

Während seines vierjährigen Aufenthalts in Lilienthal beobachtete B. vorzüglich den Saturn, kleine Planeten, Kometen, Sternbedeckungen usw. Die von dort aus veröffentlichen Schriften Bessels finden sich bei Schumacher Abh. Nat. Ver. Bremen XI, S. 153—155. B. wurde in astronomischen Kreisen mehr und mehr bekannt und geschätzt, erwarb sich auch unter den Fachgenossen bald persönliche Freunde. Schon mehrfach hatte sich die Aufmerksamkeit der Fachkreise gelegentlich der Besetzung neuer Stellen auf den jungen Lilienthaler Astronomen gerichtet, als er Ende 1809 einen Ruf als Professor nach Königsberg erhielt, wo er den Bau einer neuen Sternwarte leiten sollte. Trotz mancher Bedenken konnte die Annahme der ihm gebotenen Lebensstellung für B. nicht zweifelhaft sein. Am 27. März 1810 verließ er Lilienthal.

Für B. hatte der Verkehr mit Olbers und Schröter ein Universitätsstudium ersetzt; er war nie Student gewesen, bevor er als Professor in Königsberg einzog. Über den weiteren Lebenslauf Bessels und seine zahlreichen glänzenden astronomischen Leistungen vgl. A. D. B.

Auch als sein Ruhm immer mehr gewachsen war, blieb er der Königsberger Universität treu; selbst einen ehrenvollen Ruf nach Berlin (1824) lehnte er ab. Mit Olbers blieb er in ständigem Briefwechsel, machte auch noch einige Male die Reise nach Bremen, um den alten väterlichen Freund, dem er zeitlebens seine Verehrung und Dankbarkeit bewahrte, zu besuchen. — B. starb zu Königsberg am 17. März 1846.

Ein Jugendbildnis Bessels findet sich Abh. Nat. Ver. Bremen XI, S. 112.

Bessel, Selbstbiogr. in Briefen zw. Olbers u. Bessel, Bd. I, Einl.; Bruhns in A. D. B. II, 558—567; H. A. Schumacher in Abh. Nat. Ver. XI, S. 99ff., S. 151ff.; Bessel als Bremer Handlungslehrling, Br. J. XV. 1889. W. O. Focke.

**Biermann**, Friedrich Ludwig, geb. am 1. Dez. 1837 in Kassel, als Sohn eines Kaufmanns, kam mit 14 Jahren als Lehrling in die Seifen- und Stearinfabrik seines Onkels Biermann zu Rotenburg a. d. Fulda und erhielt hier mit 16 Jahren bereits einen Reiseposten. 1856 gab er diesen auf, um eine Stellung in dem Bankhaus J. S. Cohn in Bremen anzunehmen. Er lernte dann Leop. Engelhardt kennen, der seit 1840 ein Zigarren-Engrosgeschäft als Zwischenhändler zwischen den Fabrikanten und den Kleinhändlern betrieb. B. trat 1857 als Reisender bei ihm ein und wurde bald sein Teilhaber. Mit der ungewöhnlichen Klarheit des geschäftlichen Blickes, die ihm eigen war, erkannte er nun, daß die Entwicklung des Zigarrengeschäfts auf die Einschränkung eben jenes Zwischenhandels und auf die direkte Verbindung des Produzenten mit dem Wiederverkäufer hinging. Die Firma gründete deshalb auf sein Betreiben am 4. Juli 1863 mit nur fünf Arbeitern eine eigene Zigarrenfabrik in Verden a. d. Aller, deren Arbeiterzahl in einem halben Jahre bereits auf 90 anwuchs. 1864 erhielt die Firma den Namen Leop. Engelhardt und Biermann; 1867 gründete sie die ersten Fabriken in Westfalen. Der Aufschwung, besonders auch dadurch gefördert, daß man während des deutsch-französischen Krieges große Lieferungen für die zweite Armee erhielt, die mit höchster Pünktlichkeit vollzogen wurden, nahm nun einen unaufhaltsamen Fortgang. Die allgemeine Belebung in Handel und Verkehr, die nach dem Kriege Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung förderte, kam begünstigend hinzu, und 1882 konnte das Haus mit seiner Fabrikation auch in Süddeutschland Fuß fassen. Die kaiserliche Tabakmanufaktur zu Straßburg i. E., die in Erwartung des Tabakmonopols ihre Unternehmungen bereits auf Baden ausgedehnt hatte, gab nach dessen Ablehnung durch den Reichstag einen Teil ihrer Filialen wieder auf, die nun von der Firma Engelhardt u. Biermann übernommen wurden. So entstand die Zweigfirma des Bremer Hauses, F. C. Biermann & Co. in Dinglingen. Am 1. Jan. 1884 schied Leop. Engelhardt aus der Firma aus, und B. setzte sie zunächst allein fort, dann unter Assistenz seines Schwiegersohnes und seit 1897 unter der seines ältesten Sohnes F. C. Biermann. Er starb auf einer Erholungsreise in Frankfurt a. M. am 23. Juni 1904.

Hatte die Fabrik 1863 1700 Mille Zigarren hergestellt, so war diese Zahl in Biermanns Todesjahre auf 229784 Mille gestiegen,

und das Absatzgebiet des Hauses hatte sich über England, Schweden, Norwegen, Rußland, Portugal, die Schweiz, Südafrika und die deutschen Kolonieen ausgebreitet.

B. verdankt diese Erfolge eines arbeitsreichen Lebens neben seiner persönlichen Tüchtigkeit auch der glücklichen Auswahl seiner Mitarbeiter; und endlich nicht minder seinen mit Energie durchgeführten kaufmännischen Grundsätzen, die auf eine Interessierung aller, auch der unbedeutendsten Organe, für das Gesamtunternehmen hinausliefen. Wie er den Nachwuchs des kaufmännischen und technischen Personals sich selbst heranzubilden suchte, so auch seinen Arbeiterersatz, für den Lehrfabriken gegründet wurden. Vor allem aber hat B. durch ein System von Wohlfahrtseinrichtungen, das mit seinen Sparkassen, Haushaltungsschulen, mit seinen Remunerationen nach einer bestimmten Zahl von Dienstjahren und endlich noch mit den durch letztwillige Verfügung ausgesetzten reichen Legaten weit über die der Industrie gesetzlich vorgeschriebene Fürsorge hinausging, die hingebende und treu ausharrende Arbeit aller für das gemeinsame Ziel sich zu sichern verstanden. So hat die Firma Leop. Engelhardt & Biermann mit ihren mehr als 70 Einzelbetrieben, die sich über Bremen, Verden, die Provinzen Westfalen, Hannover und Sachsen, über Lippe-Detmold, Baden und das Elsaß verteilen, in ununterbrochenem Wachstum allmählich die erste Stelle in der gesamten deutschen Zigarrenfabrikation erlangt. Dies fand seinen Ausdruck auch darin, daß B. 1887 zum Vorsitzenden der Tabakberufsgenossenschaft gewählt wurde; er blieb es bis zu seinem Tode. Schon 1885 war er auch zum Vorsitzenden des Vorstands der Sektion IV dieser Genossenschaft erwählt worden, welches Amt er bis zur Aufhebung der Sektionen 1901 bekleidete. 1895 wurde er zum Königl. Preuß. Kommerzienrat ernannt. Die heutige Organisation der Tabakberufsgenossenschaft ist im wesentlichen Biermanns Werk.

Histor.-polit. Blätter: Der Staat Bremen. Leop. Engelhardt & Biermann. Eckfteins Biographischer Verlag. Berlin.

H. Entholt.

**Blendermann**, Jakob, Lehrer, geb. am 18. Mai 1783 zu Bremen, gest. daselbst am 20. Dezember 1862, war der Sohn eines Schneidermeisters. Da sein Vater frühzeitig starb, so wurde der Knabe im reformierten Waisenhause erzogen. Hier lernte ihn Pastor Ewald von St. Stephani kennen, der sich eifrigst um die

Hebung des bremischen Schulwesens bemühte. Wohl auf dessen Veranlassung erwählte der begabte Knabe den Lehrerberuf. Wie damals üblich, trat er nach seiner Konfirmation bei einem Lehrer als Schulgehilfe ein, um unter dessen Leitung die Schulpraxis zu erlernen und sich weiter zu bilden. Er muß sich bald durch eine ungewöhnliche pädagogische Befähigung hervorgetan haben, denn schon mit 18 Jahren erhielt er eine bevorzugte Lehrerstelle an der Bürgerschule, die neben dem Lyzeum und dem Pädagogium die angesehenste Lehranstalt Bremens war. Da diese jedoch nach zwei Jahren aufgelöst wurde, weil sie mit dem Pädagogium vereinigt werden sollte, so sorgten Blendermanns Gönner, zu denen auch der Senator Smidt gehörte, dafür, daß jener von den übriggebliebenen Fonds auf ein Jahr zu Pestalozzi nach Burgdorf geschickt wurde, um dessen Unterrichtsmethode, mit der man sich damals in Bremen eifrigst beschäftigte, kennen zu lernen. Hier verweilte B. von 1802 bis 1803 und lebte sich so sehr in die Lehrweise seines Meisters hinein, daß dieser ihn für sein Institut zu gewinnen suchte und auch später mit ihm befreundet blieb. Er zog jedoch schon aus Dankbarkeitsrücksichten vor, nach Bremen zurückzukehren, um Hilfslehrer am Pädagogium zu werden und Unterricht an der Waisenhausschule zu erteilen. Hier überzeugte er sich bald, daß er als nicht akademisch gebildeter Lehrer am Pädagogium nur Unterricht auf den untersten Stufen erteilen werde; daher gab er 1807 seine Stelle wieder auf und ging nach Berlin an das Plamannsche Institut. In dieser berühmten Lehranstalt war Pestalozzis Methode bis zu den obersten Stufen hin durchgeführt. Nach zwei Jahren kehrte B. nach Bremen zurück, um hier eine Privatschule nach Pestalozzis Grundsätzen zu begründen, nahm jedoch auf Wunsch des Senators Smidt wieder eine Lehrerstelle am Pädagogium an. Im Jahre 1814 gab er diese Stelle wieder auf und begründete die früher geplante Privatschule, zu der alsbald ganze Klassen des Pädagogiums übertraten. Als dann im Jahre 1817 hauptsächlich auf Smidts Betreiben in Bremen die Reorganisation des höheren Schulwesens in der Form stattfand, die bis zum Jahre 1887 im ganzen erhalten blieb, gab B. seine Privatschule auf und trat wieder in den Staatsdienst. Er wurde Lehrer an der unteren Abteilung der Hauptschule, der Vorschule, die anfangs ihre Schüler bis etwa zum 14. Lebensjahre behielt. Hier war er 40 Jahre lang zuerst unter

der Leitung von Professor Strack und dann unter der von Professor Ruete, einer der erfolgreichsten und beliebtesten Lehrer, die es jemals in Bremen gegeben hat. Am 18. April 1853 feierte er unter großer Teilnahme vieler Kreise der Bevölkerung sein 50jähriges Lehrerjubiläum. Erst am 1. Oktober 1857 trat er gleichzeitig mit seinem Direktor, Professor Ruete, in den Ruhestand. Sein Tod am 20. Dezember 1862 erregte in der Stadt allgemeine Teilnahme. — B. führte durch seine glänzende Lehrbefähigung die Methode Pestalozzis mit glücklichem Erfolge in das höhere Schulwesen Bremens ein, fand jedoch an seinen Kollegen viele Gegner oder konnte es nur durchsetzen, daß sie auf den untersten Stufen beibehalten wurde, wo sie auch bald in Vergessenheit geriet. Es war ein merkwürdiges Spiel des Zufalles, daß ein Jahr nach Blendermanns Pensionierung 1858 ein andrer eifriger Anhänger Pestalozzis, Seminardirektor August Lüben, nach Bremen kam und dessen Lehrmethode, wenn auch mit mancher Abänderung, in das bremische Volksschulwesen einführte.

Quellen: H. Entholt. Das bremische Gymnasium von 1765 bis 1817. Bremisches Jahrbuch Bd. 22 (1909).

D. A. Noltenius. Zur Erinnerung an Professor W. C. Sanders und seine Zeit. Bremen 1902. H. Gerdes.

**Blohm**, Nikolaus. Geboren im November 1779 in Dreye, starb als Wasserbaudirektor in Bremen am 23. Dezember 1855. Im Januar 1815 trat B. als Deichkondukteur in bremische Dienste. Über seine Vorbildung können Angaben nicht gemacht werden, jedoch ist sicher, daß er ein wissenschaftlich gebildeter Mann war, der es verstanden hat, in Bremen sich ein hervorragendes Ansehen zu verschaffen. B. hatte anfänglich das ganze Bauwesen unter sich, und da ihm keine Hilfskräfte zur Seite standen, so mußte er auch alle untergeordneten Arbeiten, wie das Aufstellen der Rechnungen und Arbeiterlohnlisten und sogar die Auszahlung der Löhne vornehmen, er war daher mit Geschäften überlastet. Von seiner Anstellung an waren die Behörden sich darüber klar, daß er eine Hilfe haben müsse, aber erst im April 1822 wurde diese durch Heranziehung eines Bauinspektors für den Landbau gewährt. B. hat auf dem Gebiete des Deich-, Wege- und Wasserbaues für Bremen Hervorragendes geleistet und die ersten grundlegenden Arbeiten für eine

Regulierung der Weser unterhalb der Stadt zur Ausführung gebracht. Das Jahr 1827 war durch bedeutendes Hochwasser für die Deiche Bremens verhängnisvoll. B. hat sich bei dem Schutze und den Wiederherstellungsarbeiten der Deiche große Verdienste erworben, was durch Gewährung von Gratifikationen auch anerkannt worden ist. Seine im Jahre 1828 erstatteten Berichte über das Hochwasser von 1827 und seine Vorschläge für den Schutz der Stadt sind in einer so klaren, die Verhältnisse richtig beurteilenden Weise abgefaßt, daß sie in ihrer Allgemeinheit noch heute gelten können. Besonders verspricht er sich von einer Entlastung der Weser durch seitlichen Abfluß in der Nähe und in der Stadt Bremen keinen Erfolg, der mit den aufzuwendenden Mitteln in richtigem Verhältnisse stände. Seine Berichte mochten aber den in den maßgebenden Kreisen Bremens herrschenden Anschauungen nicht entsprechen, besonders, als im Jahre 1830 die Wassersnöte sich in verstärktem Maße wiederholten. B. genoß damals noch nicht genügendes Vertrauen; infolge dessen beschlossen Senat und Bürgerkonvent eine Kommission, hauptsächlich aus auswärtigen Sachverständigen bestehend, niederzusetzen, die über die Abwehr künftiger Hochwasser berichten sollte. B. gehörte dieser Kommission an, er hat ihr im Jahre 1830 in einem eingehenden Berichte seine Ansichten über die Ursache der Überschwemmung und über Vorbeugungsmaßregeln auseinander gesetzt, sich aber an den weiteren Beratungen nicht beteiligt, vermutlich, weil die Anschauungen der auswärtigen Sachverständigen von seinen in erheblichem Maße abwichen. Das Gutachten der 1830 niedergesetzten Kommission ist dann im Jahre 1836 im Juni erstattet und liegt gedruckt vor. Es hat keine Folgen gehabt, nur die auch von B. vorgeschlagene Erhöhung und Verstärkung der Deiche ist nach und nach ausgeführt worden.

Bücking.

**Böse**, Heinrich, „Hauptmann", geb. 14. April 1783 in Bremen, Sohn wohlhabender Eltern, widmete sich nach größeren Reisen im Auslande dem Kaufmannsstande und leitete mit seinen Brüdern seit dem Jahre 1803 große Zuckerfabriken in Bremen, Minden und Hoya. Die Einverleibung seiner Vaterstadt in den französischen Kaiserstaat entwickelte in dem hochbegabten, patriotischen Manne einen glühenden Haß gegen die fremden Unterdrücker, so daß er, nicht ohne Lebensgefahr und mit Aufopferung großer Teile seines

Vermögens, die treibende Kraft bei den Vorbereitungen zur Erhebung im Jahre 1813 wurde. Aus eigenen Mitteln gründete er ein „Freiwilliges Bremisches Jäger-Korps", das unter seiner Führung im Befreiungskriege wohl nach Frankreich kam, aber nicht zu kriegerischer Tätigkeit gelangte. Aus dieser Zeit verblieb dem volkstümlichen Manne bis an sein Ende der Titel eines Hauptmanns. 1815 wurde ihm vom Senat die Organisation der Bürgerwehr übertragen und die Vaterstadt ehrte 1825 seine patriotischen Verdienste durch seine Ernennung zum Ehrenbürger. Später lebte er auf seinem Landsitz in Vederkesa, wo sein Haus den Mittelpunkt des geistigen und politischen Lebens an der Unterweser bildete. Die Ereignisse des Jahres 1848 sahen ihn als Berater und Abgeordneten seines Landstriches an der Spitze der Bewegungen in Hannover. Als geistigem Urheber des im Jahre 1860 vollendeten Kanals zwischen Elbe und Weser bewahrt ihm das Land Hadeln noch heute ein dankbares Andenken. Er verstarb zu Bremen am 15. August 1867. Siehe Herm. Allmers. Hpt. Böse. Bremen 1884.

v. Engelbrechten.

**Böttjer**, Fried. Aug. Theodor, geb. in Bremen, den 14. Sept. 1823, gest. ebenda am 23. November 1894. Zunächst Zögling seines Vaters, des Musiklehrers Fr. Wilh. B., später Schüler von Aug. Pott in Oldenburg und endlich von Ferd. David in Leipzig, gehörte er seit 1846 unserm Konzertorchester an. Nach dem im Jahre 1861 erfolgten Tode des städtischen Konzertmeisters Georg Schmidt ernannte ihn der Senat zu dessen Nachfolger. Über ein Vierteljahrhundert lang stand er an der Spitze des Streichquartetts, das die regelmäßigen Vorführungen der Kammermusik lieferte und sich auch in ausgedehntem Maße — lange Zeit gratis — in den Dienst des Künstlervereins stellte. B. war keine geniale Natur und auch als Virtuose nicht irgendwie hervorragend, aber seiner Zeit durch seine Stellung und als gesuchter Lehrer für unsere musikalischen Verhältnisse von Bedeutung.

Kißling.

**Brandes**, Johann Friedrich August, Maler, geb. um 1770 (nicht in Bremen), gest. 19. Juni 1826 in Bremen, 56 Jahre alt. Im Adreßbuch von 1798, 1799 und von 1803—26 aufgeführt, meistens als Miniaturmaler, auch als Porträt- und Landschaftsmaler. In der Familie von August Steinhäuser befinden sich

mehrere von B. gemalte Familienporträts (Vater, Mutter, Karl u. August St.). Porträt des Dompredigers Adolph Georg Kottmeier, gestochen von J. F. Weyermann in Bremen 1811, ist l. u. bez.: nach dem Leben gemalt von Friedrich Brandes. Porträt von J. H. B. Draeseke, Radierung, bez.: F. Brandes gez. u. gest. 1816. Porträt von Hermann Müller, Prediger zu St. Stephani, bez.: nach dem Leben gemalt und gestochen von Brandes in Bremen. Am Grabe trauernder Genius, „Brandes sculps." Oben Bild des Dompredigers Bredenkamp in Oval, Arm und Auge Gottes.

B. war der Lehrer des Malers Eduard Hampe.

Hurm Manuskr.

Joh. Focke.

**Braubach**, Daniel, geb. in Bremen 1767, hat sich um die Entwickelung des Navigationsschulwesens in den deutschen Landen und besonders in Bremen große Verdienste erworben. B. faßte nach einer guten Schulbildung den Entschluß, den Beruf des Seemannes zu ergreifen. Trotz der schweren körperlichen Anstrengungen des Seelebens verstand er es nicht nur sich seemännisch vollkommen auszubilden, sondern auch auf Grund seiner guten Schulleistungen sich in den mathematisch-nautischen Wissenschaften, sowie in der Physik und Astronomie umfangreiche Kenntnisse zu erwerben. Seine Absicht, Navigationslehrer zu werden, suchte er klugerweise dadurch vorzubereiten, daß er zu dem damals angesehensten Navigationslehrer Voorn in Emden ging, in der Hoffnung, später auch in Bremen die Einrichtung einer staatlichen Navigationsschule durchsetzen zu können. Dem von ihm im Dezember 1789 ausgesprochenen Gesuche brachte der Senat zu Bremen dann auch Wohlwollen entgegen und bestallte B. auf Grund eines von den berufenen Sachkundigen Wilhelm Olbers und Konsul Cassel abgegebenen Gutachtens mit einer Jahresunterstützung von 50 Taler Gold als anerkannten Navigationslehrer. B. erwies sich dem in ihn gesetzten Vertrauen durchaus gewachsen und verwaltete die mit weiterer staatlicher Subvention eingerichtete Privat-Navigationsschule nach bestem Können und mit gutem Erfolge. Neben seiner starken Inanspruchnahme als einziger Lehrer an der Schule fand er die Zeit, eine größere Zahl mathematischer und nautischer Lehrbücher zu verfassen, die ihm bald den Titel des Doktors der Philosophie brachten, seinen Ruf als Lehrer vermehrten und ihm zeitweilig eine große Zahl von

Schülern zuführten. Zugleich wurde nun auch das Interesse der Kaufmannschaft geweckt, die es sich auf Veranlassung des Konsuls Cassel angelegen sein ließ, aus der privaten Anstalt eine öffentliche Navigationsschule zu machen. Die Mittel für diese wurden durch Freunde innerhalb interessierter Kreise flüssig gemacht unter lebhafter Mitwirkung Braubachs, der sich als gewandter Redner ebenso geschickt erwies, wie als Lehrer. B. übernahm hierbei die Verpflichtung, junge Seeleute schon während der Zeit ihrer ersten seemännischen Ausbildung durch nautischen Unterricht für ihren späteren Beruf als Schiffsführer vorzubereiten, und seine hervorragende Arbeits- und Geisteskraft befähigte ihn, gleichzeitig durch Privatunterricht die Ausbildung älterer Seeleute zum Steuermannsdienst zu übernehmen. Die Räumlichkeiten für den Unterricht wurden ihm im „Hause Seefahrt" unentgeltlich zur Verfügung gestellt, und von Jahr zu Jahr wurde dem Unternehmen größeres Interesse zugewandt, den Wünschen der Schiffahrtskreise nachkommend wurde das Unterrichtsgebiet erweitert, die hochdeutsche Sprache in Schrift und Wort eingeführt, die französische Sprache gelehrt, die Grundlagen der Schiffbautechnik und Zeichenunterricht übernommen. Mit den Aufgaben wuchs die Leistungsfähigkeit des Leiters der Schule, und das über Bremen hinausreichende Ansehen der Anstalt führte dazu, daß nach den in Bremen gemachten Erfahrungen nun auch in Preußen die ersten Navigationsschulen eingerichtet wurden.

Über die Einzelheiten der Ausbildung dieser Navigationsschule hat in übersichtlicher und vollständiger Weise Herr Dr. Otto Fulst in einer Abhandlung: „Gründung und Entwickelung der Seefahrtschule in Bremen" (Br. J. XIX. 1900) berichtet, der diese Bemerkungen zumeist entnommen sind.

Im Anschluß an den Unterricht wurden von B. Prüfungen abgenommen, zu denen in den ersten Jahren Senator Gildemeister und Dr. Wilhelm Olbers als sachverständige Berater hinzugezogen wurden.

Leider starb Konsul Cassel, dem die dauernde Unterstützung der Navigationsschule in erster Linie zu danken war, im Jahre 1807 zu einer Zeit, als infolge der Kontinentalsperre das Interesse vieler Förderer der Navigationsschule nachließ und damit die Aufrechterhaltung der Schule durch das Ausbleiben der Beiträge der Subskribenten in größte Gefahr geriet. Auch die Einschränkung der

Schule auf einen begrenzten Plan und Umfang ließ sich nicht durchführen, die Schule verlor den Charakter einer öffentlichen Lehranstalt, und die französische Regierung, die inzwischen von Bremen Besitz ergriffen hatte, fand keinen Anlaß, diese Privatanstalt fernerhin zu unterstützen.

B. suchte nunmehr durch Privatunterricht in der Navigation und in allen mathematischen, auch technischen Fächern sich in Bremen eine auskömmliche Stellung zu verschaffen und war zugleich eifrig bestrebt, durch die Veröffentlichung weiterer Werke für den Plan der Wiederaufnahme einer öffentlichen Navigationsschule zu wirken. Da nach Wiederherstellung des bremischen Staates auch der Senat sich diesem Vorhaben geneigt erwies und eine Deputation zur Prüfung dieser Frage einsetzte, so stand zu hoffen, daß den Bedürfnissen der Schiffahrt Bremens bald wieder gebührende Rechnung getragen würde. Leider gingen die Verhandlungen der Deputation so langsam voran, daß B. an dem Erfolg seiner Bemühungen verzweifelte und im Jahre 1821 einen Ruf an die Navigationsschule zu Hamburg annahm, wo er als Nachfolger des bekannten Navigationslehrers und späteren Direktors der Sternwarte, Rümker, die Leitung der Schule übernahm. Durch den Zustrom von Schülern erreichte er es dort, daß schon im Jahre 1825 in dem neuen Gebäude des astronomischen Observatoriums am Millerntor auch für die Navigationsschule gute Räume zur Verfügung gestellt wurden. Dem Einflusse Braubachs ist es auch zu danken, daß der hamburgische Senat sich als erster in Deutschland entschloß, vom 1. Januar 1827 ab die Anstellung eines Seemannes als Steuermann auf einem hamburgischen Schiffe von der Ablegung einer Prüfung abhängig zu machen und hierfür das Abschlußzeugnis von der Navigationsschule als vollberechtigt anzuerkennen.

B. starb in Hamburg am 31. Januar 1828. Sein Leben galt fast ausschließlich der Ausbildung der Seeleute, für deren Bedürfnisse an praktischer und theoretischer Bildung er aus eigener Erfahrung schöpfen und daher wohldurchdachte, noch heute als richtig anzuerkennende Pläne entwerfen konnte. Seine pädagogische Begabung befähigte ihn dazu, das mechanische Einlernen von Formeln und Formularen, wie dies auf holländischen und englischen Schulen Brauch war, durch selbständigen, die Bildung des Seemannes von Grund auf fördernden Unterricht zu ersetzen und damit schon damals Wege

zu gehen, deren strengste Verfolgung nach manchem Abirren erst neuester Zeit vorbehalten war. Spielte damit B. auch im öffentlichen Leben Bremens keine hervortretende Rolle, für die Geschichte der Seefahrtschule zu Bremen und für die Ausbildung deutscher Seeleute ist sein Streben und Leben von ausschlaggebender Bedeutung geworden.

Unter den Lehrbüchern Braubachs seien folgende genannt: 1. Versuch eines mathematischen Unterrichts für Seefahrer. Bremen 1792. 2. Praktisch-theoretisches Handbuch zur Erlernung des Maneuvre und der Konstruktion der Seeschiffe. Bremen. 1800. 3. Vorübungen zur Mechanik für Seefahrer. Bremen. 1801. 4. Bestimmte Fragen, welche allen Schiffern oder sonstigen Personen, welche von großbritanischen Kriegsschiffen, oder Kapern genannt, gefunden worden, vorgelegt werden sollen. Aus dem Englischen. Bremen. 1804. 5. Beiträge zur Erweiterung der Kenntnis der Seewissenschaften. Bremen. 1805. 6. Über die Fortschritte der hiesigen Navigationsschule. Bremen. 1806. 7. Erleichterte Methode, um die Länge, Breite, Azimuth usw. ohne Kenntnis der sphärischen Trigonometrie zu finden, oder die nautische Astronomie aus einer Grundformel so entwickelt, daß man keiner Hülfstabellen dabei bedarf. Bremen. 1807. 8. Vorübungen zur höheren Geometrie. Bremen. 1808. 9. Erweiterte Seemannstabellen zur leichteren Bestimmung der Länge, Breite, Azimuth usw. oder Handbuch der praktischen Steuermannskunst nebst einem Anhange über Schiffsmessungen, Stabilität der Schiffe, Höhe und Haltbarkeit des Mastgestells usw. Bremen. 1815. 10. Braubachs Mathematische Vorträge über die Seewissenschaften in der hiesigen Navigationsschule, bearbeitet und herausgegeben von H. Lauritz-Ravn. Hamburg. 1826. Rotermund I. 39 f.

Schilling.

**Bräutigam**, Johann Ludwig, Schulmann und Schriftsteller, geb. am 12. Januar 1852 zu Breitingen (Kreis Leipzig) als Sohn eines Landwirts, der 1858 nach dem nahegelegenen Kleinzössen übersiedelte, besuchte hier die Dorfschule, dann die Bürgerschule in Borna und von 1866—71 das dortige Lehrerseminar, ein Internat, war darauf als Lehrer in Vororten von Leipzig tätig, studierte, nachdem er schon früher Vorlesungen gehört hatte, von 1873—76 in Leipzig Deutsch, Geschichte und Geographie, erwarb 1876 die Lehrbefähigung für höhere Schulen in diesen Fächern, wirkte nach kurzer Beschäftigung

an einer Privatschule zu Großschönau in der Oberlausitz und an der höheren Töchterschule zu Mühlhausen in Thür. von Michaelis 1877 bis Michaelis 1879 an der höheren Töchterschule zu Mülhausen i. Els. und von da ab an der Realschule beim Doventor in Bremen. Von hier aus promovierte er 1889 in Jena auf die Dissertation: „Leibniz und Herbart über die Freiheit des menschlichen Willens". 1900 verlieh ihm der Senat den Professortitel. Er ist am 22. Oktober 1906, während eines Erholungsurlaubs zu Mülhausen i. Els., der Heimat seiner Gattin, gestorben.

Ohne Einengung als Dorfjunge aufgewachsen, in ländlicher Arbeit früh zur Selbständigkeit erstarkt, hat er den Zwang des Bornaer Internats schwer empfunden und nachher umso bewußter jede zukunftssichere Selbständigkeit zu fördern gesucht. Der Aufenthalt im Elsaß lenkte seinen Blick auf die dortige Stammesart, und die nähere Beschäftigung damit weckte, durch ältere Anregungen seines Lehrers R. Hildebrand begünstigt, sein Interesse für die Zusammenhänge zwischen dem Menschen und seiner Heimat überhaupt, das sich dann naturgemäß auf seine alte obersächsische Heimat lenkte und auf die neue niedersächsische Heimat übertrug. Gerade hier hat er im Sinne des Respekts vor allem Eigenen und allem Bodenständigen, was ihm gesund erschien, das geistige Leben des engeren und des weiteren Kreises, worin er stand, als verständnisvoller Kritiker lebhaft verfolgt und auch als Schaffender daran teilgenommen. In Theaterkritiken für die „Bremer Nachrichten" ist er während der Jahre 1885—93 mannhaft für das Berechtigte in der neuen literarischen Bewegung des naturalistischen Realismus eingetreten und hat als bremischer Kunstreferent der „Kölnischen Zeitung" schon 1895 auf die Bedeutung der Worpsweder Malerschule hingewiesen. Auch als Musikkritiker ist er im gleichen Geiste tätig gewesen, u. a. fast dreißig Jahre für das „Musikalische Wochenblatt". 1891 widmete er Hermann Allmers, der so fest im Boden seiner Heimat wurzelt, zum siebzigsten Geburtstage die erste Biographie und brachte ihm zehn Jahre später im Verein mit andern das „Allmersbuch" als Huldigung dar. Für die von ihm besorgte zweite Auflage der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" von F. Kirchner (1902) schrieb er im gleichen Streben nach wohlwollendem Verständnis eine „Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1902", die bald darauf

auch als Sonderdruck erschien. Die Grundzüge seiner Auffassung von der Kritik legte er dar in der Schrift „Die neue Kunstkritik" (1904), wo er die künstlerische Bedeutung der Entwicklungslehre und die Subjektivität aller Kritik betont, wo er fordert, daß die Kunst dem ganzen Volke gehören soll. Im Zusammenhange damit steht die Forderung der Verstaatlichung des Theaters in Bremen, die seine Broschüre „Theaterreform in Bremen" (1905) erhebt. Französischer Kunst und insbesondere südfranzösischer Heimatkunst gilt seine überaus warmherzige Schilderung eines Besuchs des neu belebten antiken Theaters in Orange: „Das französische Bayreuth" (1900), wie er denn auch in Gemeinschaft mit seiner Gattin einen französischen Roman über das Elsaß von Cahn und Foreſt unter dem Titel „Das Vergessen? — Elsaß-Lothringen 1877—1900" in deutscher Übersetzung herausgegeben hat (1901). Eigne Geschichten und Skizzen aus dem Elsaß, aus Ober- und Niedersachsen, die er vereinigte in den Sammlungen „Auf dem Heimwege" (1902) und „Mein Heimatbuch" (1905) zeugen weniger von starker poetischer Gestaltungskraft als von scharfem Erfassen der realen Umwelt und von liebevollem Versenken in die Natur wie in die Art gerade der Menschen, die zu ihr enge Beziehung haben. Auch satirische Stücke fehlen da nicht. Sie erwachsen aus dem Gefühl des Mißverhältnisses zwischen der gegenwärtigen Kulturwelt und seinem Ideal einer Versöhnung der verschiedenen Volksklassen in höherer Sittlichkeit, in Harmonie mit der äußeren wie der inneren Natur, in Vertrautheit mit der Literatur, der Kunst und allem geistigen Leben. Dies Ideal, das an Herbart gemahnt, leuchtet auch in den von Hch. Schulz unter dem Titel „Meinungen" 1907 aus dem Nachlaß veröffentlichten pädagogischen Aufsätzen Bräutigams und der gleichfalls erst in diesem Jahre herausgegebenen sozialethischen Schrift „Die Erlösung von der Geldgier". Dem gleichen Ideal hat seine Vortragstätigkeit gegolten, die in Bremen besonders dem „Verein früherer Schüler der Realschule beim Doventor", dem „Bremer Lehrerverein" und dem „Bildungsverein Lessing" zugute gekommen ist. Auch in seinem gastlichen Hause hat er vielen Mitstrebenden reiche Anregungen gegeben.

Bremer Nachrichten 1906, Nr. 294. — Niedersachsen 12, 79. — Bettelheims Biogr. Jahrb. u. deutscher Nekrolog 11, 52 (A. Tille). — H. Schulz, Einleitung zu Bräutigams „Meinungen"

(1907). — Aus Heimat und Wahlland. Bilder u. Studien von L. Bräutigam mit einem biographischen Geleitwort von Dr. A. Tille. 3 Bde. (1908).

H. Seedorf.

**Bremer**, Friedrich Wilhelm, Porträtmaler, Zeichenlehrer. Er betrieb eine Zeichenunterrichtsanstalt und war der Lehrer von Carl und Wilhelm Steinhäuser, sowie von J. G. Meyer von Bremen. Von Oktober 1825 an leitete er als Oberlehrer die neue Zeichenschule für angehende Künstler und Handwerker, an der er auch im höheren Zeichenunterricht und im Modellieren unterrichtete. Im Jahre 1828 erwirbt Friedrich Wilhelm B. aus Hamburg das Bürgerrecht. Im Jahre 1844 wünscht er sein Amt an der Zeichenschule wegen seiner geschwächten Gesundheit aufzugeben und von hier fortzuziehen. Er erhielt bei seinem Abschiede ein anerkennendes Schreiben seiner Behörde und eine Gratifikation von 150 Talern. Sein Porträt (Bleistiftzeichnung von Ludwig Schäfer) befindet sich in der Sammlung von Handzeichnungen von Hermann Allmers in Rechtenfleth.

Hurm Manuskr.

Joh. Focke.

**Bremermann**, Johann, Maler, Lithograph, geb. 25. April 1827 in Bremen, gest. 4. August 1897 daselbst. Den ersten Unterricht gab ihm Christ. Grabau. Er ging 1844 nach Dresden zu Hanfstängel und zeichnete und malte unter ihm daselbst und in München. Im Jahre 1850 kam er nach Bremen zurück, wo er in den nächsten Jahren viele Porträts in Lithographie bei F. A. Dreyer erscheinen ließ. Nachdem er 1858 ein Jahr als letzter Privatschüler des Professors C. Sohn in Düsseldorf zugebracht hatte, lebte er dauernd in Bremen als Maler, Lithograph und Zeichenlehrer. Von den lithographierten Porträts mögen genannt sein die von Bürgermeister Noltenius, Frau G. Marg. Oelrichs geb. Treviranus, Senator Klugkist, Frau Bürgermeister Smidt, Eltermann Bolte usw.

Bremische Ansichten: Kunsthalle und Ansicht des Stephanitorswalls. 1862 und 64 stellte er zwei Ölbilder (Landschaften) in der Kunsthalle aus.

Hurm Manuskr.

Joh. Focke.

**Brennecke**, Carl Ferdinand, Juwelier, Gold- und Silberarbeiter. Die Kunsthalle besitzt von ihm aus der Albersammlung

zwei Blätter: „Die Hoffnung", Radierung, bez. C. F. B. 1822, und einen Genius mit der Leyer, Crayonmanier, bez. C. F. B. Am 29. Febr. 1825 wurde er zum Ehrenmitgliede des Kunstvereins ernannt, dem er eine Anzahl von Stichen zum Geschenk gemacht hatte. Er kommt im Adreßbuch nur 1836 vor und wohnte damals Schützenwallstraße 1.

Joh. Focke.

**Brennecke**, Johann Friedrich, Buchbinder und Graveur, geb. 29. Juni 1790, gest. 25. Mai 1869. Fünf von ihm verfertigte Stiche: Schiller, Wieland, Ernst Schulze, Dräsecke und Brutus (Büste) besitzt der Kunstverein. Sie sind mit J. F. B. oder J. F. Brennecke und zum Teil mit den Jahreszahlen 1821 und 1823 bezeichnet.

Joh. Focke.

**Breusing**, Friedrich August Arthur, war als der dritte Sohn des Proviazialsteuerdirektors B. in Osnabrück am 18. März 1818 geboren. Schon in frühen Jahren trieb es B. neben und trotz des Zwanges der Schule eigenen Studien nachzugehen und in freiem Leben mit seinen Mitschülern diese zu führen und zu leiten. Und als er zur Beendigung des gymnasialen Unterrichts nach Lingen übersiedelte, da fand er in tüchtigen Lehrern die Männer, die seinem Wissensdrang nachgebend ihm die Wege zum Erfolge wiesen. Waren seine Neigungen auch damals schon vornehmlich den exakten Wissenschaften zugewandt, so wird doch im Abgangszeugnis auch das reiche Verständnis der Klassiker in rühmendster Weise erwähnt; und wie in prophetischem Sinne wird der „entschiedenen Willenskraft" eine wesentliche Bedeutung für die Zukunft zugesprochen. Schon frühzeitig vertiefte B. sich in Alexander v. Humboldts „Ansichten der Natur", die ihm noch bis in sein spätes Lebensalter eine liebe und erhebende Lektüre geblieben sind.

Im Oktober 1838 bezog B. zunächst die Universität Bonn, mathematischen Studien unter Plückers Leitung, naturwissenschaftlichen Studien besonders unter dem Botaniker Treviranus, dem Geologen Bischof und anderen obzuliegen. Aber neben diesen Hauptaufgaben fand er noch Muße, um sowohl historischen als auch philologischen Studien nachzugehen; im dritten Semester hörte er bei Dr. Düntzer Homers Ilias. Der Aufenthalt in Bonn nahm infolge studentischer Streitigkeiten ein nicht ganz freiwilliges Ende; und wir finden B. im Wintersemester 1840 auf 41 zu kurzem

Aufenthalt in Berlin, wo vor anderen Doves Vorlesungen über Meteorologie ihn fesselten; bis an sein Lebensende blieb er auch ein unentwegter Anhänger der Doveschen Theorien. Von Berlin siedelte er schon im April 1841 nach Göttingen über, in diejenige Universität, die er mit dauernder Liebe als die wahre Stätte seiner wissenschaftlichen Universitätsstudien ehrte. Hier war es ihm auch vergönnt, die letzten Vorlesungen bei Gauß zu hören und mit diesem Heros mathematischen Wissens in persönlichen Verkehr zu treten. In der klaren Art dieses Gelehrten, der es nie verschmähte, in seinen Vorlesungen auch die Anfangsgründe mathematischer Disziplinen in fesselnder Weise zu lehren, dürfen wir wohl das Vorbild der Lehrmethode Breusings erkennen; auch ihm war es eigen, in der durchsichtigen und oft ganz originellen Darstellung der Grundlagen aller Disziplinen die Hauptaufgabe seiner Tätigkeit als Lehrer und als Mann der Wissenschaft zu sehen. Die Studien in Göttingen schlossen im Dezember 1847 mit der Ablegung des Staatsexamens ab, in der dem Kandidaten die Befähigung, Mathematik, Physik und deutsche Literaturgeschichte in allen Klassen eines Gymnasiums zu lehren, zugesprochen wurde.

Aber die Zeit des Göttinger Aufenthalts war nicht allein von wissenschaftlichen Studien erfüllt; als Mitglied und langjähriger Senior des Korps Westphalia wußte B. auch dem studentischen Leben gerecht zu werden. Und als im Jahre 1848 der Sturm der Freiheit auch in der Musenstadt die Wogen hochschlagen ließ, da griff wieder B. an das Ruder, und in überschäumender Manneskraft führte er als Leiter der Studentenschaft das Schiff für Freiheit, Wahrheit und Recht in Kurse, die weit ab von den ruhigen Gestaden staatlicher Subordination gingen.

Der Aufenthalt Breusings in Göttingen erfuhr gerade jetzt, als er im Glanze studentischer Ehren stand, ein plötzliches Ende. Es ist nicht ersichtlich, ob nur der Wunsch der Eltern, den Sohn in die ruhigen Verhältnisse Osnabrücks zu führen, maßgebend war, oder ob der Entschluß durch die Vorbereitung für die beabsichtigte Seereise zu erklären ist. Schon Ende 1847 hatte nämlich B. auf Anraten seiner Verwandten beschlossen, dem Wunsche der hannoverschen Regierung folgend, sich zum Navigationslehrer ausbilden zu lassen. Und diese Absicht fand bei der Mutter besonders freundliche Unterstützung, die in den dazu erforderlichen Seereisen die Möglichkeit

begrüßte, die Humboldtnatur ihres Sohnes durch die fesselnden Eindrücke fremder Länder geweckt und in gewünschter Laufbahn reifen zu sehen.

Schon zu Beginn des Jahres hatte er bei einem Besuche, den er seinem Bruder Georg in Leer machte, den Schiffsreeder Horch kennen gelernt, der dem jungen Gelehrten auf dem eben im Bau befindlichen Schuner „Henriette" eine Stellung anbot. Die bis zur Fertigstellung des Schiffes noch freie Zeit war es, die B. nach Göttingen zurückgehen und dort in dem politischen Treiben eine führende Rolle spielen ließ. Am 15. Mai 1848 war diese Zeit vorbei, und wir sehen ihn mit Wehmut von der ihm so lieben Musenstadt scheiden.

Nach den notwendigen Vorbereitungen, bei denen ihm der Direktor der hamburgischen Navigationsschule, Rümker, behilflich zur Seite stand, trat B. am 29. Juli 1848 seine Stellung als Leichtmatrose an Bord des Seglers an, freilich schon zu einem Zeitpunkte, als das Schiff noch nicht zu Wasser gelassen war, ein Ereignis, das erst am 16. August eintrat. Beim Einsetzen der Masten, dem Aufbringen der Takelung erwarb sich B. die erste Anerkennung seines Kapitäns. Am 29. September ging dann das Schiff über London nach South Shields, wo es gekupfert werden mußte, eine Arbeit, die damals in Deutschland noch schlecht auszuführen war. Erst am 9. Dezember konnte die Reise mit einer Ladung Getreide nach Rio Janeiro angetreten werden. Mit Humor wußte B. von den mannigfaltigen Unannehmlichkeiten der Reise zu berichten, die ihm weder von der Teilnahme an den seemännischen Arbeiten, noch von seinem Studium der Navigation abzubringen vermochten. Einen unerwarteten Lohn fand er in Rio darin, daß er durch einen Zufall die Gelegenheit fand, dem bekannten Arzt und naturwissenschaftlichen Schriftsteller Dr. Avé-Lallement näher zu treten, der ihm den Aufenthalt in persönlicher und wissenschaftlicher Beziehung angenehm zu gestalten wußte.

Ergebnisreich war die Reise in bezug auf ihren Hauptzweck, die nautische Ausbildung, und bezeichnend für die selbständige Auffassung seines Berufes ist es, daß B. unzufrieden mit den vorhandenen deutschen und englischen Lehrbüchern, schon auf der Rückreise am 22. April mit der Abfassung eines eigenen Leitfadens für den Unterricht begann. Unmittelbaren Anlaß dazu gab ihm

der Versuch, zwei der Matrosen in den Anfangsgründen der Steuermannskunst zu unterrichten, ein Versuch, der freilich an der Gleichgültigkeit und geistigen Trägheit dieser Gesellen scheiterte. So war die Stimmung Breusings keine sehr glückliche, als er Mitte Juli 1849 in Rotterdam das Schiff verließ und in seine Heimat zurückkehrend einer unbekannten und wenig erfreulichen Zukunft entgegenging. Die ganze Tatkraft des Mannes tritt uns darin entgegen, daß er nicht zu anderen ihm offenstehenden Stellungen überging, sondern in der Durchsetzung seiner einmal gefaßten Absichten seine Ehre fand. Freilich, nach Ostfriesland zu gehen, war ihm nach der Schilderung der dortigen Verhältnisse, wie Kapitän und Steuermann sie ihm gaben und durch ihre eigene Person illustrierten, wenig verlockend erschienen; so nahm er zunächst, um auch andere und wie er hoffte, bessere Verhältnisse kennen zu lernen, das Anerbieten der hannoverschen Regierung, mit einem Staatsstipendium die Navigationsschule in Hamburg zu besuchen, dankbar an. Aber es sollte nicht zur Ausführung dieses Planes kommen, denn im Jahre 1850 wurde ihm gleichzeitig der Antrag gestellt, als Navigationslehrer nach Bremen und nach Ostfriesland zu gehen. In Bremen wurde ihm ein auch für damalige Zeit sehr spärliches Gehalt von 300 Taler Gold geboten, während die hannoversche Regierung ihm fast das Doppelte in Aussicht stellte. Doch ohne Bedenken ging B. nach Bremen, weil er hoffte in der großen Handelsstadt auch für seinen Beruf ein reiches Feld der Tätigkeit zu finden, und weil er außer dem regsten Eifer einen Schatz theoretischen Wissens mitbrachte, das auf praktischen Gebieten zu verwerten seiner ganzen Anlage nach ihm besonders leicht wurde.

Am 21. Februar 1850 wurde er von seinem Vorgesetzten, Senator Smidt, in sein Amt eingeführt und dem ersten Lehrer, Lappenberg, vorgestellt. Wurde B. von diesem schon mit Mißtrauen empfangen, so war es nur natürlich, daß dieses bald in Feindschaft ausartete. Denn Lappenberg war eine geistig weit unter seinem jüngeren Kollegen stehende Natur, die, freilich nach dem Vorgange anderer, besonders englischer Schulen, in dem mechanischen Einpauken und gedankenlosen Nachbeten eingelernter Exempel die Hauptaufgabe eines Lehrers erblickte. B. fand also in seiner Ansicht über die Berufstätigkeit bei seinem Kollegen keine Zustimmung und fand auch für seine Absicht, hier wissenschaftlich zu arbeiten, wenigstens

an der Steuermannsschule, keine Unterstützung durch Literaturmittel. Oft erzählte er später, wenn er wissenschaftlichen Freunden die besonders an alten Sachen überaus reichhaltige Bibliothek seiner Schule mit Stolz zeigen konnte, daß diese bei seinem Antritt aus einem englischen Lehrbuch von Norie und einem defekten Exemplar von Bobriks Praktischer Seefahrtskunde bestanden habe. Als Lehrbuch wurde an der Navigationsschule das eben erwähnte Buch von Norie benutzt, das wegen der ganz unwissenschaftlichen Methodik recht wertlos war. Dem Wunsche Breusings, das einzige verwendbare deutsche Lehrbuch vom hamburgischen Navigationsschuldirektor Rümker einführen zu dürfen, wurde nur unter der Bedingung stattgegeben, daß der eben eingeführte Lehrer sich verpflichtete, innerhalb eines Jahres einen Leitfaden für den Unterricht zu verfassen; und nach harter Arbeit konnte er am 2. März 1852 das Werk vorlegen, das in klarer, didaktisch vollkommener Form ein Meisterwerk in seiner Art war. In dankbarer Erinnerung an die glücklichen Tage in Rio de Janeiro trägt es die Widmung an Dr. med. Robert Avé-Lallement.

Es waren trübe Zeiten, die B. neben seinem Kollegen Lappenberg verleben mußte, mit Bitterkeit sprach er noch oft von dem sittlich wenig geachteten Vorgänger als Leiter der Anstalt, und erst als Lappenberg im Jahre 1858 ein trauriges Ende nahm, waren B. die Hände freigegeben, um unterstützt von neuen Kollegen aus seiner Schule eine Anstalt zu machen, die bald mit steigendem Ansehen als die erste der Navigationsschulen galt und die besten der Seeleute nach Bremen, zu Arthur B., zog. Die Darstellungsgabe dieses Lehrers war hervorragend: durch treffliche Vergleiche wußte er in anschaulicher Klarheit mit wenigen Worten zu lehren, wozu mancher andere einen Wust von Worten, eine Fülle theoretischer Betrachtungen erforderlich hielt, und stets blieb er dabei in lebendigem Zusammenhang mit der Praxis. Mit der Gewalt über das Wort wußte er seine Schüler zu fesseln und verband gerne damit, um die Frische im Unterricht zu erhalten, Humor und Witz, zu dem ihm gerade das Seemannsleben so viel Veranlassung gab. Aber mit dem Bestreben, seinen Schülern die für ihren Beruf erforderlichen Kenntnisse zu geben, hielt er seine Aufgabe erst zum kleineren Teile erfüllt. Das Ansehen des Standes der Seeleute war, als B. seine Stellung übernahm, auf einer recht niedrigen Stufe,

und nur wenigen durch Gaben des Verstandes hervorragenden Männern war es gelungen, sich allgemeines Ansehen zu verschaffen. B. sah in einer Änderung dieser Verhältnisse eine wesentliche Aufgabe seines Berufes, und wie sein Ruf die besten Seeleute von überall herbeizog, so gab er ihnen aus dem vollen Schatze seines Wissens Anregungen und Lehren, die sie über die Genossen des Berufes hoben und in die Reihen der geachtetsten Männer einstellten. Aber mit der Hebung des sozialen Standes der Seeleute wußte er auch die pekuniäre Lage seiner Pflegebefohlenen zu bessern, und wenn heute Kapitäne für die treue Erfüllung in hartem Berufe Einkommen beziehen, die dem eines preußischen Ministers nahestehen, so gedenken diese, vom Glück gesegnet, mit dauerndem Danke des Mannes, der mit Wort und Tat für sie eingetreten war und ihnen nach dem schweren Kampfe mit Wind und Wellen ein sorgenfreies Alter verschafft hatte.

Das Lehrbuch Breusings „Die Steuermannskunst" hatte den Verfasser sofort an die Spitze der Navigationslehrer Deutschlands gestellt, aber auch in wissenschaftlichen Kreisen fand die didaktische Gewandtheit und die Gabe der Darstellung, die besonders in der nach wenigen Jahren erschienenen zweiten Auflage hervortrat, solche Anerkennung, daß B. auf Grund dieser hervorragenden Leistung am 27. Dezember 1861 den Doktorgrad von der Universität Göttingen propter insignem scientiam mathematicam editis variis scriptis comprobatam erhielt.

In den ersten Jahren seiner Anwesenheit in Bremen hatte B., vor allem unterstützt von der Handelskammer, es versucht, eine Monatsschrift für den deutschen Seemann herauszugeben. Die Arbeitslast ruhte aber so vollständig und darum so schwer auf den Schultern des auch im Beruf stark in Anspruch genommenen Mannes, daß nur zwei Jahrgänge, 1852 und 1853, herauskommen konnten.

Neben dem Lehrbuch haben aber den Ruf Breusings noch eine größere Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten begründet, die von der Tiefe des Wissens und der Schärfe des Urteils dieses Gelehrten ein glänzendes Zeugnis ablegen. Es entsprach seiner hohen Naturanlage, daß er sich nicht mit der Kenntnis des augenblicklichen Standes der Wissenschaft begnügte, sondern als wahrer Forscher den oft schwer zu verfolgenden Spuren geschichtlicher Entwicklung

nachging; und so ist er in gewissem Sinne der Begründer der Geschichte der Nautik und einer der wesentlichsten Förderer der Geschichte der Geographie geworden.

Eine Gruppe der Arbeiten Breusings behandelt die Geschichte nautischer Instrumente. Zu diesen gehören, inhaltlich und zeitlich an erster Stelle, die in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Band IV 1869 erschienenen Abhandlungen, welche der Geschichte der Erfindung der wichtigsten nautischen Hilfsmittel: des Kompasses, des Winkelmeßinstrumentes (Jakobsstab) und des Fahrtmessers (Logge) gewidmet sind. In der ersten dieser drei Abhandlungen weist B. nach, daß das Wesentliche des Schiffskompasses, die Verbindung der Strichrose auf der frei schwebenden Magnetnadel, das eigentliche und große Verdienst Flavio Giojas aus Amalfi ist. Diese Verbesserung erst hat den Kompaß für die Zwecke der Schiffahrt brauchbar gemacht. In weiterem gibt der Verfasser dann eine Darstellung der verschiedenen Einteilungen der Kompaßrose, der Windrose der Italiener und der Strichrose der germanischen Nationen, und bespricht endlich die eigentümliche Art der Aufhängung des Schiffskompasses, die möglicherweise auch auf Gioja zurückzuführen ist, die sogenannte Cardanische Aufhängung, von der nachgewiesen wird, daß Cardanus selbst sie in einem ganz anderen Zusammenhang als etwas schon Bekanntes erwähnt. In der zweiten Abhandlung zeigt B., daß Regiomontanus der Erfinder des ersten für den Seemann brauchbaren Winkelmeßinstrumentes, des Gradstockes und des Jakobsstabes, gewesen ist. Zu den Schülern des Regiomontanus gehörte Martin Behaim, der den Gradstock in die portugiesische Marine einführte. Auch ihm sind dann ausführliche Betrachtungen gewidmet. In der dritten Abhandlung endlich folgt eine Geschichte der Erfindung der Logge. In der catena a poppa, von der Pigafetta spricht, erkannte B. nur eine dem Schiffe nachschleppende Leine, die dazu diente, um die durch seitlichen Wind hervorgerufene seitliche Verschiebung des Schiffskurses, die Abtrift, genauer zu messen. Die Logge ist dagegen eine englische Erfindung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. So gaben diese drei Abhandlungen, eine jede ein Kabinettsstück für sich, schon in gedrängter Kürze die Geschichte der Erfindung der wichtigsten nautischen Instrumente. Mit unabläßiger Sorgfalt arbeitete und feilte B. an der Vervollständigung dieser Kapitel und bot dann das Ergebnis seiner

Forschungen zunächst 1883 in einem Vortrage, den er auf dem Geographentage in Frankfurt a. M. hielt, und endlich bei Gelegenheit des Naturforschertages in Bremen 1890 in vollendeter Gestalt als eine Gabe, gewidmet den Mitgliedern der mathematischen, physikalischen und geographischen Abteilungen.

Ergänzend zu den ersten Studien über die Geschichte der nautischen Instrumente treten noch zwei Abhandlungen hinzu, von denen die erste, in den niederdeutschen Denkmälern 1876 erschienen, die nautische Einleitung zu dem von Karl Koppmann herausgegebenen Werke „Das Seebuch" bildet. Dieses Seebuch ist eine in der Kommerzbibliothek zu Hamburg aufbewahrte Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, die den ersten Versuch einer Segelanweisung darstellt, d. h. Vorschriften angibt, wie man seine Seefahrten zu nehmen habe und dabei das Küstengebiet von Cadiz bis zum finnischen Meerbusen umfaßt. In der dritten Abteilung gibt B. unter dem Titel: „Das Seebuch in nautischer Beziehung" eine Darstellung des damaligen Zustandes nautischen Wissens. Neu in diesen Betrachtungen ist vor allem der Nachweis, wie der Kompaß auch zu einer Zeitbestimmung benutzt werden konnte und besonders für die Angabe der Hafenzeit benutzt wurde, wodurch er dem Seemanne mit einiger Genauigkeit wenigstens die damals noch nicht allgemein gebräuchliche Uhr ersetzte. Die andere hier zu erwähnende Abhandlung ist leider die einzige geblieben, welche sich auf die Geschichte des jetzt allgemein gebräuchlichen nautischen Winkelmeßinstrumentes, des Sextanten, bezieht. Sie führt den Titel: „Nonius oder Vernier?" (Astronomische Nachrichten 1879, Band 96, S. 129.) Bei der Ablesungsvorrichtung des erwähnten Instrumentes bedient man sich einer besonderen Vorkehrung, deren Ausführung hier wohl zu weit führen dürfte. B. weist nach, daß diese für die Benutzung des Instruments sehr wichtige Erfindung nicht von Vernier und nicht von Nonius, sondern von Clavius aus Bamberg, einem deutschen Schüler des Portugiesen Nunez oder Nonius, herrührt.

Ich glaube diesen Abschnitt der rein nautischen Abhandlungen Breusings nicht schließen zu dürfen, ohne der Arbeiten zu gedenken, die sich auf die Sprache des Seemannes beziehen und im 5. Bande des Jahrbuchs des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1879 erschienen sind. Der Wortschatz des Seemannes ist entstanden aus einem Gemenge fremdartiger Sprachen. Ist auch die Mehrzahl der

Wörter der niedersächsischen Sprache entnommen, so spielen auch die nordischen, die romanischen, ja auch außereuropäische Sprachen, wie die karaibische und arabische, eine nicht unerhebliche Rolle; wurde ein Gerät oder Werkzeug auf den Fahrten zu einem Volke fremder Zunge als eine praktische Einrichtung übernommen, so ging häufig mit dem Begriffe auch sein Name, oft in sehr verballhornter Gestalt, aus dem fremden Lande in unsere Seemannssprache über. Überraschend ist die sprachliche Gewandtheit Breusings, sich in dieser Mannigfaltigkeit der Idiome mit sicherem Takte zurecht zu finden, und nur selten hat die Kritik oder das Wort des wissenschaftlichen Freundes kleine Änderungen seiner Übersetzung notwendig gemacht.

Die Sprachkenntnisse Breusings bezogen sich nach dem ganzen Gang seiner Ausbildung vorzugsweise auf die alten Sprachen, sie befähigten ihn wie keinen anderen, der Geschichte der Nautik der Alten die Grundlagen zu geben, auf denen andere weiter bauen mochten. Schon im Jahre 1882 hat er in einer Besprechung der Arbeit A. Cartaults: La Trière Athénienne (Philologische Rundschau II. Jahrgang Nr. 46) die Beherrschung dieses Gegenstandes in hohem Maße bewiesen und bei voller Anerkennung dieser Arbeit auch manche Anmerkung gemacht und begründet. Vier Jahre später erschien dann als das Ergebnis langjähriger wissenschaftlicher Studien „Die Nautik der Alten", von den meisten mit Anerkennung, ja Begeisterung begrüßt, von anderen in manchen Punkten mit Widersprüchen aufgenommen. Diesem ersten Teile folgte im Jahre 1889 der zweite Teil, der vor allem „Die Lösung des Trierenrätsels" und den in geistvoller und überaus ansprechender Weise gegebenen Abschnitt über die „Irrfahrten des Odysseus" brachte. Beide Abhandlungen haben Breusings hervorragendes Talent, mit dem Auge des Sachkundigen in das Dunkel der Sage zu sehen, bekundet und ihre Bedeutung wird auch durch den Streit, den einzelne Erklärungen erregt haben, nicht geschmälert, sondern nur klargelegt. In besonderen Kapiteln werden im ersten Teil das Schiff des Odysseus und die Seereise des Paulus nach der Apostelgeschichte dargestellt. Aus dem zum Teil polemischen Inhalt des zweiten Teiles ist besonders auf Breusings Versuch, das Trieren-Problem zu lösen, hinzuweisen. Zu den philologisch-nautischen Arbeiten gehören endlich noch die in Fleckeisens Jahrbüchern für klassische Philologie 1885

bis 1887 erschienenen und wohl allgemein mit Freude begrüßten Abhandlungen: „Nautisches zu Homeros". In diesen Arbeiten vor allem tritt die Art der Schlußfolge, wie sie B. eigen war, deutlich hervor. Er sucht nirgends das Wort in sprachwissenschaftlicher Weise aus dem Stamm zu erklären, sondern überall geht er mit dem größten Mißtrauen gegen alle Erklärungsversuche der meist nicht sachkundigen Scholiasten nur auf den Begriff, der seinen sachlichen Kenntnissen entsprechend an die gegebene Stelle zu treten hat.

Hatten diese Arbeiten Breusing mitten in die Schar der Philologen gestellt, so dürfen nicht minder die Geographen einen berechtigten Anspruch auf ihn machen, denen er ebenfalls durch kritische Geschichtsschreibung wesentliche Aufschlüsse über die Entwickelung der geographischen Wissenschaften, im besonderen der Kartographie, zu bieten berufen war. Neben einer kurzen, aber inhaltreichen Abhandlung (Petermanns geographische Mitteilungen, 1880, Heft IV), in der er die „Lebensnachrichten von Bernhard Varenius", dem großen Geographen des 17. Jahrhunderts, zusammentrug und über den Lebensgang des Mannes Klarheit verbreitete, sind es besonders die wichtigen Arbeiten über Gerhard Mercator, die B. eine erste Stelle in den geographischen Wissenschaften sichern werden. Im Jahre 1869 hielt er in Duisburg zum Besten des dort zu errichtenden Denkmals Mercators einen Vortrag, der zum ersten Male über das Leben und Wirken dieses Mannes überraschende Mitteilungen brachte; und diesen Forschungen ist es zu danken, daß wir in Mercator jetzt einen Deutschen und zugleich den größten Kartographen alter Zeiten zu ehren haben. Wie ein Geschenk des dankbaren Genius mußte B. es empfinden, als das Nachforschen nach den Nachkommen des großen Mannes ihn zu der überraschenden Erkenntnis führte, daß seine eigene Gattin in direkter Linie von Mercator abstammte.

In das Gebiet der Geschichte der Kartographie gehört auch die in Kettlers Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie (Band II, 1881) erschienene Abhandlung: „La totela de Marteloio und die loxodromischen Karten", die B. selbst für die gelungenste seiner Arbeiten hielt. Unter einer Loxodrome verstehen wir die Linie, von der die Meridiane unter gleichem Winkel geschnitten werden. Sind die Meridiane wahre, so erhalten wir eine rechtweisende Loxodrome, und sind die Meridiane magnetische, so erhalten wir eine mißweisende Loxodrome. B. wies nun durch weite Überlegungen und

Rechnungen nach, daß die italienischen Seekarten dadurch entstanden sind, daß man die mißweisenden Loxodromen zu geraden Linien auszog. Sie sind damit das Seitenstück zu Mercators Projektion, bei der die rechtweisenden Loxodromen als gerade Linien zu zeichnen sind. Mit dieser Arbeit war ein langjähriger Streit um die bis dahin unverständliche Kartendarstellung endgültig entschieden.

Es entsprach der großen Achtung, die B. im Kreise der Geographen genoß, daß im Jahre 1882 an ihn der Wunsch herantrat, für den im folgenden Jahre zu Frankfurt a. M. stattfindenden Geographentag einen „Leitfaden durch das Wiegenalter der Kartographie" bis zum Jahre 1600 zu verfassen. Die Erfüllung dieses Wunsches hat dem Verfasser den Dank aller Geographen eingebracht und gibt wie kein anderes Zeugnis von umfassendster Belesenheit

Wenige Monate vor seinem Tode gab B. eine Arbeit heraus, die auf dem Gebiete der Kartographie wohl als eine klassische bezeichnet werden kann: „Das Verebnen der Kugeloberfläche". B. verwirft in diesem Werke die Perspektive als Grundlage der Kartendarstellungen und geht in einer ihm ganz eigentümlichen Weise von der Gesichtslinie aus, die vom Standpunkt des Beobachters als Mittelpunkt nach allen Richtungen hin gelegt werden kann. Durch Verlegung dieses Punktes bald in den Pol, bald in den Äquator und durch Festlegung eines gewissen Maßstabes für die Eintragung der Entfernungen entstanden die verschiedenen strahligen Gradnetzentwürfe. Setzt man an die Stelle des Punktes einen Hauptkreis der Kugeloberfläche, so ergibt sich auf einfachem Wege eine zweite Gruppe, die säuligen Gradnetzentwürfe. Die überraschend einfache Schlußfolge in der Entwicklung, die mit den denkbar einfachsten Mitteln erreicht wird, führt zu einer wunderbaren Übersichtlichkeit und macht die Lektüre dieses Buches auch für den Laien interessant und fesselnd.

Es war nur ein Tribut der Dankbarkeit, daß B. korrespondierendes oder Ehrenmitglied einer Reihe von wissenschaftlichen Vereinen war. Mit besonderer Freude erfüllte es ihn, als er im November 1889 aus seiner alten Musenstadt, von der Georgia Augusta, die Ernennung zum Korrespondenten in der historisch-philologischen Klasse der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften erhielt.

Selbstverständlich war B. auch vielfach als Sachverständiger bei

verschiedenen Anlässen tätig; so wurde seine Ansicht maßgebend für die Betonnung der Weser gehört; so war er als Kommissar zu den Beratungen über die Vorschriften, nach denen im Reich die Prüfungen der Seesteuerleute und Seeschiffer abgenommen werden, hinzugezogen; so hatte er vor allem noch in den letzten Jahren seines Lebens die Freude, das Ruderkommando an Bord unserer Schiffe in einem von ihm seit vielen Jahren vertretenen Sinne durchgeführt zu sehen.

Ich würde dem Lebensbilde Breusings nicht gerecht werden, wenn ich nicht seinem Auftreten in politischen Fragen noch einige Worte widmete. Wie in allem, so war auch in dieser Hinsicht sein Bild scharf gezeichnet. Mit tiefer Überzeugung hielt er von Jugend auf an der Begeisterung für ein einiges deutsches Vaterland fest und sah in Bismarck den Helden, der der führende Geist auf diesem Wege sein mußte. Lebhaft wußte er sich an politischen Versammlungen, so besonders bei den Vorbereitungen zu den Reichstagswahlen zu beteiligen, und ebenso war er als langjähriges Mitglied der Bremischen Bürgerschaft als streitbarer Kämpfer für seine Ansichten beliebt oder gefürchtet, wobei er stets, auch im heftigsten Kampfe, durch den Geist und Witz des Wortes die Lacher auf seine Seite brachte.

Am 1. Oktober 1877 erlebte B. den Tag, an dem er als den Lohn langer Arbeit das neue Gebäude der Seefahrtschule einweihen konnte, und voll Dankes hegte er den Wunsch, in diesen ihm so lieben Räumen zehn Jahre noch verleben zu dürfen: genau fünfzehn Jahre später, am 1. Oktober 1892, geleitete den am 28. September Entschlafenen eine zahlreiche Trauerversammlung von dieser Stätte seines Wirkens hinaus zur letzten Ruhe. Voll Dankbarkeit hat er sein Leben hindurch in Frömmigkeit und Liebe das Wort seines Gottes gesucht und voller Freude es empfunden, als er auch dem Theologen in der Darstellung der Reise des Apostel Paulus einen Dank für die Stunden innerer Erbauung widmen durfte. Bis in die Tage seiner Jugend zurück sind in Briefen und Tagebüchern Worte des tiefsten Glaubens zerstreut, und mit Eifer hat er lange Jahre hindurch an kirchlichen Versammlungen teilgenommen.

Wenn B. auf die Entwicklung des Navigationsschulwesens einen beherrschenden Einfluß ausgeübt hatte, so dürfte die Anerkennung, die seine wissenschaftlichen Arbeiten zur Geschichte der Nautik und

der Geographie gefunden haben, ihn in die erste Reihe der Forscher auf diesen Gebieten stellen.

Wolkenhauer, A. D. B. 47 S. 229ff. Schilling.

**Brockmann**, Johann, geb. 3. November 1816 in Mittelshuchtingen, gest. 1. März 1860 in Bremen. B. hat seine rein praktische Ausbildung im Wasserbau unter Blohm erhalten. Er war 1847 Baukondukteur, 1851 Bauinspektor, 1859 Wasserbaudirektor, und zwar auf Empfehlung des preußischen Oberlandesbaudirektors Hagen. B. hat die Arbeiten zur Herstellung der sogenannten Bürener Weser von der Moorlosen bis Vegesack durchgeführt. Es handelte sich dabei um für damalige Zeit sehr erhebliche Arbeiten, bei denen auch die Durchdämmung des alten unter den Deichen des Stedinger Landes entlang fließenden Weserarmes vorgenommen werden mußte. Die Herstellung der neuen auf Bremer Gebiete liegenden Bürener Weser hatte zum Zwecke, der in der alten Weser vorhandenen Verwilderung entgegen zu arbeiten und bessere Fahrwasserverhältnisse zu schaffen. Der Zweck ist damals, wenn auch nicht vollständig, erreicht worden, da eine genügende Tieferlegung der Sohle, die auf lange Strecken aus schwerem Boden bestand, mangels geeigneter Bagger noch nicht möglich war. Bücking.

**Brockmann**, Peter, Porträtmaler, Photograph, geb. in Großenwede, Provinz Hannover, gest. 3. Juni 1869, 67 Jahre alt, in Bremen. Im Adreßbuch ist er von 1840—54 als Porträtmaler, von 1855—69 als Porträtmaler und Inhaber eines Ateliers für Lichtbilder und Photographie aufgeführt. Er malte mit F. W. Kohl die Brustbilder biblischer Helden an den beiden östlichen Emporen des Doms, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beseitigt sind (s. Müller, der Dom zu Bremen). In der Kunsthalle stellte er 1829, 43, 45, Bildnisse und Figurenmalereien aus.

Von ihm gemalte Porträts im bremischen Privatbesitz.

Hurm Manuskr. Joh. Focke.

**Brüggemann**, Friedrich, geb. in Bremen 13. Juli 1850, gest. in London 7. April 1878, war der Sohn eines geschickten, aber in recht beschränkten Verhältnissen lebenden Uhrmachers und

Mechanikers. Er besuchte in seiner Vaterstadt zunächst die Volksschule, dann die „Bürgerschule" (Realschule) und schließlich das Seminar, um sich zum Volksschullehrer auszubilden. Nach beendigter Studienzeit trat er am 1. April 1868 eine Hilfslehrerstelle an der Dorfschule zu Oberneuland bei Bremen an. Er beschäftigte sich hier vielfach mit naturgeschichtlichen, namentlich mit entomologischen Studien, für welche er schon als Schüler mancherlei Stoff gesammelt hatte. Seine Befähigung hatte die Aufmerksamkeit von Buchenau und Lüben auf ihn gelenkt. Als Ergebnis seiner eifrigen Sammeltätigkeit veröffentlichte er 1873 ein Fundortsverzeichnis der in den weiteren Umgebungen von Bremen beobachteten Käfer (Abh. Nat. Ver. Bremen, III, S. 441—524). Die Anerkennung, welche diese Arbeit fand, wird dazu beigetragen haben, seinen Entschluß, sich zum wissenschaftlichen Forscher auszubilden, reifen zu lassen. Im Herbste 1873 bezog er die Universität Jena, wo er, namentlich unter Häckels Leitung, naturwissenschaftlichen, insbesondere zoologischen Studien mit dem größten Eifer oblag. Schon am 13. November 1875 bestand er die Doktorprüfung, und zwar mit dem Prädikat „summa cum laude", einer ganz außergewöhnlichen Auszeichnung. Er beschäftigte sich während des nächsten Jahres mit Museumsarbeiten in Darmstadt und Jena, ging dann aber im Herbste 1876 nach London, wo er, auf Häckels Empfehlung, den Auftrag bekommen hatte, die Korallen im British Museum zu bestimmen und zu katalogisieren. Das ihm dort zugemessene regelmäßige Arbeitspensum erledigte er so schnell, daß er Zeit genug behielt für längere Besuche in Bremen und für verschiedenartige zoologische Studien; schließlich hatte er es übernommen, in seinen Ferien bei dem Ornithologen Lord Tweeddale in Schottland als dessen Privatsekretär tätig zu sein. — Da machte unerwartet ein Blutsturz seinem Leben ein Ende. Durch sein klares Urteil und seine ehrenhafte Gesinnung erwarb sich B. viele Freunde. Nicht ganz so schnell wie in die Wissenschaft vermochte er sich in die Umgangsformen der gelehrten Kreise einzuleben, aber schließlich gelang es ihm doch, wobei ihm sein liebenswürdiges, freundliches und bescheidenes Wesen sehr zu Hilfe kam. Seine außerordentliche Befähigung für seine Fachstudien wurde allseitig anerkannt; vgl. darüber die Urteile von Häckel und von Günther in London, die in Buchenaus Nachruf angeführt sind. Häckel schrieb u. a.: „Unstreitig war Brüggemann

einer der talentvollsten, bravsten und fleißigsten unter unsern jüngeren Naturforschern."

Buchenau in Abh. Nat. Ver., IV, S. 319—328, nebst Schriften-Verzeichnis. W. O. Focke.

**Bruns**, Hieronymus, Zeichenlehrer, getauft 22. März 1799 in Bremen, gest. 30. Mai 1835 daselbst. Er soll nur gezeichnet, nicht in Öl gemalt haben, ist aber im Adreßbuch von 1830—35 als Maler und Zeichenlehrer aufgeführt. Sein Unterricht soll von vielen Damen und Herren besucht gewesen sein. Er war der erste Lehrer des Malers Herm. Holz. Im Kunstverein stellte er 1829 eine Kreidezeichnung, Bildnis eines Mädchens (Kopie), aus. Tuschzeichnung des früheren 1830 abgerissenen Speckhahnschen Hauses, Langenstraße 129, das am 21. November 1666 vom Pöbel geplündert wurde (Histor. Museum), unbezeichnet. Lithographiertes Scherzblatt, bez. „Der verdorrte verwünschte Pfefferbaum" und l. u. „Bruns"; r. u. „Lith. v. G. Hunckel". S. Bürgerfreund 1832, S. 376, 388 usw.

Hurm Manuskr. Joh. Focke.

**Buchenau**, Franz Georg Philipp, geb. zu Kassel am 12. Jan. 1831, war ein Sohn eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Beamten, Hauptkassierers der Kurhessischen Landes-Kredit-Kasse. Die Mutter war eine treu und liebevoll sorgende Hausfrau, von welcher der Sohn, wie es scheint, eine starke Beimischung von Hugenottenblut ererbt hat, dessen Einfluß sich nicht nur in seiner körperlichen Erscheinung, sondern auch in vielen Zügen seines geistigen Wesens bemerklich machte. Von Gestalt war B. ungewöhnlich klein und zierlich; dabei war er in seinen Jugendjahren schwächlich und häufigen, wenn auch bald vorübergehenden Krankheitszufällen unterworfen. Seine Befähigung bekundete sich erst in der dritten Schule, die er besuchte, in der unter der trefflichen Leitung Graefes stehenden Realschule. Nun entschloß sich der Vater, um ihm ein Universitätsstudium zu ermöglichen, ihn 1845 der sogenannten Polytechnischen Schule in Kassel zu übergeben, an welcher damals die naturgeschichtlichen Fächer durch zwei ausgezeichnete Lehrer vertreten waren. Es waren dies Wilhelm Dunker (1809—1885), der 1854 Professor der Geognosie in Marburg wurde, bekannt als Herausgeber

der Zeitschrift „Palaeontographica", und Rudolf Amandus Philippi (1808—1904), seit 1851 in Chile lebend, wo er als gründlicher Erforscher der dortigen Tier- und Pflanzenwelt zu hohem wissenschaftlichen Ansehen gelangt ist. Beide Lehrer nahmen sich des jungen Buchenau fördernd an; sie gaben ihm die Anregung zu naturgeschichtlichen Studien und zu Ausflügen, auf denen Mineralien, Konchylien und Pflanzen gesammelt wurden.

Im Herbst 1848 bezog B. die Universität Marburg. Im Verkehr mit einigen Familien und wenigen Freunden betrieb er hier seine mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien, kaum berührt von dem eigentlichen Studentenleben. Etwas mehr lernte er von dem ungebundenen Treiben seiner Altersgenossen kennen, als er im Frühjahr 1850 nach Göttingen übergesiedelt war. In seinen Studien trat hier die Vorliebe für die Botanik mehr und mehr in den Vordergrund; er empfing manche Anregungen durch die Professoren Bartling und Grisebach, während er sich persönlich mehr an den Ostfriesen Lantzius-Beninga anschloß. An die eigentliche Studienzeit reihte sich dann die Prüfung als Realschullehrer und eine halbjährige Probezeit als Lehramtskandidat an. Unter Einreichung einer botanischen Dissertation erwarb er im Frühjahr 1852 die Doktorwürde zu Marburg.

Damit trat B. in das praktische Leben ein, mit vortrefflichen Kenntnissen ausgerüstet, so daß er gewiß allen Anforderungen, die für die Ausübung seines Berufs an ihn gestellt wurden, in vorzüglicher Weise zu genügen vermochte. Er war während seiner ganzen Schul- und Studienzeit ein sanfter, gesitteter, fleißiger und strebsamer Knabe und Jüngling gewesen. Die geistigen Anregungen, welche er empfangen hatte, waren im wesentlichen von der Schule ausgegangen und hatten nur auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine wirklich nachhaltige Wirkung auszuüben vermocht. Durch seine naturgeschichtlichen Interessen war er zu größeren Fußwanderungen veranlaßt worden, unter deren Einflusse sich seine Gesundheit gekräftigt hatte. Im übrigen hatte sich jedoch der kleine, zarte junge Mann allen Leibesübungen ferngehalten. So gut auch seine Fachbildung war, so fehlte ihm doch vieles, was nun einmal erforderlich ist, um sich mit einiger Sicherheit außerhalb der Schule und der Gelehrtenkreise zu bewegen. Manches hat B. im späteren Leben nachgeholt, aber die Denkweise der Menschen, welche im eigentlichen

Geschäftsleben stehen, hat er niemals richtig zu beurteilen gelernt.

Nach bestandener Doktorprüfung nahm B. im Frühjahr 1852 eine Stelle an der Rödigerschen Privatschule in Hanau an. Eines Tages, im November jenes Jahres, entwickelte er vor seiner Klasse den Pythagoräischen Lehrsatz — da trat plötzlich ein Gendarm ein, gefolgt von zwei bayrischen Soldaten, entließ die Schüler und erklärte die Schule für geschlossen. Damit erreichte Buchenaus erste Lehrtätigkeit ihr Ende. Es war damals die Zeit des Rückschlages gegen die freiheitliche Bewegung von 1848; Kurhessen stand unter einer willkürlichen orthodox-reaktionären Gewaltherrschaft.

In den folgenden Jahren war B. zunächst Hauslehrer bei einem Frankfurter Bankier; dann trat er ein Lehramt an den Garnierschen Erziehungsanstalten zu Friedrichsdorf bei Frankfurt a. M. an. Obwohl er sich in dieser Stellung durchaus befriedigt fühlte, schien ihm doch ein Ruf nach Bremen sichrere Aussichten für die Zukunft zu bieten. Die ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit hatte er mit Erfolg für die Vervollständigung seiner Gesamtbildung verwendet, insbesondere in der Pädagogik, die ihm anfangs Schwierigkeiten machte, und in den Umgangsformen des geselligen Verkehrs.

In Bremen wurde im Jahre 1855 eine „Bürgerschule" eingerichtet, zu deren Leitung man den aus Hessen vertriebenen früheren Kasseler Realschuldirektor Heinrich Graefe berief. Sein ehemaliger Schüler B. wurde zu einem der ersten Hilfslehrer an der neuen Anstalt erwählt, die am 1. Oktober 1855 eröffnet wurde. In die neuen Verhältnisse wußte sich B. schnell hineinzufinden. Seine botanischen Interessen veranlaßten ihn zu vielen Streifzügen in die Umgebungen Bremens, um sich mit der einheimischen Pflanzenwelt bekannt zu machen. Der Mangel einer für Unterrichtszwecke geeigneten bremischen Heimatkunde gab ihm die Anregung, sich eingehend mit der Topographie und Entwickelungsgeschichte der Stadt zu beschäftigen. Die Frucht dieser Arbeiten war das 1862 erschienene Werk „Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet".

Von vornherein war B. bemüht, in der neuen Heimat möglichst viele persönliche Bekanntschaften anzuknüpfen. Der frische, freundliche und fröhliche junge Lehrer mit den lebensvollen Augen und der anregenden Unterhaltungsgabe wurde überall gern gesehen und fand bald Zutritt zu der Geselligkeit der angesehensten Kreise. Besonders wertvoll waren für ihn die Empfangsabende der Frau

Senator Hartlaub, deren er bis ins höchste Alter mit lebhafter Dankbarkeit gedachte. Er beteiligte sich eifrig an allen wissenschaftlichen Bestrebungen, die sich damals in Bremen regten. In seinen Ansichten war er stets gemäßigt; er hatte einen natürlichen Widerwillen gegen die Stürmer und Dränger, die entschiedenen Neuerer und Streber, wenn er sich auch keineswegs gegen Fortschritte verschloß und in formalen Verbesserungen sogar gern voranging. Den Kampf der Meinungen liebte er nicht; man hörte von ihm nicht leicht eine unbedingt verurteilende Äußerung gegen einzelne Personen, es sei denn gegen Hassenpflug und Genossen, deren Tyrannei er in Hessen kennen gelernt hatte. Soweit ihn nicht etwa eine begründete Abneigung zurückhielt, zeigte er sich stets freundlich und wohlwollend, fand auch eine große Freude darin, befähigte Schüler zu fördern und ihnen über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen; er erwartete dann aber allerdings auch ein hohes Maß von Folgsamkeit, und zwar länger als nötig war.

Durch seine trefflichen Eigenschaften und seine ausgebreiteten persönlichen Beziehungen erlangte B. allmählich ein bedeutendes Ansehen. Während dreier Winter, 1859—63, hielt er vor einer aus sehr verschiedenen Kreisen stammenden Zuhörerschaft naturwissenschaftliche Vorträge, die großen Beifall fanden. Die Tagespresse versorgte er von Beginn seines Bremer Aufenthalts an gelegentlich mit mancherlei wissenschaftlichen Mitteilungen.

Als seine Lebensaufgabe betrachtete B. die Verbreitung von Bildung, insbesondere von naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Nach verschiedenen Vorberatungen in engeren Kreisen hatte er alles vorbereitet, um im Herbste 1864 zur Gründung des Naturwissenschaftlichen Vereins schreiten zu können. Es gelang ihm, so ziemlich alle auf irgend einem Gebiete der Naturforschung tätigen Kräfte, die damals in Bremen vorhanden waren, zur Mitwirkung oder wenigstens zur Mitgliedschaft zu werben. Die für den Verein zu leistende Arbeit übernahm er zunächst im wesentlichen selbst, wenn er auch für die Vorträge sofort eine Anzahl von Mitarbeitern heranzuziehen wußte. Die Organisation des Vereins, die Beziehungen zu Bibliothek und Sammlungen, die Zuführung von neuen Mitgliedern, die Verbindungen mit auswärtigen Gesellschaften, der Beginn der Herausgabe der Abhandlungen — alle diese Aufgaben und Arbeiten erledigte er, wenigstens zu Anfang, fast allein. All-

mählich gelang es ihm, bemittelte Freunde der Naturforschung zu größeren Geschenken für die Bibliothek und die Sammlungen oder zu Kapitalstiftungen zu veranlassen. In Verbindung mit einigen Freunden stellte er von vornherein die Förderung der Heimatkunde als eine der wichtigsten Aufgaben des Vereins hin; Fächer, für die kein wissenschaftlicher Vertreter vorhanden war (z. B. Geognosie, Meteorologie), wurden vorläufig von ihm und den Mitarbeitern übernommen, um Beobachtungen, die man machen konnte, nicht verloren gehen zu lassen. Von solchen Anschauungen geleitet, gelang es, in dem Naturwissenschaftlichen Vereine einen wirklichen Mittel- und Sammelpunkt für die gesamten in Bremen und Umgegend vorhandenen naturkundlichen Interessen zu schaffen. In G. Kindt fand B. einen allgemein beliebten und geschätzten ersten Vorsitzenden; auch nach dessen Tode überließ er den Ehrenplatz des Leiters der Verhandlungen an G. W. Focke und Hartlaub, bis er ihn von 1887 bis 1902 selbst übernahm. Den wichtigsten Teil der Arbeit für den Verein hat B. stets selbst geleistet; er widmete ihm bis an sein Lebensende einen großen Teil seiner Zeit und seiner Kräfte.

Einige Jahre nach der Begründung des Naturwissenschaftlichen Vereins vollzog sich eine wesentliche Änderung in Buchenaus amtlicher Tätigkeit. Nachdem am 28. Juli 1868 der Direktor der Bürgerschule, Heinrich Graefe, gestorben war, wurde B. unter Verleihung des Professortitels im Herbste desselben Jahres zu dessen Nachfolger ernannt. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, in wie hohem Maße er das Vertrauen der Behörden, der Berufsgenossen und der Schüler besaß. Es fiel ihm nun die Aufgabe zu, die Schule den geänderten Verhältnissen entsprechend umzugestalten und sie in eine Realschule umzuwandeln, welche den preußischen Anforderungen an solche Anstalten genügte. Nach einigen Jahren nahm die Schülerzahl so zu, daß eine Teilung notwendig wurde. B., der die ganze Einrichtung der neuerbauten Schule am Doventor geleitet hatte, trat nun zu dieser über und zog im März 1876 in die daselbst für ihn hergestellte Dienstwohnung ein.

In das Jahrzehnt von 1864 bis 1874 fällt der Höhepunkt von Buchenaus Ansehen in Bremen. Es knüpften sich damals Beziehungen zwischen den heimatkundlichen, geschichtlichen, geographischen und naturgeschichtlichen Bestrebungen an; der eigentliche Träger der

Pläne zu einem Zusammenschlusse aller geistigen Interessen war Herm. Alb. Schumacher, dem B. persönlich nahe stand. Ehmck und Dietr. Schaefer gehörten dem nämlichen Kreise an. In diese Zeit fallen die Ethnographische Ausstellung von 1872 und die Vorarbeiten zur Gründung der Moorversuchsstation; Benque plante mit B. die Einrichtung eines Botanischen Gartens, ein unter dem Vorsitze von G. W. Focke zusammengetretener Kreis beschäftigte sich mit dem Gedanken an ein Akademisches Institut, welches man sich etwa so vorstellte wie später die Volkshochschule. Bei dieser vielseitigen Regsamkeit gehörte B. jedesmal zu den treibenden Kräften.

Wer B. und seine Stellung in Bremen nur in den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens gekannt hat, vermag sich kaum ein Bild davon zu machen, wie hochgeschätzt und allgemein beliebt er vorher war. Umfassende Kenntnisse, Arbeitsfreudigkeit und Frische, verbunden mit Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft zeichneten ihn aus, aber er schadete sich im reiferen Mannesalter vielfach durch Übereifer und durch Teilnahme an Angelegenheiten, die er nicht zu übersehen vermochte. Er hatte nie gelernt, die außerhalb der Schul- und Gelehrtenkreise stehenden Menschen richtig zu beurteilen; er schätzte die Kräfte, mit denen er im öffentlichen Leben zu rechnen hatte, gewöhnlich völlig falsch ein, hielt daher auch leicht an Plänen fest, deren Undurchführbarkeit nicht zweifelhaft sein konnte. Namentlich nach seiner verfehlten Stellungnahme bei den Verhandlungen über die Umwandlung der Museumsgesellschaft wandte sich die allgemeine Stimmung gegen ihn; man beurteilte seine ganze Persönlichkeit in ungünstiger, ja vielfach in sehr ungerechter Weise. B. litt außerordentlich tief unter der Einbuße an Ansehen, die er erfahren hatte; der nagende Kummer zerrüttete seine Gesundheit, insbesondere sein Nervensystem; er klagte viel über sein Befinden und über andere Dinge, namentlich aber beging er bei seiner tiefen Verstimmung vielerlei Mißgriffe in Kleinigkeiten, sobald er versuchte, wieder mehr Einfluß zu gewinnen. Er schadete sich dadurch nur noch mehr; aber trotzdem blieb ihm noch ein bewundernswürdiges Maß von Arbeitslust und Arbeitskraft. Mit der im Schuldienste gewohnten Pünktlichkeit erschien er regelmäßig in den botanischen Sammlungen, um dort freiwillig beim Ordnen und Bestimmen zu arbeiten; für den Naturwissenschaftlichen Verein und den naturgeschichtlichen Teil der Bibliothek war er unausgesetzt aufs eifrigste

tätig. Manche einzelne seiner Leistungen aus späterer Zeit, z. B. seine Literaturverzeichnisse und die Organisation der Bearbeitung der Rutenbergschen Sammlungen, zeugen von seltener Umsicht und entschiedenem Geschick. In der Tagespresse veröffentlichte er zahlreiche Mitteilungen, das nordwestdeutsche Tiefland durchstreifte er nach den verschiedensten Richtungen, mit großer Liebe schrieb er Nachrufe über verstorbene heimatliche Botaniker, endlich verfaßte er eine große Zahl umfangreicherer oder kleinerer botanischer Arbeiten. Von seinem bereits erwähnten Werke über Bremen erschienen neue Auflagen.

Es waren nur wenige, welche diese emsige und fruchtbringende Tätigkeit voll zu würdigen wußten. B. selbst fühlte sich erst während des letzten Jahrzehnts seines Lebens mehr befriedigt, als er den Erfolg seiner wissenschaftlichen Arbeiten sah und als er schließlich den brennenden Wunsch, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, aufgegeben hatte. Im Jahre 1890 war er zweiter Geschäftsführer der in Bremen tagenden 63. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. Im Sommer 1894 unternahm er eine Reise nach Nordamerika, zunächst zum Besuche einer Schwester, dann aber auch in der Absicht, persönliche Beziehungen anzuknüpfen und einen Blick auf die Pflanzenwelt des fremden Erdteils zu werfen. Etwa von 1900 an zeigten sich bei ihm ernstere körperliche Beschwerden; eine im Juni 1902 in Berlin ausgeführte Operation brachte ihm zwar Linderung, ließ ihn aber zunächst so leidend und hilflos, daß er sich entschloß, sein Amt niederzulegen. Es geschah dies im Frühjahr 1903, aber bis zu diesem Zeitpunkte hatte er sich so weit erholt, daß er als arbeitsfähiger Schulmann zurücktreten konnte. Im Ruhestande verlebte er noch drei Jahre in leidlichem Gesundheitszustande und in emsiger wissenschaftlicher Tätigkeit. Er starb am 23. April 1906.

Von allen Naturforschern, welche in Bremen gelebt haben, hat keiner eine so umfassende und weitreichende Einwirkung auf seine nächste Umgebung ausgeübt, wie B. Selbstverständlich ist er als Forscher nicht mit Männern wie Olbers oder G. R. Treviranus zu vergleichen, aber diese großen Gelehrten waren Geistesaristokraten, deren wirkliche Arbeit nur Fachgenossen zu würdigen wußten, wenn auch die Tatsachen der Olbersschen Entdeckungen allgemein bekannt wurden. B. dagegen gab nach allen Seiten hin, seinen Schülern wie seinen Mitbürgern, zahlreiche Anregungen, er streute aus der

Fülle seiner Beobachtungen und Kenntnisse durch Wort und Schrift mannigfaltige Samenkörner aus, von denen sich wenigstens ein Teil weiter entwickelte. Unter seinem Einflusse wandte sich eine Reihe von Volksschullehrern dem wissenschaftlichen Studium zu. Vergleicht man den Zustand der naturgeschichtlichen Kenntnis des nordwestdeutschen Tieflandes oder der bremischen naturhistorischen Sammlungen von 1860 mit dem von 1900, so wird man sich dem Eindrucke von der außerordentlichen Größe des Fortschrittes nicht entziehen können. Sicherlich wäre vieles auch ohne B. zustande gekommen. Wer aber den ganzen Entwickelungsgang verfolgt hat, kann nicht in Zweifel darüber sein, daß ihm und den durch ihn angeregten Mitarbeitern und Schülern ein sehr großer Anteil an den neuen Errungenschaften zukommt. Und ebenso hat er sehr wesentlich dazu beigetragen, daß die Überzeugung von der Wichtigkeit naturwissenschaftlicher Kenntnisse sich auch in die Kreise verbreitet hat, von denen die erforderlichen Geldmittel beschafft werden mußten. In seinen jüngeren Jahren wurde seine Tätigkeit durch sein angenehmes und freundliches Wesen wirksam unterstützt; auch später zeigte er allen, die ihm irgend näher traten, wenigstens ein großes Wohlwollen und stete Bereitschaft zu raten und zu fördern.

Schriftstellerisch ist B. außerordentlich fruchtbar gewesen, und zwar auf allen Gebieten, mit denen er sich beschäftigte. Unter seinen größeren Werken sei nochmals seine Heimatkunde: „Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet" hervorgehoben, ein Handbuch, das sich in drei Auflagen, (die zweite 1882, die dritte 1900) immer mehr vervollkommnet hat und sich durch Zuverlässigkeit der Angaben sowie durch Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes auszeichnet. Die Pflanzenwelt des nordwestlichen Deutschland beschrieb und verzeichnete er in 3 floristischen Werken, der „Flora von Bremen" (später: „und Oldenburg") in 6 Auflagen, „Flora der ostfriesischen Inseln" in 4 Auflagen erschienen, sodann in der umfassenderen „Flora der nordwestdeutschen Tiefebene". Einen großen Teil seiner früheren systematisch-botanischen Studien faßte er in fünf von 1902—1906 veröffentlichten Monographien zusammen, die in Englers Pflanzenreich Abt. IV. herausgegeben sind. Zu den ersten 19 Bänden der Abh. Nat. Ver. Bremen hat er einen recht ansehnlichen Teil ihres Inhalts beigesteuert.

Lit. W. O. Focke in Abh. Nat. Ver. Bremen XIX. S. 1—19;

Verzeichnis von Buchenaus sämtl. botan. Schriften das. XX. S. 73—90.
Br. J. XXII. S. V—VII. W. O. Focke.

**Buff**, Carl Friedr. Christian, geb. in Osnabrück 6. Sept. 1820, entstammte der durch Goethes Lotte unsterblich gewordenen Familie. Er kam jung nach Bremen in die kaufmännische Lehre und ging dann für einige Jahre nach Nordamerika. Nach Bremen zurückgekehrt trat er in die Firma H. W. Bröckelmann ein, die er bis an seinen Tod geführt hat. Von 1856 bis 1868 gehörte er der Bürgerschaft an, in der er zuletzt die Stelle eines Vizepräsidenten innehatte. Von Anfang 1864 an war er auch Mitglied der Handelskammer. Im Sommer 1865 präsidierte er dem in Bremen stattfindenden zweiten deutschen Bundesschießen und erwarb sich dabei große Popularität. Am 8. April 1868 wurde er in den Senat gewählt, in dem er von 1882 bis 1885 und von 1888 bis zu seinem Tode eins der beiden Bürgermeisterämter bekleidete. Als Präsident des Senats hat er Bremen im Jahre 1883 bei der Einweihung des Niederwalddenkmals und im Jahre 1888 bei der Bestattung Kaiser Wilhelms I. und bei der Reichstagseröffnung durch Kaiser Wilhelm II. vertreten. In Handels-, Schiffahrts-, Zoll- und Eisenbahnsachen hat B. eine vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit, seit 1882 als Vorsitzender in diesen Verwaltungszweigen, entfaltet. So hat er insbesondere auch an den Vorarbeiten für den im Herbste 1888 unter seinem Präsidium stattfindenden Anschluß Bremens an das Zollgebiet des Reichs und an der Organisation unserer Zollverwaltung bedeutenden Anteil genommen. Er starb am 14. März 1891.

Wes. Ztg. Nr. 15901 u. 15903 v. 15. u. 17. März 1891.

Bippen.

**Bulle**, Constantin Carl Heinrich, wurde zu Minden am 30. März 1844 geboren. Sein Vater war von Haus aus Theologe, dann Rektor der Mindener Bürgerschule und wurde als Vorsteher der Domschule nach Bremen berufen, wo B. selbst noch die obersten Klassen des Gymnasiums besucht hat. Er studierte in Jena und Bonn alte Sprachen, Geschichte und Deutsch, war dann eine Zeitlang Hauslehrer in Nizza und kehrte 1867 nach Bremen zurück, wo er zunächst an der sog. Vorschule ein Lehramt übernahm und dann 1871 ans Gymnasium übertrat. Hier unterrichtete er bald in allen Klassen mit steigender Wirksamkeit. Auf die Schule war

in diesen frühesten Jahren sein Hauptbestreben gerichtet, ein mit C. Wagener herausgegebenes lateinisches Übungsbuch war sein erstes Werk. Hier im Lehramt konnten sich auch zuerst die reichen Anlagen dieser Natur weiteren Kreisen erschließen: in einem stets zarten, wenig widerstandsfähigen Körper ein Geist von der umfassendsten Begabung und ein starker, selbst schroffer Wille. Das scharfe, logisch gerichtete Denken wurde unterstützt von einem erstaunlichen Gedächtnis, das Wort beherrschte er in dem Maße, daß man alles, was er in größerer Versammlung sprach, ohne weitere Änderung sofort dem Druck übergeben konnte; eine größere rednerische Wirksamkeit freilich war ihm versagt, weil ihm die äußeren Stimmittel fehlten und die auf dem Grunde seiner Seele glühende Begeisterung nicht an die Oberfläche zu dringen vermochte, um die Massen durch rhetorisches Pathos zu bezaubern. Und auch das Komplizierte fehlte seiner Natur nicht. Die Wärme der Empfindung, die die Arbeit seines scharfen, selbst nüchternen Verstandes nicht störte und die Aktionen seines starken Willens nicht hinderte, konnte zu anderen Zeiten gebieterisch ihr Recht fordern in weichen, ja sentimentalen Regungen. Aber ihren vollen Wert erhalten diese mannigfachen und glänzenden Eigenschaften doch erst dadurch, daß sie einem ganz ehrlichen Manne angehörten, dem menschliche Leidenschaften sich durch ein lauteres Wollen verklärten.

Wo eine Kraft ist, da muß sie wirken und Raum verlangen, weil sie nicht anders kann. Darum schien es nur natürlich, daß Bulles Herrschergeist den gebührenden Platz erhielt: 1879 wurde er als Direktor des Gymnasiums der Fortsetzer der Lebensarbeit seines großen Vorgängers Hertzberg. Es konnte ja nicht fehlen, daß von dieser erhöhten Stelle aus die Wucht seiner Persönlichkeit sich viel nachdrücklicher noch als bisher zur Geltung brachte. Unvergessen sind seine gehaltvollen Reden bei den Schulfeierlichkeiten, sein in vieler — nicht in jeder — Hinsicht glänzender Geschichtsunterricht auf Oberprima, in imponierender Gelehrsamkeit und philosophischer Durchgeistigung, seine humane Freundlichkeit gegen die Schüler, die ein ihnen seit alters hier gewährtes großes Maß von Freiheit selten mißbrauchten. Zusammen mit Prof. W. Sattler gründete er den Stipendienverein für die in zunehmender Zahl den Hochschulen sich zuwendenden Studierenden. Seine aufopfernde Gewissenhaftigkeit, mit der er alle Stunden, die er durch die Ausübung

seines Reichstagsmandates verlor, nachträglich nachgab, konnte allen Lehrern ein Vorbild sein. Das Gymnasium nahm unter seiner Leitung an Zahl der Schüler und Klassen gewaltig zu, es wurde allmählich zu einer voll ausgebildeten Doppelanstalt mit schrägen Parallelzoeten und zweimaliger Aufnahme im Frühjahr und Herbst. Aber eben darin lag auch eine Gefahr. Die Schule ließ sich schließlich nicht mehr übersehen, besonders seitdem mit dem Aufhören der Vorschule ein großer Teil ihres Bestandes dem Gymnasium zugeführt war. Dies war um so weniger möglich, als bei B. selbst eben damals neben seinen pädagogischen seine wissenschaftlichen und politischen Interessen immer mächtiger emporschossen. Die riesige Arbeit, die ihm dadurch von allen Seiten zuwuchs, mußte die Kraft auch des Begabtesten übersteigen. B. suchte Abhilfe, indem er das Gymnasium durch einen Querschnitt in zwei Hälften zerlegte und die untere unter seiner Oberleitung dem jüngeren Hertzberg anvertraute. Aber die ganze Maßregel war bedenklich, weil sie im wesentlichen auf bestimmte Personen zugeschnitten war: auf Bulles eigene überragende Kraft, auf die treue Hingabe seines bewährten Mitarbeiters und beider Männer verständnisvolles Zusammenarbeiten. Doch die Personen wechseln, die Einrichtungen bleiben, und man darf zweifelhaft sein, ob man nicht besser gefahren wäre, wenn man durch Errichtung eines zweiten Gymnasiums, das doch einmal kommen mußte, einen frischen Wetteifer begünstigt und daneben die alte Vorschule in etwas modifizierter Form hätte bestehen lassen.

Und auch bei der von anderen gerühmten Großzügigkeit in Bulles Verhältnis zu seinen Kollegen wird man Bedenken nicht unterdrücken können. Gewiß wäre eine kleinliche Bevormundung ein großes Übel; aber eine im Wesen des direktorialen Amtes liegende Überwachung des Dienstbetriebes wird auch ein Eingehen auf das Detail nicht immer vermeiden können und dürfen, wenn nicht unausbleibliche und nicht leichte Mißstände Platz greifen sollen. Auch die übergroße Berücksichtigung des Dienstalters in der Beschäftigung der Lehrer war ein Grundsatz Bulles, der nicht ohne lebhaften Widerspruch geblieben ist und manche frische Kraft in der Entfaltung ihrer Fähigkeiten gelähmt hat.

Es ist wohl nicht anders: der moderne Staat nimmt gerade seine höheren an verantwortlicher Stelle stehenden Beamten in

solchem Maße in Anspruch, daß auch die größte Begabung nicht ohne Gefährdung der nächsten Aufgaben noch eine weitreichende Tätigkeit auf außerhalb liegenden Gebieten ausüben kann. So ist B. seiner Schule nicht ganz geworden, was er sonst bei dem Reichtum seiner Gaben hätte werden können: der Schulmann und Direktor in höchster Ausprägung der Persönlichkeit, wie es sein Vorgänger Hertzberg auf seine Weise war. Denn wo eine Kraft in stärkster Auswirkung für eine Aufgabe gebraucht wird, da kann sie nicht auch noch für andere Zwecke ebenso frei sein; das ist nun einmal ein unabänderliches Naturgesetz.

Nicht mit Recht kämpfte B. dagegen an, als man, einem seit langen Jahren in weiten Kreisen der Bürgerschaft gehegten Wunsche folgend, zur Einrichtung der Stelle eines obersten Schulaufsichtsbeamten schritt, der bei der wachsenden Ausdehnung des bremischen Schulwesens eine Notwendigkeit geworden war. Aber es war recht, daß man dann am 1. April 1893 ihn selbst in dieses Amt berief, dessen Funktionen er teilweise schon lange im Nebenamte ausgeübt hatte. Es wäre auch wohl schwierig gewesen, damals einen Mann zu finden, der B. geistig überragt hätte. Indessen nur die Grundlinien für dieses neue Amt hat er noch angegeben; dann warf ihn eine schwere Krankheit auf ein langjähriges Siechbett, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Schon am 30. September 1894 trat er in den Ruhestand.

Dem Unvermählten war die Arbeitszeit nicht durch die Sorge um das Schicksal seiner Familie beschränkt. Und die Gedankenfülle dieses reichen Geistes war auch zu groß, um sich genügen zu lassen in der Beschränkung auf das pädagogische Gebiet, sondern sie drängte nach umfassenderer Betätigung. So wurde B. zum Historiker und Politiker.

Historisch-politische Anregungen zu geben, dazu konnte ihm auch die Weserzeitung dienen, für die er in jahrzehntelangen freundschaftlichen Beziehungen manchen Leitartikel und viele wertvolle Aufsätze geschrieben hat. Und fast mehr noch hat er in gewissen Jahren durch mündliche Mitteilungen gewirkt. Denn 1870 erfolgte, zuerst von Bulle und H. A. Schumacher angeregt, die Gründung der Literarischen Gesellschaft des Künstler-Vereins, die er manches Jahr durch historische Vorträge bereichert hat, wie er auch ihr erster Präsident war.

In der bremischen Geschichte zog ihn die Gestalt ihres größten Bürgermeisters, Johann Smidt an. In dem von der Historischen Gesellschaft zur Säkularfeier von Smidts Geburtstag herausgegebenen Gedenkbuch schilderte B. Smidts erstes Frankfurter Jahr 1815—16. Eine Studie über Smidt im großen Hauptquartier der Verbündeten 1813—14, die er in der Weserzeitung abdrucken ließ, folgte: er trug sich mit dem Gedanken einer ganzen Smidtbiographie, zu der er noch Vorarbeiten gemacht hat, aber er hat diesen Plan dann fallen lassen, weil er sich größeren Stoffen zuwandte, die sein weitgreifender Geist zu bemeistern hoffte.

Die allgemeine Richtung des deutschen protestantischen Bürgertums der sechziger Jahre und Bulles persönlicher Lebensgang, insofern er aus einfachen Verhältnissen emporgekommen war, wirkten zusammen, um in ihm eine durchaus liberale Weltanschauung von ganz einheitlichem Charakter zu begründen: in kirchlicher, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht hat er sie mit Konsequenz und selbst mit Schärfe vertreten, sich allmählich noch weiter als anfangs nach der linksliberalen Seite hin entwickelnd. Aber ein Radikaler ist er auf keinem Gebiete gewesen und hat dies auch in Bremen des öfteren bewiesen, so gleich in seinen Anfängen, als er in einem theologischen Streit gegen Pastor Dr. Moritz Schwalb das Wort ergriff. (Offener Brief an Herrn Pastor Dr. Schwalb. Bremen, Tannen 1872.)

Diese liberale Grundstimmung ist auch in den Werken des Geschichtsschreibers auf keiner Seite zu verkennen. Sie ließ ihn seinerzeit in dem bedauerlichen Streite zwischen Treitschke und Baumgarten für den letzteren Partei ergreifen. Vor allem aber liegt sie in seinen größeren Arbeiten offen zutage. Der vielbeschäftigte Lehrer und Direktor hat die Zeit gefunden, in der erstaunlich kurzen Frist von vielleicht fünfzehn Jahren eine vierbändige allgemeine Geschichte der neuesten Zeit zu schreiben. Die beiden ersten Bände, die Zeit von 1815—1871 umfassend, erschienen 1875—76, dann folgten ebenfalls in zwei Bänden die Jahre 1871—1877, und 1886 erschien die Fortsetzung bis 1885, zugleich die zweite Auflage der beiden ersten Bände einschließend.

Die Begeisterung über die Entstehung des neuen Reiches und die anfänglichen Fortschritte des Liberalismus hatten ihm die Feder geführt. Man braucht nicht Fachmann zu sein, um die Überzeugung

von dem ungeheuren Umfang der Aufgabe zu haben, deren Bewältigung in diesen Werken versucht wurde. Die Natur des Stoffes brachte es mit sich, daß die Arbeit bei weiterem Vorwärtsschreiten in zunehmendem Maße aufhörte, eine rein wissenschaftliche zu sein und immer mehr zu einer journalistischen — im besten Sinne des Wortes — wurde. Keinem konnte dies weniger verborgen bleiben als B. selbst. Von Anfang an hat er bewußtermaßen auf archivalische Forschungen, soweit ihm diese überhaupt zugänglich gewesen wären, verzichtet. Zeitungen und eine schon damals reiche Memoirenliteratur waren seine hauptsächlichen Quellen. So kam es, daß die wissenschaftliche Kritik das Werk, das sie, soweit es überhaupt geschehen ist, mit hoher Anerkennung bespricht, doch mehr der wertvollsten Gattung popularisierender Historiographie zuteilt. Und es konnte ja auch der Gefahr nicht entgehen, schnell zu veralten, zumal seine Krankheit den Verfasser zwang, von einer Neubearbeitung, die sicher noch eine erhebliche Verbesserung bedeutet hätte, abzusehen. Alles in allem war es doch ein bedeutender Wurf: wieviel gehörte schon dazu, den riesigen Stoff, so wie es geschehen, klar und übersichtlich darzustellen, in diesem vornehmen Stil und mit dieser Gabe fesselnd zu erzählen, neben der die Stellen, wo er seiner Vorliebe für den Kleinkram parlamentarischer Verhandlungen mit ihren Abstimmungsziffern allzuweit nachgibt, wenig besagen wollen.

Kaum war der letzte Band vollendet, da griff der Unermüdliche bereits ein neues Werk an, indem er für die von W. Oncken herausgegebene Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen die Geschichte des zweiten Kaiserreichs und des Königreichs Italien verfaßte. Sie erschien 1890 und ist das reifste seiner historischen Werke. Alle Vorzüge seiner früheren Arbeiten enthält diese letzte in erhöhtem Maße, die Durchdringung des Stoffes mit jener Klarheit, die schnell auch die verwickeltsten Zusammenhänge zu durchschauen vermag, eine oft geradezu glänzende Darstellungsgabe, eine reife Objektivität, die sich schon in den früheren Arbeiten der ohne Rückhalt bekannten liberalen Überzeugung ungeachtet nicht verleugnete, hier aber bei der Schilderung von Ereignissen, die den deutschen Parteikämpfen räumlich ferner liegen, noch deutlicher in die Erscheinung tritt. Und dazu hat B. in diesem Werke auch den kulturgeschichtlichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit geschenkt,

ja, sie in besonders glücklicher Weise behandelt, während bei den früheren Arbeiten eine einseitig politische Betrachtungsweise von manchen beklagt wurde. Heute würde man auch diese Epoche schon ganz anders schreiben können und müssen, nachdem unsere Kenntnis der Zeit unvergleichlich erweitert ist, die Fragestellung würde eine vielfach andere sein und mit manch anderen Problemen würde man zu ringen haben; aber daß diese Darstellung noch nicht genügend gegeben ist und Bulles Werk noch immer unter den hervorragendsten Schilderungen der Periode zu nennen ist, beweist wohl am besten die Größe der Aufgabe und den Wert der von B. gegebenen Lösung.

Was aber am meisten daran zu bewundern ist, das ist der Umstand, daß B. diese Arbeit in den Jahren 1887 bis 1890 bewältigte, wo eben die Vertretung des bremischen Wahlkreises im Reichstag seine Kraft im größten Umfang in Anspruch nahm. Eine so ausgeprägte politische Überzeugung wie die seinige konnte sich nicht mit einer theoretisch-wissenschaftlichen Verkörperung begnügen, sondern drängte nach praktischer Betätigung. Schon 1872 war er in die bremische Bürgerschaft gewählt worden, und 1877 gründete er in Gemeinschaft mit andern den Bremer Reichsverein zur Zusammenfassung aller bürgerlichen Parteien auf liberaler Grundlage. Seiner Überzeugung getreu, die sich auf sehr eingehende nationalökonomische Studien stützte, trat er in Opposition gegen Bismarcks wirtschaftspolitische Schwenkung von 1879, und als 1884 sich die Sezession mit der Fortschrittspartei zur deutsch-freisinnigen Partei verband, trat er aus dem Reichsverein aus und gründete den Verein der deutsch-freisinnigen Partei, dessen Vorsitzender er wurde. Dieselbe ehrliche, unbeugsame Überzeugung trieb ihn auch, sich bei der Reichstagswahl gegen einen so verdienstvollen und vielverehrten Mann wie H. H. Meier aufstellen zu lassen, der den Wahlkreis bisher vertreten hatte, und er siegte über ihn in der Stichwahl mit Hilfe der Sozialdemokratie. Wie diese Wahl ihm manche Freunde und Anhänger entfremdet hat, so war auch seine Wirksamkeit im Reichstage und in der Partei aus mancherlei Gründen ohne seine Schuld nicht sehr erfolgreich, und 1890 lehnte er eine Wiederwahl ab.

Die übermenschliche Arbeit, verbunden mit diesen politischen Enttäuschungen, hat dann wohl den Ausbruch des schrecklichen Gichtleidens in ihm gezeitigt, dessen Keim schon lange in ihm geschlum-

mert haben mochte. Aber die geistige Arbeit ist ihm auch jetzt noch ein getreuer Weggenosse geblieben, und die heiteren Gestalten der antiken Fabelwelt umgaukelten noch in den ersten Jahren der Krankheit sein Lager, wo er sie einfing in den formvollendeten Stanzen seiner Übersetzung der Ovidischen Metamorphosen, die er seinem alten Kollegium widmete (Bremen 1898). In der niemals ruhenden Produktivität seines Geistes hatte er sie begonnen auf den Eisenbahnfahrten zwischen Bremen und Berlin während der Zeit seines Reichstagsmandats, so in seltsamer Weise ein Gegengewicht suchend zu der harten, nüchternen politischen Werktagsarbeit, der er damals oblag. Übersetzungen von Lustspielen des Terenz, die er ebenfalls vornahm, sind ungedruckt geblieben.

Und auch weiterhin blieb sein Geist rege und fruchtbar unter wachsenden, schrecklichen Schmerzen, die er, ein heroischer Dulder, mehr als zehn Jahre ertragen mußte, ohne Klage in seiner immer freundlichen Teilnahme für die Umgebung den sittlichen Kern seines Wesens zur vollen Entfaltung bringend, bis am 31. Juli 1905 der Tod ihm nahte, als ein milder Freund. Im läuternden Feuer des Leidens war es so dieser seltenen, reichen Persönlichkeit bestimmt, die höchste tragische Ausreifung zu finden.

Wertvolle Nachrufe finden sich in der Weserzeitung vom 5. Aug. 1905 von A. Fitger, 8. Aug. 1. Morgenausg. und Mittagsausg. von E. Fritze, 9. und 10. Aug. von E. Fitger, sowie endlich im 35. Jahresbericht der Lit. Gesellsch. des Künstlervereins von W. von Bippen. A. Fitger hat den Kaisersaal des Künstlervereins durch seine Gemälde aus dem Sagenkreise der Ovidischen Metamorphosen und ein freilich nicht glücklich getroffenes Porträt ihres Übersetzers dem Gedächtnis Bulles gewidmet. In der Aula des Alten Gymnasiums wurde 1908 ein von Georg Römer geschaffenes Epitaph zu seinem Andenken enthüllt, eine Stiftung seiner Schüler.

H. Entholt.

**Bulle**, Ernst, geb. 1838 in Pößneck in Thüringen, studierte in Berlin Philologie, dann Theologie in Jena, wurde 1860 Domkandidat in Bremen, 1863 auch Hilfslehrer am Gymnasium, ein feuriger Patriot, Freund der edlen Turnerei und eifriger Protestant, der 1863 den deutschen Protestantenverein in Frankfurt mitbegründete und mit den Jesuiten eine Lanze brach, als sie 1863 in Bremen Missionspredigten hielten. 1865 wurde er Diakonus in Saalfeld;

1867 als Domprediger nach Bremen zurückberufen, entfaltete er eine aufopfernde Tätigkeit und stellte seine große Redegabe auch in den Dienst des Bildungsvereines Vorwärts, des Künstler- und des Protestantenvereines, begründete auch, schon 1863, die erste Kinderbewahranstalt in Hastedt. 1872 verließ er Bremen wegen unheilbarer Krankheit; er starb 1874 in Aachen.

B. veröffentlichte: Die deutsche Nationalbewegung und die Kirche. Eine Rede an das deutsche Volk. Berl. 1862, anonym; Pascal, eine Schutzrede mit polemischen Anmerkungen (gegen den Priester Fiedeldey) Br. 1863. — Aus seinem Nachlasse erschienen: 19 ausgewählte Predigten, mit einer Biographie Bulles von Elard Hugo Meyer, Br. 1875; und Erinnerungsblätter (u. a. Briefe aus Italien enthaltend), mit einer Vorrede von J. Kradolfer, Br. 1887.

O. Veeck.

**Bulthaupt**, Heinrich Alfred, wurde am 26. Oktober 1849 † 20.8.05 in Bremen geboren. Sein Vater, Heinrich B., leitete seit seiner Verheiratung mit Marie Lippmann (1845) deren Schule in der Neustadt. Später wurde er vom Senat zum Vorsteher der Volksschule am Neustadtswall ernannt. Er betätigte sich außerdem als Mitglied der Bürgerschaft und mehrerer Vereine. Im zweiundsiebzigsten Lebensjahre ist er 1894 gestorben. Die Mutter starb bereits 1876, noch nicht 57 Jahre alt. Der Sohn schildert sie in dem Gedicht „Ein Abschied" als eine zarte, bleiche, anmutige Frau mit sanften braunen Augen. Seine Schwester, die sich bald nach dem Tode der Mutter verheiratete, ist vier Jahre vor ihm gestorben. Von seinen Eltern wohl vorbereitet, trat Heinrich in die Vorschule und darauf in das Bremer Gymnasium ein. Die großartige Schillerfeier des Jahres 1859 hat in dem empfänglichen Gemüt des phantasiebegabten Knaben sicherlich einen tiefen Eindruck hinterlassen: für Schiller ist er bis an sein Ende begeistert gewesen. Während er zu der Mathematik und den Naturwissenschaften keine Neigung zu fassen vermochte, zeichnete er sich in allen übrigen Unterrichtsfächern aus. In der Prima, die er von Michaelis 1866 bis 1868 besuchte, empfing er durch den vom Geiste echtester Humanität erfüllten Unterricht des Direktors Wilhelm Hertzberg vielseitige Anregung und Förderung. Gleichzeitig konnte sich im Prima-Verein, dem B. angehörte, „all das überreiche Knospengetriebe der ersten Jünglingsjahre in ungebundener Freiheit entfalten", wie er

in der Festrede sagt, die er bei dem fünfundsiebzigsten Stiftungsfeste des Vereines am 3. Januar 1897 gehalten hat. Den Geist, der diesen Schülerverein von jeher beherrscht hat, hat er in dem Festliede treffend so gekennzeichnet:

War auch uns dereinst im jungen Werden
Keck das Wort, die Sohle federleicht,
Doch vor allem Größten dieser Erden
Haben wir in Demut uns geneigt.

Diesem Geist ist er selbst sein Leben lang treu geblieben. Bei aller Freude an überschäumender Jugendlust „wirkte er", wie sein Jugendfreund Wilhelm Henzen in der schönen Rede sagt, die er zu Bulthaupts Gedächtnis am 4. November 1905 im Bremer Künstlerverein gesprochen hat, „unter den Gleichaltrigen stets als der Ältere, der eine höhere Stufe geistiger und sittlicher Bildung erklommen hatte". Aber diese mit einer gewissen Würde gepaarte Überlegenheit wurde nicht störend empfunden, da er nicht nur fröhlich war mit den Fröhlichen, sondern auch stets zu Rat und Tat bereit, wie er das auch im späteren Leben immer geblieben ist.

Neben seiner musikalischen Begabung, die von Karl Reinthaler gründlich ausgebildet wurde, regte sich früh in ihm die Freude am Theater und bald auch der Hang zu dichterischer Produktion. Die ersten Theateraufführungen, die er als Kind hatte ansehen dürfen, hatten ihn derart erregt, daß er fürs erste dem Theater hatte fernbleiben müssen. Er hatte sich dafür „durch keck extemporierte Vorstellungen schadlos gehalten, die er mit seiner Schwester und den Nachbarskindern veranstaltete". Bereits in der Prima des Gymnasiums begann er seinen dramatischen Erstling „Saul" niederzuschreiben, den er später als Student in Göttingen vollendete. Das Drama erschien im Herbst 1869 als Manuskript in Bremen gedruckt unter dem Titel: „Saul, eine Tragödie in fünf Akten von H. A. B." und wurde am 3. Januar 1871 im Bremer Stadttheater zum ersten Male unter Beifall aufgeführt. Die Sprache ist voll Schwunges und rhetorischen Feuers und gelegentlich auch von zarter Weichheit. Anklänge an Schiller und Shakespeare begegnen hier und da. Die Erfindung aber hat etwas Gewaltsames und die Charaktere entbehren der Konsequenz.

Dem Wunsche des Vaters nachgebend, entschloß sich B. im Herbste 1868, obwohl ganz gegen seine Neigung, die Rechte zu

studieren. Er ging zunächst nach Würzburg, wo er sogleich seine ersten Theaterkritiken schrieb. Darnach besuchte er die Universitäten Göttingen, Berlin und Leipzig, neben der Jurisprudenz stets mit literarischen und ästhetischen Studien beschäftigt. In Leipzig lernte er den technischen Betrieb des Theaters gründlich kennen. Seine juristischen Prüfungen bestand er mit Auszeichnung und wurde 1872 in Leipzig zum juristischen Doktor promoviert. Der praktische Beruf des Juristen hatte für ihn nichts Verlockendes, und so übernahm er mit Freuden die Aufgabe, zunächst einen jungen Russen in Kiew in den alten Sprachen und der deutschen Literatur zu unterrichten. Es wurde ihm auf diese Weise ermöglicht, im folgenden Jahre eine Reise zu unternehmen, auf der er Kleinasien, die Türkei, Hellas, Malta, Tunis, Neapel, Pompeji, Rom und Florenz kennen lernte. Wahrscheinlich hat das Vorbild Byrons, dessen Werke in Otto Gildemeisters unvergleichlicher Verdeutschung noch in Bulthaupts Schülerjahren erschienen waren, diesen Reiseplan entscheidend bestimmt. Nach der Heimkehr diente B. in Leipzig als Einjähriger. Zu Anfang 1875 kam er nach Bremen zurück und ließ sich hier sogleich als Rechtsanwalt nieder.

Nachdem er schon 1870 eine zweite Tragödie „Ein korsisches Trauerspiel" bei Reclam hatte erscheinen lassen, die sich im Stoff an Chamissos Ballade „Korsische Gastfreiheit" anlehnt und in der Handlung und der Sprache, für die B. diesmal die Prosa gewählt hatte, eine bedenkliche Neigung zu gesuchter Kraftgenialität verriet, hatte er zunächst durch seine „Vier Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung, komponiert von Alfred Heinrich" sein schönes musikalisches Können beglaubigt. 1875 veröffentlichte er zwei kleine Lustspiele in einem Akt: „Die Kopisten" und „Lebende Bilder" (Reclam), die mehrfach aufgeführt wurden. 1877 ließ er ihnen ein einaktiges Schauspiel „Die Gatten" folgen, das Bühnenmanuskript geblieben ist. Während der Wintersaison des Bremer Stadttheaters 1876/77 besprach er im „Bremer Courier" die Aufführungen klassischer Dramen in einer Reihe von Aufsätzen, die durch Bühnenkenntnis, klare und bei allem Ernst wohlwollende Beurteilung der Leistungen der Schauspieler und der Regie, eine eindringende Analyse der dargestellten Dichtungen und eine frische fesselnde Schreibweise, der es nur noch bisweilen an der wünschenswerten Knappheit gebrach, beim Publikum wie bei Fachmännern solche Beachtung

fanden, daß B. sie z. T. in veränderter Gestalt 1877 als „Dramaturgische Skizzen" im Verlage von Kühtmann herausgab. Schon vorher, gegen Ende 1876 war im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau ein Band Gedichte von ihm erschienen: „Durch Frost und Gluten", in dem er den Leser durch die auf seiner Reise berührten Länder führt, ohne sie freilich in anschaulichen Bildern erstehen zu lassen. Er kündet vielmehr in Terzinen und Sonetten, den Lieblingsformen Chamissos und Rückerts, oder in Distichen und gelegentlich in Stanzen, die Byrons Einfluß offen bekennen, was ihm damals Herz und Hirn bewegt hat. Manchmal begegnen wir noch dem, die grellen Farben liebenden Überschwang der Jugend, manchmal aber wird schon hier ein edler Gehalt in edler Sprache geboten. Wie Geibel und seine Freunde, so hat auch B. sich dem Dienst der „Schönheit" geweiht. Nicht geringer aber als das Schöne gilt ihm das Gute und Wahre. Darum wendet er sich leidenschaftlich gegen den, den Lebensmut zerstörenden Schopenhauerschen Pessimismus und sucht die Reichen und Mächtigen mit Weckrufen zur Erfüllung ihrer sozialen Pflichten emporzuscheuchen. Balladen enthält die Sammlung nicht, Liebesgedichte verhältnismäßig wenige. In der zweiten Sammlung, die erst 1892 erschien, sind die Spuren jugendlicher Unreife fast sämtlich getilgt und außer dem Romancero „Der junge Mönch", der schon 1879 gesondert herausgegeben war, einige wertvolle Gedichte hinzugekommen. In der dritten Auflage (1899) und der vierten (1904) finden wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl aus dem tiefsten inneren Leben geschöpfter und in warmen Farben erglühender Gedichte, „so daß die Sammlung jetzt die lautere, durch Gefühl und Geist ausgezeichnete Persönlichkeit des Dichters wie in einem klaren Spiegel schauen läßt".

Inzwischen hatte die soziale Frage sich in Deutschland der Gemüter bemächtigt. Auch B. fühlte sich gedrungen, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Er tat es 1877 in dem Drama „Die Arbeiter" (Bremen, N. A. Ordmann 1877 und Reclam 1893), das bei seiner zweiten Aufführung im Bremer Stadttheater höchst ungerechtfertigterweise einen Theaterskandal herbeiführte, da das beunruhigte Bürgertum hier umstürzlerische sozialdemokratische Tendenzen zu spüren glaubte. Und doch hatte der Dichter in seiner weichherzigen Art wieder dem Konflikt die Spitze abgebrochen, und es nicht vermocht, auch nur einen scharf und fest gezeichneten Parteigänger, sei es der

Arbeiter, sei es der sich bedroht fühlenden Gesellschaft, hinzustellen. Verderblich für die innere Einheit des Helden wird die Verquickung seiner Parteistellung mit der Liebe zu der Tochter des Freiherrn. Leider zog B. unter dem Eindruck der Attentate des Jahres 1878 das Drama von der Bühne zurück. Immerhin bleibt es bemerkenswert, daß er mehr als ein Jahrzehnt vor unsern neuern erfolgreichen Dramatikern den Versuch gewagt hat, die soziale Frage dramatisch zu behandeln.

In demselben Sommer 1878 weilte B. mehrere Wochen im Allgäu in Oberstdorf als Gast der Witwe des Komponisten Franz von Holstein, in dessen Hause er bereits in Leipzig verkehrt hatte. Er sichtete dort den dichterischen Nachlaß Holsteins, mit dessen Herausgabe ihn dieser betraut hatte. 1879 gab er eine Auswahl mit einer warmen und doch gerecht abwägenden biographischen Einleitung heraus. Das Ende des Jahres 1878 befreite B. von seinem Berufe als Rechtsanwalt, der ihm immer unerträglicher geworden war: er wurde auf seine Bewerbung hin am 24. Dezember vom Senat an Stelle des verstorbenen Dr. J. G. Kohl zum Stadtbibliothekar ernannt. Anfang Januar 1879 trat er aufatmend das neue Amt an, das dem Unvermählten eine einigermaßen auskömmliche Existenz bot. Er hat es bis an seinen Tod mit gewissenhafter Treue verwaltet und sich durch seine fast väterliche Fürsorge für das Wohl der unter ihm tätigen Angestellten, deren über das Grab hinaus dauernde Liebe und Verehrung gewonnen. 1896 wurde zu seiner besonderen Genugtuung und nicht zum wenigstens auf sein immer wiederholtes Drängen hin die Bibliothek aus ihren bisherigen ganz unzulänglichen Räumen in den stattlichen Neubau am Breitenweg überführt, an dessen Front wir die von B. mit glücklichstem Takt ausgewählten, den Zweck des Gebäudes kennzeichnenden Sprüche lesen. Von der Geschichte der Bremer Stadtbibliothek hat B. in einem interessanten Aufsatz erzählt, den er aus Anlaß der Philologenversammlung im September 1899 in der Weserzeitung veröffentlicht hat (29. Oktober, 1. und. 2. November 1899).

B. war, wie man vielleicht aus seinem Widerwillen gegen die juristische Praxis fälschlich schließen könnte, nichts weniger als eine beschauliche Natur. Es drängte ihn vielmehr, neben seiner literarischen Tätigkeit seine reichen Kräfte der Förderung des geistigen und künstlerischen Lebens in seiner Vaterstadt zuzuwenden. Der gegebene

Mittelpunkt für eine solche Wirksamkeit war der Künstlerverein, wo bereits vor und neben ihm hochbegabte Männer mit den schönsten geselligen Talenten gewirkt hatten und noch wirkten. Ein lockendes kleineres Feld bot sich ihm zunächst in der Literarischen Gesellschaft des Künstlervereins, deren Vorsitz er in dem für ihn so bedeutsamen Jahre 1878 übernahm und zehn Jahre mit glänzendstem Erfolge geführt hat. Seine literarischen und musikgeschichtlichen Vorträge, von denen die letzteren stets durch Proben am Klavier erläutert wurden, waren eine Quelle feinsten Genusses für alle Teilnehmer, wie sie später die Zuhörer in fremden Städten erfreut haben. Aber damit war seine Wirksamkeit nicht erschöpft. Des bisher vernachlässigten geselligen Teiles nahm er sich mit der gleichen Liebe an und wußte durch seine, oft von Blitzen des Humors durchleuchtete, bewundernswerte Unterhaltungsgabe den Nachsitzungen im Schiff der Halle stets einen besondern Reiz zu geben. Ebenso führte er die Feste des Vereins zu schönstem Gelingen und wußte durch sein Beispiel und seine verbindlichen Umgangsformen alle brauchbaren Kräfte der Gesellschaft für Vorträge und Aufführungen willig zu machen. Nachdem er 1888 den Vorsitz niedergelegt hatte, zum Teil wohl aus dem äußeren Grunde, um sich ungestörter seinen Vortragsreisen widmen zu können, wurde er 1890 nach dem Hinscheiden Heinrich Müllers zum Präsidenten des Künstlervereins gewählt, an dessen Festen er bereits seit Jahren einen hervorragenden Anteil genommen hatte. Es war sein Bestreben, unterstützt von einer zur Mitwirkung bei künstlerischen Unternehmungen stets bereiten, gebildeten Gesellschaft, diesen Festen den höchsten künstlerischen Glanz zu verleihen, den er zu erzielen vermochte. Er selbst war dabei fast immer als Regisseur tätig, und als solcher war er unvergleichlich. Seiner Initiative verdanken wir die Aufführung des Lutherfestspiels von Otto Devrient im Künstlerverein, sowie die großartige Inszenierung von Rubinsteins „Rebe" (1893) und Glucks Maienkönigin (1888). 1895 wurde unter seiner Regie im Stadttheater Rubinsteins Oratorium „Christus" von einigen großen Künstlern und vielen Dilettanten aufgeführt in so hervorragender Weise, daß der Ruf davon weit über Bremen hinausdrang. Zur Schillerfeier des Künstlervereins 1905 hatte er das Demetriusfragment für die Bühne eingerichtet; seine schwindenden Kräfte machten es ihm leider unmöglich, der Aufführung auch nur beizuwohnen.

Seine Vortragsreisen, die er regelmäßig im Februar und November unternahm, gewannen ihm überall Bewunderer. Auch in Bremen ist er oft als Redner bei festlichen Anlässen aufgetreten, und immer stand ihm das zündende Wort zu Gebote. Die überaus eindrucksvolle Rede, die er am 21. März 1897 zur Feier des hundertsten Geburtstages Kaiser Wilhelms I. im großen Saale des Künstlervereins gehalten hat, ist in der von Dr. Ernst Neuling verfaßten „Geschichte des Künstlervereins" (1856—1906), S. 115ff. abgedruckt worden.

Im Sommer 1880 gab das von Possart in München veranstaltete „Gesamtgastspiel", und im Mai 1881 das Gastspiel der Meininger in Bremen B. den Anlaß zu einer Reihe bemerkenswerter Kritiken. 1880 gab er die „Streifzüge auf dramaturgischem und kritischem Gebiet" heraus (Norden, Hinricus Fischer Nchf. 1884). Es war das Ergebnis seiner Rezensententätigkeit im „Courier", die bis 1882 gedauert hat. Gegen Ende 1881 erschien im Verlage der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg der erste Band seiner „Dramaturgie der Klassiker", der die auf der Bühne lebendigen Dramen Lessings, Goethes, Schillers und Kleists behandelt. B. schritt hier, im Gegensatz zu manchen von der Theorie ausgehenden Ästhetikern auf dem von Gustav Freytag bereits 1863 in seiner „Technik des Dramas" gewiesenen Wege durchaus selbständig weiter, indem er, gestützt auf eine reiche theatralische Erfahrung und eine ebensolche dramatische Lektüre auf dem Wege der Induktion die für das Drama geltenden Gesetze zu gewinnen suchte. Die bereits früher hervorgehobenen Vorzüge seiner Rezensententätigkeit kamen ihm hierbei außerordentlich zustatten. Wollen wir dem Werk gerecht werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß es aus dem Bedürfnis des Tages heraus entstanden ist: es ist nicht für Gelehrte und auch nicht für Künstler und Regisseure bestimmt, obwohl diese die nützlichsten Winke für ihr Schaffen hier zu finden gewußt haben, sondern es will einem gebildeten Publikum den Genuß der dramatischen Kunst durch Einsicht in ihre Gesetze erhöhen. Den Gegenstand zu erschöpfen oder jedes Drama gleichmäßig zu behandeln, liegt nicht in Bulthaupts Absicht. Aber er ist — ich denke hier an das abgeschlossene Werk — stets bemüht, auch dem neuesten Drama gerecht zu werden. Nur darf man von ihm nicht eine Ver-

leugnung seiner ästhetischen Grundanschauungen erwarten. Wo er Kraft und Begabung spürt, ist er zu freudiger Anerkennung bereit, auch wenn der Stoff sich hier und da noch recht absurd gebärdet. Wo ihm aber ein nach seiner Ansicht falsches Kunstprinzip entgegentritt, da braust er auf, da vergißt er, daß eine historische Erscheinung nicht beklagt oder verlacht werden darf, sondern verstanden werden muß in ihren Ursachen und ihrer Wirkung. So glaubte er durch seinen 1893 erschienenen Vortrag „Shakespeare und der Naturalismus" diesem letzteren den Boden entziehen zu können. (H. der D. Shakespeareges. Bd. XXVIII, Supplement.) So hatte er schon 1888 „die Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne" bekämpft (Literarische Volkshefte Nr. 4. Berlin, R. Eckstein Nchf.) und 1895 trat er im Märzheft von „Nord und Süd" gegen „Berlin als Kunsthauptstadt" auf: „Keine dynastische, keine Berliner, keine preußische, sondern eine deutsche Kunst für Deutschland". Er war eben nicht nur ein kühler, sachlicher Kritiker, er trug auch ein feuriges Poetenherz in der Brust, das ihn leicht über die Schranken der Klugheit hinwegriß und ihn die Wirkung des kritischen Einspruchs überschätzen ließ. Auch seiner Beurteilung der Charaktere und der Dramen wird man nicht immer zustimmen können. Aber die Ehrlichkeit, die warme Begeisterung, die Gabe, Handlung und Charaktere scharf und klar zu zerlegen, und dazu die fesselnde Darstellungsweise wird niemand verkennen. Daß die Dramaturgie einem in weitesten Kreisen verspürten Wunsche entgegenkam, daß sie diesen Wunsch gerade durch das, was sie bot, vollkommen erfüllte, das beweist ihr ungewöhnlicher Erfolg. Der I. Band hat 1908 bereits die 12. Auflage erlebt. Ihm folgte schon 1883 der zweite, Shakespeare gewidmete, Band (1907[9].) und 1890 der dritte Band (1908[8].), der den fortan auch auf die ersten Bände übertragenen Titel führt „Dramaturgie des Schauspiels". Hier würdigte B. Grillparzer und Otto Ludwig mit warmherziger und treffender Kritik und sucht auch dem Genie Hebbels gerecht zu werden. Gutzkow und Laube aber finden nur geringe Gnade vor ihm. Doch bemüht er sich auch bei ihnen, das Dauernde herauszufinden. 1901 erschien der vierte und letzte Band (1909[6].), in dem sich B., der in der fünften Auflage des dritten Bandes (1899) bereits einen fesselnden Überblick über den Entwicklungsgang der deutschen Dramatik bis zur Gegenwart gegeben hatte, nun mit den vier erfolgreichsten Dramatikern unserer

Tage auseinandersetzt: mit Ibsen, Wildenbruch, Sudermann und Hauptmann. Wildenbruchs talentvolles, aber allzu stürmisches Schaffen wird aufs gerechteste gewürdigt, und Ibsens, Sudermanns und Hauptmanns Dramen werden aufs sorgfältigste analysiert und Charaktere und Handlung auf Wahrheit und Wahrscheinlichkeit geprüft und je nach Bulthaupts Überzeugung getadelt oder freudig, wenn auch nicht ohne Einschränkung, anerkannt.

Die Vorzüge der Dramaturgie des Schauspiels begegnen uns in der Dramaturgie der Oper wieder, die zu schreiben B. wie kein zweiter befähigt war. Sie erschien zuerst 1887, dann 1902 in vielfach verbesserter und mit einem Nachwort „Nach Wagners Tode", sowie mit Notenbeispielen von Lullys Armide bis Wagners Parsifal versehener zweiter Auflage. B. stellt hier in äußerst anziehend geschriebenen Aufsätzen, die je einem Musikdramatiker von Gluck bis Wagner gewidmet sind, die Entwicklung der deutschen Oper dar — selbstverständlich wieder nicht ohne eine gewisse künstlerische Parteinahme — und sucht nachzuweisen, wie Wagners geniales Schaffen von seiten der Form bis zu einem gewissen Grade aus den Werken seiner Vorgänger hervorgewachsen ist. Eigentümlich ist der Dramaturgie wieder die Verbindung der dramatischen und theatralischen Kritik mit der Prüfung des rein künstlerischen, also hier des musikalischen Gehalts. Eine Musikgeschichte ist die Dramaturgie nicht und will sie auch nicht sein. Auch sie will einem gebildeten Publikum den Genuß am Kunstwerk durch den Einblick in die Gesetze, die seiner Wirkung zugrunde liegen, verstärken und vertiefen. Dem gleichen Zweck dienen die „Erläuterungen zu Lortzings Zar und Zimmermann" und „Undine" (1901), sowie die schöne Biographie Karl Loewes (H. Reimann, Berühmte Musiker IV 1898), durch dessen mit Feuer vorgetragene Balladen B. seine Freunde im engeren Kreise zu erfreuen pflegte.

Seit dem Mißerfolg der „Arbeiter" hatte B. einige Jahre die dramatische Produktion ruhen lassen. 1883 trat er, unter dem Schilde seines geliebten Schiller, mit den „Maltesern" vor die Öffentlichkeit, „einer Tragödie in vier Akten mit freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes" (1897²). Von Bulthaupts Dramen hat sich dieses und die Bearbeitung von Shakespeares Timon (1892) wohl am längsten auf der Bühne gehalten. Es ist wie „Saul" und „Gerold Wendel" (1884) in Jamben gedichtet, die an den fort-

reißenden Schwung Schillers erinnern, aber auch gelegentlich zarte Töne anzuschlagen wissen. B. hat in den Schillerschen Entwurf durch die Einfügung der Liebe des Ritters St. Priest zu Renée, dem Mädchen in Knabentracht, das seinen Namen von der Heldin in Halms „Wildfeuer" geborgt hat, einen neuen Konflikt und damit ein intensiveres Leben zu bringen versucht. Den Liebesszenen fehlt es nicht an Zartheit wie an Glut der Empfindung. Aber es ist dem Dichter nicht gelungen, die Handlungsweise St. Priests glaubhaft zu machen, den er im Augenblick der höchsten Gefahr für den von ihm über alles geliebten Orden im Rausch der Liebe seinem Gelübde und seinem innersten Wesen untreu werden läßt. Weit schlimmer steht es trotz der schönen Sprache, mancher bedeutender Gedanken und bühnenwirksamer Szenen um „Gerold Wendel". Der Held dieses Dramas ist, wie der Anton in den „Arbeitern" ein haltlos zwischen seiner Liebe und seiner angeblichen Lebensaufgabe hin und her schwankender Jüngling, der zum Führer einer revolutionären Bewegung völlig ungeeignet ist. Daß Bulthaupts „Timon von Athen" (1892) ohne innere Konsequenz handelt, hat H. Conrad im Shakespearejahrbuch 29—30 überzeugend nachgewiesen, ohne darum dem Drama eine Anzahl Einzelschönheiten abzusprechen. Eine Bearbeitung von Shakespeares Cymbeline „Imogen", die 1885 erschien, hat sich nicht lange auf der Bühne zu halten vermocht. Dagegen zeichnet sich das 1886 erschienene Drama: „Eine neue Welt" durch eine treffliche Exposition und einen schlagfertigen Dialog aus. Es ist in Prosa geschrieben, und man meint den Einfluß des Studiums C. F. Meyers zu spüren, der auch in den letzten Gedichten unverkennbar ist. B. verehrte ihn hoch. Im Stoff ist eine Anlehnung an eine Episode in Schillers „Geisterseher" und an den „Troubadour" unverkennbar. Der künstlerische Wert des Dramas wird jedoch nicht hierdurch, sondern wieder durch eine nicht immer zwingende Motivierung der Haltung des Liebespaares beeinträchtigt. Bedenklich scheint es auch, daß B. in einer zweiten Auflage (1890) den letzten Akt gestrichen und ihn damit selbst als ein unorganisches Anhängsel gekennzeichnet hat. 1889 folgte „Der verlorene Sohn", in den der Hader des Welfentums mit dem siegreichen Preußen hineinspielt. Das Drama ist nicht ohne Bühnenerfolg geblieben, entbehrt aber durchaus der überzeugenden psychologischen Motivierung. 1894 hat B. noch einmal zwei Einakter herausgegeben:

das Lustspiel „Aus der Ferne", in dem er dem Thema von den beiden guten Freunden, die, wenn sie beisammen sind, beständig aneinander geraten, eine humoristische Wendung gibt, und das mehrfach, auch in Berlin, aufgeführte Schauspiel „Viktoria", in der er die alternde, in den hergebrachten Formen schaffende künstlerische Mittelmäßigkeit vor dem jugendlichen, rücksichtslos die eigene Bahn ziehenden genialen Künstlertum schmerzbewegt die Segel streichen läßt.

Seitdem ist er zu einer Lieblingstätigkeit seiner Jugendjahre zurückgekehrt. Schon 1880 hattte er für Karl Reinthalers in der Frankfurter Opernkonkurrenz preisgekrönte Oper „Das Kätchen von Heilbronn" in freiester Anlehnung an Kleist den Text verfaßt. Einige weltliche Oratorien und Kantaten, die er hierauf folgen ließ — Achilleus 1885, Konstantin 1885, das Feuerkreuz 1890, Leonidas 1893 — wurden von Max Bruch oder G. Vierling komponiert. In dem anmutigen „Sonntagskinde", das 1885 von Albert Dietrich in Musik gesetzt wurde, hat B. etwa ein Jahrzehnt vor Humperdincks „Hänsel und Gretel" einmal wieder einen deutschen Märchenstoff für die Oper zu gewinnen versucht. „Amor und Psyche", eine Dichtung, komponiert von Georg Schumann, erschien in einem der nächsten Jahre. 1894 schrieb er den Text für Rubinsteins geistliche Oper „Christus", die, wie erwähnt, unter Bulthaupts Regie 1895 im Bremer Stadttheater zahlreiche Aufführungen erlebte. 1899 entstand der Text zu Eugen d'Alberts Musikdrama „Kain" und 1900—1901 „Das goldene Vließ" (veröffentlicht in Franzos „Deutscher Dichtung" Bd. XXXI, XXXII, 1901—02) und „Ahasver", zwei höchst bemerkenswerte Texte, die noch des Komponisten harren.

1888 ließ B. bei Pierson „Vier Novellen" erscheinen: „Ganymed, Narcissus, Das Heiligenbildchen, Die schwebenden Gärten der Semiramis". 1897 kam bei H. Haessel in Leipzig „Das Friedenshaus" heraus, und etwa gleichzeitig erschien „Der vierte Akt" und „Die Hausfreundin". Der Reiz dieser Novellen liegt in der feinsinnigen Beobachtung des Seelenlebens und der mitfühlenden lebendigen Darstellung, die tragisch zu erschüttern weiß, aber auch gern bei der Ausmalung groteskkomischer Situationen verweilt. Das Leitmotiv des „Friedenshauses" bildet die in der Literatur schon vorher anklingende Sehnsucht nach einem Reiche des Friedens, die auch im „Gerold Wendel" einmal einen unvergeßlichen Ausdruck ge-

funden hat. Eine eingestreute Anzahl seelenvoller Lieder erhöht den Reiz des liebenswürdigen Buches.

Von 1882 an berichtete B. bis 1896 ständig für die Weserzeitung über Schauspiel und Oper und besprach daneben in manchen anziehenden Aufsätzen allerhand literarische Neuerscheinungen. Es folgte dann eine kurze Unterbrechung seiner kritischen Tätigkeit, von 1898 an aber nahm er sie wieder auf, jedoch nur „so weit es seine Zeit gestattete." 1892 lehnte B. nicht ohne innern Kampf aus Liebe zu seiner Vaterstadt eine Professur für Literatur und Ästhetik an der Düsseldorfer Kunstakademie ab. Der Senat verlieh ihm dafür den Professortitel in Anerkennung seiner Verdienste. 1897 hinterließ die hochherzige Beschützerin junger Talente, Frau von Holstein, ihr friedliches Berggütchen hoch über Oberstdorf, den Burgstall, wo B. fast jeden Sommer als willkommener Gast geweilt hatte, ihrem langjährigen Freunde in der festen Überzeugung, daß er dort ganz in ihrem Sinne walten werde.

Seinen Sommerurlaub verbrachte er fortan regelmäßig auf dem Burgstall, wo er als liebenswürdigster Wirt eine höchst generöse Gastlichkeit entfaltete.

In das Jahr 1899 fiel sein 50. Geburtstag. Eine öffentliche Feier hatte er abgelehnt. Aber es fehlte darum doch nicht an vielen Gratulanten, Telegrammen, Blumenspenden und Gaben. Fanny Retemeyer schenkte damals sein von ihr gemaltes Porträt der Stadtbibliothek. Auch andere äußere Ehrungen wurden ihm zuteil: in den Vorstand der Grillparzergesellschaft zu Wien wurde er bereits 1890, in den der Shakespearegesellschaft 1898 gewählt. Im Winter 1900—1901 entwickelte B., wie wir gesehen haben, eine ungewöhnliche Produktionskraft. Der Rückschlag blieb nicht aus. Schon 1901 zeigten sich die ersten Symptome der Arterienverkalkung, die 1905 seinen Tod herbeiführen sollte. Im Herbst 1901 wurde er auf der Heimkehr von der gewohnten Vortragsreise von einem Schlaganfall betroffen, dessen Folgen jedoch bald bis zu einem gewissen Grade wieder verschwanden. Seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit aber sank seitdem zunächst unmerklich fast, dann aber stetig. Im September 1904 sah er sich zu allgemeinem Bedauern genötigt, von der Leitung des Künstlervereins zurückzutreten, die er seit 1890 innegehabt hatte. Die Aufsätze, die er noch im Schillerjahr im Marbacher Schillerbuch und in der Frankfurter

Zeitung veröffentlicht hat, waren von langer Hand vorbereitet. Ein Aufenthalt im Bade Eilsen im Sommer 1905 blieb ohne Erfolg. Wenige Tage nach der Heimkehr ist er in seiner Bremer Wohnung — am 20. August 1905 — entschlafen. Am 25. August fand in Bremen auf dem Rhiensberger Friedhof eine erhebende Totenfeier statt. Seine sterblichen Überreste waren, seinem Wunsche entsprechend, im Krematorium in Hamburg verbrannt worden. Das Stadttheater und der Künstlerverein veranstalteten würdige Gedächtnisfeiern. In der Halle des Vereins hat seidem seine von Frau Clara Westhoff-Rilke, leider erst während seiner letzten Krankheit, geschaffene Büste Aufstellung gefunden. Auf dem Rhiensberger Friedhof haben ihm seine Freunde ein schlichtes Grabmal errichtet, auf dem der für ihn so charakteristische Vers aus seinen Gedichten zu lesen ist:

„Getreu der Herrlichen, dir, o Schönheit."

Rufen wir uns nun zum Schluß seine Persönlichkeit und sein Schaffen vor die Seele zurück, so werden wir sagen müssen: B. gehörte nicht zu den Bahnbrechern der deutschen Literatur, wohl aber ist er auf eben eröffneten Wegen als Schriftsteller rüstig und selbständig vorwärtsgeschritten; als Dichter hat er wohl nach neuen Problemen getastet, aber es fehlte ihm die Kraft, ihnen zum Siege zu verhelfen. Er hat als Dramaturg vielen seiner, durch eine zünftige Ästhetik eingeschnürten Zeitgenossen erst die frische Freude an den großen dramatischen und vielleicht auch manchem die Freude an den musikalischen Schöpfungen und die liebevolle Einsicht in diese Werke geweckt. Ein Dramatiker aber war er nicht, so heiß und andauernd er um den Lorbeer der Bühne gerungen hat. Dazu war er eine viel zu subjektiv veranlagte Natur. Immer wieder drängte sich ihm in die Charaktere, die er schaffen wollte, die eigene Weichheit, Liebebedürftigkeit und Weltfremdheit, und zerstörte ihr Mark, während derselbe Mann, wenn es die von andern geschaffenen Charaktere zu prüfen galt, klar und scharf die Schwächen der Zeichnung zu erkennen und darzulegen wußte. Es ist fast, als ob er beim Dichten seiner Dramen die kritische Stimme in seinem Innern schweigen geheißen hätte, um sich „das Gefühl nicht zu verwirren". Nur seine Bühnenkenntnis zog er zu Rate. Aber wenn auch das ganz von einer Empfindung volle Herz den Dichter macht, so hat an seinem Schaffen doch auch das Hirn seinen vollgemessenen Anteil. Wer erinnert sich nicht der köstlichen Stelle, an der Lessing

den Hauptpastor Göze, der von einer Theaterlogik gefaselt hatte, belehrte, daß dem, der Logik in einer Komödie zeige, diese gewiß auch zu einer Predigt nicht fehlen werde, während der, dem die Logik in einer Predigt mangele, nimmermehr auch nur eine erträgliche Komödie zustande bringen würde. Seine Gedichte hat B. dagegen in ernster Selbstzucht allmählich zu einem schönen und anmutenden Zeugnis seiner in ihrer Treue gegen sich selbst und ihre Ideale, in ihrer liebeweckenden Humanität einzigen Persönlichkeit umgeschaffen. Seine Novellen stehen nur wenig dahinter zurück.

Höher aber als alle seine Werke steht nach meinem Gefühl und, wie ich meinen sollte, nach dem der meisten, die ihn gekannt haben, seine gütige, wenn auch gewiß nicht fehlerlose, so doch allem Höchsten treulich zugewandte und vielseitig begabte Persönlichkeit, deren Zauber sich so leicht niemand entziehen konnte, und seine bewundernswerte hingebende Wirksamkeit für alles Schöne und Geistige in seiner geliebten Vaterstadt, soweit es in dem Bereich seines Könnens lag. Sein Name wird mit dem geistigen Leben Bremens in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts unauflösbar verknüpft bleiben.

R. Eckardt, Lexikon d. Nieders. Schriftst. 1891. H. Wania, Dreißig Jahre Bremen, 1906. W. Henzen, Gedächtnisrede auf H. B., Oldenburg, Schulze. Jb. d. D. Shakesp.-Ges., 42. Jg. 214 (E. Fritze, mit P. u. W.). Bühne und Welt 7, 10, 29 (H. Stümcke). Niedersachsen 10, 420 (E. Brenning), 11, 42 (A. Conke), Neue Fr. Pr. 1905, Sept. 12. (A. Frh. v. Berger). Musik-Zeitung 26, 516 (J. Beyer mit P.). Bremer Musikherold Jan.—Febr. 1904 (G. Hellmers). W. Z. 1899, Okt. 26.; 1905, Aug. 21., 24., 25., 26., Okt. 15., Nov. 5. Br. Nachr. 1899, Okt. 8., 15., 22., 1905, Aug. 25. Br. Courier 1905, Aug. 22., 23., 25. Sammlung der Nekrologe auf der Br. Stadtbibliothek. Biographisches Jahrb. u. Deutscher Nekrolog, hrsg. v. Anton Bettelheim 1909, Bd. XII, Erg. u. Nachtr., 293 ff. (Edm. Ruete). Edmund Ruete.

**Bünte**, Gottlob, Volksschriftsteller, geb. am 15. November 1840 in Bremen, gest. ebendort am 19. November 1907. Er war anfangs in der Tabaksbranche als Arbeiter und Werkmeister in Frankfurt a. M., Biebrich und Mainz tätig. Nachdem er im

Jahre 1866 ein Volksstück „Der Invalide von Königgrätz" in Frankfurt a. M. zur Aufführung gebracht hatte, kehrte er 1870 nach Bremen zurück und vertauschte seinen bisherigen Beruf mit dem eines Wirtes. Er förderte als solcher durch den Vortrag komischer Couplets bei Festlichkeiten seine schauspielerische und dichterische Anlage. Später führte er eine Bierhalle und verfaßte sozusagen am Tresen im Laufe der Jahre nicht weniger als 88 Volksstücke. Unliebsame Erfahrungen mit einigen Leitern des Tivolitheaters, in dem seine Stücke mit gutem Erfolge aufgeführt wurden, veranlaßten ihn sich eine eigene Bühne zu schaffen, und er gründete 1881 das „Bremer Volkstheater". Es wurde nur im Winter und nur Montags gespielt. Die meist gut besuchten Vorstellungen, in denen B. selbst mitwirkte, fanden bei den unteren Volksklassen entschiedenen Beifall. Soweit sich über die sämtlich ungedruckt gebliebenen Stücke ein Urteil gewinnen läßt, ist ihr litterarischer Wert nicht bedeutend. Teils hoch-, teils plattdeutsch, zeigen sie in ihrer Mischung von volkstümlichem Humor und starker Rührseligkeit bei nie vermißter Moral den ausgesprochenen Charakter des Volksstückes; ihr Hauptreiz liegt in dem bremischen Milieu, in Anspielungen auf die Ereignisse des Tages. Das erfolgreichste Stück heißt „Von de Matten up Stroh", das im Jahre 1903 zum 100. Male gegeben wurde; die Dramatisierung von Roccos Erzählung „Vor veertig Johr" brachte es bis zum Jahre 1906 auf 50 Aufführungen. Außerdem schrieb B. „Plattdeutsche Erzählungen" (gedruckt 1884), die viele gute Beobachtungen aus dem Volksleben der Bremer Neustadt enthalten. Zu nennen sind noch die beiden anspruchslosen Hefte „Jan Pinkenell upp'r Utstellung in Bremen" (1890). — Einige Daten wurden dem Nekrolog in den Brem. Nachr. vom 20. November 1907 entlehnt. Vgl. Brem. Nachr. 13. Nov. 1910.

Tardel.

**von dem Busch**, Gerhard, geb. zu Bremen 22. September 1791, stammte aus einer Familie, welche, ursprünglich niederländisch-ostfriesischer Herkunft, seit 1671 in Bremen ansässig war und namentlich im 18. Jahrhundert der Stadt eine Reihe tüchtiger Gelehrten — Juristen, Theologen und Ärzte — geliefert hat: sein Vater war Notar, sein Großvater Bürgermeister. Vgl. Roterm., S. 56—58. Unser Gerhard v. d. B. studierte von 1811—1814 in Göttingen, erwarb dort am 1. September 1814 die Doktorwürde, hielt sich bis

zum Frühjahr zu weiterer Ausbildung in Berlin auf und ließ sich einige Monate später, 1815, als praktischer Arzt in Bremen nieder. Unter dem Einflusse von Albers begann er alsbald Übersetzungen und Besprechungen fachwissenschaftlicher Schriften zu veröffentlichen. 1819 verheiratete er sich, doch blieb die Ehe kinderlos.

v. d. B. führte ein ruhiges, zurückgezogenes Gelehrtenleben. Seine ärztliche Praxis hatte wohl nur einen mäßigen Umfang; er war seit 1838 Mitglied des Gesundheitsrates, beteiligte sich aber sonst kaum am Verkehr unter den Ärzten. Seine literarischen Arbeiten hatten ihm indessen auswärts in wissenschaftlichen Kreisen bekannt gemacht, so daß eine Reihe von Ehrendiplomen Zeugnis ablegte von der Achtung, deren er sich in der Gelehrtenwelt erfreute.

Neben seiner ärztlichen Tätigkeit beschäftigte sich v. d. B. gemeinsam mit seinem Altersgenossen Karl Theodor Menke (1791 bis 1861), der während des größten Teils seines Lebens Brunnenarzt in Pyrmont war, mit dem Studium der Konchylien. Eigentlich wissenschaftlich scheint er erst in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens auf diesem Felde gearbeitet zu haben. Er verkehrte insbesondere auch mit Dr. L. Pfeiffer, dem Herausgeber der Malakologischen Blätter, so wie mit den bereits als Lehrer Buchenaus genannten Naturforschern Philippi und Dunker. In den Kreisen der Konchylienforscher wurde er als trefflicher Beobachter und Systematiker geschätzt.

Am 1. September 1864 konnte er sein goldenes Doktorjubiläum feiern. Er starb am 19. September 1868.

Von den Übersetzungen, die v. d. B. herausgab, sind zu nennen: Pemberton, Über Unterleibskrankheiten (1817). Lawrence, Abhandlung von den Brüchen (1818). Abercrombie, Pathologische und praktische Untersuchungen I (1829), II (1843). Magnus Huß, Chronische Alkoholkrankheit (1852); Ders., Über die endemischen Krankheiten Schwedens (1854); Ders., Statistik und Behandlung des Typhus (1856). Ferner veröffentlichte er Mitteilungen über die Cholera-Epidemie in Dänemark i. J. 1853 (1858). Für die Biographie lieferte er einen Beitrag über Hampe. Aus dem Gebiete der Weichtierkunde hat v. d. B., außer einigen Besprechungen, nur drei Mitteilungen über neue Arten veröffentlicht, nämlich: Zwei neue Melanien. Zeitschr. f. Malakoz., X, 177—179 (1853); Neue Melanien, Malakoz., Bl. V, 33—37 (1858); On some new fresh-

water shells from Ecuador and New Granada. Zool. Soc. Proc., XXVII, 167–169 (1859).

Dr. Thorspecken in Abh. Nat. Ver., II, S. 155—159.

W. O. Focke.

**Cabisius**, Julius, geb. am 29. Nov. 1812 zu Elsterberg im Voigtlande, gest. den 14. Aug. 1895 in Bremen, gehörte zu den in Sachsen und Thüringen noch heute zahlreichen Zöglingen einer Stadtkapelle, die so ziemlich sämtliche gebräuchlichen Orchesterinstrumente zu erlernen pflegen. C. wurde in Greiz vom dortigen Stadtmusikus Friedrich ausgebildet. Nachdem er eine Zeitlang im akademischen Orchester zu Jena und seit 1843 als erster Cellist am Hamburger Stadttheater tätig gewesen war, folgte er 1846 einem Rufe nach Bremen, wo er über vierzig Jahre hindurch die gleiche Stellung im Orchester der Privatkonzerte und ihrer Nachfolger bekleidete. Fast ebenso lange gehörte er dem Soloquartett der Kammermusik an. Eine durch und durch musikalische Natur fand er auch außerhalb seiner ausübenden Tätigkeit, nicht am wenigsten als vielbeschäftigter Lehrer, warme Anerkennung. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die am 16. September 1863 erfolgte Gründung des „Instrumentalvereins", dessen hochgeschätzter Leiter er bis zum Jahre 1882 blieb, und der dann weiterhin unter Herm. Marschall, Jul. Ruthardt und E. Nößler zu immer erfreulicherer Blüte gelangte.

Kißling.

**Cäsar**, Gerhard, geb. in Bremen 29. September 1792 als Sohn des Kaufmanns und nachmaligen Senators Siegmund Tobias C., erwarb in Göttingen am 12. April 1816 den juristischen Doktortitel, unternahm dann eine fast zweijährige Reise durch Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich und die Niederlande und ließ sich 1818 als Advokat in Bremen nieder. Am 30. November 1825 ernannte ihn der Senat zum Archivar. Als solcher hat er das bis dahin in einem ganz unzulänglichen Raume des Rathauses (dem noch lange sog. alten Archive) zusammengehäufte Archiv in das kurz vorher fertiggestellte Stadthaus überführt und bei dieser Gelegenheit völlig durch- und umgearbeitet. Als C. im November 1827 nach Stade entsandt war, um dort eine große Zahl von Aktenkonvoluten zu übernehmen, die Hannover auf Grund einer Vereinbarung von 1823 an Bremen abzuliefern hatte, glückte es Cäsars

Spürsinn, in Stade die Hauptbestandteile des lange verloren geglaubten alten erzbischöflich-bremischen Archivs wieder aufzufinden, ein für die Geschichtsforschung wichtiges Ereignis. Am 8. Dezember 1832 wurde C. in den Senat gewählt. Im April 1849 trat er auf Grund der Verfassung vom 8. März in das neugebildete Richterkollegium ein, dessen Präsident er vom 2. Oktober 1850 bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand am 7. Oktober 1864 war. Gestorben ist er am 14. November 1874.

Akten des Brem. Staatsarchivs. Bippen.

**Carstens**, Tilman Wilhelm, Dr. jur., geb. 12. Juli 1837 als Sohn eines Kaufmanns in Bremen, studierte von 1857—1861 Jura in Leipzig, Heidelberg und Göttingen, promovierte daselbst 1861 und wurde in demselben Jahre Obergerichtsanwalt in seiner Vaterstadt, 1862 Hilfsbeamter der Polizei, 1863 Polizeisekretär, 1865 Vertreter des Staatsanwalts, 1866 zweiter, 1868 erster Staatsanwalt, 1872 Richter, 1. Oktober 1879 Landgerichtsdirektor, als welcher er am 30. Dezember 1902 starb. Mitglied der Bürgerschaft 1870—1875 und 1879—1884. Dieser treffliche Jurist, eine vornehme Ausprägung charaktervoller bremischer Eigenart und altgläubigen Christentums, war lange Jahre eine der führenden Persönlichkeiten im kirchlichen Leben Bremens, besonders durch seine Mitarbeit an der kirchlichen Versorgung Bremens (Friedensgemeinde, Zion, Jacobi), an der Leitung des Diakonissenhauses und am Verein für innere Mission, dessen Vorsitzender er von 1876 bis zu seinem Tode war. Er war Mitglied des Zentralausschusses für innere Mission in Berlin von 1882 an. Über ihn die Gedächtnisreden von Josephson und Groscurth und die Nekrologe Br. Kbl. 1903, Nr. 1; Monatsblatt des Diakonissenhauses 1903, Februar, u. a. m. — Von ihm: Br. Kbl. 1869, Nr. 47, 48 über Konfirmation und heiliges Abendmahl; Br. Kbl. 1892, Nr. 40, 41 über die Johanniterinnen.

Büttner.

**Claußen**, Johann Heinrich Theodor, geb. 21. August 1825 in Bremen, Sohn des Kaufmanns Friedrich Christian C., gest. 13. Januar 1908 in Bremen, begab sich nach seiner kaufmännischen Lehrzeit bei der Firma J. W. Bastian Söhne 1846 für kurze Zeit nach Newyork und darauf nach Havanna, wo er mehrere Jahre in einem seiner bremischen Lehrfirma nahestehenden Hause tätig war und sodann in

das Zigarren- und Tabakgeschäft von H. Upmann & Co. als Teilhaber aufgenommen wurde. 1862 nach Bremen zurückgekehrt trat er in das Reederei und Importgeschäft von Diedrich Albers ein, an dem schon sein Bruder neben dem Senator Albers beteiligt war und das unter der Firma Albers & Claußen fortbestand bis 1875, als Georg H. Claußen Direktor der alten Sparkasse wurde. Ausgerüstet mit gründlichen kaufmännischen und allgemeinen Kenntnissen widmete nunmehr Heinrich C. seine ganze Kraft dem öffentlichen Leben, nachdem er schon seit 1867 der Handelskammer sowie der Bürgerschaft angehört hatte. In der Handelskammer verblieb er bis 1877 und war 1873 ihr Präses. Die Bürgerschaft, deren Vizepräsident er 1875 geworden war, wählte ihn 1876 zum Präsidenten. In dieser Stellung hat er sich vermöge seiner ruhigen, scharfen, klaren Auffassung und seiner unerschütterlichen Sachlichkeit große Verdienste erworben, die, als er Ende 1900 mit Rücksicht auf sein hohes Alter eine Wiederwahl ablehnte und aus der Bürgerschaft austrat, vom Senat durch die Verleihung der goldenen Staatsmedaille und von der Bürgerschaft in einer Adresse gewürdigt wurden. Sein Blick richtete sich aber auch von Jugend an lebhaft auf die Entwickelung der allgemeinen deutschen Verhältnisse. 1848 nahm er von Havana aus leidenschaftlichen Anteil an der freiheitlichen Umwälzung im deutschen Volke. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied des Deutschen Nationalvereins. Als Mitarbeiter der Weser-Zeitung bewährte er politisch und wirtschaftspolitisch seine patriotisch-liberale Gesinnung. 1866 und 1870—71 Mitglied der bremischen Komitees für die Verwundeten jener Kriege, wurde er in späteren Jahren stets als einer der ersten Förderer vaterländischer Bestrebungen herangezogen, so auch als Mitglied der Verwaltung der Kaiser Wilhelm-Stiftung. Die bremische Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande hat er 1885 mitbegründet und bis 1904 geleitet. Wie in der Bürgerschaft, so war er auch an der Spitze politischer Versammlungen der rechte Mann. Mitbegründer des 1877 gebildeten Reichsvereins für den Reichstagswahlkreis Bremen war er von Anfang an bis 1893 dessen Vorsitzender. Auch kirchlich liberal gesinnt hat er als Diakon und später als Bauherr der Martini-Gemeinde gewirkt. Seine zuverlässige, Vertrauen heischende Persönlichkeit, seine stete Bereitwilligkeit, sich dem gemeinen Wohl zur Verfügung zu stellen,

führten ihn in die Verwaltung und Leitung vieler gemeinnütziger Bestrebungen. Auf kaufmännischem Gebiete hat er sich insbesondere verdient gemacht als Vorsitzender des Aufsichtsrats der Bremer Lagerhaus-Gesellschaft von 1877 bis 1903. Auf Grund des Reichsbörsengesetzes von 1896 wurde ihm Anfang 1897 vom Senat die Vertrauensstellung des Staatskommissars bei der Bremer Börse übertragen, die er zur lebhaften Befriedigung der Kaufmannschaft trotz seiner 72 Lebensjahre annahm. Nach Ablauf der dreijährigen Periode dieses Amtes nötigte ihn sein hohes Alter eine Wiederernennung abzulehnen. Als er ein Jahr darauf auch aus der Bürgerschaft ausschied, verlor Bremen einen seiner besten Berater, einen durch feinsinnige Bildung des Geistes und des Herzens, durch Treue gegen die Allgemeinheit, gegen seine Freunde, sowie gegen sich selbst und durch ein schlichtes, gütiges Wesen ausgezeichneten wahrhaft vornehmen Vertreter hanseatisch-deutschen Bürgertums.

Rösing.

**Cölln,** Julius Eduard von, Dichter, geb. am 8. Oktober 1831 in Bremen, gest. am 24. November 1891 ebenda, als Gymnasiast von Friedrich Ruperti (s. diesen) poetisch angeregt, gab die Absicht zu studieren seiner schwankenden Gesundheit wegen auf, wurde Kaufmann und ist als solcher in seiner Vaterstadt tätig gewesen, bis ihn 1883 eine Lähmung der Füße zu geschäftlicher Untätigkeit zwang. Nach einem 1855 anonym erschienenen Heldenliede: „Hermann der Deutsche", das Stimmungsbilder aus dem Leben des Arminius in wechselnden Metren bietet, einer ansprechenden Talentprobe, jedoch nicht geeignet, tiefere Wirkung zu üben, veröffentlichte er zehn Jahre später unter dem Namen Max Freidank eine Sammlung „Gedichte" lyrisch-epischer und rein lyrischer Art. Die ersteren behandeln vorwiegend Stoffe aus dem Altertum und dem Mittelalter. In den letzteren nimmt das Hauptthema der Lyrik, die Liebe, einen auffallend geringen Raum ein. Gelegentlich nur klingt der Schmerz um verlorene Liebe an. Stimmungen, die Beziehungen zu Verwandten und Freunden, die Natureindrücke, die Ereignisse von Bedeutung für die Vaterstadt oder für ganz Deutschland in ihm auslösen, finden reicheren poetischen Ausdruck. Metrisch ist auch diese Sammlung sehr mannigfaltig. Neben einfacheren, meist strophischen Formen begegnen stanzenartige Strophen, Terzinen, Sonette, Triolette und Ghaselen. Dem deutschen Meister des Ghasels, Platen, widmet er

einen Hymnus, und Platen ist ihm nicht nur für die metrische Mannigfaltigkeit Muster gewesen. Wohltuend berührt die überall zutage tretende Echtheit und Reinheit der Gesinnung, die Begeisterungsfähigkeit für Schönes und Großes, die ehrliche Vaterlandsliebe, die in der Sehnsucht nach der Einigung Deutschlands gipfelt. Er offenbart poetische Beredsamkeit und metrische Gewandtheit. Aber seiner Beredsamkeit fehlt, obgleich sie des bildlichen Schmucks nicht ermangelt, die innere Kraft, und bei seinen metrischen Künsten spürt man zu wenig vom Liebesfeuer, das nach Goethe allgewaltig glühen muß, um Allerstarrstes freudig aufzuschmelzen. Die Muße, die ihm die Krankheit aufzwang, benutzte er in richtiger Erkenntnis des Schwerpunkts seiner Begabung zu größeren epischen Dichtungen, wobei ihn die Poesie Felix Dahns beeinflußte. Alle entnehmen gleich seinem Jugendwerke „Hermann" ihren Stoff der germanischen Geschichte, alle haben patriotische und protestantische Tendenz. Die Versdichtungen „König Konrad der Junge" (1884), „König Harald Blauzahn" (1888), „Odovakar" und „Dr. Martin Luther. Von der Klausur zur Ehe. 1505—1525" (beide 1890 erschienen) gelten heldenhaft aufragenden Männern, die in der Feldschlacht gleich seinem Hermann oder im Geisteskampf ihre Kraft erproben, während der psychologisch interessantere nordische Roman aus dem 13. Jahrhundert: „Die Brüder" (1890) die Gestalten des sympathischen, aber fahrigen Dänenkönigs Erich Pflugpfennig und seines ränkevollen Bruders Abel, seines Mörders, einander gegenüberstellt. Mit Ausnahme von „König Konrad", der kurze Reimpaare bietet, sind die Versdichtungen in der Nibelungenstrophe verfaßt, unter reichlicher Verwendung der Alliteration, von der er auch in der Prosa des Romans ausgiebigen Gebrauch macht. Lieder durchbrechen in den ersteren gelegentlich die epische Form. Die Ausdrucksfähigkeit erscheint in diesen Werken gesteigert, die Kunst der Darstellung gereift. Die Anlage ist im Ganzen überall einheitlich. Alle enthalten Szenen von überzeugender Anschaulichkeit und Naturschilderungen von überraschendem Reichtum der Farben. Und doch sind die Grenzen seiner Begabung auch hier deutlich erkennbar. Das Wichtigste und Tiefste ist nicht genügend herausgehoben und verknüpft; die Gestalten sind nicht immer wirklich lebendig; die Fülle der bilderreichen, aber im einzelnen nicht durchweg glücklichen Sprache ermüdet leicht, zumal da ihn die Themen zu häufiger Verwertung derselben Situationen (Schlachten, Trinkge-

lage u. dgl.) führen. Trotz solcher Mängel bleiben diese Dichtungen beachtenswerte Versuche epischer Gestaltung bedeutsamer historischer Stoffe. Von seinen dramatischen Arbeiten ist nichts veröffentlicht worden. Sein Bestes hat er zweifellos als Epiker geleistet.

Hinrichsen, das literarische Deutschland. 2. Aufl. (1891). — W. Z. vom 30. Nov. 1891. Nr. 16159 (Brenning). — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrh. 4. Aufl.

Seedorf.

**Credner**, Georg, Dr. phil., Seminardirektor, geb. am 3. Januar 1825 zu Eisfeld in Thüringen, gest. am 3. November 1899 in Bremen, studierte in Jena Theologie und Pädagogik. Da ihn die letztere Wissenschaft sehr anzog, so kam er mit dem Vertreter derselben an der Jenenser Universität, dem Professor Dr. Stoy, in nähere Verbindung und wurde von diesem als Lehrer für seine bekannte Erziehungsanstalt, das Stoysche Institut in Jena, gewonnen. Daran war er 15 Jahre lang tätig. Dann kehrte er in seine Vaterstadt Eisfeld zurück, wo er das Rektorat an den städtischen Schulen übernahm und gleichzeitig als Archidiakonus ein Predigtamt verwaltete. In dem letzteren stieg er bald höher; er wurde Oberpfarrer und nachher Superintendent. Durch die geschickte Organisation des Schulwesens in seiner Vaterstadt gewann er bald in Thüringen einen großen pädagogischen Ruf. So kam es, daß man in Bremen auf ihn aufmerksam wurde. Hier war im Herbst 1873 der Organisator und erste Direktor des neubegründeten Lehrerseminars, August Lüben, (s. diesen) gestorben. C. wurde Ostern 1874 sein Nachfolger und entfaltete bis 1895 eine vielseitige und erfolgreiche Tätigkeit. Das Lehrerseminar wurde unter ihm durch mehrere Vorklassen, sog. Präparandenklassen, erweitert, der Unterricht wissenschaftlich vertieft und wo es möglich war, philosophisch zu begründen versucht. Im Jahre 1895 feierte die ganze bremische Lehrerschaft Credners 70. Geburtstag in glänzender Weise Einige Zeit darauf traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder vollständig erholte. Im nächsten Jahre trat er in den Ruhestand und starb drei Jahre darauf. —

Schriften: Die Stoysche Erziehungsanstalt zu Jena 1869. — Bibelkunde für Studierende und Seminarien 1889. — Verschiedene Vorträge, darunter: Religion und Schule 1889. Nachrichten über ihn befinden sich im Bremer Schulblatt vom 15. Dezember 1899 und

vom 15. Januar 1902, Bremer Nachrichten vom 9. November 1899 und 21. März 1908, Schulblatt für Thüringen und Franken vom 25. November 1899.

H. Gerdes.

**Cronemeyer**, Eberhard, geb. den 24. Juli 1842 im Fürstentum Lippe-D., besuchte die Gymnasien zu Herford und Detmold, studierte in Tübingen und Berlin Theologie. Nach dem zweiten Examen 1866 wurde er Rektor und Frühprediger in Lage bei Detmold. Erst bei der Übernahme des vollen Pfarramtes daselbst 1871 rang er sich nach hartem innerem Kampf zu einer festen Weltanschauung nach dem Bilde des Erlösers durch, nicht des dogmatischen Christus, sondern des Menschensohnes, der ganz aufging in Liebe und Gottvertrauen. 1877 wurde er zum Pastor an der vereinigten evangelischen Gemeinde in Bremerhaven berufen. Hier bot sich ihm reiche Gelegenheit zur Betätigung seiner ebenso idealen wie praktischen Natur, in der sich tiefes Mitgefühl für die Notleidenden, lebendiger Gemeinsinn und große Arbeitskraft und -lust vereinigten. Er gründete einen Frauenverein, eine Volksküche, sowie eine Naturalverpflegungsstation, die zu seinem Leidwesen wieder einging. Er war auch einer der Mitbegründer des Vereins zur Förderung des Volkswohls. Die größte Arbeit und auch manche Widerwärtigkeit brachte die im September 1886 von ihm gegründete und nach dem Protektor Kaiser Friedrich benannte Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf (Kr. Geestemünde), welche nicht nur die vorübergehende Beschäftigung Arbeitsloser durch Urbarmachung der Moor- und Heideflächen, sondern auch die Seßhaftmachung von Kolonisten durch Gewährung von Haus und Land zu selbständiger Bewirtschaftung bezweckte. (1909: Gesamtareal 1000 Morgen, davon 600 kultiviert; Kolonate 7, davon 6 im Eigentum der Ansiedler [Rentengüter]). — Auch literarisch ist C. tätig gewesen. 1881 erschienen seine „Predigten über die zehn Gebote". In einigen Schriften legte er seinen auf die Kolonie bezüglichen Plan dar. Wiederholt lieferte er Aufsätze für die von A. Lammers herausgegebene Wochenschrift „Nordwest". Im Oktober 1893 führte er die Redaktion des Blattes weiter bis zu seinem Eingehen 1895. — Cronemeyers Auftreten war sicher und gewinnend, seine Rede lebendig und warm. — Nach langen schweren Leiden starb er den 25. Juni 1896 in Detmold, wo er auch bestattet ist. —

Theodor Sachau.

**Crüsemann**, Conr. Carl Eduard, wurde als Sohn eines Großkaufmanns am 16. Juni 1826 in Berlin geboren und wandte sich ebenfalls dem kaufmännischen Berufe zu. Nach Beendigung seiner Lehrzeit trat er als Volontär bei einer bremischen Firma ein und eröffnete schon zu Anfang der fünfziger Jahre in Bremen ein selbständiges Import- und Reedereigeschäft. Auf einer Reise, die er 1853 nach den Vereinigten Staaten und Westindien unternahm, gewann er die Überzeugung, daß zur Ausnutzung der großen hier vorhandenen kaufmännischen Möglichkeiten eine regelmäßige Dampfschiffslinie nötig sei, die weit mehr als die seit 1847 vorhandene amerikanische Ocean Steam Navigation Company leisten müsse. Nach Bremen zurückgekehrt, war er für die Verwirklichung dieses Gedankens unablässig tätig. Es gelang seiner zähen Energie, alle Schwierigkeiten zu überwinden und vor allem den Konsul H. H. Meier dafür zu gewinnen. So gründeten diese beiden Männer im Frühjahr 1857 den Norddeutschen Lloyd, dessen erster Direktor Cr. wurde. Man weiß jetzt, daß er die Gründung zuerst und ganz selbständig bis in ihre Einzelheiten geplant hat, und so ist ihm auch an den leitenden Grundgedanken des Werkes ein voller Anteil zuzusprechen. Die Basierung des Unternehmens auf dem Bedürfnis der Vereinigten Staaten nach europäischen Industrieartikeln und dem Absatz seiner eigenen Rohprodukte, sowie nach einer starken Einwanderung, die Vereinigung der Interessen mehrerer schon bestehender größerer Gesellschaften in der Lloydgründung, die Linie nach London und Hull, die Projektierung achttägiger Fahrten nach und von Newyork gleich von Anfang an, der Abschluß von Postverträgen — an all diesen Ideen ist Cr. produktiv beteiligt. Seine optimistische Hartnäckigkeit ließ ihn die ersten schweren Jahre des Lloyd mit ihren Dampferunfällen und der nachteiligen Wirkung des amerikanischen Sezessionskrieges auf den Handel überstehen und führte zu der günstigen Wendung in den sechziger Jahren, die den Lloyd in die erste Reihe der transatlantischen Dampferlinien emporhob. So konnte er auch die Ausnutzung der günstigen Chancen noch anbahnen, die in vielfacher Hinsicht durch die großen Fortschritte der deutschen Einheitsbewegung gegeben wurden.

Crüsemanns Arbeit umfaßte das Kleine nicht weniger als das Große, alles richtete er im Betriebe der Schiffe persönlich ein. Überall wo er wirkte, tat er es mit ganzer Kraft. Viel zu früh

ist Cr. schon am 1. September 1869 in Oberneuland bei Bremen nach längerem, schwerem Leiden gestorben.

P. Neubaur, Der Norddeutsche Lloyd. Leipzig, Grunow, 1907.

H. Entholt.

**Cuntz**, Ferdinand, geb. 1. April 1831 zu Dillenburg als Sohn des späteren Kammerdirektors C. auf Schloß Schaumburg, gebildet auf den Universitäten Halle und Heidelberg, wo J. Müller, Hupfeld und Schöberlein ihn besonders beeinflußten, sowie auf dem Kandidatenseminar Herborn, wurde nach pastoraler Tätigkeit in Altstadt (Westerwald), Montabaur und Dausenau am 6. Juli 1873 als luth. Pastor an St. Pauli in Bremen eingeführt. Wegen Alters am 12. April 1903 zurückgetreten, starb er am 17. Oktober 1906 zu Aumund. Persönlich stets der Vertreter einer zwar pietistisch-biblizistisch beeinflußten, aber doch ausgesprochen konfessionell-lutherisch orthodoxen Glaubensrichtung, hat er schließlich doch der Union in St. Pauli zugestimmt, wie er denn auch lange einer der eifrigsten Förderer christlicher Gemeinschaftspflege auf kirchlicher Grundlage in Bremen war. Neben seiner weitgreifenden seelsorgerlichen Arbeit in der St.-Pauli-Gemeinde, die ihm die Anfänge selbständiger kirchlicher Versorgung vor dem Hohentor verdankt — er gründete hier mit Fräulein Emmy Kulenkampff das Johann-Heinrichstift als Mittelpunkt christlicher Bestrebungen —, liegt seine Hauptbedeutung in seiner praktischen Mitarbeit an der inneren Mission in Bremen, vor allem der ev. Auswanderermission, die er 1881 gegründet, bis 1903 wesentlich geleitet und in lebendige Wechselbeziehungen zu den meisten großen deutschen Kirchenorganisationen der Verein. Staaten gebracht hat. Von ihm stammt der weitverbreitete „Ratgeber für Auswanderer" (1883). Über sein Werk hielt er auf den beiden Kongressen für innere Mission zu Bremen, 1881 und 1897, Vorträge, die in den Protokollen dieser Kongresse vorliegen. In dem letzten Vortrag wies er zum erstenmal in Deutschland auf den Mädchenhandel hin und gab so den ersten Anstoß zu seiner Bekämpfung, wie er denn speziell auch in Bremen besondere Verdienste um die Fürsorge für die wandernde weibliche Jugend hat (Marthasheim, Bahnhofsmission). — Von ihm existieren im Besitz seiner Söhne handschriftliche Aufzeichnungen aus seinem Leben für seine nächsten Angehörigen. Er schrieb das Leben seines Schwagers C. Nieck. —

Vgl. auch Fr. Iken, Geschichte der St.-Pauli-Kirche, 1882.

Büttner.

**Daeves**, August Philipp, Dichter und Journalist, geboren 1794 in Stadthagen, Porzellanhändler in Bremen, hier am 1. November 1842 gestorben, redigierte vom Mai 1822 bis zum Dezember 1840 den „Bürgerfreund", eine 1816 gegründete bremische „Wochenschrift zur Unterhaltung und Belehrung für den Bürger", zu deren Leitung er sich in schöner Uneigennützigkeit unter der einzigen Bedingung bereit erklärt hatte, daß der Verleger der Witwe des bisherigen Herausgebers Albert Töpken das volle Gehalt ihres Gatten weiterzahlte, veröffentlichte 1829—30 unter dem Titel „Liederkränze, gewunden für frohe Menschen" in sechs hübsch ausgestatteten Sedezbänden fremde und eigne für gesellige Kreise passende Gedichte, denen ähnliche Prosastücke sowie Beschreibungen von Gesellschaftsspielen beigefügt sind, und gab 1838 eine Sammlung eigner „Gedichte" heraus, in der er vorher an verschiedenen Stellen Publiziertes vereinigte. Er wandelt als Dichter meist auf den Bahnen Schillers, kommt dem von diesem gepriesenen Matthisson mehrfach nahe, vor allem in mosaikartiger Zusammensetzung einzelner Züge, und berührt sich in der trotz elegischer Anwandlungen naiv-optimistischen Grundstimmung mit Hölty. Er besingt die Natur, die Ideale, das Vaterland, die griechischen Freiheitskämpfer, feiert treue Liebe in Romanzen und Balladen, deren erste: „Rosental bei Schaumburg" unmittelbar an Schillers „Ritter Toggenburg" gemahnt, bildet Stücke Ossians nach und bietet eine Fülle poetischer Rätsel, z. T. im Wettkampf mit seinem älteren Bruder Karl, Prokurator in Rinteln (gest. 1828), gewandt und im ganzen geschmackvoll, freilich ohne starke künstlerische Ausdrucksfähigkeit. Die Ideale bedeuteten ihm mehr als Worte. Er war, wie ihm bei seinem Tode der „Bürgerfreund" nachrühmt, ein edler, durch lautere Gesinnung und fleckenlosen Wandel bewährter Mann.

Eckart, Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller (1891).

Seedorf.

**Dannemann**, Fritz, Journalist und Dichter, geboren am 29. September 1834 in Elberfeld, gestorben am 1. Januar 1884 in Bremen, kam, nachdem er die Realschule seiner Vaterstadt besucht und in Elberfeld, Düsseldorf und Köln journalistisch gearbeitet hatte, während der Konfliktszeit als Redakteur des „Courier" nach Bremen, gab ein Jahr lang die „Nordsee-Zeitung" in Geestemünde heraus, begründete die „Bremerhavener Zeitung", lebte von 1875—78 wieder

in Elberfeld und war dann von neuem in Bremen tätig als Mitarbeiter der „Weser-Zeitung“ und der „Bremer Nachrichten“, für die er u. a. Theaterkritiken schrieb. Außer einer Sammlung Gedichte „Aus fernen Tagen“ (1880) hat er zwei Dramen veröffentlicht, ein harmloses fünfaktiges Prosalustspiel „Die Winkelheimer“ (1878) nach dem Muster Kotzebues, durch Freytags „Journalisten“ leicht beeinflußt, worin der neue Bürgermeister einer Kleinstadt die Herzen widerspenstiger Stadtverordneter durch die verständnisvolle Beurteilung ihres nächtlichen Unfugs gewinnt, ohne dauernd unser Interesse fesseln zu können, und das Schauspiel „Maria von Schottland“ (1880, am 20. November 1880 zuerst im Bremer Stadttheater aufgeführt), das die Beziehungen der Königin zu Darnley und Rizzio schildert, ein Versdrama von der Art der Schillerepigonen mit wirkungsvollen Szenen, aber rechter Geschlossenheit und psychologischer Tiefe entbehrend. In beiden Stücken ist etwas Unstetes, und unstet war sein eigenes Wesen, das trotz angeborener Liebenswürdigkeit und humoristischer Veranlagung bei dem Mangel starker äußerer Erfolge mehr und mehr zur Verbitterung neigte. Poetische Begabung besaß er zweifellos, das zeigt auch die anschauliche, wohllautende Sprache seines Schauspiels, aber er hat diese Begabung ebenso gewiß überschätzt.

W.-Z. und Bremer Nachr. vom 2. Jan. 1884. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 4. Aufl.

Seedorf.

**Delius**, Johannes Friedrich, geb. am 23. August 1823 in Bremen als Sohn des Ältermanns Everhard D., Bruder von Nikolaus D. Er unternahm Ende 1853 eine Reise nach Italien, betrieb in Rom Studien zur italienisch-mittelalterlichen Geschichte und fand auf einem Ausfluge nach Neapel durch Sturz in den Vesuv ein unerwartetes, tragisches Ende (Mai 1854). Seine „Reisebriefe aus Italien“ erschienen als Manuskriptdruck für die Freunde noch in demselben Jahre in der Heyseschen Druckerei.

Herm. Tardel.

**Delius**, Nikolaus, hervorragender Shakespeareforscher, geb. am 19. September 1813 in Bremen als Sohn des Kaufmanns und Ältermanns Everhard D., besuchte die Gelehrtenschule in Bremen seit Ostern 1828 und bestand dort Ostern 1833 die Reifeprüfung.

Er studierte darnach in Bonn, Berlin und wieder in Bonn Philosophie, Geschichte, griechische Literatur und besonders Sanskrit und promovierte in Bonn im Jahre 1838. Nach einem Aufenthalt in Bremen unternahm er ausgedehnte Reisen nach England und Frankreich, die seinen Studien eine ganz neue Richtung geben sollten. Zurückgekehrt habilitierte er sich 1842 in Berlin zunächst noch für Sanskrit. Da er hier keinen festen Boden fassen konnte, hielt er sich 1844—45 wiederum in Bremen auf und beteiligte sich an der Redaktion der damals neu gegründeten Weser-Zeitung. Im Jahre 1846 ging er als Privatdozent nach Bonn, wo er anfangs über Sanskrit las, sich dann aber der romanischen und englischen Philologie zuwandte und schließlich das Studium Shakespeares zur Aufgabe seines Lebens machte. Seine große Shakespeare-Ausgabe begründete seinen Ruhm und verschaffte ihm in Bonn einen Lehrstuhl für Anglistik, den überhaupt ersten in Deutschland; er wurde dort 1855 außerordentlicher, 1866 ordentlicher Professor. Nach mehreren Jahrzehnten anregender Lehrtätigkeit trat er 1880 wegen Schwerhörigkeit unter Verleihung des Charakters eines Geheimen Regierungsrats in den Ruhestand. Er starb 1888 am 18. November in Bonn im Alter von 75 Jahren. Es ist wenig bekannt, daß Delius auch über eine dichterische Ader verfügte. Er veröffentlichte außer mehreren Manuskriptdrucken eine Sammlung „Gedichte" (Bremen 1853) und zahlreiche poetische Beiträge in Pletzers Bremischem Sonntagsblatt, sowie Übersetzungen von Shakespeares „Macbeth" (1841) und „Perikles" (1870). Am besten gelangen ihm humoristisch-satirische Gedichte, der rhetorisch-pathetische Stil lag ihm weniger, zum Ruhm seiner Vaterstadt Bremen sang er mehrere Lieder. Er brachte somit das dichterische Rüstzeug zur Erklärung Shakespeares mit, war jedoch allen ästhetischen Spekulationen abhold.

Wir betrachten nur seine zur Shakespeare-Philologie gehörenden Arbeiten. Eine Reihe kleinerer Schriften sind Vorarbeiten zu seiner Shakespeare-Ausgabe, so die Beleuchtung der „Tieckschen Shakespearekritik" (1846), die biographisch-kritische Abhandlung über den „Mythus von William Shakespeare" (1851), das als Handbuch gedachte „Shakespeare-Lexikon" (1852), der Vortrag über das „Englische Theaterwesen zu Shakespeares Zeit" (1853), die Würdigung von „J. Payne Colliers alten handschriftlichen Emendationen zum Shakespeare" (1853); auch die Herausgabe der Pseudo-Shakespeareschen

Dramen wäre hier zu nennen (Heft 1—3 in den Jahren 1854—56; Heft 4 erschien erst 1874). Darnach erfolgte die Ausgabe der Werke Shakespeares in den Jahren 1854—1860 in 7 Bänden, Nachträge dazu 1882, fünfter Abdruck in 2 Bänden im Jahre 1882. Der Wert dieser grundlegenden Ausgabe liegt in der an dem englischen Text geübten philologischen Kritik, in den Einleitungen, die über die alten Ausgaben und die Quellen der einzelnen Dramen unterrichten, sowie in den erklärenden Fußnoten. Sie bildet ein Standard-Work für die wissenschaftliche Forschung und hat das Studium Shakespeares in der Ursprache weit über die Fachkreise hinaus gefördert. Ihr Text wurde von Furnivall einer englischen Volksausgabe, dem sog. Leopold-Shakespeare zugrunde gelegt. Als nie rastender Forscher erwog D. die zahlreichen Shakespeare-Probleme fortgesetzt und legte seine Untersuchungen in dem „Jahrbuch" der Shakespeare-Gesellschaft nieder, deren Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender er war. Der größte Teil dieser Aufsätze, 25 an der Zahl, erschien selbständig als „Abhandlungen zu Shakespeare" (1878; neue Folge 1888) und bildet eine wertvolle Ergänzung und Zusammenfassung zu der Ausgabe. D. behandelt hier eingehend das Verhältnis des Quarto- und des Foliotextes bei Richard III., King Lear und Henry VI. Die kritische Sonderung shakespearescher Bestandteile von unechten und Mutmaßungen über die Urheber der letzteren werden bei Timon of Athens, Perikles, The two noble Kinsmen und King Henry VIII. durchgeführt. Mehrere Aufsätze sind den Quellen gewidmet: As you like it in Beziehung zu Lodges Rosalynde, a Winters Tale im Vergleich zu Greenes Pandosto, Romeo and Juliet im Verhältnis zu Brookes epischer Fassung des Stoffes, All's well that ends well und Paynters Novelle. Die Untersuchung der Römertragödien zu Plutarch führt zu dem Ergebnis, daß Shakespeare ihm zwar viele geschichtliche Tatsachen verdankt, daß er aber das Szenarium, die Charakteristik und zum Teil auch die Sprache erst neu schaffen mußte, um ein wirkliches Drama zustande zu bringen. Sehr lehrreich ist Delius' objektive Würdigung der Shakespeareschen Sonette, an denen schon so viel herumgekrittelt worden ist. Eine Gruppe anderer Aufsätze verfolgt in vergleichender Weise durch alle Dramen hindurch gewisse Motive (wie die Freundschaft) oder Klassische Reminiszenzen, stilistische Eigentümlichkeiten (die Prosa, die epischen Elemente) oder dramaturgische Erscheinungen (den Monolog, die

Bühnenanweisungen, Einlagen und Zutaten). Auch Shakespeares Stellung zu zeitgenössischen oder späteren Dramatikern wird angeschnitten, indem Hamlet der „Tragedy of Hoffman" von Chettle, Macbeth dem gleichnamigen Stück von Davenant gegenübergestellt und Shakespeare mit Dryden verglichen wird. Die Methode ist in allen Arbeiten die gleiche, sie ist streng analytisch und erzielt zwar keine geistreichen, aber gesicherte Ergebnisse. Mit seiner Shakespeareausgabe und diesen Abhandlungen hat D. im Gegensatz zu der vor ihm üblichen rein ästhetischen Beschäftigung mit Shakespeare den Grund zu einer wissenschaftlichen Shakespeareforschung in Deutschland gelegt.

Von stattlicher, ebenmäßig gebauter Gestalt mit schönen Gesichtszügen, war er eine durchaus vornehme und selbständige Natur, die sich nicht jedem erschloß, Näherstehenden aber um so offenherziger entgegenkam, Eigenschaften, die letzten Grundes seine bremische Herkunft nicht verleugnen, wie er denn seiner Vaterstadt stets ein treues Andenken bewahrte (er vermachte der Stadtbibliothek testamentarisch seine wertvolle Shakespearesammlung).

Sein Schüler, der Wiener Anglist Schipper, sagt von ihm: „Wahrheit, Geradheit, Aufrichtigkeit, verbunden mit Herzensgüte, darin bestand der Grundzug seines Wesens. Von größter Bescheidenheit in der Wertschätzung seiner eigenen Leistungen, stets zu warmer Anerkennung fremden Verdienstes bereit, war er doch auch mit gegründetem Tadel nicht zurückhaltend, den er aber nie in verletzender Form aussprach."

Vgl. J. Schipper in den „Englischen Studien", Bd. 14 (1890), S. 307 ff. und F. A. Leo im Shakespeare-Jahrbuch, Bd. 24 (1889), S. 167 ff., dort auch sein Porträt. Herm. Tardel.

**Deneken**, Arnold Gerhard, als Sohn des Kaufmanns und Ältermanns Martin D., geb. in Bremen 17. Mai 1759, studierte in Göttingen die Rechte und ließ sich 1782 als Advokat in Bremen nieder. Am 30. März 1785 wurde er in den Senat gewählt, dem er, mit Unterbrechung durch die französische Herrschaft, bis an seinen Tod am 27. Dezember 1836 angehört hat. Am 30. März 1835 wurde sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum festlich begangen. Bei diesem Anlasse begrüßte ihn Smidt mit einer Ansprache, die in einer geistreichen Übersicht über das letzte halbe Jahrhundert die Aufforderung an D. zu einer Darstellung des von ihm durchlebten Zeit-

raums enthielt. Denn D. hatte seit 1796 in einer Reihe von Schriften einzelne Abschnitte der bremischen Geschichte behandelt und dadurch wohl Hoffnungen erweckt, die doch nicht erfüllt worden sind, auch wegen Mangels kritischer Veranlagung kaum hätten erfüllt werden können. D. hat freilich noch nach seinem Jubiläum neue historische Arbeiten unternommen, aber sie behandeln Erscheinungen des 16. und 17. Jahrhunderts und nicht seiner eigenen Zeit. Noch im Herbste 1835 gab er Lebensskizzen der beiden Bürgermeister Daniel von Büren heraus und ließ ihnen ein Jahr später einige kurze Skizzen über andere bremische Staatsmänner folgen, die erst nach seinem Tode erschienen. Ein Verzeichnis seiner Schriften findet sich im Brem. Jahrb. I, 1864, S. 95 in einer Note zum Abdruck des oben-erwähnten Vortrags Smidts.

Bippen.

**Deneys**, Johann Andreas, Bildhauer, geb. 15. Juni 1812 in Bremen, Sohn des Sergeanten bei der Präfektur Joh. D. aus Brüssel, der in Bremen 1864 starb. D. ist der Schöpfer der Körnerstatue am Körnerwall. Der Bauunternehmer H. C. Oldehoff, der „Maurer und Dichter", war auf seiner Wanderschaft als Handwerksgesell nach Gadebusch gekommen und hatte die Stätte besucht, wo Körner am 26. August 1813 fiel. Er nahm sich vor, dem Dichter und Helden in seiner Vaterstadt Bremen ein Denkmal zu setzen. Er legte 1859 den Körnerwall an, starb aber, bevor er das Denkmal hatte ausführen lassen. Im Jahre 1863, dem Jubiläumsjahr der Leipziger Schlacht, fand in Bremen am 26. August auch eine einfache würdige Körnerfeier statt. In ihrem Anlaß erging von einem Komite ein Aufruf zu Beiträgen für ein Körnerdenkmal, der 1100 Taler erbrachte. Der zufällig damals in Bremen anwesende Bildhauer D., der in Petersburg lebte, erbot sich, für das bis zur Enthüllung eingehende Geld eine lebensgroße Statue in Bronze oder Marmor herzustellen. Man wählte als Material die Bronze und erteilte an D. den Auftrag zur Anfertigung des Standbildes, das am 26. Nov. 1865 enthüllt wurde. Der Senat hatte die Kosten der Aufstellung übernommen. Die Statue stellt Körner als Lützower mit unbedecktem Haupt dar, in der rechten Hand das Schwert haltend, mit der linken die Leier an die Brust drückend.

S. Buchenau, Fr. H. Br., S. 168, Bremer Morgenpost vom 26. November 1865.

Joh. Focke.

**Dittmann**, Adolph, Branddirektor, geb. am 22. April 1846 in Berlin, widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums erst dem Bankfach. Nach dem Feldzug 1870—71, den er beim 47. Regiment als Offizier mitgemacht hatte, bildete er sich durch Privatstudien so weit als Techniker vor, daß er im Jahre 1875 bei der damals mustergültigen Berliner Feuerwehr als Volontär angenommen und noch im gleichen Jahr in Bremen als Brandmeister angestellt wurde. 1879—1888 gehörte er den Feuerwehren Köln und Breslau an, um am 13. Februar 1888 wieder nach Bremen als Branddirektor berufen zu werden. Mit unermüdlichem Fleiß und zäher Energie hat er die nicht mehr den modernen Anforderungen genügende Feuerwehr von Grund auf reorganisiert, indem er die Wachen nach amerikanischem Muster einrichtete, das Alarmwesen vervollkommnete und vor allem die selbst konstruierte Kohlensäuredruckspritze als wichtigstes Angriffsfahrzeug einführte. Sämtliche sechs Wachen wurden als Sanitätswachen eingerichtet, durch welche die Krankentransporte in der Stadt ausgeführt werden. Von Wichtigkeit war seine Mitarbeit bei baupolizeilichen Maßnahmen, sowie bei den Vorarbeiten zur Verstaatlichung des Straßenreinigungsbetriebs, dessen Leitung ihm dann auch, neben seiner Tätigkeit als Branddirektor, im Jahre 1903 übertragen wurde.

Ein plötzlich eintretender Kräfteverfall, die Folge seiner rastlosen Tätigkeit, warf ihn aufs Krankenlager und brachte ihm nach mehrwöchentlichem Leiden am 9. Februar 1908 den Tod. Baur.

**Donandt**, Ferdinand, ein ausgezeichneter Jurist, war als Sohn eines Handwerkers am 3. Juni 1803 in Bremen geboren. Von Ostern 1822—25 studierte er in Göttingen die Rechte, erlangte die Doktorwürde schon am 17. August 1824 und wurde im Juni 1825 Advokat in Bremen. Die Rechtsanwaltspraxis ließ damals dem jungen Juristen, der in dem engen Kreise der Geschäfte keine volle Befriedigung fand, Zeit genug zu wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten. D. wurde bald das geistige Haupt eines strebsamen Kreises junger Männer, die das stagnierende öffentliche Leben ihrer Vaterstadt in neue Bahnen zu lenken wünschten. Ein lebhafter historischer Sinn und seine philosophischen Studien, die ihn gelehrt hatten, in das Wesen der Dinge einzudringen, führten D. zu eingehender Beschäftigung mit dem Werden und Wachsen der öffentlichrechtlichen und der privatrechtlichen Zustände seiner Vaterstadt.

Aus ihr entstand sein „Versuch einer Geschichte des bremischen Stadtrechts", der im Jahre 1830 in zwei Bänden erschien. Der erste Band behandelt die Verfassungsgeschichte von der karolingischen Zeit bis zum Jahre 1433, in dem die letzte Redaktion der bremischen Statuten und mit dem Ratswahlgesetze und der „Eintracht" wesentliche Grundlagen des noch nach vier Jahrhunderten geltenden öffentlichen Rechts entstanden waren. Der zweite Teil sollte eine Geschichte des statutarischen Rechts von dessen ältesten Spuren an und sodann eine dogmatische Darstellung dieses Rechts geben. Leider ist nur ein Teil der Rechtsgeschichte zu abschließender Behandlung gekommen, vornehmlich wohl deshalb, weil die mit der Julirevolution auch in Bremen eintretende politische Bewegung Donandts Interesse bald ganz der Gegenwart zuwandte. Aber, wenn auch der zweite Teil des Werkes, der nach der Absicht des Verfassers den Kernpunkt der Arbeit bilden sollte, nur zum geringen Teile vollendet ist, so hat doch der erste Teil in vieler Hinsicht den Wert behauptet, der ihm vor achtzig Jahren von fachmännischer Seite zugesprochen wurde, und legt noch heute ein rühmliches Zeugnis ab für Donandts kritischen Scharfsinn und sein historisches Auffassungsvermögen.

Noch in dem Jahre des Erscheinens dieses Werkes unternahm D. „in Verbindung mit Mehreren" die Herausgabe des in zwanglosen Heften erscheinenden „Bremischen Magazins", in dem wichtige vaterstädtische Angelegenheiten kritisch erörtert und historisch beleuchtet wurden. D. selbst veröffentlichte hier u. a. eine mit seinem größeren Werke in nahem Zusammenhange stehende Abhandlung über die Geschworenen des älteren bremischen Rechts. Im Jahre 1834 stellte er die Herausgabe der Zeitschrift wieder ein, weil er schon ein Jahr zuvor die Redaktion der „Bremer Zeitung" übernommen hatte, die er bis 1839 geleitet hat, beständig bemüht, die politische Bildung seiner Mitbürger im liberalen Sinne zu fördern. Dem gleichen Zwecke diente ein im Jahre 1836 in den von Oelrichs und Watermeyer herausgegebenen „Bremischen Blättern" von D. veröffentlichter Aufsatz „Zur Geschichte der Demokratie in der bremischen Verfassung", nach Inhalt und Form eine der feinsten Schriften Donandts. Materiell ganz auf den kritisch-historischen Studien beruhend, die ihn einige Jahre vorher beschäftigt hatten, zeigt dieser noch heute sehr lesenswerte Aufsatz in der Darstellung

das von der geistvollen Subjektivität seines Verfassers getragene Pathos, ein Resultat der Stimmung, in der die junge Welt den schon vor sechs Jahren endlich wieder aufgenommenen, aber in tiefster Heimlichkeit betriebenen Verhandlungen über eine neue Staatsverfassung entgegensah.

Welchen Wert D. selbst dieser Arbeit beilegte, ergibt sich daraus, daß er sie im Jahre 1848 nochmals, mit einem Zusatze versehen, als selbständige Schrift herausgab. Dieser Zusatz kritisierte in scharfer Weise den im Mai 1837 endlich erschienenen Verfassungsentwurf, der die liberale Jugend bitter enttäuscht und eigentlich niemand befriedigt hatte. Er war daher auch unbeachtet liegen geblieben, bis die Revolution von 1848 die uralte bremische Verfassung kurzerhand vernichtete, um demnächst eine neue auf völlig umgekehrter Grundlage zu schaffen.

D., der als Mitglied der konstituierenden Bürgerschaft durch seine glänzende Rednergabe, seine ernste Überzeugung, seine reichen Kenntnisse und die Vornehmheit seiner Gesinnung schnell einen großen Einfluß in der Versammlung gewann, hat der Verfassung vom 8. März 1849, an der er mitgearbeitet hatte, in der Schlußberatung der Bürgerschaft ein von dieser genehmigtes Zeugnis ausgestellt, das angesichts des Werkes und der Persönlichkeit Donandts heute billig in Erstaunen setzt. „Der besonnene Freund der Freiheit", so sagte die Bürgerschaft auf Donandts Antrag, „wird das Ganze dieser neuen, die Gewähr weiterer Entwicklung in sich tragenden Formen mit Freuden begrüßen und darin auch die äußeren Voraussetzungen dauernder Ordnung und sittlichen und materiellen Fortschreitens erkennen." D. hat doch diese optimistische Auffassung in den folgenden Jahren nicht bewahren können.

Er war am 5. Mai 1849 in das nach der Trennung der Justiz von der Verwaltung durch die Verfassung neugebildete Richterkollegium gewählt worden. Er behielt aber sein Mandat in der Bürgerschaft bei, in der er die Stelle eines Vizepräsidenten bekleidete. Als am 29. März 1852 die Bürgerschaft vom Senate aufgelöst worden und bald darnach auf Grund eines vom Senate oktroyierten provisorischen Wahlgesetzes eine neue Bürgerschaft zusammengetreten war, wählte diese D. zu ihrem Präsidenten. Aber kaum vierzehn Tage später, am 26. Mai, wurde er als erster auf Grund des am 27. September 1851 vom Senate der Bürgerschaft

vorgelegten provisorischen Wahlgesetzes in den Senat gewählt. Hier hat er in mancherlei Verwaltungszweigen gewirkt. Der Gefängnisdeputation gehörte er von seinem Eintritte in den Senat bis zu seinem Tode an, seit 1860 als Vorsitzender, fast ebenso lange der Walldeputation, durch viele Jahre der obersten Schulbehörde, dem Scholarchat, und der Behörde für die Stadtbibliothek, acht Jahre lang war er Landherr am linken Weserufer, ebenso lange Vorsitzender der Medizinalkommission. Aber, was er für diese und noch einige andere Geschäftszweige, an denen er kürzere Zeit beteiligt war, geleistet hat, wird von seiner Tätigkeit für das Justizwesen und seinen legislatorischen Arbeiten in den Schatten gestellt. Während der fast zwanzig Jahre, die er dem Senate angehörte, war er beständig Mitglied der Justizkommission. In dieser Eigenschaft und in der schon erwähnten als Vorsitzender der Gefängnisdeputation hat er das bremische Gefängniswesen neu organisiert und den Bau der Strafanstalt in Oslebshausen, deren Vollendung er nicht mehr erleben sollte, begonnen. Unter seinen legislatorischen Arbeiten ist vor allem der „Entwurf eines Strafgesetzbuchs der freien Hansestadt Bremen", der 1861 mit ausführlichen Motiven in zwei Bänden erschien, ganz Donandts Werk. Es hat, wie dreißig Jahre früher seine Geschichte des bremischen Stadtrechts die Aufmerksamkeit der deutschen Historiker, so die der deutschen Kriminalisten gefesselt, die hier eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende, von systematischem und doch auch praktischem Geiste durchzogene Arbeit vor sich sahen. Die Arbeit ist freilich Entwurf geblieben, weil, bevor ihre Beratung beendet werden konnte, der norddeutsche Bund ins Leben getreten war und mit ihm der Gedanke an ein für den Bund gemeinsames Strafgesetzbuch. Aber D. hat doch die Genugtuung erlebt, daß sein Werk in dem Entwurfe dieses deutschen Strafgesetzes vielfache Berücksichtigung gefunden hat, und daß er selbst berufen wurde, um in den Herbstmonaten 1869 neben vier preußischen und zwei anderen deutschen Juristen an der Durchberatung jenes Entwurfs in Berlin teilzunehmen.

Er hat nach Beendigung dieses Auftrags noch eifrig mitgewirkt an einer Reihe kleinerer legislatorischer Arbeiten, die notwendig waren, um die bremische Gesetzgebung mit dem neuen Strafgesetze in Einklang zu bringen. Schon lange vorher hatte er auch an der 1864 in Wirksamkeit getretenen neuen bremischen Strafprozeßordnung

wesentlich mitgearbeitet. Und gleichzeitig, scheint es, war er auch mit einer neuen Zivilprozeßordnung beschäftigt. Darauf deutet der letzte Aufsatz, den er im Anschlusse an seine frühesten Studien über bremisches Recht im 5. Bande des Br. J. 1870 über „den bremischen Zivilprozeß im vierzehnten Jahrhundert" veröffentlicht hat. Im folgenden Jahre ergriff ihn eine Krankheit, der er am 1. März 1872, nicht ganz 69 Jahre alt, erlag.

Ehmck in der A. D. B. V. (1877), S. 320 ff., wo der Todestag irrtümlich mit 3. Juni angegeben ist, Meine Gesch. der Stadt Br., III, S. 452 ff. Eine ausgezeichnete Charakteristik Donandts hat Otto Gildemeister als Präsident des Senats in seiner Rede bei Einführung des Nachfolgers Donandts, des Senators Pauli, am 15. März gegeben. Verhandlungen der Bürgerschaft 1872, S. 95 f.

Bippen.

**Dräseke**, Johann Heinrich Bernhard (1774—1849), der gefeierte Kanzelredner und spätere Bischof von Magdeburg, war von 1814—32 Pastor an St. Ansgarii in Bremen. Als er in begeisterten patriotischen Predigten eine freiheitliche Verfassung für das Vaterland forderte (freie Rede, freien Briefwechsel, freie Presse, freie Regung der Wissenschaft), erhoben Österreich, Preußen und Hannover 1819 beim Senat Beschwerde, welcher dieser ungern stattgab. D. gelobte in freimütiger Predigt: „Ich will schweigen und meinen Mund nicht auftun." Bei der dritten Jahrhundertfeier der Reformation trat er für die Einführung der Union ein, die an dem Widerstande des Dompredigers Joh. Dav. Nicolai und der lutherischen Domgemeinde scheiterte. D. war ein Vertreter eines christlichen Humanismus im Sinne Herders und eines milden christozentrisch gerichteten Rationalismus, der später immer kirchlicher, doch nicht engherzig wurde. Am Ende seines Lebens trat er noch gegen Hengstenberg auf und hielt auch seine freiheitlichen Ideale fest. Als Prediger in Ratzeburg Bremen, Magdeburg ward er hochgeschätzt und -verehrt. Es war ein Ereignis für das damalige Bremen, wenn es hieß: „He stigt up." Seine vielen Predigtsammlungen besitzt die Stadtbibliothek fast vollständig. Uns erscheint er manchmal überschwenglich.

A. D. B. V von Manchot. — Roterm. (reichliche Literaturangaben). — R. E.$^3$ V (von Tholuck). Bippen, Aus Bremens Vorzeit. 1885. S. 154 ff.

O. Veeck.

**Dreier**, Johannes Caspar Heinrich, geb. zu Mittelsbüren 10. Juni 1833, gest. zu Bremen 11. September 1908, Dr. med., prakt. Arzt, während vieler Jahre Polizeiarzt und Leiter des Kinderkrankenhauses zu Bremen. Beschäftigte sich von seinen Knabenjahren bis an sein Ende viel mit Botanik, war ein guter Kenner der einheimischen Pflanzenwelt und Mitverfasser der Flora Bremensis (1855).

Abh. Nat. Ver. XIX, S. 480ff. W. O. Focke.

**Dreyer**, Friedrich Adolf, Maler und Lithograph, geb. 25. Mai 1780, gest. 21. Mai 1850 in Bremen, Sohn des Senators Dr. Dreyer, Schwager des Malers J. H. Menken. Er war zu seiner Ausbildung als Maler von 1796—1800 in Dresden, Wien und Rom. Nach Bremen zurückgekehrt, übernahm er bald nach 1805 den Zeichenunterricht am Pädagogeum, widmete sich aber später besonders kaufmännischen Geschäften und begründete 1819 die noch heute (1911) bestehende lithographische Anstalt F. A. Dreyer. Ehrenmitglied des Kunstvereins seit 28. Februar 1824. Es sind Ölgemälde, Radierungen und Lithographien von ihm bekannt. Sein Sohn war der langjährige Konservator der Kunsthalle J. D. Dreyer.

Näheres siehe bei Hurm, Verz. S. 18—19. Joh. Focke.

**Duckwitz**, Arnold, geb. in Bremen 27. Januar 1802, gest. daselbst 19. März 1881, hat sich um Bremens Handel und Verkehrsmittel mannigfache Verdienste und durch seine publizistische und politische Betätigung auch in weiten Kreisen Deutschlands einen geachteten Namen erworben. Eine Darstellung seines Lebensganges, seiner Persönlichkeit und seines öffentlichen Wirkens hat Ehmck (s. diesen weiter unten) im 48. Band der A. D. B. 1904 veröffentlicht. Da diese Darstellung unter Beifügung einiger Anlagen Br. J. Bd. 21 1906 wieder abgedruckt ist, so genügt es, an dieser Stelle die wichtigsten Daten des Lebens von D. anzuführen und daran einige Bemerkungen zu knüpfen. D. wurde am 2. November 1840 in das Kollegium der Elterleute des Kaufmanns, aber schon am 16. Februar 1841 in den Senat gewählt. Im Frühling und Sommer 1848 hielt er sich zuerst als Mitglied des Fünfziger-Ausschusses des Vorparlaments, dann im Auftrage des Senats als Sachverständiger beim volkswirtschaftlichen Ausschusse der Nationalversammlung wiederholt in

Frankfurt auf. Im Juli vom Reichsverweser zum Handelsminister ernannt, schied er aus dem Senate aus; doch wurde ihm durch verfassungsmäßigen Beschluß der Rücktritt in den Senat für zwei Jahre vorbehalten. Im Oktober wurde ihm auch das Marinedepartement übertragen, in dem es seiner außerordentlichen Energie in kurzer Zeit gelang, eine Reichsseewehr zu schaffen, die am 4. Juni 1849 ihre Feuertaufe bei Helgoland nicht unrühmlich gegen die dänische Flotte bestand. Kurz zuvor war D. nach dem Rücktritte des Ministeriums Gagern nach Bremen zurückgekehrt. Am 1. Oktober übernahm er nach eingetretener Vakanz im Senate sein senatorisches Amt aufs neue. Am 13. Mai 1857 wurde er an Stelle des wenige Tage vorher verstorbenen Smidt zum Bürgermeister erwählt, ein Amt, das vor fast zwei Jahrhunderten zum letzten Male von einem Kaufmann bekleidet worden war. D. hat es der Verfassungsvorschrift gemäß zunächst bis Ende 1863 und dann nochmals von 1866—1869 geführt. Im Jahre 1863 nahm er als Präsident des Senats am Frankfurter Fürstentage teil. Im Jahre 1871 lehnte er wegen vorgerückten Alters eine Wiederwahl zur Bürgermeisterwürde ab und trat am 19. April 1875 in den Ruhestand.

D., der in jüngeren Jahren und auch noch als Mitglied des Senats seine Wünsche und Absichten in bezug auf Handels-, Verkehrs- und Zollverhältnisse häufig in Zeitungen oder selbständigen kleinen Schriften publizistisch vertreten hatte, griff im Ruhestande nochmals zur Feder, um in „Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841—1866", Bremen 1877, die Erinnerungen an seine interessantesten Erlebnisse und seine vornehmlichste Mitwirkung an den öffentlichen Geschäften darzustellen. Das kleine Werk wird auch in Zukunft nicht nur für die bremische, sondern in mancher Hinsicht auch für die deutsche Geschichte eine wichtige Quelle bleiben. D. hat sich schon frühzeitig durch eine in Kaufmannskreisen seltene Gewandtheit und Sicherheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks hervorgetan und war sowohl hierdurch, wie durch sein immer gleiches schlicht-bürgerliches Wesen, verbunden mit einem der jeweiligen Aufgabe oder Situation stets angemessenen würdevollen Auftreten, in ausgezeichnetem Maße befähigt, ein bürgerliches Gemeinwesen, sei es als Diplomat oder als Staatsoberhaupt zu vertreten. Ein Feind jedes hohlen Scheins wollte er niemals mehr

vorstellen, als er war, aber er war durch Verstandesklarheit, reiche Kenntnisse und praktische Erfahrungen genug, um jederzeit seine persönlichen Ansichten oder die des Senats mit Nachdruck zur Geltung bringen zu können.

D., der sich noch in alten Tagen durch geistige Frische und Lebendigkeit auszeichnete, hat die Erfüllung der deutschen Hoffnungen, an deren Verwirklichung er 1848 und 1849 mit sehr geringer Zuversicht auf ein dauerndes Gelingen mitgearbeitet hatte, in den Jahren 1866 und 1870 jubelnd begrüßt. In einer Beziehung aber wichen seine Anschauungen von denen der großen Mehrheit des Senats und der bremischen Kaufmannschaft ab. Er, der von früh her und mit Erfolg bestrebt gewesen war, die Verbindungen Bremens mit dem deutschen Hinterlande durch Verbesserung der Wasser- und Landwege zu heben, und der durch sein kaufmännisches Geschäft, die Einfuhr amerikanischer Häute, in enger Verbindung mit der deutschen Industrie stand, war schon frühzeitig für den Anschluß auch der norddeutschen Küstengebiete an den preußischen Zollverein in Wort und Schrift eingetreten. Im Zusammenhang mit dieser seiner Überzeugung nach für den bremischen Handel und Verkehr gebotenen Maßnahme stand es, daß er sich gegen schutzzöllnerische Tendenzen weit weniger ablehnend verhielt, als die Mehrheit der maßgebenden bremischen Kreise. So kam es, daß er in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, in denen die freihändlerische Richtung in Bremen wie im Reiche sich siegreich behaupten zu können schien, ein Gefühl der Isoliertheit unter dem herangewachsenen jüngeren Geschlechte empfand. Seine gesunde Natur ertrug dies, wie es scheint, ohne Bitterkeit, aber es mag ihn doch mitbestimmt haben, bei noch rüstigen Körper- und Geisteskräften seine aktive Mitwirkung an den Staatsgeschäften aufzugeben.

Duckwitz' Schriften sind in dem obenerwähnten Aufsatze Ehmcks größtenteils genannt.

Sein Porträt-Medaillon, von Diedr. Kropp in Marmor ausgeführt, findet sich im Börsensaale.

Bippen.

**Dulon**, Christoph Joseph Rudolph, geb. am 30. April 1807 zu Stendal als Sohn eines Postdirektors, studierte seit 1827 zu Halle Theologie, wurde 1831 Rektor zu Werben, 1836 Prediger zu Flossau bei Osterburg, 1843 Prediger an der deutsch-reformierten

Gemeinde zu Magdeburg, wo er schon begann als „lichtfreundlicher" Theolog und als Demokrat hervorzutreten, und 1848 durch Wahl am 15. Juni zweiter Pastor an Liebfrauen in Bremen, als welcher er am 27. August eingeführt wurde. Bald „der geistliche Führer in der Revolutionszeit Bremens" wurde er im Juli 1849 Mitgründer, am 7. März 1850 Hauptredakteur der „Tageschronik", seit 1. September 1850 Herausgeber des „Wecker", und gab 1849 Bd. I, 1850 Bd. II seines Hauptwerkes „Vom Kampf um Völkerfreiheit" heraus. Am 8. April 1851 erhoben 23 Mitglieder seiner Gemeinde gegen ihn beim Senat Anklage wegen seiner Lehre. Die vom Senat angerufene theologische Fakultät in Heidelberg erstattete zu Wintersausgang 1852 ein Gutachten, auf das hin der Senat D. am 1. März suspendierte und am 19. April absetzte. Im September 1852 ging D. nach Helgoland, im September 1853 — mit seiner zahlreichen Familie — nach Nordamerika, wo er, vorzugsweise in Newyork, sich mit Schulehalten ernährte und am 13. April 1870 starb.

Über Dulons Wirken und Schriften, wie die Schriften für und gegen ihn: J. Fr. Iken, Die Wirksamkeit von Pastor Dulon in Bremen (Bremen 1894). Veeck, Gesch. der reform. Kirche Bremens 1909, S. 135ff. Vgl. Otto Gildemeister, Art. „Bremen" in „Die Gegenwart", Leipzig b. Brockhaus, 1852, S. 240f. Bruno Weiß, Bilder aus der Bremischen Kirchengeschichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts, S. 46f., Bremen 1896. — R. E.³ XII, 129. v. Bippen, Gesch. d. Stadt Br. III, S. 469ff., wo die Bemerkungen S. 486, 487 (Fußnote 1) ein wichtiger Beitrag zu der Frage sind, ob D. vom Senat lediglich wegen seiner Abweichung vom Christentum und der Kirchenlehre abgesetzt wäre, — wenn er nicht auch politisch gemeingefährlich gewesen wäre. Die Frage ist m. E. zu verneinen. Vgl. auch Iken, Kirchl. Arbeiten, S. 47ff.

Büttner.

**Dunkel**, Albert Diedrich, Architekt, geb. 1856, gest. 1905, einer Familie angesehener zünftiger Baumeister angehörend, errang sich durch vielseitige Begabung und frisches Zugreifen einen großen Wirkungskreis und viele Freunde. Auf der Hochschule in Aachen ausgebildet, wußte er sich der älteren Stilarchitektur wie auch dem neuen Zeitgeschmack mit gleicher Leichtigkeit anzupassen und seine Bauten geben zum Teil ein Bild dieser wechselnden Geschmacksrich-

tungen. Mit besonderer Liebe aber ergriff er bald die heimische Renaissance und hatte zuerst auf der Industrieausstellung von 1890 mit der „altbremischen Straße" einen durchschlagenden Erfolg, einen schöneren und nachhaltigeren mit dem Ausbau des Essighauses 1897, das nicht nur äußerst sorgfältig restauriert, sondern durch geschickte Verwendung verschiedenster alter Bauteile und Kunstwerke ein bremisches Museum geworden ist und ein Denkmal für den Erbauer Albert Dunkel. In dieselbe Zeit fällt der Umbau des Hauses Wätjen am Osterdeich, welches, von Heinrich Müller im englisch-gotischen Stil erbaut, durch eine neue Front an der Bleicherstraße, die große Halle, einen Tanzsaal u. a. wesentlich bereichert wurde, und in die Jahre 1900 und 1904 der Um- und Neubau der Kunsthalle in Gemeinschaft mit dem Unterzeichneten. An diesem Bau, der auf Grund eines Wettbewerbes beiden gemeinsam übertragen wurde, stammt der Grundriß und die Innenarchitektur im wesentlichen von D., von Gildemeister dagegen das Äußere und ein Teil der inneren Raumgestaltung.

Außer zahlreichen Stadt- und Vorstadthäusern erbaute D. das Logengebäude am Philosophenweg, den Neubau der Gesellschaft Union an der Wachtstraße, ferner am Domshof die Bremer Lebensversicherungsbank, das Geschäftshaus Wätjen und als letztes Werk — zusammen mit Architekt Diedr. Tölkmann den reichen und stattlichen Bau der Dresdener Bank an der Stelle des alten Waisenhauses. Der Tod ereilte den so lebensfrohen Künstler im rüstigsten Schaffen.

Abbild. „Bremen u. s. B.," S. 323 u. 450 ff.

Ed. Gildemeister.

**Duntze**, Johann Hermann, aus altbremischer Familie, wurde in Bremen am 27. Januar 1790 als einziger Sohn des Hauptmanns im stadtbremischen Militär Fr. D. geboren. Er studierte 1808—11 in Heidelberg und Göttingen. Nachdem er von hier unter dem Druck der französischen Zeit im Januar 1811 nach Bremen zurückgekehrt war, wurde er dort Hilfsprediger an St. Martini, 1815 als Treviranus' Nachfolger Pastor zu Mittelsbüren und Grambke und 1819 nach Rablinghausen berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1869 im Amte blieb und am 16. Februar 1874 starb. Er verheiratete sich 1815 mit El. geb. Ulrichs († 1830) und 1834 mit Ern. geb. Dassel († 1884). Von seinen Kindern taten

sich besonders hervor: Johannes, Landschaftsmaler in Düsseldorf, und Hermann, bis 1902 Pastor in Rablinghausen. — D. war bei tiefer und weicher Gemütsanlage eine willensstarke Persönlichkeit und eine gerade Natur; in seinen Studien bewies er große Ausdauer und Beharrlichkeit. Sein in der Darstellung etwas schwerfälliges Hauptwerk, dessen Angaben hier und da der Nachprüfung bedürfen, zeugt von Bienenfleiß. D. schrieb: 1. Christliche Lehre von dem Reiche Gottes. (Katechismus.) 2. Geschichte der freien Stadt Bremen. Bremen. 1. Bd. 1845. 2. Bd. 1846. 3. Bd. 1848. 4. Bd. 1851. 3. Bremen unter französischer Gewaltherrschaft. 1851.

Hoops.

**Dünzelmann,** Professor Dr., Ernst Friedrich, Historiker, am 7. März 1846 in Bremen als Sohn eines Schuhmachers geboren, besuchte zunächst die Volksschule und von 1858 bis Ostern 1865 das Gymnasium. Er studierte neben Philosophie und römischem Rechte Philologie und besonders Geschichte; und zwar von Ostern 1865 bis Herbst 1866 in Heidelberg bei Häusser und Oncken, bis Ostern 1868 in Berlin bei Droysen und Mommsen und bis Ostern 1869 in Göttingen bei Waitz. Nachdem er drei Jahre (—1872) Hilfslehrer an der Hauptschule in Bremen gewesen war, hat er bis zu seinem, am 14. Juni 1907 erfolgtem Tode als ordentlicher Lehrer dieser Anstalt angehört, und zwar bis Ostern 1877 der Vorschule, seitdem dem Gymnasium. „In seinem Berufe hat er besonders in der Geschichte durch sein gründliches Wissen und die Wärme seines Vortrages anregend gewirkt und durch sein allezeit gerechtes und gütiges Wesen sich die Liebe seiner Schüler in hohem Maße erworben."

Nach seiner Verheiratung 1877 benutzte er seine Muße vor allem zur Betätigung seiner kirchlichen und historischen Interessen. Früh der (1872/3 gegründeten) Friedens-Gemeinde sich anschließend, wurde er zum Mitgliede des Kirchenvorstandes und später zum Bauherrn erwählt; sowohl als Verwalter des Gemeindevermögens, wie als Leiter des Jünglings- und Männervereins hat er sich manche Verdienste erworben; ohne auf das Dogmatische und Bekenntnismäßige besonderen Wert zu legen, war er „ein durch und durch aufrichtiger Christ". — Seine historischen Arbeiten beginnen mit seiner Dissertation „Zur Anordnung der bonifazischen Briefe und der fränkischen Synoden" (abgedruckt in „Forschungen zur deutschen Geschichte" Bd. 13, 1—32), der er eine Untersuchung

über „Die chronologischen Noten des Registrum Gregorii VII". (ebd. Bd. 15, 513—47) folgen ließ. Dann wandte er sich fast zwanzig Jahre ausschließlich der Geschichte Bremens zu, worüber im 44. Bericht unserer Gesellschaft, deren Vorsitzender er zwölf Jahre lang, von 1881—93, war (Br. J. 22, IX/X). das Nähere zu vergleichen ist. Dort ist auch hervorgehoben, daß D., angeregt durch sein Interesse an der Geschichte der Ältermänner des Kaufmanns, sich eine Reihe von Jahren hindurch mit einer Neuordnung des Schütting-Archives beschäftigte und im Anschlusse daran 1899 unter dem Titel „Aus Bremens Zopfzeit, Stilleben in einer Reichs- und Hansestadt" eine Sammlung mehrerer Aufsätze herausgegeben hat, die für die politische sowohl wie für die Handels- und Schiffahrtsgeschichte Bremens von Interesse sind.

Anknüpfend an seine bremisch-topographischen Studien, fesselten ihn während der letzten 15 Jahre in immer ausschließlicherem Maße die Fragen der Römerstraßen in unserem Nordwesten und die damit zusammenhängende nach der Örtlichkeit der Varusschlacht. Die Ergebnisse seiner Studien, Wanderungen und Grabungen hat er in 4 Abhandlungen niedergelegt: Das römische Straßennetz in Norddeutschland, 1893; Die bremischen Handelswege und die Varusschlacht, 1899; Aliso und die Varusschlacht, 1905; Aliso bei Hunteburg, 1907. — Wenn auch seine Ansetzungen und Hypothesen auf diesem Forschungsgebiete sich keiner Zustimmung erfreut haben (vgl. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission II, 52 und III, 162), so bleibt D. doch das Verdienst, mancherlei Anregung zu Studien und Wanderungen zwecks Aufhellung dieser Epoche unserer Vergangenheit gegeben zu haben; es ist dem freundlichen, überaus sympathischen Manne eine herzliche Freude gewesen, daß seine Bemühungen in diesem Sinne 1905 auf der ersten Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung gewürdigt wurden. A. Conke.

**Eberlein**, Johann Friedrich Wilhelm, Zeichenlehrer, ist um 1752 geboren und wird von auswärts nach Bremen zugezogen sein. 1783 wurde er an des verstorbenen Joh. Adr. Thim Stelle Zeichenmeister am Pädagogium. Im Adreßbuch ist er von 1794—1809 aufgeführt. Er war Eigentümer eines außerhalb des Ostertors (der Glocke), belegenen Grundstücks am Ostertorswall, wo er einen

Schenkwirtschaftsbetrieb unterhielt. Von 1796 an verzeichnet ihn daher das Adreßbuch als „Zeichenmeister, hält auch Cafe- und Weinschenke".

Da er über seiner Wirtschaft sein Lehramt vernachlässigte, wurde er 1804 aus seinem Amte entlassen. Sein Grundstück verkaufte er 1804 an den Stadtbaumeister Joh. Georg Poppe. 1814 wohnte E. als Wirt in Liliental. 1821 findet er sich wieder im Adreßbuch aufgeführt, und zwar als Copist und Zeichenlehrer. Zwischen 1822 und 1824 wird er verstorben sein.

Die Stadtbibliothek besitzt von E. den sauber gezeichneten buntfarbigen Plan des Bezirks der Bürgerkompagnie des Leutnants F. H. Rump von 1789, „gez. von J. F. Eberlein", der durch die genaue Darstellung der Häuserfronten an der Langenstr. und an deren Nebenstraßen von Interesse ist.

S. Hurm, Manuskr., Br. J. Bd. 22, S. 55.

Joh. Focke.

**Eelking**, Max Freiherr von, geb. 4. Juni 1782 zu Bremen, aus ursprünglich friesischem Adelsgeschlecht, dessen Glieder seit dem Ende des 16. Jahrh. in Bremen ansässig waren, Sohn des Dr. jur. und Syndikus Joh. v. E. und der Amata, geb. de Verhagen. Er studierte zu Göttingen Jurisprudenz und trat dann als Offizier in fürstl. rudolstädtische, später kursächsische Dienste; während der Befreiungskriege diente er unter Bernadotte und Tettenborn und errichtete mit Unterstützung des Königs von Preußen eine Eskadron „Freiwilliger bremischer Ulanen", mit denen er 1815, unter dem Kommando Lützows, am Feldzuge in Belgien teilnahm. In der Schlacht bei Ligny erhielt er das Eiserne Kreuz. Nach kurzer Dienstzeit im preußischen 6. Ulanenregiment trat er 1816 als Major in die Dienste seiner Vaterstadt. Hier wurde er „Generaladjutant" und Kommandeur der bremischen Truppen. Diese Stellung behielt er auch, als er am 2. März 1831 zum Oberst der Bürgerwehr ernannt wurde, um deren Organisation er sich große Verdienste erwarb. Nach über 50jähriger Dienstzeit trat er am 24. Mai 1850 in den Ruhestand und starb am 19. August 1857 zu Bremen.

v. Engelbrechten.

**Ehmck**, Diedrich Rudolf, geb. in Bremen am 13. Januar 1836 als Sohn eines Mitgliedes des Krameramts, studierte von 1855—58 in Jena und Berlin vornehmlich Geschichte, dort unter

Droysens, hier unter Rankes Leitung. Nach seiner am 17. Juni 1858 in Jena erfolgten Promotion zum Doctor philosophiae übernahm er im Auftrage des Senats die Vorarbeiten zur Herausgabe eines bremischen Urkundenbuchs und veröffentlichte von 1862—65 drei Lieferungen dieses Werkes, die bis 1257 reichten. E. war inzwischen im Mai 1863 zum Senatssekretär ernannt worden und durch die mit diesem Amte verbundenen Arbeiten an einer weitern Fortsetzung des Urkundenbuches behindert. Er hat aber dem später von anderer Seite fortgeführten Werke sein Interesse so wenig entzogen, wie seine Teilnahme an anderen der bremischen Geschichte gewidmeten Arbeiten. E. ist in erster Linie als Gründer des Vereins für Bremische Geschichte und Altertumskunde anzusehen, der im Herbste 1861 ins Leben trat und im März des folgenden Jahres dem Künstlerverein als Abteilung angegliedert wurde. Er hat dieser seiner Schöpfung, wenn auch seine aktive Mitarbeit in späteren Jahren durch seine öffentlichen Geschäfte gehemmt wurde, bis zu seinem Ende die wärmste Teilnahme bewahrt. Im Jahre 1875 zum Senator erwählt, trat E. sofort ein in die beiden Geschäftszweige, die er dann durch mehr als 32 Jahre, die letzten 12—15 Jahre an ihrer Spitze stehend, mit unermüdlichem Eifer wahrgenommen hat, in die kirchliche und in die Unterrichtskommission des Senats. In jener hat er insbesondere an der kirchlichen Gemeindeordnung für das Landgebiet von 1889 vorzüglich mitgewirkt, auch an dem Versuche, die einzelnen Kirchengemeinden der Stadt Bremen in einer gemeinsamen Vertretung zusammenzuschließen, lebhaften Anteil genommen. Im Schulwesen hat er die Einsetzung fachmännisch gebildeter Schulaufsichtsbeamten sowohl für die höheren, wie für die Volksschulen zustande gebracht und die neue Organisation unseres höhern Schulwesens durchgeführt, wobei er besonders darauf bedacht war, neben dem alten, auf klassischer Grundlage beruhenden Gymnasium ein Reformgymnasium zu schaffen. Auch dem höhern Mädchenschulwesen hat er seine Fürsorge gewidmet. Wenn auch ein doktrinärer Grundzug seines Wesens seine praktische Tätigkeit bisweilen hemmte und ihn in der Beurteilung der Sachlage und der Persönlichkeiten hin und wieder fehlgreifen ließ, so hat doch die Sorgfalt und Umsicht, mit der er seinen weiten Geschäftskreis behandelte, stets rühmliche Anerkennung gefunden.

Sein Anteil an den sozialen Bestrebungen galt vornehmlich dem

Verein für Ferienkolonien und dem Verein für Knabenheime, in denen beiden er durch viele Jahre den Vorsitz führte.

Am 5. November 1907 wurde E. auf seinen Antrag wegen schwerer Krankheit aus seinem Amte entlassen. Am 17. März 1908 wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

Br. J., Bd. 22 (1909), S. 1 ff., mit seinem Porträt.

Bippen.

**Engel**, Diedrich, geb. zu Verden am 23. April 1828, gest. in Bremen den 27. August 1905, erhielt von seinem Vater, der Musikdirektor bei dem Dragonerregiment „Herzog von Cambridge" war, den ersten Klavierunterricht. Schon im neunten Jahre war er imstande, bei einer öffentlichen Aufführung von Rombergs „Glocke" die Klavierbegleitung zu übernehmen. Nach seiner Konfirmation ging er auf einige Jahre nach Berlin, um bei Marx Kompositionslehre zu studieren und sich im Klavierspiel weiter auszubilden, ein Studium, zu dem er sich die Mittel durch Stundengeben erwerben mußte. In die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich zunächst in Hannover als Klavierlehrer nieder, stets noch eifrig auf seine weitere Ausbildung bedacht. Da er dort kein ihn befriedigendes Arbeitsfeld fand, siedelte er 1856 nach Bremen über, wo sich ihm bald ein reicher Wirkungskreis eröffnete. In erster Linie war es auch hier sein ausgezeichneter Klavierunterricht, der ihn binnen kurzem zu einem der gesuchtesten Lehrer werden ließ und ihm im Laufe der Jahre die wärmste Anerkennung gewann. Und nicht minder geschätzt war er als gediegener Pianist, in welcher Eigenschaft er sich besonders verdient machte an den Vortragsabenden des Künstlervereins, zu dessen Gründern er gehörte. Seine umfassende musikalische Bildung und eine mit großer Strebsamkeit verbundene ungewöhnliche Begabung verschafften dem jungen Künstler schon nach wenigen Jahren solches Ansehen, daß man ihn zum Leiter eines neugegründeten Vereins erkor, der sich nach dem Tode Riems neben der Singakademie bildete und schon am 1. Mai 1858 mit der Aufführung von Spohrs „Der Fall Babylons" in Gegenwart des Tondichters einen glänzenden Beweis seiner Lebensfähigkeit ablegte. Bereits im nächsten Jahre folgten „Walpurgisnacht", „Paradies und Peri" und der „Elias", Leistungen, die den neuen, allgemein mit dem Namen „Engelverein" bezeichneten Chor der von Reinthaler geleiteten Akademie durchaus ebenbürtig erscheinen ließen. Konnte das so ver-

heißungsvoll begonnene Unternehmen sich aus finanziellen Gründen auch nicht auf die Dauer behaupten, so hatte es doch dem Namen seines Leiters einen guten Klang gegeben. Ein kleines, aber äußerst fruchtbares Feld gewann er durch die Gründung des Vegesacker Gesangvereins, der sich trotz der bescheidenen Mittel mehr als vier Jahrzehnte hindurch unter seiner Leitung einer schönen Blüte erfreute. Für seine hiesige Geltung fiel noch mehr ins Gewicht die 1860 erfolgte Gründung der „Neuen Liedertafel", der E. mit einer kurzen Unterbrechung gleichfalls bis nahe vor seinem Tode vorgestanden hat. Die Leistungsfähigkeit des strebsamen Chores, der von 1871—79 eine Abteilung des Künstlervereins bildete, sich dann etwa ein Jahrzehnt später mit der Liedertafel des Kaufmännischen Vereins verschmolz und fortan der Union eingliederte, hat sich zwar nicht immer auf gleicher Höhe gehalten, stand aber zeitweise entschieden an der Spitze der hiesigen Männergesangvereine und trug durch glänzend verlaufene Vorführungen mehrfach seinem Dirigenten ebenso reiche wie wohlverdiente Ehrungen ein. Sehr erschwert wurde dem unermüdlichen Vorkämpfer echter Kunst sein Wirken durch ein schon früh beginnendes Augenleiden, das bald so zunahm, daß er nur noch auswendig spielen oder dirigieren konnte. Die Sicherheit, mit der er trotzdem die zu Hause mit Hilfe einer Lupe studierten Partituren beherrschte, mußte um so lebhaftere Bewunderung erwecken. War dies Leiden immerhin ein schmerzliches Hemmnis für ihn, so traf ihn außerdem ein schwerer Kummer durch die geistige Umnachtung seines einzigen, hoffnungsvollen Sohnes, der sieben Jahre lang in einer Irrenanstalt einem frühen Tode entgegensiechte. So sehen wir in E. eine echte Künstlernatur im Kampfe mit widrigen Umständen und harten Schicksalsschlägen allmählich zermürbt werden, die unter günstigeren Verhältnissen sicherlich zu bedeutenden Erfolgen gelangt wäre. Wie die Sachen lagen, mußte in seinen höheren Jahren ein mit vornehmer Gewissenhaftigkeit betriebener Klavierhandel dazu beitragen, dem trefflichen Manne einen ruhigen Altershafen zu verschaffen, dem die Fürsorge einer liebenden Gattin und die Anhänglichkeit treuer Freunde frohe Behaglichkeit zu verleihen wußte.

Kißling.

**Engelken**, Friedrich, geb. zu Oberneuland am 16. April 1806, war in der von seinem gleichnamigen Vater schon um 1800 auf

dem 1810 angekauften Gute Hodenberg zu Oberneuland begründeten Anstalt (s. Roterm. I, S. 116) aufgewachsen. Er entstammte der auf Blockdiek ansässigen Familie (s. Hermann E.). Nach eben vollendetem Studium der Medizin wurde er 1829 der Nachfolger seines Vaters in der Leitung der Irrenanstalt. Er lebte sehr zurückgezogen und widmete sich ganz der Beschäftigung mit seinen Kranken und mit dem zweckmäßigen Ausbau der vorhandenen Räume und Einrichtungen. Ph. Heineken gibt (Hanseat. Bremen II, S. 41) eine kurze Schilderung seines ganzen Betriebes und spricht mit der höchsten Anerkennung von der Anstalt und ihrem Besitzer. Unter den bremischen Ärzten genoß Friedrich E. großes Vertrauen. Nachdem sein Vetter Hermann E. 1844 so lebhaft das Opium bei der Behandlung der Geistesstörungen empfohlen hatte, sprach sich auch Friedrich E. in der Fachpresse für den Gebrauch dieses Mittels aus, jedoch mit bedeutenden Einschränkungen. Als selbständige Schriften veröffentlichte er: Beiträge zur Seelenheilkunde, 1846; Das pennsylvanische Straffystem, vom psychisch-ärztlichen Standpunkte betrachtet, 1847; Die Psychiatrie, 1849. Er starb nach kurzer Krankheit am 14. Mai 1858.

Das Gut Hodenberg wurde, nachdem sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger zu Anfang 1860 ebenfalls gestorben war, an Dr. Hermann E. verkauft. Die Irrenanstalt wurde im Februar 1861 (nicht 1863, wie Buchenau in Topogr., 3. Aufl., S. 316 angibt) vollständig aufgelöst.

W. O. Focke.

**Engelken**, Hermann, geb. zu Rockwinkel 5. Mai 1807, studierte Medizin in Göttingen und Heidelberg. Er lebte dann zunächst einige Jahre als praktischer Arzt in Bremen, siedelte aber nach dem Tode seines Vaters (Hermann 1773—1841) am 1. Januar 1842 nach Blockdiek in der Feldmark Rockwinkel über. Einer seiner Vorfahren, ein aus holländisch-ostindischen Diensten zurückgekehrter Militärchirurg, hatte dort 1764 eine kleine, für 3—5 Personen berechnete Anstalt zur Behandlung heilbarer Geisteskranken begründet: Er hatte auf Java die Verwendung des Opiums in derartigen Krankheitsfällen kennen gelernt und wollte nun von diesem Heilmittel in der Heimat Gebrauch machen. Seine Erfolge verschafften ihm bald einen bedeutenden Zuspruch. Die so begründete Anstalt vererbte sich in der Familie; sie war nach Ph. Heineken (Hanseat. Bremen II,

S. 42) noch 1837 klein, wurde aber von ihm „rühmlich erwähnt".

Dr. Hermann E. machte sich gelegentlich der Versammlung der Naturforscher und Ärzte, die 1844 in Bremen stattfand, in weiteren Kreisen bekannt. In der dritten allgemeinen Sitzung hielt er einen Vortrag „Über das Verhältnis der Poesie zur Seelenheilkunde"; in der Sektion für Medizin und Chirurgie empfahl er die Behandlung der Geisteskranken mittels Opium. Seine Ansichten darüber begegneten manchen Bedenken, gaben jedoch Anlaß zu vielen Erörterungen, die sich durch Jahrzehnte hindurch fortsetzten.

Herm. E. verstand es, durch seine urwüchsig kräftige Persönlichkeit und durch humorvolle Jovialität einen bedeutenden Einfluß auf zahlreiche Menschen auszuüben. Es gelang ihm, seine Anstalt weiter zu entwickeln und wesentlich zu vergrößern. Eine bemerkenswerte Folge des langjährigen Bestehens der beiden benachbarten Engelkenschen Anstalten zu Blockdiek (Rockwinkel) und Hodenberg (Oberneuland) war die Verbreitung der häuslichen Irrenpflege unter der umwohnenden Bevölkerung. Ehemalige Pfleger und Pflegerinnen, die sich in der Nähe der Anstalten angesiedelt hatten, fingen an, ruhige Geisteskranke in ihre Wohnungen aufzunehmen; Nachbarn, die sich an diesen Verkehr gewöhnt hatten, folgten ihrem Beispiele. So entstand — nicht planmäßig, sondern infolge der gegebenen Verhältnisse — eine Art von Irrenkolonie. Die Engelken förderten diesen Entwickelungsgang.

Im Jahre 1868 übergab Herm. E. die Anstalt seinem Sohne und zog nach Bremen, wo er als Spezialist für Psychiatrie einen Wirkungskreis fand. Er starb dort am 31. Juli 1881.

W. O. Focke.

**Ernst**, Eulesius Burchard, geb. am 15. August 1804 in Bremen als Sohn eines Hutmachers, 1834 cand. theol., 1845 Sprachlehrer in seiner Vaterstadt, hier am 10. Januar 1874 gestorben, gab 1834, in zweiter Auflage 1837 eine „Sammlung von verschiedenen Predigten zur Beförderung des christlichen Glaubens" heraus, die von Lebensfreude, Begeisterungsfähigkeit und edler Unabhängigkeit zeugen. Die Grundstimmung seiner 1836 erschienenen „Lyrischen Gedichte" ist die gleiche. Er feiert da den „Becher der Freude", „Der Liebe Zauberkraft", nach Uhlands Vorgang den Kampf fürs „alte gute Recht"; er sucht Natureindrücke und religiöse Empfindungen poetisch darzustellen; auch besingt er bremische Denk-

male. Die Sammlung bekundet ein hübsches Verstalent, doch ist durchweg Anlehnung an berühmte Muster und Mangel an höherem künstlerischem Geschick bemerkbar. 1839 folgten unter dem Titel „Kreuz und Harfe" Festpredigten, religiöse Gedichte und Rätsel in Versen, 1844 ein unbedeutendes fünfaktiges Prosaschauspiel nach Ossian „Calthon und Colmala oder der Liebe Kampf und Sieg" mit deutlicher Spitze gegen Tyrannenart, wie die Zeit das liebte, nebst einigen neuen, vom realistischen Zeitcharakter stärker beeinflußten Gedichten. Die poetische Tätigkeit scheint nach dem Vorwort von „Kreuz und Harfe" auf seine theologische Laufbahn ungünstig gewirkt zu haben.

H. Seedorf.

**Ernsting**, Daniel Albert Albrecht, Zeichenmeister und Kupferstecher. Er war Bürgerssohn und zunächst Lehrling in der Buchdruckerei von Fr. Meier. 1773 ging er nach Göttingen, wo ihn Kollenhofer in der Kupferstichkunst unterwies. Im folgenden Jahre begab er sich nach Kopenhagen und bestand die Aufnahmeprüfung für die Akademie. Sein Gönner war dort der Pastor Dr. J. H. Colsmann (1738—90), früher Prediger am Armenhaus in Bremen. In den Jahren 1775 und 1777 erhielt er Medaillen der Kopenhagener Akademie. Der Rat bewilligte ihm 1779 eine Unterstützung von 300 Talern unter der Bedingung, daß er sich nirgends anders als in Bremen häuslich niederlasse. Außer verschiedenen Zeichnungen hatte er dem Rate einen Kupferstich „Der barmherzige Samariter" eingesandt.

Ende 1780 mag er von Kopenhagen zurückgekehrt sein, denn mit 1780 ist ein von ihm verfertigtes Gesellenbriefformular der Zimmerleute bezeichnet, das unten eine Ansicht der Stadt Bremen aufweist. 1781—84 gab er eine Folge von 7 Ansichten aus der Umgegend Bremens heraus. Mit 1791 ist ein Porträt des Isaac Edler von Meinertzhagen bezeichnet, das er nach einem Gemälde von A. W. Tischbein gestochen hat. 1796 erlaubte ihm der Rat, seine Kupferstiche und Visitenkarten mit einer Kupferdruckpresse zu drucken, auch eine Spielkartendruckerei anzulegen, wogegen ihm das Abdrucken der von ihm gestochenen Stempel für Tabaksumschläge untersagt wurde. Etwa von 1810 stammt eine Ansicht des Doms von Westen mit dem lutherischen Waisenhause und einem Teile des Palatiums. Von 1813 sind zwei Stiche mit Kosaken (beim Oster-

tor und auf dem Grasmarkt) datiert. Zwei Aquarelle mit Kosaken im historischen Museum, das eine ist wohl die Vorlage zum Stich: Kosaken auf dem Grasmarkt. Von seinen Werken sind noch zu nennen: Hünengrab in Osterholz, Gesellenbrief für Maurer und Bäcker, Porträts von Dr. Colsmann und Pastor Meister, endlich zwei Handzeichnungen und zwei Landschaften in der Kunsthalle. E. starb 70 Jahre alt, am 4. Januar 1820 in Bremen.

Joh. Focke.

Siehe Hurm, Manuskr.

**Ewald**, Johann Ludwig, geb. am 16. September 1747 in Dreieichenhayn, wurde 1796 als Pastor nach Stephani in Bremen berufen und hat sich, wie vorher schon in Detmold, eifrig um die Verbesserung des Schulwesens bemüht. Mit Johann Caspar Häfeli (s. d.) gründete er 1799 eine Bürgerschule, die befruchtend auf die andern Schulen wirkte (vgl. Armin Reiche, Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Realschule in der Altstadt, 1905). 1802 wurde er auch Professor der praktischen Philosophie am Gymnasium. Er hatte Beziehungen zu Lavater, Herbart u. a., machte sich mit der Methode Pestalozzis bekannt, indem er den im Waisenhause erzogenen Jacob Blendermann (s. d.) zur Ausbildung zu ihm schickte, reiste auch selbst zu Pestalozzi und hielt nach seiner Rückkehr pädagogische Vorlesungen über dessen Methode im Museum. 1805 als Professor nach Heidelberg berufen, starb er als Kirchen- und Ministerialrat in Karlsruhe am 19. März 1822, ein vielseitiger Schriftsteller.

Vom Geiste Herders, Kants, Fichtes berührt, vertrat er einen milden, biblischen Rationalismus. In Bremen veröffentlichte er außer Predigtsammlungen u. a.: Wie nützt man am besten den Geist seines Zeitalters? 1799. Etwas über Lehrmethode in Trivialschulen, 1799. Ausführlicher Plan der äußeren und inneren Einrichtung des Instituts zum Unterricht junger Bürgerssöhne, 1799. Geist der Pestalozzischen Bildungsmethode nach Urkunden und eigner Ansicht, 1805, den „Regenten, die erziehende Väter ihres Volkes sind und ihren edlen Gehilfen" gewidmet.

Vgl. A. D. B., Bd. IV, S. 444f., Roterm. I, 118ff. mit vollständigem Verzeichnis seiner Schriften.

O. Veeck.

**Fedeler**, Carl Justus Harmen, Marinemaler, geboren 25. Januar 1799 in Bremen, gestorben 23. Januar 1858 daselbst. Er soll im bremischen Infanterie-Bataillon die Befreiungskriege mitgemacht haben, kommt aber in den sehr genauen Verzeichnissen von Schmit von Leda nicht vor. Auch sein Lebensalter spricht gegen diese Überlieferung. Im Jahre 1818 soll er als Korporal seinen Abschied aus dem Militärdienst erhalten haben. Er ging zunächst nach Hamburg und war dort als Gehilfe bei einem Stubenmaler tätig. Ohne akademischen oder privaten Unterricht bei einem Künstler bildete er sich in der Folge zum Kunstmaler aus. Anfangs hat er Porträts und Landschaften gemalt. Etwa 1831 kam er nach Bremen zurück und wurde Marinemaler. Das Adreßbuch verzeichnet ihn von 1832—58 als Zeichenlehrer, Porträt- und Marinemaler. In der Kunsthalle hat er von 1833 bis 1856 häufig Bilder ausgestellt. Außer zahlreichen Schiffsansichten in Ölmalerei hat er im Kupferstich und Steindruck gearbeitet. Zu seinen ersten in Bremen erschienenen lithographischen Blättern werden zwei farbige bremische Ansichten: Die Stadt vom Werder aus und von Woltmershausen gesehen, zählen. Von 1847 ist die Ansicht des Dampfers Washington auf der Reede von Bremerhaven am 19. Juni 1847. Ein paar Jahre später gab er ein großes Blatt von 46 Einzelbildern in Kupferstich heraus mit den Typen der gebräuchlichen Schiffsgattungen, wobei auch der Schiffsbau, die Docks und die Kriegsschiffstypen Berücksichtigung fanden. Viele Werke seiner Hand besitzt das historische Museum.

Joh. Focke.

**Fedeler**, Carl, Marinemaler, geboren 7. November 1837 in Bremen, gestorben 18. März 1897 in Bremerhaven. Sohn des Vorigen, der ihn in seiner Kunst unterrichtete. Eine Kunstschule hat er nie besucht. Er ließ sich in Bremerhaven nieder, wo er wie sein Vater das Schiffsporträt zu seiner Spezialität ausbildete, womit er sich durch die Aufträge von Kapitänen und Schiffsreedern sein Brot erwarb. Das Leben zur See lernte er durch eine Reise nach Ostindien mit dem Bremer Schiff „Roland", Kapitän H. Reichel, kennen. In autodidaktischer Fortbildung hat er in seinen letzten Lebensjahren eine Reihe guter Seestücke geschaffen, die sich im Bremerhavener und im Bremischen Privatbesitz befinden. Bei der Ausmalung des Treppenhauses der Börse in Bremen

durch A. Fitger malte Fedeler für diesen das heimkehrende Schiff. Nach seinen Entwürfen sind auch im Rathause zu Geestemünde die Glasgemälde in den Fenstern ausgeführt. 1888 stellte er in der Kunsthalle ein Ölbild: Die Düne von Helgoland, aus. Für illustrierte Zeitschriften lieferte er manche, auf Bremen oder Bremerhaven bezügliche Abbildung. Eine große Menge seiner Schiffsbilder besitzt das historische Museum. Fedeler war eine in Bremerhaven allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit; er starb unverheiratet.

Siehe Hurm, Manuskr., W. Z. v. 3. April 1897 (Nachruf von A. Fitger). Joh. Focke.

**Fehrmann**, Jacob, kommt als Zeichenmeister, Miniaturmaler, Geschichts- und Porträtmaler im Adreßbuch zwischen 1794 und 1839 vor. Sein Vater war der Drechslermeister Jacob F. Er ist getauft in Bremen am 27. Januar 1760 und daselbst gestorben am 27. August 1837.

Im März 1779 wandte er sich an den Senat, um eine Geldunterstützung zu erhalten, da er in Kopenhagen als Künstler studieren wolle. Er sei unfähig zu einem anderen Metier, seit zehn Jahren leide er an einem gefährlichen Beinschaden, so daß er hinke. Der Senat bewilligte ihm auf vier Jahre je 150 Tlr. dän. Kourant, doch müsse er sich verpflichten, sich in Bremen niederzulassen. Zu seiner Ausbildung durch Reisen usw. bekam er 1785 nochmals 300 Tlr.; 1784—85 war er in Kassel; im Juni 1785 hielt er sich in Göttingen auf. Er wollte dann nach Düsseldorf, um Rubens zu studieren und meinte, „Palette, Radiernadel und die Kunst, erhobene Arbeiten in Ton zu machen" würden ihm wohl helfen. In Kopenhagen erhielt er 1783 eine und in Kassel 1784—85 zwei Preismedaillen. In Bremen verheiratete er sich 1806 mit Cäcilie Deetjen. Sein Selbstporträt (Radierung) ist in der Stadtbibliothek und wahrscheinlich auch in der Wilckensschen Sammlung im histor. Museum; auch Gerh. Ludw. Lahde hat sein Porträt gestochen (Vorname H. statt J.).

Ölbilder: Die Bekehrung Willehads, die früher in der Sammlung Sägelken am Spitzenkiel (ein unbezeichneter Entwurf, Tuschzeichnung, im Besitz von Pastor Kayser), Porträts von Bürgermeister Löning und Frau (1788). Die Kunsthalle besitzt von ihm

drei Handzeichnungen, eine Karikatur (Federzeichnung) von 1790, das Porträt des Gesandten von Vrintz (Aquarell), eine Radierung nach Tischbein und ein unbekanntes Porträt. In der Stadtbibliothek sind mehrere seiner Porträts, teils in Aquarell, teils gestochen. Eine sehr große Menge feiner Porträts von seiner Hand in Aquarell hat Peter Wilckens für seine Sammlung anfertigen lassen; die Sammlung ist jetzt Eigentum des historischen Museums.

Siehe Hurm, Manuskr., Bremische Blätter 1835, I, S. 36, Jahrbuch der Brem. Sammlungen 1909, S. 104—8.

Joh. Focke.

**Feilner**, Johann Everhard, Photograph und Porträtmaler. Er war geboren in Köln am 28. März 1802 und ist gestorben in Bremen am 27. Mai 1869. Er soll an der Erfindung der Daguerreotypie beteiligt gewesen sein und führte früh die Photographie in Deutschland ein. Im Adreßbuch von 1833 an als Porträtmaler und Zeichenlehrer vorkommend. Sein Sohn Jean Baptiste war ebenfalls Photograph, gab später sein Geschäft auf und verzog als Privatmann nach München. Franz F., Buchdrucker, war ein älterer Bruder von Johann Everhard, lebte seit etwa 1825 in Bremen und starb daselbst am 10. Februar 1856. Dessen Sohn war Hans Jürgen, genannt George F., geboren 1830, der auswärts verstorben ist.

Johann Everhards Atelier für Photographie, für Lichtbilder auf Silberplatten und Papier ist im Adreßbuch zuerst 1855 aufgeführt. Lithographien von J. E. Feilner: Das Arbeitshaus von 1832, Szene aus der Überschwemmung bei Bremen im Januar 1841. Ein Porträt der Gesch. Marg. Gottfried, nach der Zeichnung von Suhrlandt, ist lithographiert bei F. Feilner.

Siehe Hurm, Manuskr.

Joh. Focke.

**Feldmann**, Christian Friedrich, geb. in Bremen 5. August 1813, gest. daselbst 3. Mai 1883, hatte sich zum Volksschullehrer ausgebildet, sich dann durch längern Aufenthalt im Auslande, besonders in Paris gute Sprachkenntnisse erworben, die ihn befähigten, auch dem Studium des Sanskrit sich zu widmen. Zeitweilig leitete er ein Privatinstitut und war auch Lehrer an der Handelsschule. Beim Ausbruche der Bewegung des Jahres 1848 trat er zusammen mit seinem Freunde, dem Volksschullehrer Kotzenberg und mit dem

Tischlermeister Wischmann in die vorderste Reihe der Kämpfer für eine radikale Umgestaltung der bremischen Verfassung. Als Mitglied der konstituierenden Bürgerschaft nahm er Anteil an den Verfassungs-Beratungen. Nachdem gemäß der am 8. März 1849 abgeschlossenen neuen Verfassung eine neue Bürgerschaft zusammengetreten war, wurde F. zu ihrem Präsidenten gewählt. Am 6. Oktober desselben Jahres wurde er als erster und einziger auf Grund der Bestimmungen dieser Verfassung, die die Mitwirkung des Senats bei der Wahl fast völlig ausgeschlossen hatte, in den Senat gewählt. Er ist als Senator vornehmlich in Gewerbesachen und im Volksschulwesen tätig gewesen, hat aber über seine Ressorts hinaus kaum einen Einfluß ausgeübt. Sobald er das Alter von 65 Jahren erreicht hatte, trat er am 10. September 1878 in den Ruhestand.

Bippen.

**Fitger**, Arthur, gewöhnlich als Dichter-Maler mit der stärkeren Betonung des Dichterischen charakterisiert, stellt eine eigenartige Verbindung malerischer und dichterischer Anlagen dar. Der größere Erfolg ist dem Dichter, nicht dem Maler beschieden gewesen. Mit seinem Drama „Die Hexe" wurde er in ganz Deutschland bekannt, während seine malerischen Schöpfungen wegen ihres an den Ort der Entstehung gebundenen dekorativen Stils nicht weit über den Bannkreis Bremens, Hamburgs und privater Schlösser und Villen gedrungen sind. Er selbst fühlte sich in erster Linie als Maler, denn der Kunst galten von Jugend an seine zäh festgehaltenen Ideale und ihr verdankte er seine bürgerliche Stellung. Der Dichtkunst räumte er hingegen nur die kleinere Hälfte seines Wesens ein. Ja, er stellte die beiden Seiten seiner künstlerischen Doppelnatur in Gegensatz; die Malerei war ihm ein Gegengewicht gegen die allzu schmerzlichen Grübeleien, denen er sich in seinen Dichtungen hingab. Als Maler gestaltet er in klassischer Linienführung vor allem Schönheit und Erhabenheit neben dämonischen und gelegentlich humoristischen Gebilden, als Dichter läßt er uns Zeuge seines gewaltigen Ringens mit Gott, der Welt und den Menschen werden. Auf der Leinwand die vollen Sonnenstrahlen heiteren Glückes und ein überströmendes Schwelgen in gesättigter Farbenpracht neben dem gebrochenen Licht tieferer Sehnsucht in matten, verlöschenden Farben, in den Versen titanenhaftes Anstürmen gegen alle Glaubens-

formeln und Erkenntnisbegriffe, selbstquälerisches Zermartern, Hohn und Spott! So auffallend diese Spaltung auch ist, eine höhere Einheit dieser divergierenden Triebkräfte liegt in seiner erstaunlich beweglichen Phantasie, die sowohl seinen Pinsel führte, wie seine Verse taktierte. Seine Malkunst beruhte letzten Grundes nicht eigentlich auf dem Studium der Natur oder des Modells, sondern war der zeichnerische und koloristische Ausdruck seiner dichterischen Phantasie. Von Jugend auf ging das Malerische und Dichterische, sich verschlingend und kreuzend, nebeneinander her, es war ihm sogar als Erbteil der Natur in die Wiege gelegt. Mit dieser Lebhaftigkeit der Phantasie paarte sich in den Jahren seiner Meisterschaft eine seltene Stärke der künstlerischen Energie, die das innerlich Geschaute schnell in die künstlerische Form umzusetzen verstand. Dieser rastlose Betätigungsdrang erwuchs aus einer sehr impulsiven und durchaus subjektiven Wesensart, der es nicht leicht ward, sich in die Umwelt einzufügen.

F. wurde am 4. Oktober 1840 in Delmenhorst (Oldenburg) als Sohn des dortigen Postmeisters geboren. Trotz des geräuschvollen Lebens, das damals in einem Posthause zu herrschen pflegte, fanden seine Eltern Zeit, geistigen Interessen nachzugehen. Sein Vater, ein biederer Ehrenmann, zwar manchmal jähzornig aufbrausend, aber ebenso schnell besänftigt, beschäftigte sich in seinen Mußestunden viel mit Astronomie und verehrte Humboldts Kosmos als eine Art heiligen Buchs. Ein Mann von Laune und Witz, verfaßte er humoristische Gedichte für die Familie und besaß auch etwas von der pessimistischen Ader des echten Humoristen. Seine Mutter, eine geborene Plate, entstammte einer angesehenen Eutiner Juristenfamilie, deren Kreis noch der Maler Tischbein gestreift hatte. Als sie infolge der Versetzung ihres Vaters in das einsame Delmenhorst gelangte, setzte sie ihre noch nicht abgeschlossene Bildung durch nachhaltiges Selbststudium fort. Sie hatte eine ausgesprochene Neigung für die Kunst, zeichnete und malte selbst. Sie war in erster Ehe mit dem Arzt Dr. Dony, in zweiter mit dem Vater des Dichters verheiratet. Es ist zweifellos, daß der Sohn Arthur von der Mutter die Anlage für die Kunst und den Sinn für Schönheit und Farbe, vom Vater den grüblerisch-forschenden, humoristisch-satirischen Zug, den dichterischen Anteil empfangen hat. Der Knabe wuchs in ziemlicher Ungebundenheit auf. Er streifte in

den umliegenden Wäldern und Feldern umher und spielte am liebsten mit seiner Schwester Marie in einem unter dem Hausdach errichteten Puppentheater Szenen aus Faust, Preziosa, Lear und anderen Stücken. Er besuchte die Rektorschule seiner Vaterstadt, aber trotz vorhandener Begabung mit geringem Erfolge, da er seine häuslichen Arbeiten gründlichst versäumte. Eine besondere Abneigung erfaßte ihn gegen den Rektor und Religionslehrer der Anstalt, den Theologen Vogt, nachmals Professor in Königsberg, den er noch später als Jesuitennatur brandmarkte. Hier liegt hauptsächlich der Grund für die in seinen Dichtungen so schroff sich äußernde Abneigung gegen alle Vertreter der Kirche. Hinzu kam, daß im Hause ein wenig kirchlicher Lufthauch wehte, der Vater hatte zwar eine instinktive Frömmigkeit, die Mutter war rationalistisch gesinnt. Ein unliebsamer Vorfall führte zur Entlassung Fitgers aus der Schule, worauf er in das Gymnasium in Oldenburg übertrat. Hier erschloß sich ihm in dem Hause des Baurats Lasius eine neue Welt. Nicht nur, daß ihm das Christentum in der Form wahrer Frömmigkeit entgegentrat, er empfing auch die ersten bedeutenden Eindrücke italienischer Kunst, denn sein vielgereister, in der Kunstgeschichte wohlbewanderter Pflegevater erläuterte ihm die Sammlung seiner italienischen Kunstschätze. Wie eine Offenbarung wirkte die Lektüre von Ariosts „Rasendem Roland" und öffnete ihm den Blick in das Zeitalter der Renaissance. In der Schule gelangte er indes nicht zu ernstem Arbeiten und mußte, da er fortgesetzt schlechte Zeugnisse heimbrachte, auf eine wissenschaftliche Laufbahn verzichten. Die Anregungen des Lasiusschen Hauses reiften den Entschluß in ihm, Maler zu werden.

Nachdem er mit größter Mühe die Einwilligung seiner Eltern erlangt hatte, bezog er im Jahre 1858 die Akademie in München. Er wurde ein Schüler Moritz v. Schwinds. Er bewunderte die antiken Fresken von Peter Cornelius in der Glyptothek und die damals ausgestellten Kartons der „Sieben Raben" seines Lehrers. In den „Apokalyptischen Reitern" von Cornelius sah er den höchsten Gipfel der Kunst und begeisterte sich an den homerischen Zeichnungen Bonaventura Genellis, in dessen Atelier er durch die Freundschaft mit dem jungen Genelli, Camillo, gelangte. Gerade die Werke dieser Meister entsprachen in ihrer Verbindung von überwiegend dichterischer Konzeption und zeichnerischer Ausführung

der eigenen Anlage Fitgers und er konnte später mit Recht sagen: „In meinem Herzen hat die verlöschende Flamme des Cornelianertums vielleicht mit ihren letzten Zuckungen geflackert, ehe sie ganz verstarb". Trotzdem fühlte er sich beunruhigt und mutlos, da er keine raschen Erfolge erreichen konnte. Die Korrektheit der Zeichnung bereitete ihm besondere Schwierigkeiten, da er nur linkshändig arbeitete und auf einem Auge von Natur blind war. Auch dämmerte ihm allmählich die Erkenntnis auf, daß seine Lehrer das Koloristische gar zu arg vernachlässigten; er selbst brauchte während der ganzen Münchener Zeit keinen Pinselstrich zu machen. Seine Unruhe steigerte sich so sehr, daß er ernstlich daran dachte, umzusatteln, Schauspieler zu werden und mit seiner Delmenhorster Jugendgeliebten, der koketten Mamsell Auguste Sympfer, durchzubrennen, ein zum Glück nicht ausgeführter Plan. Er eilte 1861 nach Dresden zu Schnorr v. Karolsfeld, sah sich in dessen Atelier um und reiste, ohne sich dem Meister vorgestellt zu haben, spornstreichs wieder ab, da er hier dieselbe Richtung fand wie in München. Erst auf der Akademie in Antwerpen hatte er Gelegenheit, sich unter de Kayser und van Lerius ganz dem Studium der Farbe hinzugeben. Er verfiel nun freilich in den entgegengesetzten Fehler, die Zeichnung zu vernachlässigen und alles Heil in der Farbe zu suchen. Seitdem war sein ganzes Schaffen darauf gerichtet, einen Ausgleich zwischen Zeichnung und Farbe zu erreichen. Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Antwerpen kehrte er nach Delmenhorst zurück. Eine unbezwingliche Sehnsucht nach Italien erfaßte ihn. Durch Empfehlung des oldenburgischen Hofmalers Ernst Willers gelang es ihm, vom Großherzog Nik. Friedr. Peter eine Reiseunterstützung von 250 Talern zu erhalten. Am 18. Oktober 1863 traf er in Rom ein. Von den sich überstürzenden Eindrücken des Lebens und der Kunst überwältigt, fühlte er sich hier anfangs einsam und verlassen, bis er zufällig auf der Spanischen Treppe in Hans Kugler, den geistsprühenden, später so unglücklichen Sohn des Kunsthistorikers Franz Kugler, einen Münchener Bekannten wiederfand. Dieser führte ihn in einen deutschen Künstler- und Dichterkreis ein, dessen geistiges Haupt Franz Lenbach bildete und zu dem Böcklin, Ludwig v. Hagn, Metzener, die Dichter Ad. Wilbrand und Wilhelm Hertz und der Komponist Georg Vierling gehörten. F. malte zuerst Studienköpfe, versuchte es dann mit Kopien nach Palma Vecchio

und Tizian, stellte daneben des Gelderwerbs wegen Heiligenbilder in venetianischem Stil für geistliche Herren her und komponierte ein eigenes Gemälde („Faunenkinder"). In Rom entstand sein erstes, ungedrucktes Trauerspiel „Saul", das den späteren Dramatiker und Lyriker bereits in nuce erkennen läßt: der König Saul ist als ein philosophischer Grübler aufgefaßt, den sein eigener Narr ironisiert. Dieser nach allen Seiten so äußerst befriedigende Aufenthalt in Rom nahm nach zwei Jahren sein Ende. Im Winter 1865 folgte F. der Einladung seines Onkels, des Generals Plate, nach Wien — nach dem blauen Himmel des Südens ein kalter, nordischer Winter, nach dem ungebundenen römischen Traumleben die enge, bleierne Großstadtluft! Kein Wunder, daß er sich in den aristokratischen Salons des Onkels nicht zurechtfand und lieber kunstgenießend ins Belvedere flüchtete. Die Nachricht vom Tode seines Vaters führte ihn vollends in die Einsamkeit des Ateliers zurück. Er mußte auch noch den Schmerz erleben, daß sein Gemälde „Die drei Bacchantinnen" von der Wiener Kunstausstellung zurückgewiesen wurde. Ostern 1866 kehrte er in das verwaiste Elternhaus zurück und stand nun, vollkommen auf sich selbst angewiesen, einer ungewissen Zukunft mit bangem Zagen gegenüber. Die Oldenburger Kunstausstellung verschloß sich ihm wider Erwarten. Da erhielt er unverhofft den ersten, seiner Natur zusagenden, dekorativen Auftrag großen Stils und er bekannte freudig: „Es war mir wie dem treuen Heinrich im Märchen, dem die eisernen Reifen von der Brust springen." Er malte in dem Schloß Nordeck bei Wittmund (Ostfriesland) einen Kinderfries („Kreislauf des Lebens") und ein Wandgemälde („Zug der Nacht und der Träume") zur Zufriedenheit seines Malherren Dr. Peters. Da sich der Auftrag nur in einem großen Atelier ausführen ließ, ging F. zeitweise nach Berlin, wo er die für ihn wichtige Bekanntschaft Otto Knilles machte. Als im Jahre 1869 König Wilhelm von Preußen nach Bremen kam und ihm in der Börse ein großer Empfang bereitet werden sollte, wurde Knille mit einer provisorischen Ausschmückung des Börsensaales betraut, die er in Gemeinschaft mit F. in sehr kurzer Zeit zustande brachte. Dadurch gewann F. Beziehungen zu Bremen und siedelte noch in demselben Jahre hierher über. Seine Wanderzeit war beendet, denn er fand, vielfach durch Heinrich Müller gefördert, in der wohlhabenden Hansestadt den Boden, wo er mit

seiner Kunst Wurzeln fassen konnte. Von der allmählich wachsenden Anerkennung seines Schaffens emporgehoben, überwand er die jugendliche Unruhe und Hast und zwang sich zu angespanntestem Schaffen. So konnte er in den fast vier Jahrzehnten, die er bis zu seinem Tode in Bremen lebte, eine überaus fruchtbare Tätigkeit als Maler, Dichter und zuletzt noch als Prosaschriftsteller entfalten.

Das Bremen nach 1870 war ein überaus günstiges Feld für einen unternehmenden, schnell schaffenden Künstler wie F. Die früher höchstens mit Familienbildnissen, Landschaften und Steinhäuserschen Skulpturen geschmückten Privathäuser der reichen Bremer entbehrten ebenso wie ein Teil der öffentlichen Gebäude einer künstlerischen Innendekoration, und auf diesem Gebiete hat F. im Zusammenhang mit dem allgemeinen Aufschwung des Bremer Lebens reformierend gewirkt und die Verbindung der Stadt mit der zeitgenössischen Kunst hergestellt. Es ist unmöglich, hier einen vollständigen Überblick über die kaum übersehbare Masse von Friesen, Plafonds und Wandgemälden zu geben. Auch eine abschließende Beurteilung muß einem Kunsthistoriker von Fach vorbehalten bleiben. Mir kommt es nur darauf an, aus der vorher gebotenen Darstellung seines Entwicklungsganges die Bedingungen und Grenzen seines Schaffens und damit den Maßstab der geschichtlichen Kritik festzulegen. Seine von vornherein auf das Monumental-Dekorative gerichtete Fähigkeit konnte den Gebilden seiner dichterischen Phantasie nur auf großen Flächen in Verbindung mit der Architektur Leben und Form geben, schloß deshalb auf dem Gebiete des Staffeleigemäldes, sei es Porträt, Landschaft, Historie oder Genre, selbständige Leistungen aus. Die Eigenart seiner Begabung brachte es mit sich, daß die Erfindung des Motivs und die Komposition, Raumverteilung und Gruppierung, fast immer bedeutend, einheitlich und großzügig sind, daß aber die technische Ausführung des Einzelnen häufiger zu kurz kommt. In der Farbe blieb Rubens stets sein Ideal, doch ging er in späteren Jahren von dem farbengesättigten mehrfach zu einem farbenschwächeren Stil über. Diese ausgesprochen dekorativ-koloristische Malkunst rückt F. in die unmittelbare Nähe Makarts. Er berührt sich mit ihm in der Technik und der das Allegorische und Phantastische bevorzugenden Stoffwahl, übertrifft ihn aber durch ideelle Tiefe und einen Strich ins Dämonische

und Barock-Humoristische. Im Laufe der Jahre häuften sich die privaten und öffentlichen Aufträge Fitgers so sehr, daß er sie nicht allein bewältigen konnte, sondern eine Reihe von Malgehilfen heranziehen mußte, von denen sein Freund Heinrich Fette (gest. 1903) der Bedeutendste ist. Nur so erklärt sich der kolossale Umfang seiner Malereien — er scherzt selbst einmal über die Kilometer Frieskompositionen, die Hektare Plafondbilder, die Hunderte allegorischer Gestalten und die Tausende von Putten, die er auf die Leinewand gesetzt hat. Wir wollen nun die Stoffwelt seiner wichtigsten malerischen Werke kennen lernen.

Eine beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges in heller Begeisterung leicht hingeworfene Zeichnung „Barbarossas Erwachen im Kyffhäuser" machte seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen Bremens bekannt. Das Jahr 1872 brachte ihm bei einem weltlichen und einem geistlichen Stoff zwei Erfolge. Er schmückte die Treppenhausrotunde im Melchersschen Hause (Georgstraße) mit sieben, die „Tugenden einer Hausfrau" darstellenden idealen Frauengestalten im Renaissancegewand auf Goldgrund und malte für die Rembertikirche einen „Verlorenen Sohn" und einen „Barmherzigen Samariter". Es folgten vier Medaillons in der Aula der Hauptschule (1873) und ein Fries im Rutenhof (1875). Als ihm im Anschluß an den Erweiterungsbau des Ratskellers die Dekorierung der einzelnen Säle übertragen wurde, schuf er jene in lebensfrohester Stimmung hingeworfenen, in der Farbe sehr kräftigen Wandgemälde, die seinen Ruhm über die Mauern der Stadt hinaustrugen: die weinspendende Brema im Senatszimmer, ein Bacchusfest und vier Dichter (Anakreon und Claudius, Horaz und Scheffel) als Lobsänger des Weins im Bacchussaal und zwei Lünetten, Roland und Frau Rose, im Echosaal (1876—77). Fast gleichzeitig begann die Ausschmückung des zu den Schaffermahlzeiten verwandten Saales des Hauses Seefahrt, der mit neun großen, allegorischen, die fünf Erdteile und die vier Winde behandelnden Gemälden versehen wurde (1876—79). Zu erwähnen sind eine Reihe von Arbeiten für Postgebäude in Bremen, Berlin, Kassel und Hannover, die mehrfach Kentaurengruppen verwenden. Die Ausschmückung des Treppenhauses der neuen Börse (1880—82) bringt Bremens Seehandel zur Anschauung: in dem Hauptbilde geleitet der von zahlreichen Meeresgeschöpfen umgebene Neptun ein Bremer Vollschiff (dieses rührt von dem

Marinemaler Fedeler her) über das Meer, darüber eine allegorische Brema mit dem Löwen zur Seite, an den übrigen Wandflächen Sternbilder. Der erste, ihm vom Norddeutschen Lloyd erteilte Auftrag bestand in zwei Bildern (Sirenen, Odysseus und Kalypso) für den Dampfer „Elbe" (1881), auch war F. weiterhin an der Innenausmalung mehrerer anderer Lloyddampfer beteiligt. Neben diesen größeren Arbeiten gehen kleinere, meistens Plafonds für Bremer Privathäuser nebenher. Zur Lutherfeier (1884) malte er die jetzt im Treppenhause des Künstlervereins angebrachten Gestalten aus dem Zeitalter der Reformation. Die nächsten Jahre (etwa 1885—87) führten F. wiederholt nach Hamburg, wo er für das Thaliatheater einen Vorhang, für das Treppenhaus der Kunsthalle eine Darstellung der Lebensalter und für den Speisesaal des Streitschen Hotels mehrere Wandgemälde herstellte. In Bremen wurden die „Sieben Werke der Barmherzigkeit" für das Rutenstift (1888) ausgeführt. Bei der Fortsetzung der Ausschmückung der Börse (1889 bis 1891) erhielten die beiden oberen Galerien des großen Saales zwei Friese, deren einzelne, figurenreiche Gruppen gewöhnlich unter dem Namen Import und Export zusammengefaßt werden (dies sind Freskomalereien, während die übrigen Werke Fitgers fast alle Ölgemälde sind). Ein Fries von seiner Hand ziert den Konfirmandensaal des Dompastors Schluttig (1892). Das Treppenhaus des jetzt abgebrochenen Rickmersschen Schlosses in Horn wurde mit zwei Wandgemälden größten Stils, einem Hochzeitszug im Renaissancekostüm und einem Elfen- und Hexenzug, in teilweiser Anlehnung an den Sommernachtstraum, ausgestattet. Zu den besten Schöpfungen des Malers gehören die Darstellungen im Eßsaal des Hachezschen Hauses (1894), die ihn tief in die Zauberwelt des deutschen Märchens herabsteigen ließen (König Goldener, Ritter und Nixe, Schneewittchen, Aschenbrödel, Rotkäppchen, der wilde Jäger). In Hamburg stellte man ihn wiederum vor große Aufgaben. Bei der Ausschmückung der Remter des dortigen Ratsweinkellers konnte er seinem Humor und Witz die Zügel schießen lassen (1895), in einem Deckengemälde im Hause der Dynamitgesellschaft (1896) schuf er gefesselte Dämonen, in dem neuen Rathause malte er ferner den Kaisersaal, die Senatstreppe und den Phönixsaal aus (1895—97), in dem Restaurant Pfordte warf er die Abundantiabilder an die Wand (1897). In dem Schloß des Herzogs von Meiningen ent-

standen zwei Friese, Jagdzug und Thespiskarren (1896), im Wätjenschen Hause in Bremen Bilder aus Figaros Hochzeit (1897). Dem Dom schenkte F. zwei religiöse Bilder, die Grablegung Christi und die Anbetung der Könige (1898). Sehr ehrenvoll war der Auftrag, den Repräsentationssaal des Oldenburger Schlosses auszuschmücken; er verwertete dazu die heimischen Sagen vom Löwenkampf des Grafen Friedrich und von der Begegnung des Grafen Otto mit der Fee des Wunderhorns, stellte die heilige Cäcilie und die Großherzogin Cäcilie nebeneinander und schuf die Allegorien „Morgen" und „Abend" (1898). Eine großzügig gedachte Dekoration erhielt der Konzertsaal des Bremer Künstlervereins (1899): neben der Orgel Orpheus und die heilige Cäcilie, unter der Decke porträthafte Darstellungen berühmter Maler, Musiker und Dichter, an den Längswänden ein bacchantischer Opferzug. Dazu kommen kleinere Arbeiten in Bremer und Hamburger Privathäusern, vielfach mit literarischen Motiven. Für die Kapelle des St.-Joseph-Stifts schenkte F. zwei religiöse Schöpfungen (1904), die Variationen zu seinen früheren Gemälden im Dom bilden. Noch einmal rief er die Welt der Antike herauf, als er den Kaisersaal des Künstlervereins mit Darstellungen nach Ovid versah. Sein letztes Werk war ein Vorhang für das Meininger Hoftheater, eine Nachahmung von Raffaels Parnaß und zugleich ein letztes Bekenntnis an die Kunst der Renaissance. Welche Fülle der Gesichte! Geschöpfe der antiken Mythologie, Allegorien des christlichen Mittelalters, Personifikationen der Renaissance, Gestalten aus Märchen und Sagen, aus Shakespeare und den deutschen Klassikern, komische Alltagsfiguren, alles in anmutig-erhabener oder grotesker Pose. Nur die unbegrenzte Phantasie eines malenden Dichters konnte die Fülle dieser Bilder hervorbringen, und doch liegt in ihnen noch nicht die ganze Seele ihres Urhebers ausgesprochen, denn diese enthüllt sich erst in seinen Dichtungen.

Als Lyriker ist F. mit drei Sammlungen, „Fahrendes Volk" (1875), „Winternächte" (1881) und „Requiem aeternam dona ei" (1894), hervorgetreten. Die beiden ersten Sammlungen stellen die Verbindung des Malers mit dem Dichter noch am sichtbarsten dar, da hier noch größtenteils die heitere, schönheitsuchende Art des Malers vorherrscht, sind doch viele Gedichte unmittelbar neben der malerischen Tätigkeit entstanden. Da sind die lyrischen Stücke mit Erinnerungen

an die Delmenhorster Geliebte wie das schöne „Hunderttausend Lerchen jubeln" und die frischen Wanderlieder vom „Maurergesellen", dann die von Goethes Elegien beeinflußten Distichen „Via felice", der Abglanz der römischen Erlebnisse, ferner die humoristischen Lieder im Stile Scheffels wie die Kometengedichte und eine Reihe von Balladen, die alte Stoffe mit neuem Empfinden beseelen, dazu die romantischen Epyllien „Roland und die Rose", „König Drosselbart" und der besonders gelungene „Meisterdieb". Während in diesen Gedichten die klassisch-romantische Kunstrichtung nachklingt, tritt uns in den Gruppen „Credo" und „Sphinx atropos" ein neuer, origineller Ton entgegen. Es ist der Philosoph F., der sich hier in leidenschaftlichen Ergüssen gegen die erstarrten Formen des Christentums wendet und einen neuen Gott, eine neue Religion und eine neue Erlösung der Menschheit herbeisehnt, der in Anlehnung an darwinistische Anschauungen den Kampf der Kreatur um das Dasein, die Macht des Stärkeren und die Naturnotwendigkeit des Todes in plastischen Bildern zu formen versucht. Mit dieser Gedankenlyrik sowie den „Idyllen", herben, mitleidsvollen Bildern aus dem Leben der Proletarier, reicht F. zwar nicht in der Formgebung, wohl aber im gedanklichen Inhalt an den modernen Naturalismus heran. Der ideenschwere Stil dieser Gedichte leitet zu der dritten Sammlung, dem „Requiem" über, in dem die frühere lebensheitere Stimmung nur noch in wenigen humorvollen Liedern nachhallt, im übrigen ganz in gallige Bitterkeit umgeschlagen ist. Seine zwischen Atheismus und Pantheismus schwankende Weltanschauung ist, durch die moderne Naturwissenschaft nicht hinreichend geklärt, dem Skeptizismus verfallen, trübe innere Lebenserfahrungen haben das Gefühl der Entsagung und den Zwang zur Weltflucht hinterlassen. Deshalb entnimmt er der Antike und Moderne dichterische Symbole, um einerseits das Protzen- und Philistertum des Durchschnittsmenschen, das Gottesgnadentum der Fürsten und die Herrschgelüste der Klerisei zu verhöhnen, andererseits die Qualen seines Ichs in verzweiflungsvollen Selbstanklagen erschütternd zu zergliedern. Die künstlerische Darstellung hat bedeutende Fortschritte gemacht, insofern Goethes gedrungen-anschaulicher Stil vermehrten Einfluß gewonnen hat und Heines blitzesscharfe Satire nachwirkt. Noch mehr als in seiner Lyrik kommt das gedankliche Element in Fitgers Dramatik zur Geltung. Er begann, wenn wir von einigen einaktigen Festspielen

(Albrecht Dürer in Bologna, Johann Kepler, Michelangelo) absehen, mit dem Trauerspiel „Adalbert von Bremen" (1873), dem ein Nachspiel „Hie Reich! Hie Rom!" (1874) folgte. Ganz aus der bewegten Kulturkampfstimmung jener Tage geboren, stellt dieses Versdrama in der Gestalt des ehrgeizigen Bremer Bischofs das Ringen der Kirche nach weltlicher Herrschaft dar. Bedeutender sind die späteren vier Prosadramen. „Die Hexe" (1876) zeigt in der Hauptheldin Thalea die tragisch endenden Kämpfe einer Atheistin, deren Unglauben nicht in den Anschauungen des 17. Jahrhunderts, das dem Stück den geschichtlichen Hintergrund geliehen hat, sondern in denen des radikalen Flügels der modernen Naturwissenschaft wurzelt. Das Stück wurde zuerst durch Vermittlung Wilhelm Henzens im Stadttheater zu Leipzig 1879 mit der genialen Marie Geistinger in der Titelrolle erfolgreich aufgeführt und trat von hier aus seinen Siegeszug über zahlreiche Bühnen Deutschlands an. Es wurde mehrfach in außerdeutsche Sprachen übersetzt, in London aufgeführt, von dem dänischen Komponisten Enna als Oper (1892) bearbeitet und auch als solche in Rückübersetzung auf deutschen Bühnen öfters gespielt. Viel geringere Wirkung übte Fitgers nächstes Drama „Von Gottes Gnaden" (1884), eine Satire auf den Despotismus deutscher Duodezfürsten. Es wurde unbeanstandet nur in Bremen und Hamburg aufgeführt, in Berlin 1889 verboten und danach in einer Privatvorstellung der Freien Bühne aufgeführt, aber von den Vertretern des Naturalismus abgelehnt. Höher als dieses Werk steht das folgende Drama „Die Rosen von Tyburn" (1888), das seine Uraufführung im Residenztheater zu München erlebte und lange Zeit Repertoirestück der Meininger war. Es ist eine in die Zeit Karls II. von England verlegte, geistvolle und bühnenwirksame Behandlung der Herodiasgeschichte, ein Jahrzehnt und mehr vor dem „Johannes" Sudermanns und der „Salome" von Wilde. Das reifste Werk Fitgers ist sein „Jean Meslier" (1894), das, obwohl nur als dramatisches Gedicht gedacht, bei seiner ersten Aufführung im Bremer Stadttheater eine hinreißende Wirkung erzielte. Ein vertieftes Gegenstück zur „Hexe", bringt es nach den selbständig erweiterten geschichtlichen Quellen bei Voltaire und David Strauß den ergreifenden Konflikt, in den der atheistische Pfarrer von Etrèpigny zwischen den Pflichten seines Amtes und dem Wahrheitsdrang seiner Überzeugung gerät, zu einem wahrhaft tragischen Ausgang. Gegen Ende seines

Lebens kehrte F. in „San Marcos Tochter" (1903) noch einmal zu einem romantischen Stoff zurück und enthüllte in überschwellenden Versen den Reichtum seiner malerisch üppigen Phantasie. Seine dramatische Technik erinnert namentlich in den Prosastücken wegen ihrer Vorliebe für starke Gegensätze und krasse Situationen an das französische Theater, sein rhetorischer Stil ist im Prosadrama klar, geistreich und pointiert, im Verse oft überladen. Von den Charakteren sind diejenigen die besten, in die am meisten von der eigenen Wesensart Fitgers geflossen ist, wie beim „Jean Meslier". Zu erwähnen bleiben noch die kongenialen Übersetzungen von Augiers „La Ciguë" (1885) und „Philiberte" (1888), sowie eine Bearbeitung von Byrons „Marino Faliero".

Die malerische und dichterische Tätigkeit Fitgers kommt auch in den zahlreichen Essays, Aufsätzen und Anzeigen, die er vornehmlich in der Nation und in der Weser-Zeitung veröffentlichte, zur Geltung. Am glänzendsten sind seine Charakteristiken von Malern wie Lenbach, Böcklin, Makart, Andreas Achenbach, Vautier, Piloty, seine Erinnerungen an Genelli und Schwind, wertvoll seine literarischen Skizzen über Heine, Byron, Zola, Allmers, seine Besprechungen einzelner Werke von Otto Gildmeister und Paul Heyse und seine interessanten, stoffgeschichtlichen Zusammenstellungen in den Artikeln über Astarte, Schillers Menschenfeind und Mäcenas und seine Nachfolger. In der Weser-Zeitung ließ er außerdem seine in Vereinen gehaltenen Vorträge über Cornelius, Michelangelo, Rubens, Raffael, Mozart, sowie zahlreiche Feuilletons über den Kunstverlag, die bremischen Denkmäler und die Ausstellungen in der bremischen Kunsthalle erscheinen. Diese Artikel, deren geistsprühender, packender Stil sich an Macaulay herangebildet hat, nahmen allmählich eine ausgesprochen polemische Färbung an, mehr auf dem Gebiete der Kunst als auf dem der Literatur. Fitgers malerische und dichterische Individualität, die erst nach langem Schwanken in den Jahren 1870 bis 1880 eine feste Form angenommen hatte, stand auf der Höhe ihrer Entwickelung, als etwa seit 1890 sowohl in der Malerei wie in der Literatur die naturalistisch-symbolistische Richtung sich Bahn brach. F. stand unmittelbar an der Wegscheide der alten und der neuen Kunst. Er gehörte nach seinem ganzen Werdegang dem älteren Geschlecht an, wenn er sich auch in einigen philosophischen Ideen mit der Moderne berührte. Er, der inzwischen Gealterte,

fühlte sich durch die ungestüm vordringende Jugend in seinen heiligsten Gedanken vom Wesen der Kunst verletzt, in der Anerkennung seiner Schöpfungen zurückgedrängt. Was Wunder, wenn sich sein gekränkter Künstlerstolz leidenschaftlich aufbäumte und sich mit den Waffen schärfster Kritik und Satire zur Wehr setzte! Doch das ist die Tragödie seiner Künstlerlaufbahn, daß er in diesem Kampfe unterliegen mußte.

F. war, was Otto Gildemeister von Dante sagte, eine alma sdegnosa, eine in Liebe und Zorn auflodernde Seele, die allem Menschlichen weit geöffnet war und von allem Göttlichen in der Kunst und in der Religion mächtig angezogen wurde, eine stolze, auf sich selbst ruhende, dem Erfolge nie nachjagende und doch äußerst sensible und kritische Natur. Und als es ihm nicht gelingen wollte, der Widerstände des Lebens Herr zu werden, die Rätsel des Daseins und die Probleme der Religion und Philosophie für sich zu klären und seinen ungestümen Erkenntnisdrang einzudämmen, da wandte sich sein Kritizismus gegen sich selbst und er verfiel einem grüblerischen Pessimismus, der ihn in die Einsamkeit seines Ichs trieb. Diese durchaus echte seelische Stimmung oder vielmehr Verstimmung fand im „Requiem" und im „Jean Meslier" den stärksten und bedeutendsten Ausdruck seines dichterischen Könnens.

Er starb in seinem schönen Künstlerheim in Horn am 28. Juni 1909 im 69. Lebensjahre. Eine Sphinx in Bronze schmückt sein Grab auf dem Rhiensberger Friedhofe.

Man vergleiche die autobiographischen Skizzen von F. selbst in der „Kunst für Alle" I (1886), 96 ff. und in der „Kunst" I (1899), 35 ff., von Bippens Nekrolog in d. W. Z. 11. und 13. Juli 1909 und G. Hellmers Einleitung zu der unter dem Titel „Einsame Wege" erschienenen Auswahl aus Fitgers Gedichten, Berlin 1910.

Herm. Tardel.

**Flatters**, Richard, Maler, geb. 1822 in Ürdingen am Niederrhein, gest. 23. Oktober 1876 in Bremerhaven. Er hat in Düsseldorf die Akademie besucht und später mehrere Jahre in Paris gelebt. Ende der fünfziger Jahre des vor. Jahrh. soll er nach Bremen gekommen sein. Von 1864 an ist er im Adreßbuch als Kunstmaler in Bremerhaven verzeichnet. Sein Bruder, der Techniker war, hatte verwandtschaftliche Beziehungen zum Schiffsbaumeister Carl Lange in Bremerhaven, wodurch auch er dorthin gekommen sein wird.

In Bremen stellte er 1862 drei Genrebilder aus. Im Gastzimmer von Beermanns Hotel zu Bremerhaven hat er zwei lebensgroße Figuren (Falstaff und einen Küfer) gemalt. Auf der Kunstausstellung zu Oldenburg 1885 sah man zwei von ihm gemalte Bilder (Schiffersleute). Sein Talent soll nicht gering gewesen sein; er hat aber seine Gaben nicht voll ausgenutzt.

S. Hurm, Manuskr. Joh. Focke.

**Focke**, Gustav Woldemar, geb. in Bremen 24. Januar 1810, war ein Sohn des Notars, später Bremischen Postdirektors Dr. Christian Focke und der einzigen Tochter (1786—1818) des Astronomen Olbers. Er war zugleich ein Neffe von Gottfr. Reinh. Treviranus. Wenn auch in seiner Jugend kein unmittelbarer Einfluß auf seine Geistesrichtung ausgeübt wurde, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß er in solcher Umgebung gelegentlich mancherlei naturwissenschaftliche Anregungen empfing. Schon während der Schulzeit beschäftigte sich F. mit naturgeschichtlichen, insbesondere botanischen Untersuchungen. Als er 1830 die Universität Heidelberg aufgesucht hatte, zogen ihn neben den eigentlich medizinischen Fachstudien vorzüglich Mikroskopie und Botanik an. Am 24. August 1833 erwarb er die Doktorwürde unter Einreichung einer Dissertation über die Atmung der Pflanzen. Zur Vervollständigung seiner ärztlichen Ausbildung wandte er sich dann nach Wien, Berlin und Halle. In Wien lernte der geistvolle Botaniker Endlicher ihn kennen und schätzen, so daß er ihm eine merkwürdige neue Pflanzengattung, Fockea, widmete. Das einzige bekannte Exemplar der Art, auf welches die Gattung begründet ist, wird noch jetzt (1910) in Wien kultiviert. Einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck machte auf F. in Berlin die Bekanntschaft Ehrenbergs, der durch seine umfassenden mikroskopischen Untersuchungen einen Einblick in eine ganz neue Welt von lebenden Wesen erschlossen hatte. F. wurde einer seiner eifrigsten Schüler und Bewunderer. In Halle lag er vorzüglich medizinischen Fachstudien ob; er sagte später, daß er den besten Teil seines ärztlichen Wissens der dortigen Krukenbergschen Klinik verdanke.

Zu Anfang 1836 ließ F., nachdem er ein glänzendes Examen bestanden hatte, sich in Bremen als Arzt nieder, obwohl ihn seine ganze Geistesrichtung mehr auf eine akademische Laufbahn hinzuweisen schien. Die praktische Tätigkeit in seiner Vaterstadt ließ ihm

indes Zeit genug, seine unter Ehrenbergs Leitung begonnenen mikroskopischen Studien fortzusetzen. Daneben widmete er sich auch seinem würdigen Großvater Olbers, der keine eigenen Beobachtungen mehr anzustellen vermochte. F. erlangte bald eine bemerkenswerte Fertigkeit in der Handhabung der astronomischen Instrumente und konnte gemeinsam mit seinem älteren Bruder in mancher Hinsicht den wissenschaftlichen Interessen des Großvaters entgegenkommen. F. fand während vieler Jahre in Bremen nur zwei Männer, welche seinen mikroskopischen Studien ein mehr als oberflächliches Interesse entgegenbrachten. Der Uhrmacher Peter Wolf war ein guter Optiker und Mechaniker, Thr. Kindt war Apotheker und ein trefflicher Chemiker; er ließ sich von F. in die Benutzung des Mikroskops und in die Kenntnis der kleinen Lebewesen einführen.

Um sich den lebendigen Zusammenhang mit der fortschreitenden Wissenschaft zu erhalten, besuchte F. sehr häufig die Versammlungen der Naturforscher und Ärzte; er machte auf denselben manchmal Mitteilungen über eigene Beobachtungen. Als Bremen für 1844 zum Zusammenkunftsort gewählt wurde, ernannte man ihn zum zweiten Geschäftsführer; erster Geschäftsführer wurde der damals berühmteste Mann Bremens, der Bürgermeister Smidt, der freilich in keinerlei näherer Beziehung zu Medizin und Naturforschung stand. Die eigentliche sachliche Arbeit lag daher in Fockes Händen; der für Wirte wie für Gäste befriedigende Verlauf der Festtage war für ihn ein persönlicher Erfolg. In jener eisenbahnlosen Zeit war der Besuch zahlreicher ausgezeichneter Gelehrten für Bremen ein Ereignis von weittragender Bedeutung. Die herrschende günstige Stimmung benutzte F. zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Lesegesellschaft, durch die er während zweier Jahrzehnte vielfache Kenntnisse unter seinen Mitbürgern verbreitete.

Über Fockes weiteren Lebenslauf ist an dieser Stelle kaum etwas zu berichten, weil seine Tätigkeit sehr wenig öffentlich hervortrat. Er war Mitglied der Direktion des Museums; bedeutsamer war sein Wirken im Ärztlichen Vereine, in welchem er durch Mitteilungen und Vorträge für die Fachgenossen den Zusammenhang mit der naturwissenschaftlichen Forschung zu vermitteln suchte. 1863 wurde er zum Mitgliede des Gesundheitsrates ernannt, in welchem er Lorents Reformbestrebungen unterstützte. 1860 wurde er zum Mitgliede der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie erwählt. Die Natur-

forscherversammlungen besuchte er auch in späteren Jahren noch ziemlich häufig, obgleich er dort nicht mehr so viele Freunde fand wie in früheren Jahren. Man bekundete ihm jedoch wiederholt die allgemeine Wertschätzung dadurch, daß man ihm den Vorsitz in Sektionsversammlungen übertrug, und daß man ihn in der Akademie zu den Verhandlungen über deren Umgestaltung heranzog.

Dem Bremer Naturwissenschaftlichen Vereine trat F. sofort bei seiner Gründung 1864 bei und wurde alsbald in den Vorstand erwählt. Nach Kindts Tode (1869) übernahm er den Vorsitz. Er beteiligte sich an den Verhandlungen des Vereins häufig durch Vorträge und kleinere Mitteilungen. U. a. berichtete er über die damals unerklärlichen galvanischen Eigenschaften des Gasteiner Wassers, lange bevor man eine Ahnung von Radioaktivität hatte. Wenn es galt, neue Einrichtungen oder Anstalten zu schaffen, welche der Forschung oder der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse dienen sollten, war F. stets eifriger Förderer derartiger Pläne.

Er starb plötzlich am 1. Juni 1877.

Fockes ärztliche Praxis war keine umfangreiche, doch legte er Wert auf dieselbe, so daß er sie auch in späteren Jahren beibehielt. Er war in Bremen der erste, der Fälle von Trichinenkrankheit beim lebenden Menschen richtig erkannte.

Fockes wissenschaftliches Arbeitswerkzeug war das Mikroskop, in dessen Handhabung er eine unbestrittene Meisterschaft besaß. Er hat von Infusorien in Ehrenbergs Sinne, aber auch von anderen kleinen Organismen sehr viel gesehen und beobachtet, aber er hat verhältnismäßig wenig darüber veröffentlicht. Er hoffte stets, seine Beobachtungen noch weiter ausdehnen und verbessern zu können; was er wußte, schien ihm noch nicht reif und vollständig genug. Charakteristisch für ihn ist sein Verhalten, als er ein krebsartiges Tierchen, welches durch seine vollkommene Durchsichtigkeit merkwürdig ist, im Bremer Stadtgraben aufgefunden hatte. Schon 1838 unterschied er beide Geschlechter, lernte dann auch immer mehr von dem Bau der inneren Organe kennen. Erst 1844, gelegentlich der Bremer Naturforscherversammlung, machte er öffentlich Mitteilungen über seinen Fund, nannte das Tier Polyphemus Kindtii, zeigte es lebend vor, warf das vergrößerte Bild mittels des Hydrooxygenmikroskops an die Wand und überreichte den Naturforschern eine Abbildung und Beschreibung, die im Sonntagsblatte der Weserzeitung vom

22. Sept. 1844 erschienen waren. In der Fachpresse veröffentlichte er nichts; seine Mitteilungen wurden daher vergessen. Als aber 1860 das weibliche Tier wieder aufgefunden und Leptodora genannt wurde, nahm man diese Entdeckung mit dem größten Interesse auf. 1867 wurden auch die Männchen wieder erkannt, die F. schon 1838 gezeichnet hatte. — In ähnlicher Weise verwertete er viele seiner anderen Funde nicht selbst. Er folgte im allgemeinen, aber nicht in jeder Beziehung, seinem Lehrer Ehrenberg; wenn er von dessen Ansichten abwich, sprach er sich in so rücksichtsvoller Form aus, daß er jede Entfremdung vermied, wodurch seine Beziehungen zu Ehrenberg dauernd ungemein freundschaftlich blieben. In einem bedeutsamen Punkte stimmte er ihm bei, er hielt nämlich ganze Abteilungen von Lebewesen für Tiere, während dieselben von allen anderen Forschern zu den Pflanzen gerechnet wurden. Die Botaniker erfuhren daher nicht immer bald von Untersuchungen, die als zoologische veröffentlicht wurden. 1847 gab er das mit schönen Tafeln ausgestattete erste Heft seiner „Physiologischen Studien" heraus; 1854 folgte das zweite, in dem er über eine wichtige Entdeckung, die Zygose der Surirella, berichten konnte. Unter den Anerkennungen, welche ihm diese Arbeit einbrachte, befand sich auch ein sehr freundliches Schreiben von Alex. v. Humboldt. — Unter den späteren Arbeiten Fockes sei noch sein Aufsatz über die schalenlosen Radiolarien des süßen Wassers erwähnt; es war eine der ersten Untersuchungen über die Tiergruppe, welche jetzt als Heliozoen bezeichnet werden. Schriften-Verz.: Abh. Nat. Ver. Bremen VI, S. 506.

Lit.: W. O. Focke in W.-Z. 12. Juni 1877; Behn, Leopoldina Sept. 1877, S. 30; W. O. Focke u. H. Ludwig, Abh. Nat. Ver. VI, S. 489—506 W. O. Focke.

**Focke**, Wilhelm, Bruder des Vorigen, geb. in Bremen am 6. Juni 1805, gest. in Bremen am 17. Januar 1865. Nach Besuch des hiesigen Gymnasiums bis Herbst 1824 wandte er sich nach kurzem Studium der Theologie dem der Rechtswissenschaft in Heidelberg und Göttingen zu und promovierte am 16. Februar 1828 zum Dr. jur. Seit diesem Jahre Advokat in seiner Vaterstadt, daneben 1833 mit Dr. Ferd. Donandt Redakteur der Bremer Zeitung. Seit Februar 1847 Syndikus der Älterleute, ward er im Mai 1849 zum Richter gewählt und war von 1854—63 Vizepräsident des

Richterkollegs. Viel verdankt die revidierte Erbe- und Handfestenordnung von 1860 seiner Tätigkeit. Seit dem Revolutionsjahr 1848 machte er sich auch im politischen Leben bemerkbar. Er gehörte in der Bürgerschaft zu den gemäßigt konservativen Elementen. Seiner stets sachlichen Art aber verdankte er es, daß selbst die radikalen Mitglieder ihn einstimmig in den Geschäftsvorstand wählten. Bis in den Anfang der sechziger Jahre blieb er Mitglied der Bürgerschaft. Sein von ihm 1846 angeregter und schriftlich begründeter Plan, einen Verein für bremische Geschichte ins Leben zu rufen, wird wegen seiner starken Inanspruchnahme als Generaladministrator des Armeninstituts im Notjahre 1847 und infolge der politischen Unruhen der folgenden Jahre nicht zur Ausführung gelangt sein.

Fr. von Spreckelsen.

**Franzius**, Ludwig, geb. am 1. März 1832 in Wittmund, Ostfriesland, gest. in Bremen am 23. Juni 1903. Er besuchte das Gymnasium in Aurich bis zur Prima und bezog 1848 die polytechnische Schule in Hannover. Seine ursprüngliche Absicht, Architektur zu studieren, führte er nicht aus, widmete sich vielmehr dem Wasserbau. Anfang März 1853 bestand er die erste Staatsprüfung mit Recht gut und wurde dem damals als tüchtigsten Wasserbauer geltenden Wasserbaudirektor und Baurat Blohm in Harburg zugewiesen. Hier beschäftigten ihn umfassende Ausmessungen der Elbe, ihrer Ufer, Deiche und Entwässerungsanlagen. Das Jahr 1855 mit seinem außergewöhnlichen Hochwasser gab ihm Gelegenheit, sich bei der Deichverteidigung auszuzeichnen; es entstanden im Harburger Bezirk allein elf Deichbrüche. Nach Ausführung eines Präzisionsnivellements der Elbe zwischen Schnakenburg und Lauenburg, einer Strecke von 105 Kilometer Länge, wurde er nach Neuhaus a. d. Oste versetzt und arbeitete dort unter Bauinspektor Lahmeyer am Bederkesa—Geeste-Kanal. 1859 wurde Fr., obwohl er das zweite Staatsexamen noch nicht abgelegt hatte, als Hilfsarbeiter in die Generaldirektion des Wasserbaus nach Hannover berufen. Er bestand im selben Jahre das zweite Examen und wurde Wasserbaukondukteur. 1862 wurde ihm der Bau einer Kammerschleuse bei Papenburg übertragen. Diesen Bau, bei dem von ihm bemerkenswerte Neuerungen zur Ausführung gebracht wurden, vollendete er im Jahre 1864. Er wurde Wasserbauinspektor in Osnabrück. Hier blieb er jedoch nicht lange, denn schon im Jahre 1865 wurde

er kommissarischer Referent in Wasserbausachen bei der Landdrostei in Hannover. 1867 erhielt Fr. einen Ruf nach Berlin, um als Nachfolger des verstorbenen Professors Schwarz den Lehrstuhl für Wasserbau an der Bauakademie zu übernehmen und daneben als Hilfsreferent in der Abteilung für Bauwesen im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten zu wirken. Er trat diese Stelle am 1. April 1867 an. Die Übernahme dieser Stelle bedeutet für Fr. einen Wendepunkt in seinem Leben, denn nun war es ihm vergönnt, dank seiner Veranlagung eine ersprießliche und segensreiche Tätigkeit bei der Vorbildung des höheren technischen Nachwuchses zu entwickeln. Wenn auch sein Vortrag nicht glänzend und besonders fließend genannt werden konnte, so war er doch ungemein anregend, weil Fr. stets das Hauptsächlichste heraushob und weil sein bedeutendes Zeichentalent es ihm ermöglichte, die zur Erläuterung nötigen Darstellungen mit den Erklärungen vor den Augen seiner Zuhörer an der Wandtafel entstehen zu lassen. Freilich, wenn mathematische Entwickelungen nötig waren, dann kam er öfters ins Gedränge, da er in der Mathematik schwach beanlagt war. Fr. trat gern mit seinen Hörern in persönliche Beziehungen und war stets bereit, Anfragen zu beantworten, Aufklärungen und Anregungen zu geben, so daß ihn ständig ein begeisterter Kreis von Schülern umgab. Ausgedehnte Reisen, so 1867 nach Paris, 1869 zur Eröffnung des Suezkanals nach Ägypten, 1873 nach Wien zur Weltausstellung, 1874 nach England und Schottland gaben ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern und seinen Blick zu erweitern. Seine Tätigkeit in der Bauakademie gereichte ihm zur vollen Befriedigung, er würde daher auch nie daran gedacht haben, diese Stelle aufzugeben, wenn er in seiner Stellung im Ministerium, seinen Leistungen entsprechend, aufgerückt wäre. Hier bildeten sich aber Mißhelligkeiten aus, da er nach preußischen Gepflogenheiten nicht Regierungs- und Baurat werden konnte, bevor er nicht an einer Regierung tätig gewesen war, wozu er sich jedoch nicht bereit finden ließ. Er wurde zwar zum Regierungsbaurat ernannt, es wurde ihm aber ein Kollege vorgezogen und vor ihm zum vortragenden Rat ernannt. Seines Wertes sich bewußt, sah er hierin eine persönliche Kränkung und Zurücksetzung. Eine in dieser Zeit an ihn gelangende Aufforderung von Bremen, die Stelle des obersten Baubeamten zu übernehmen, fand bei ihm Entgegenkommen. Er

nahm an, wurde als Oberbaudirektor an die Spitze des gesamten bremischen Bauwesens gestellt und siedelte am 1. April 1875 nach Bremen über.

Bei der Organisation des Bauwesens hatte er seine Stellung so ausgestaltet, daß er nur Berater und Prüfer war, mit den Bauausführungen selbst aber nichts zu tun hatte. Die Ausführenden waren die Bauinspektoren, denen die ganze Verantwortung zufiel. Die Stellung dieser war dadurch wesentlich gehoben. Da aber die bremische Verfassung bestimmt, daß die Entscheidung in den Deputationen, in denen das Laienelement einen bedeutenden Einfluß hat, nicht aber in seiner Hand lag, so geschah es häufig, daß er mit seinen Vorschlägen, besonders im Hochbau, nicht durchdrang. Bremen befand sich am Ende der siebziger Jahre in einer tiefen geschäftlichen Depression, es wurde und mußte an allen Enden gespart werden, und man erwartete von Fr. einschneidende Verbesserungen in diesem Sinne; da diese jedoch nicht gleich wahrgenommen werden konnten, so hatte er einen schweren Stand. Fr. hatte bei Übernahme seiner Stelle die eigentümlichen bremischen Verhältnisse nicht genügend gekannt, er würde anderenfalls für Erweiterung seiner Befugnisse gesorgt haben. Es kam hinzu, daß eine Anzahl seiner Bauinspektoren in ihm einen Eindringling sahen und keineswegs geneigt waren, ihn in seinen Bestrebungen auf allgemeine Hebung des technischen Standes zu unterstützen, gelegentlich vielmehr die Fehler, die Fr. in der ersten Zeit seiner Tätigkeit machte, an die Öffentlichkeit brachten und zu ihrem persönlichen Vorteil ausnutzten. Fr. hatte nicht viel von einem Dirigenten, es fehlte ihm die für einen solchen nötige Rücksichtslosigkeit, er war bestrebt zu überzeugen und kam selten dazu, unmittelbar anzuordnen. Die Stellung der Bauinspektoren charakterisiert ein Fall, in dem er genötigt wurde, eine von ihm angeordnete Bauausführung selbst in die Hand zu nehmen, weil der Bauinspektor die Verantwortung für sie ablehnte. Zu allen dienstlichen Unannehmlichkeiten kamen nun noch die hohen Oberwasser im Winter 1880—81. An den Deichbrüchen Dezember 1880 war er völlig unschuldig, diese hatten ihre Ursache in dem äußerst mangelhaften Zustande der Deiche des Blocklandes. Die 1878 eingeführte Kommuniondeichung hatte noch keine bessernde Wirkung auf die Deiche ausüben können; es waren zwar alle Vorbereitungen getroffen, um eine Regulierung und Verstärkung der

Deiche auszuführen, aber die Zeit zu ihrer Durchführung war zu kurz, so daß das außergewöhnliche Hochwasser Dezember 1880 noch völlig ungeordnete Zustände antraf und eine Zerstörung der zu schwachen Deiche herbeiführte. Im Februar 1881 trat ein zweites Hochwasser ein, das dadurch verhängnisvoll wurde, daß der mit ihm verbundene Eisgang zunächst in gewöhnlicher Weise sich abspielte, aber durch plötzlich eintretendes Frostwetter gehemmt wurde und eine Eisversetzung bei der Moorlosen Kirche im Gefolge hatte. Diese Eisversetzung wäre voraussichtlich nicht erfolgt, wenn nicht die Eisbrecharbeiten mittels Dampfer auf Antrag des zuständigen Wasserbauinspektors, der einen Eingriff in den normal verlaufenden Eisgang für überflüssig hielt, unterblieben wären. Die Folgen der Eisversetzung waren große Überschwemmungen in der Neustadt. Eine auf Antrag Franzius' angestellte Disziplinaruntersuchung ergab allerdings seine und seiner Beamten Schuldlosigkeit, aber die Bevölkerung Bremens war teilweise anderer Ansicht, besonders weil auch auswärtige Sachverständige Angriffe auf Fr. in den Zeitungen eröffneten, die sich besonders auf den Einsturz der Ufermauer am Weserbahnhofe beim Hochwasser 1880 bezogen. Eine gewisse Beruhigung trat ein, als im März 1881 ein Hochwasser die Stadt erreichte, dessen Höhe alle bisher beobachteten weit übertraf, wobei die Stadtteile wieder in Mitleidenschaft gezogen wurden, die im Februar unter Wasser zu leiden gehabt hatten.

In diesen für Fr. wenig befriedigenden Jahren hielt ihn jedoch eine Aufgabe, die sein Interesse vollständig in Anspruch nahm, davon ab, Bremen zu verlassen, nämlich das Projekt für eine Korrektion der Unterweser. Im Jahre 1874 war auf Antrag Bremens eine Reichskommission niedergesetzt, die prüfen sollte, wie dem verwildernden Zustande der Weser von Vegesack abwärts abgeholfen werden könnte, und behufs Abstellung der gefundenen Mängel einen Korrektionsplan vorlegen sollte. Diese Kommission bestand aus einem preußischen und einem oldenburgischen höheren technischen Beamten und dem bremischen Wasserbauinspektor. 1878 trat Fr. an Stelle des letzteren in die Kommission ein. Es gelang ihm, seine Mitkommissare davon zu überzeugen, daß eine wirksame Korrektion nur unter Einbeziehung der Strecke Bremen—Vegesack vorgenommen werden könne, er erbot sich, die Ausarbeitung eines so ergänzten Projektes zu übernehmen. Dieses Projekt nahm ihn

während der Jahre 1879—80 voll in Anspruch, er widmete ihm sein ganzes Können und legte der Kommission bereits 1881 das abgeschlossene Projekt vor, das zum Ziel hatte, Seeschiffen mit 5 m Tiefgang den Verkehr zwischen Stadt Bremen und See zu ermöglichen. Die Kosten waren zu 30 Millionen Mark veranschlagt. Das Projekt wurde Ende 1881 dem Reichskanzler überreicht, der im März 1882 dahin entschied, daß das im Projekte erstrebte Ziel wesentlich von dem, welches bei dem Bundesratsbeschlusse ins Auge gefaßt war, verschieden sei. Also eine völlige Ablehnung des Projektes durch den Reichskanzler.

Wenn auch die Mitkommissare und eine große Zahl von Technikern von der Vorzüglichkeit, Wirtschaftlichkeit und Durchführbarkeit dieses Projektes überzeugt waren, so war diese Überzeugung bei vielen maßgebenden Männern der bremischen Verwaltung wenig oder gar nicht vorhanden. Es bedurfte erst einer längeren lebhaften Agitation in Wort und Schrift von Fr., bis auch in diese Kreise die Erkenntnis Eingang fand, daß für Bremens Entwickelung die Durchführung des Projektes eine Lebensfrage sei. Die emsige, unermüdliche und geniale Einwirkung, die Fr. in dieser Richtung ausübte, hatte schließlich Erfolg. Er zeigte sich zuerst darin, daß ein integrierender Teil des Projektes auf bremischem Gebiet, nämlich der Durchstich der Weser in der sogenannten langen Bucht, bereits 1883 vor weiterer Entscheidung in Angriff genommen und 1886 vollendet wurde. Da für die nach der Vertiefung der Weser die Stadt erreichenden Seeschiffe größere Hafenanlagen nötig waren, so hatte Fr. bereits 1880 dafür die Aufstellung von Skizzen veranlaßt und sie der zuständigen Deputation vorgelegt. Diese Hafenanlagen waren auf der Stephanikirchenweide und dem sogenannten Melkerplatze vorgesehen und berührten ein für diese Stelle bereits früher aufgestelltes beschränktes Hafenprojekt, über das wegen des Geländes ein Vertrag mit der Stephanikirchengemeinde bestand, der nach dem vorgelegten Projekte nicht bestehen bleiben konnte. Die Deputation war daher über das neue Projekt ungehalten, hielt es für überflüssig und ordnete seine Aufbewahrung im Archiv an.

Inzwischen trat auch an Bremen die Frage wegen des Zollanschlusses heran; es wurde hierüber mit dem Reiche verhandelt und dabei von Bremen beansprucht, daß mit Rücksicht auf eine etwaige Korrektion der Weser ihm die Mittel zur Anlage umfang-

reicher Freihafenanlagen an der Stadt überwiesen werden mußten. Da aber bisher größere Hafenanlagen in Bremen nicht vorhanden waren, wurde die Forderung von den Reichskommissaren beanstandet. Sie verstanden sich erst zur Befürwortung eines Reichszuschusses von 15 Millionen Mark, als durch das erwähnte Projekt nachgewiesen werden konnte, daß Bremen sich bereits mit umfangreichen Hafenanlagen beschäftigt hatte. Der Zollanschluß wurde beschlossen und die Anlage eines großen Hafens genehmigt. Durch die Erfahrungen, die Fr. inzwischen gesammelt hatte, war es ihm klar geworden, daß er die ihm gebührende Stellung in der bremischen Verwaltung sich nur erwerben könne, wenn er beweise, daß er auch praktische Aufgaben zu bewältigen vermöge. Um diesen Beweis zu führen, übernahm er die Ausführung der Hafenanlagen und führte sie in der kurzen Zeit von 1885—88 aus. Seine Erwartungen wurden erfüllt, denn mit dem Baufortschritte der allgemein als vorzüglich anerkannten Anlagen wuchs Franzius' Ansehen von Tag zu Tag. Durch die Hafenanlagen war der Korrektion der Weser bereits vorgegriffen, denn erstere hätten ohne diese nie voll ausgenutzt werden können. Das Projekt für die Korrektion fand mehr und mehr Anhänger, seine Wirtschaftlichkeit, trotz der nötigen Aufwendung von 30 Millionen Mark, wurde immer weniger bestritten, es gewann die Meinung Oberhand, daß Bremen die Korrektion auf alleinige Rechnung durchführen könne, wenn durch eine besondere Schiffahrtsabgabe die Möglichkeit der allmählichen Amortisation der aufgewendeten Kosten gegeben würde. Ein dahingehender Antrag beim Reiche wurde im Frühjahr 1886 genehmigt. Senat und Bürgerschaft stimmten dem Projekte zu, nachdem seine Begutachtung durch die preußische Akademie des Bauwesens günstig ausgefallen war, und bewilligten die erforderlichen 30 Millionen Mark. Da die Korrektionsarbeiten sich auf Flußgebiete erstreckten, die unter preußischer und oldenburgischer Hoheit standen, so mußten mit den Nachbarstaaten vor Beginn der Ausführung Staatsverträge abgeschlossen werden, was Februar 1887 gelang. Die Arbeiten begannen Juli 1887 und wurden programmäßig durchgeführt, so daß vom April 1895 an die Schiffahrtsabgabe erhoben werden konnte.

Das Lebenswerk Franzius' war bis zu diesem Zeitpunkte im wesentlichen vollendet; er gab die spezielle Leitung ab, nachdem das

erstrebte Ziel ohne Überschreitung der veranschlagten Kosten mehr als erreicht war. Die Anerkennung blieb nicht aus, Fr. erhielt durch Beschluß von Senat und Bürgerschaft eine Ehrengabe von 100000 Mark. Für die Leitung der Hafenbauten hatte er 1888 bereits eine solche von 30000 Mark erhalten. Das Haus Seefahrt ernannte ihn 1896 zu seinem Ehrenmitgliede aus Anlaß der glücklich durchgeführten Korrektion der Weser. Über die Entwicklung des durch Franzius' Leistungen hervorgerufenen Seeverkehres geben die folgenden Zahlen Aufschluß:

Die Häfen wurden im Jahre 1895 von 1847 Schiffen aufgesucht, die in Ein- und Ausfuhr eine abgabepflichtige Gütermenge von rund 611000 Tonnen bewegten. Im Jahre 1903 war die Zahl der Schiffe 2243, die Gewichtsmenge rund 1277000 Tonnen. 1908 betrug die Anzahl der Schiffe 2662 und die entsprechende Gütermenge erreichte die Zahl von rund 1570000 Tonnen. Im Zusammenhange mit der Unterweserkorrektion stellte Fr. noch Projekte für die Verbesserung der Außenweser von der Geestemündung abwärts auf, deren Ausführung durch ihn für Rechnung der drei Uferstaaten Preußen, Oldenburg und Bremen von 1891 an betrieben wurde. Die Kosten wurden von Bremen vorgeschossen, sie werden jedoch aus den von den Seeschiffen zu zahlenden Tonnengeldern nach und nach getilgt.

Es würde zu weit führen, alle größeren Projekte, die Fr. während seiner Amtsführung begutachtet und beeinflußt hat, aufzuzählen. Hervorgehoben seien der Holz- und Fabrikenhafen, die Hafenerweiterung in Bremerhaven, besonders die Abmessungen der dabei angelegten Kammerschleuse, die Umleitung der hohen Oberwässer um die Stadt, erledigt durch die mit der Korrektion in Zusammenhang gebrachte Tieferlegung der Flußsohle in der Strecke bis Vegesack, Umbau der Eisenbahnbrücke, Neubau der großen Weserbrücke, Projekt für die Kanalisation der Oberweser zum Anschluß an den Mittellandkanal, Kanalanlagen am linken Weserufer usw. Allen diesen Projekten, die meistens von den ihm unterstellten Bauinspektoren unter seiner Beeinflussung aufgestellt wurden, drückte er den Stempel der Großzügigkeit auf. Das Verhältnis zu seinen Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten war ein ideales. Jeder setzte seine Ehre daran, allen Ansprüchen Franzius' zu genügen und tat sein Bestes. Die Kollegialität unter den Oberbeamten war

dank seiner Einwirkung im Dienste und im Architekten und Ingenieurverein, in dem er von der Gründung im Jahre 1879 bis zum Jahre 1892 den Vorsitz führte, ausgezeichnet. Als ein Zeichen seiner Wertschätzung außerhalb Bremens ist seine Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede der preußischen Akademie des Bauwesens und des preußischen Hochwasserausschusses anzusehen. Sie kam auch dadurch zum Ausdrucke, daß er zu zahlreichen Gutachten über Hafenanlagen und Flußkorrektionen, sowie ins Wasserbaufach schlagende Fragen herangezogen wurde, so für Rostock, Frankfurt a/M., Mainz, Münden, Dortmund, Duisburg, Oldenburg, Osnabrück, Posen, Leipzig, Straßburg, Altona und viele andere Städte. Der Rumänischen Regierung erstattete er über verschiedene Hafen- und Brückenanlagen 1885 ein eingehendes Gutachten. Auch über das erste Projekt für den Nord-Ostsee-Kanal wurde er gehört. Für die Firma Lutter in Braunschweig bereiste er die Donau beim eisernen Tore, die Häfen Dedeagatsch und Saloniki und begutachtete die von dieser Firma aufgestellten Projekte. Die Umgestaltung der Schelde bei Antwerpen war mehrfach Gegenstand seiner Untersuchungen und Berichterstattungen. Für den chinesischen Fluß Wangpoo stellte er in Gemeinschaft mit dem Amerikaner Bates ein Korrektionsprojekt auf. Auch die Trockenlegung der pontinischen Sümpfe hat ihn beschäftigt. Schließlich sei noch erwähnt, daß ein Projekt von ihm für die Sicherung der Düne bei Helgoland, auf Befehl des Kaisers Wilhelm II., den er 1889 durch die hiesigen Hafenanlagen führen durfte, und bei dem er in hohem Ansehen stand, unter seiner Leitung ausgeführt worden ist.

Daß Fr. Mitglied aller sich mit der Binnenschiffahrt beschäftigenden deutschen Vereine war, und bei den internationalen Schiffahrtskongressen sich in hervorragender Weise betätigte, mag der Vollständigkeit wegen erwähnt sein.

Fr. war litterarisch ungemein tätig. Schon in jungen Jahren lieferte er zahlreiche Beiträge für die Zeitschrift des Hannoverschen Architekten- und Ingenieur-Vereins. Im deutschen Bauhandbuche, dessen erste Auflage 1874 erschien, hat er den Wasserbau bearbeitet und sich durch die vorbildliche Art der Stoffbehandlung ein dauerndes Verdienst erworben. Im „Handbuche der Ingenieurwissenschaften", unbestritten das hervorragendste Buch der deutschen angewandten Bautechnik, legte er seine Erfahrungen nieder. Die Veröffentlichung

über den von ihm erbauten Hafen I in Bremen befindet sich in der Zeitschrift des Hannoverschen Architekten- und Ingenieur-Vereins. Das Projekt für die Korrektion der Unterweser ist 1881 im Verlage von Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienen, ebenso das Werk über die vollendete Korrektion 1895.

Die Popularität, die Fr. in Bremen genoß, zeigte sich bei der Feier seines 25jährigen Dienstjubiläums am 1. April 1900, aber besonders im Anlaß seines 70. Geburtstages am 1. März 1902. Er erhielt aus diesem Anlaß vom Senate die goldene Verdienstmedaille mit der Widmung: „Dem Meister des Wasserbaues." Die Handelskammer stiftete ein vom Bildhauer Brütt angefertigtes Medaillon des Gefeierten für einen Platz in der Börse. Fr. wurde Ehrendoktor der Hochschule in Charlottenburg, Ehrenmitglied des Architekten-Vereins Berlin und zahlreicher anderer Vereine. Die preußische goldene Medaille für Verdienste um das Bauwesen war Fr. vom Kaiser bereits früher verliehen worden. Die zahlreichen deutschen und ausländischen Orden, die er besaß, erhielten an diesem Tage eine weitere Vermehrung.

Wenn man die Zeit vom Eintritt Franzius' in den bremischen Staatsdienst im Jahre 1875 bis zu seinem Tode im Jahre 1903 überblickt und die in dieser Zeit im Interesse des bremischen Handels geschaffenen Anlagen ins Auge faßt, so wird man erstaunen über die großen Mittel, die der kleine Staat Bremen dafür bereit stellte, (belaufen sie sich doch auf über 100 Millionen Mark) und den Wagemut bewundern, den die maßgebenden Behörden entwickelt haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verhältnisse zum Teil zwingender Natur waren, daß Bremen daher große Aufwendungen machen mußte, wenn es seine Stellung im Welthandel behaupten wollte, aber es unterliegt ebensowenig einem Zweifel, daß das Vorgehen Bremens in dieser Richtung geleitet und gestützt wurde durch den genialen Fr., der nach den ersten Jahren geringen Erfolges, später sich ein unerschütterliches Vertrauen erworben hatte und dessen Vorschläge stets das weitgehendste Entgegenkommen fanden. Bremen bedurfte in dieser Zeit eines zielbewußten, genialen und weitschauenden Technikers, es hat ihn glücklicherweise in Fr. besessen. Bremens Aufschwung in der Zeit von 1875 bis 1903 geht aus der Zunahme seiner Einwohnerzahl deutlich hervor. 1875 hatte die Stadt 112800, das gesamte Staatsgebiet 142560 Einwohner, 1903 die Stadt 201000, das gesamte Staatsgebiet 244000 Einwohner.

Fr. war eine kraftvolle Perſönlichkeit, von großer Arbeitsluſt beſeelt, der alle ihm geſtellten Aufgaben ſtets wiſſenſchaftlich durchdrang, dadurch auf ſeine Untergebenen anregend wirkte und ſie zur intenſiver Mitarbeit veranlaßte.

Neben außergewöhnlichem Können im Waſſerbau ſtand Fr. ein hervorragendes Wiſſen auf allen mit der Naturwiſſenſchaft zuſammenhängenden Gebieten zur Seite. Er war künſtleriſch beanlagt, ſein bedeutendes Zeichentalent führte ihn zur Übung im Aquarellieren und Modellieren, er leiſtete hierin auch von Künſtlern Anerkanntes. Sein lebhafter Geiſt war ſtets beſchäftigt, ſein Humor kam bei geſelligen Veranſtaltungen zu glänzender Entfaltung, er bildete in dieſen den Mittelpunkt. Fr. war ein harmoniſch ausgeglichener Menſch, den ſeine Erfolge nicht überhebend machten, der ſich bewußt war, daß er ſie zum größten Teile ſeinem Wiſſen verdanke, der aber auch anerkannte, daß ihm bei ihrem Erringen das Glück in beſonderer Weiſe hold geweſen war. Er hatte ferner das große Glück, eine Häuslichkeit zu beſitzen, in der ihm die Gattin das vollſte Verſtändnis für ſein Streben entgegenbrachte und liebevoll ihn die Aufregungen und Sorgen des Dienſtes vergeſſen machte. Fünf blühende Kinder, die mit großer Liebe und Verehrung an ihm hingen, entſproſſen ſeiner Ehe. Liebe und Verehrung genoß er auch in weiteren Kreiſen, beſonders unter ſeinen Beamten, die ihn als Menſch und als Chef hoch ſchätzten. Er hat es verſtanden, Schule zu machen und von ſeinem Geiſte und ſeinen Anſchauungen ſoviel auf die unter ihm Tätigen übertragen, daß auch nach ſeinem Ausſcheiden in ſeinem Sinne weiter gearbeitet wird.

Solange Bremens Schiffahrt ſich Franzius' Erfolge nutzbar macht und ſolange in Bremens Häfen Schiffe gelöſcht und geladen werden, wird man ſeiner gedenken; die Erinnerung an ſeine Perſon wird ferneren Geſchlechtern aber außerdem wach gehalten werden durch das zu ſeinem Gedächtniſſe an der großen Weſerbrücke durch Bremens Bürger errichtete Denkmal, das am 20. Jahrestage der Eröffnung des hieſigen Hafens I, 15. Oktober 1908 enthüllt wurde.

Bücking.

**Freſe**, Heinrich, Bildhauer, geb. 27. Mai 1794 in Bremen, geſt. 20. Juli 1869 daſelbſt. Sein Vater Bruno F. war Schneidermeiſter und Lichtzieher. Erſt neunzehnjährig machte er 1814 als Hoboiſt den Feldzug gegen Frankreich im bremiſchen Infanterie-Bataillon

mit. Danach arbeitete er ein Jahr lang bei dem Holzschnitzer und Bildhauer Georg Andreas Steinhäuser, und zwar anfangs in Stein, später seiner Gesundheit wegen in Holz.

Von seinen Werken sind zu nennen: Giebelgruppe und Reliefs am Arbeitshause, Reliefs an den beiden Ostertorsgebäuden, fünf Apostelfiguren in Holz an dem neuen Domaltar, der um 1899 wieder beseitigt ist. Auch hat er für viele bremische Seeschiffe die Gallionbilder geliefert. 1829 verfertigte er für Bremerhaven ein Bremer Wappen mit Inschrift. Arbeiten von ihm sind aufgeführt im Katalog der ersten bremischen Kunstausstellung von 1829 (wo die Bemerkung: „Heinr. F. lebte im vorigen Jahrhundert" wohl auf Theoph. Wilh. F. zu beziehen ist), sowie im Katalog der Gewerbeausstellung von 1846.

F. wurde im November 1825 Ehrenmitglied des Kunstvereins. Er war auch Mitglied der Bürgerschaft. In den Jahren 1849—51 arbeitete Diedr. Kropp bei Frese. Im Courier vom 28. Juli 1869 findet sich ein dem Andenken Freses gewidmetes Gedicht von K. Tr., worin es heißt:

Laßt ruhen ihn! — Er ist am Ziele,
Die Hände sinken müd und matt,
Sie zieren nicht mehr Schiffeskiele
Der meereskund'gen Vaterstadt,
Sie formen nicht mehr Gottesboten
Und Domesschmuck in Holz und Stein,
Ein Höherer hat ihn entboten,
In seinen Dom zu gehen ein.

Siehe Brem. Blätter, 1835, I, S. 35, Hurm Manuskr., Hurm Verzeichnis, S. 145, Focke, Werkmeister. Joh. Focke.

**Frese**, Hermann, geb. in Bremen als Sohn eines Tabakarbeiters, später Tabakmaklers am 26. März 1843, wandte sich nach dem Besuche der Handelsschule dem kaufmännischen Berufe zu und brachte es durch den Tabakshandel schon in jungen Jahren zu einer angesehenen Stellung und zu Wohlstand. Scharfer Verstand, rasches und klares Auffassungsvermögen, ein ungewöhnlich ausgebildetes Gedächtnis und eine große Arbeitskraft befähigten ihn, auf den verschiedensten Gebieten des geschäftlichen, geistigen und öffentlichen Lebens sich rasch zurechtzufinden. Durch seine von gesundem Humor getragenen und durch eine ausgebreitete Literatur- und Menschenkenntnis unterstützten geselligen Talente in einem kleinen Kreise längst geschätzt, trat er doch erst ziemlich spät in die breite Öffentlichkeit. 1892 wurde er in die Handelskammer gewählt, 1893 vom

bremischen Reichsverein, dessen Vorsitzender er eine Zeitlang gewesen war, als liberaler Reichstagskandidat aufgestellt. In dieser Eigenschaft verstand er es überraschend schnell, sich in allen Kreisen der bremischen Bevölkerung Freunde zu gewinnen und so die Vertretung des bremischen Wahlkreises, die seit 1890 in den Händen der Sozialdemokratie gewesen war, dem Liberalismus zurückzugewinnen. Zehn Jahre lang hat er als Mitglied der freisinnigen Vereinigung Bremen im Reichstage vertreten. Dort hat sein kluges, praktisches und weitsichtiges Benehmen ihm rasch in allen Parteien Ansehen und in Kreisen, die seinen politischen Freunden fernstanden, seinen Ansichten Geltung zu erringen gewußt. Auch in der Reichsregierung wurden seine klare, niemals von der Doktrin behinderte Auffassung der Dinge und seine reichen Kenntnisse auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt hoch geschätzt. Man empfand es daher in Berlin so sehr wie in Bremen als einen Verlust, daß F. im Jahre 1903 bei der dritten Reichstagswahl, zu der er sich gestellt hatte, einem neuen Ansturm der Sozialdemokratie unterlag. Als wenige Wochen später durch den Tod des Bürgermeisters Albert Gröning eine Vakanz im Senate eingetreten war, wurde F. mit seltener Einmütigkeit zum Senator seiner Vaterstadt erwählt. Er hat dieses Amt nur fünf und ein halbes Jahr verwalten können, aber in dieser kurzen Zeit durch seine persönlichen Eigenschaften und sein gesundes und wohlbegründetes Urteil in Handels-, Steuer- und Finanzsachen sich vorzügliche Geltung und volles Vertrauen im Senate erworben, ohne die in weiten Kreisen der Bürgerschaft gewonnene Popularität zu verlieren. Es ist in Bremen, das noch mannigfache gute Dienste von ihm erwarten zu können hoffte, und weit über seine Mauern hinaus tief bedauert worden, daß F. am 16. Januar 1909 im 66. Lebensjahre nach kurzer schwerer Krankheit einem akuten Herzleiden erlag.

Wes.-Ztg. vom 17. Januar, erste Morgenausg., und 19. Januar, Mittagsausgabe. Bippen.

**Freudenthal**, Heinrich Friedrich Christian August, der Heidedichter, geb. am 2. September 1851 als Sohn eines Handwerkers zu Fallingbostel, in einer der anmutigsten Gegenden der Lüneburger Heide, kam in seinem zehnten Jahre nach dem Heidedorfe Fintel im Amte Soltau, wo seine Eltern Landwirtschaft betrieben. Von

seinem Großvater mütterlicherseits, der dort Lehrer war, vorgebildet, wurde er schon im sechzehnten Jahre Hauslehrer in Luhmühlen unfern Winsen an der Luhe, auch einem Heidedorfe, besuchte dann ein Jahr das Seminar in Stade und wirkte kurze Zeit als Lehrer in Ringstedt bei Bremerhaven. 1870 wandte er sich, von dem Rufe A. Lübens angezogen, nach Bremen zu nochmaligem Besuche des Seminars, gab aber hier den Lehrerberuf auf und widmete sich 1874, seiner Neigung folgend, ganz schriftstellerischer Tätigkeit. Er wirkte als Mitarbeiter am „Bremer Courier", war dann Mitredakteur der „Bremer Nachrichten", auch während der Jahre 1890—95, wo er in Achim wohnte, und ist in Bremen am 6. August 1898 gestorben. F. war eine echte Poetennatur, unfähig, das reale Leben zu äußerem Vorteil zu meistern, allzu geneigt, sich dem Genuß der Stunde ganz hinzugeben, aber von gesundem Optimismus und starkem Schönheitssinn, denen seine Liebe zur Heimat schützend und kräftigend zugutekommen ist. Die Eindrücke der in der Heide verlebten Jugend sind in ihm lebendig geblieben, haben ihn bewahrt vor dem Versinken im Vagantentum und ihn zum Propheten der Heide gemacht. Gleich dem Zauber des Hochlands und des Waldes ist der Zauber der Heide von den Dichtern entdeckt, und A. F. hat daran hervorragenden Anteil. Seine erste selbständige Veröffentlichung war ein Lustspiel nach einer Novelle des A. G. Barrili „Gott Zufall" (1875); sein einaktiges Drama „Nach Mitternacht" (1878) soll mehrfach aufgeführt sein, hat aber so wenig dauernde Beachtung gefunden, wie das ältere Stück und die späteren Lustspiele „Der Herr Steuerrat" (1882), „Inkognito" (1883), „Zopf und Satire" (1883), „Eifersucht" (1891). Der Schwerpunkt seiner poetischen Begabung ruht in der Lyrik. Schon vor der Veröffentlichung seines ersten Dramas waren Proben seiner Lyrik in Anthologien erschienen, so in der „Deutschen Dichter-Halle" 1873/74. Auch in der von Julius Graefe unter seiner Mitwirkung herausgegebenen Sammlung „Bremer Dichter des 19. Jahrhunderts" ist er mit solchen vertreten. 1879 ließ er dann einen Band eigner Gedichte erscheinen. Von Vorgängern hat ihn besonders Heine beeinflußt, namentlich in der Naturssymbolik und in dem schlichten, volksliedartigen Ton. Weltschmerz und Ironie fehlen aber völlig. Die persönliche Note gibt der Sinn für die Eigenart der engeren Heimat, die ihm das Glück der Kindheit und der ersten Liebe geboten hat. Auch ihm erblüht und welkt in der poetischen

Darstellung die Liebe mit der Natur im Kreislauf des Jahres, doch wurzelt das gewiß, wie alles bei ihm, im eignen Erleben. Das gilt ebenso von dem mehrfach wiederkehrenden Motiv des Spaziergangs mit der Geliebten durch Feld und Wald, das er in seinem berühmtesten Gedichte verwertet hat. Ursprünglich ist es niederdeutsch: „Dat wör en Sönndag hell un klar." Er hat es dann selbst ins Hochdeutsche übertragen. Von Karl Götze ansprechend komponiert ist es weit und breit bekannt geworden, sogar bis über Deutschlands Grenzen hinaus durch Übersetzungen ins Englische, Schwedische, Dänische und Holländische. Es ist eins von zwei Stücken, die vereinigt sind unter der Überschrift „Up wide Heide". Zur Heide zieht den Dichter die Sehnsucht stets zurück. Tief aus dem Herzen quillt ihm die Mahnung: „O schmäht mir nicht die alte graue Heide, Sie meiner Jugend friedliches Asyl." Auch in manchem der lyrisch-epischen Stücke klingt die enge persönliche Beziehung zur Heimat an. „Der weiße Elephant", der aus dem Marmorstalle in die heimischen Dschungeln flieht, ist z. B. ein höchst persönliches Symbol. Die zweite 1888 erschienene Auflage der Gedichte bringt neben einem kleinen Versdrama „Die Sünderin" (Maria Magdalena) manche neue Gedichte verwandten Charakters, so eins von einem Schwan, der angeschossen in die Heimat zurückflieht um zu sterben. Wie ernst es ihm war mit der Sehnsucht nach der Heide, das bekunden auch seine „Heidefahrten" (4 Bände, 1890, 92, 94, 97), ansprechende, nur manchmal etwas weitschweifige geographisch-historische Prosaschilderungen, die literarischen Erträge seiner festtäglichen Ausflüge in die Heide, zu denen sich die kleine Sonderpublikation „Die Stiftskirche zu Bücken, ihre Kunstschätze und Altertümer" (1890) als Vorstudie fügt. In dieselbe Richtung weist die schöne lyrische Anthologie „Die Heide" (1890), wie er denn auch die Sammlung eigner Gedichte und z. T. anderen nacherzählter Geschichten in nordhannöverschem Platt, die er 1895 veröffentlichte, „Heidekkern" nannte. Dem südlichen Teile Hannovers gilt seine Publikation „Aus dem Calenberger Lande" (1895), und eine umfassende Zusammenstellung heimatlicher Schilderungen, Erzählungen, Sagen und Dichtungen von verschiedenen Verfassern bot er im gleichen Jahre unter dem Titel „Aus Niedersachsen" (2 Bände). „Niedersachsen" nannte er auch die Zeitschrift, die er von 1895 an mit seinem Bruder Friedrich herausgab. Sie hat es in erster Linie ihm zu danken, daß sie zu einer heute allge-

mein bekannten Pflegestätte niedersächsischen Heimatsinns und Stammesbewußtseins geworden ist, die als solche auch dem gesamten Vaterlande dient.

Brümmer, Lexikon d. Deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jhrh. — Eckart, Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller. — Bremer Nachrichten 1898, Nr. 215 (G. Kunoth) und 216 (W. Kropp). — Niedersachsen 1898, Nr. 23 (J. Beyer). — Courier 1898, Nr. 218. — G. Borcherding, Der Heidedichter A. F. Bremen 1899. — Bettelheims Biogr. Jahrbuch u. Deutscher Nekrolog 3,345 (W. Wolkenhauer).

H. Seedorf.

**Fricke**, Wilhelm, Literat, geb. am 2. Februar 1809 in Bremen als Sohn eines Küpers, gest. am 30. Oktober 1887 ebenda, erhielt in der Vaterstadt seine Schulbildung, veröffentlichte schon 1824 im „Bürgerfreund" eine Ode „An die Morgensonne", wurde mit 17 Jahren Schauspieler, wandte sich aber nach vier Jahren auf Wunsch der Eltern von diesem Berufe wieder ab. 1830 gab er mit Feilner die Zeitschrift „Aurora" heraus. 1832 ging er zum Studium der Medizin nach München, wo er mit Platen bekannt wurde und 1834 zwei verschollene dramatische Arbeiten, das einaktige Lustspiel „Die Kranken" und die zweiaktige Posse „Peter und Paul", unter dem Titel „Lustspiele" drucken ließ. Eine 1835 zur Erholung von längerer Krankheit unternommene Reise beschrieb er in den „Wanderungen durch Tirol, Italien und die Schweiz" (1836). In der Vaterstadt, wohin er inzwischen zurückgekehrt war, redigierte er mit Geschick das „Bremische Unterhaltungsblatt" vom 1. Juli 1837 bis 30. Juni 1840, dann das „Bremische Volksblatt" und vereinigte dies am 1. Januar 1841 mit dem „Unterhaltungsblatt", dessen Redaktion er zunächst bis zum 31. Juli 1844 beibehielt. Dann ging er nach Riga, wo er Geschäftsführer des Stadttheaters war, kehrte aber 1846 über Petersburg und Skandinavien nach Bremen zurück und leitete hier wieder längere Zeit das „Unterhaltungsblatt". 1851 war er Redakteur des bei Geffken erschienenen „Bremischen Volksblatts". Im folgenden Jahre reiste er nach England, später nach Paris und Rom, gab nach seiner Rückkehr englische Lehrbücher heraus, führte eine Zeitlang die Redaktion der „Hansa" und war von 1855 an Mitarbeiter am „Courier". Für die allgemeine Bildung weiterer Kreise ist seine journalistische Tätigkeit zweifellos von

Bedeutung gewesen. Auch als Mitbegründer und erster Präsident des Vereins „Vorwärts" hat er im gleichen Sinne gewirkt. Bleibendes Verdienst hat er sich durch seine besonders als Materialsammlung wertvolle „Geschichte des Bremischen Theaters von 1688 bis auf die gegenwärtige Zeit" erworben, die 1856 erschien, nach dem Titelblatt herausgegeben vom Theaterdiener J. H. Behncken. Diesem sollte der pekuniäre Ertrag zugute kommen.

Graefe, Bremer Dichter des 19. Jahrh. — Brümmer, die deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh. — Courier 1887, Nr. 301 u. 304. H. Seedorf.

**Frickhöffer**, Heinrich, geb. am 27. August 1827 in Idstein, beteiligte sich als Göttinger Student an der politischen Bewegung von 1848, trat in den nassauischen Kirchendienst, erbaute mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins eine evangelische Kirche in Limburg (1866) und kam 1869 von Hadamar an den Dom in Bremen, wurde 1881 Primarius, am 1. Oktober 1896 pensioniert, starb am 14. April 1899.

Er nahm im Protestantenverein eine führende Stelle ein, half die Bremische Kirchenvertretung begründen (1875) und vertrat auch Bremen zeitweilig im Eisenacher Kirchenausschusse. Wegen seiner gründlichen theologischen und philosophischen Durchbildung und seines entschiedenen, besonnenen Liberalismus gewann er einen starken Einfluß auf die kirchlichen Dinge. Die Sache einer besseren Kirchenorganisation Bremens nahm ihn stark in Anspruch. Er hat nur einige Vorträge, Reden und Abhandlungen veröffentlicht. Veeck.

**Fritze**, Carl Wilhelm August, geb. 9. August 1781 in Braunschweig als Sohn eines dortigen Kaufmanns, machte seine kaufmännische Lehrzeit von Ende 1795 bis Anfang 1804 in Breslau durch und kam dann nach Bremen, wo er im Geschäfte des damaligen Ältermannes, spätern Senators Abegg in Stellung trat. Im Jahre 1809 wurde er Teilhaber des Geschäfts, das bis 1814 unter der Firma J. F. Abegg & Co., von da bis 1822 aber unter der von J. F. Abegg & W. A. Fritze bestand. Als dann der Senator Abegg sich aus der Handlung zurückzog, wurde die Firma, der ein jüngerer Bruder Fritzes, Wilhelm Fr., bereits seit 1819 ebenfalls als Teilhaber angehört hatte, abgeändert in W. A. & W. Fritze. Schon vor dieser Veränderung war F., der seit 1813 mit einer

Tochter des Senators Vollmers verheiratet war, im Jahre 1821 zum Ältermanne des Kaufmanns gewählt worden. In dieser Eigenschaft hat er, wie an anderen bürgerlichen Verwaltungen, so insbesondere seit 1825 an den Vorbereitungen zum Bau eines bremischen Hafens an der Geeste und dann als Mitglied der Deputation für Bremerhaven in einer besonders von Smidt sehr hochgeschätzten Weise mitgewirkt. Am 3. April 1830, in dem selben Jahre, in dem der neue Hafen in Benutzung genommen wurde, wurde F. in den Senat gewählt. Am 21. Februar 1849 trat er wegen körperlicher Schwäche in den Ruhestand und starb am 26. Juni 1850 in Marienbad. Smidt hat ihm bis zu seinem Tode seine Freundschaft bewahrt.

Über seine Teilnahme an der Gründung Bremerhavens s. meinen Aufsatz im Smidtbuch, 1873 S. 206 u. später. Bippen.

**Funcke**, Otto Julius, wurde in Wülfrath am 9. März 1836 als Sohn eines Arztes geboren, besuchte von 1851 an das Gymnasium in Gütersloh und studierte von 1857 in Halle, Tübingen (Beck) und Bonn Theologie. Nach zu Coblenz 1860 bestandenem Examen wirkte er als Hilfsprediger in Wülfrath und Elberfeld und wurde 1862 Pastor in Holpe, wo er den „Volksboten an der Sieg und Agger" herausgab. Ende 1867 berief ihn der Bremer Verein für innere Mission zu seinem „Inspektor" Anfang 1868 begann er seine Arbeit zu besserer kirchlicher Versorgung der östlichen Vorstadt in Bremen. Er predigte in der Kinderbewahranstalt an der Feldstraße und sammelte den Kreis, der dann unter seiner Führung sich zur „Friedensgemeinde" ausgestaltete. Nachdem Ende 1869 die Friedenskirche eingeweiht war, konstituierte sich die Gemeinde feierlich am 12. Mai 1872, indem sie zugleich O. F. auch formell zu ihrem Pastor wählte. (Vgl. O. F., Geschichte der Friedenskirche und ihrer Gemeinde, Bremen 1873. Doch blieb er stets ein hervorragender Mitarbeiter der inneren Mission in Bremen. Am 12. Mai 1897 wurde er Dr. theol. von Halle. Im Juli 1903 beantragte er aus Gesundheitsrücksichten seine Emeritierung; am 15. Mai 1904 nahm er Abschied von seiner Gemeinde (vgl. „Gedenkblätter". Bremen 1904. Morgenbesser) und lebte noch bis zum 26. Dezember 1910. (Vgl. Zum Gedächtnis unseres entschlafenen P. D. O Funcke, — Reden von Gottl. Funcke u. Zauleck.) Wir kennen das Werden und Wachsen dieser originalen Prediger- und berühmten Volksschriftsteller-Persön-

lichkeit aus seinem „Die Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege" (I 1898, II 1900), wozu besonders seine „Reisegedanken und Gedankenreisen eines Emeritus" (1905) eine fortführende Ergänzung geben. Sein erstes größeres Werk waren die „Reisebilder und Heimatklänge" I (1869), sein letztes das schöne „Vademekum für junge und alte Eheleute" (1908), neben den „Fußspuren" und den „Täglichen Andachten" (1875) wohl sein bedeutendstes Buch. Seine Werke, jetzt alle im Verlage von St. Geibel in Altenburg, umfassen 27 Bände, die Volksausgabe 19 Bände oder 11 Doppelbände; sie haben fast alle viele Auflagen erlebt und sind wohl sämtlich in mehere Sprachen übersetzt. In diese Werke sind auch sehr viele seiner Predigten, Ansprachen und Vorträge und fast alle Artikel übergegangen, die er in großer Zahl in Zeitschriften (z. B. Br. Kbl., Monatsblatt der Nordd. Missionsgesellschaft, Glocke usw.) und Jahrbüchern (Christotherpe, Daheimkalender) veröffentlicht hat. Über dies alles, wie die von ihm geführten kirchlichen Kämpfe (vgl. „Briefe moderner Dunkelmänner") und die wichtigsten Besprechungen seiner Werke und seiner Persönlichkeit, z. B. aus Anlaß seines 70. Geburtstages, über die wichtigsten aus den zahlreichen Nekrologen (u. a. auch Br. N., Br. Kbl., Allg. ev.-luth. K.-Z., Pfarrhaus 1911, N. 3 — von s. Sohn Gottlieb) u. a. m. wolle man meinen Artikel in dem kommenden Ergänzungsband von R. E.[3] vergleichen, wo das Material gesammelt ist. Eine besondere Studie über ihn als Schriftsteller hat E. Brenning, Bremen 1884, veröffentlicht. Büttner.

**Funke**, Bernhard Dieterich, Porträtmaler, geb. um 1798 in Varel, gest. 29. Dezember 1837 in Bremen, Sohn von Anton F., der achtzigjährig noch 1857 zu Brake lebte. Im März 1828 wurde B. D. F. zum Ehrenmitgliede des Kunstvereins ernannt; vermutlich wird er sich kurz vorher in Bremen niedergelassen haben. Im Kunstverein hat er 1829 und 1833 Porträts und Kopien ausgestellt. Erwähnt in den Bremer Blättern 1835, I, S. 35. Das Historische Museum besitzt von ihm zwei Ölporträts: Friedrich Schroeder und seine Frau, Regina geb. Droop. Steindrucke seiner Hand: Pastor Hasenkamp (1828), Margarethe von Lengerke geb. Retberg (1832?). Im März 1838 kaufte der Kunstverein aus seinem Nachlaß einige Handzeichnungen und Kupferstiche an.

S. Hurm, Manuskript. Joh. Focke.

**Gebhard**, Hermann, geb. in Braunschweig, 21. April 1843, studierte von 1863—66 in Berlin und Göttingen die Rechte, bestand im Herbst 1866 die erste Prüfung für den Justiz- und Verwaltungsdienst und wurde 1868 zum Vorstande des Polizeiamtes in Wolfenbüttel gewählt. 1871 bestand G. in Braunschweig die zweite Prüfung, wurde daselbst 1873 als Polizeiassessor angestellt, 1876 einstimmig zum Stadtrat gewählt. Zum 1. Februar 1880 folgte er einem Rufe nach Bremerhaven als erster juristischer Stadtdirektor. Da infolge der neuen städtischen Verfassung vom September 1879 manche Funktionen, die bisher dem „Amt" oblagen, auf die Stadt übergingen, bot sich ihm ein reiches Feld für sein organisatorisches Talent. G. erwies sich als eine arbeitsfreudige Kraft und energisch in der Vertretung der städtischen Interessen, die er demnächst durch das Projekt der Unterweserkorrektion bis Bremen-Stadt als gefährdet erachtete. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Reorganisation des höheren Schulwesens (seit 1882 Gymnasium) und die Errichtung des städtischen Wasserwerkes (1885). Auch gründete er einen Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins. G. gehörte seit 1884 der Bremer Bürgerschaft und vom Dezember desselben Jahres bis 1890 als nationalliberaler Abgeordneter des 19. Wahlkreises dem Reichstage an. In die Zeit seiner parlamentarischen Tätigkeit fiel die Gesetzesvorlage für Invaliden- und Altersversicherung, der er große Hingebung und Sachkenntnis entgegenbrachte. Zum 1. August 1890 wurde er zur Leitung der neugegründeten Landesversicherungsanstalt der Hansestädte nach Lübeck berufen. „Gleich bedeutend als Mann der Wissenschaft wie der Praxis hat Dir. G. die Krankenfürsorge . . . in umfassender Weise ausgebildet und durch sein zielbewußtes Vorgehen auf die gesamte Heilstättenbewegung von Anfang an einen bestimmenden Einfluß ausgeübt" (s. Geschäftsbericht aus Lübeck für 1906). Seiner rastlosen, stets auf das Arbeiterwohl gerichteten Tätigkeit setzte der Tod am 6. Oktober 1906 ein Ziel.

Th. Sachau.

**Geitz**, Johannes Ludwig, Zeichenlehrer, geb. 6. März 1783 in Kleinern bei Wildungen, gest. 9. Juni 1863 in Bremen. Da er Mathematik und Bauwissenschaft studieren sollte, kam er 1802 zu einem Onkel, der Architekt im Haag war. Von dort ging er bald nach Antwerpen, wo er bis 1807 studierte und nebenher sich

praktische Fertigkeit im Tischlerhandwerk aneignete. Im Jahre 1807 erhielt er in Antwerpen Anstellung an einem Vermessungsbureau, wo er zwei Jahre blieb, um im Oktober 1809 nach Paris zu gehen. Im August 1812 reiste er von Paris über die Schweiz in seine Heimat und war dort 1814—15 im Militärdienst. Anfang 1816 kam er nach Bremen, um nach Amerika auszuwandern, blieb aber in Bremen und richtete dort im selben Jahre eine private Zeichenschule für Handwerker ein, wozu er einen geeigneten Raum im Lyzeum angewiesen erhielt. Aus dieser Anstalt, die später staatliche Unterstützung bekam und in der Glocke (jetzt Oktogon des Künstlervereins) untergebracht war, ist seit 1825 die Sonntags-Zeichenschule für angehende Künstler und Handwerker hervorgegangen. G. und der Architekt Molthan wurden als Lehrer der Schule angestellt, deren Oberlehrer und Leiter Wilhelm Friedrich Bremer wurde. Im Oktober 1857 wurde G. mit seinem vollen Gehalt von 200 Talern pensioniert. G. hat auch lange Jahre am reformierten Waisenhause unterrichtet, außerdem auch viele Privatstunden gegeben. 1823 hat er den inneren Ausbau der St. Johanniskirche als Architekt geleitet.

Schriften: 1. Handbuch des praktischen Oval-Geefenschnitts. Zum Selbstunterricht für Blech- und Messingarbeiter. Bremen 1835. 2. Vorübungen zur Geometrie für angehende Handwerker. Bremen 1821.

Joh. Focke.

**Gevekoht**, Karl Theodor, Kaufmann, geb. 1798 in Bremen, gest. daselbst 22. August 1850. Er hat als Spezialgesandter des bremischen Senats an die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika vom Dezember 1845 bis Ende 1847 den Plan der ersten direkten Dampfschiffsverbindung zwischen Newyork und der Weser gefördert und durch seine ebenso praktische wie kluge Behandlung unter überaus schwierigen Verhältnissen viel zur Verwirklichung des Planes beigetragen. Nach seiner Rückkehr aus Amerika wurde er im Frühling 1848 mit seinem Freunde Duckwitz von Bremen in das Vorparlament entsandt und demnächst zum Vertreter unserer Stadt in der Nationalversammlung erwählt. Am 24. Mai 1849 zeigte er, dem wenige Tage vorher von Dahlmann und Genossen gegebenen Beispiele folgend, dem Senate an, daß er sein Mandat niederlege.

A. D. B. IX, S. 130, F. Graue, Die Gründung der ersten deutsch-amerikanischen Postdampfschiffslinie im Archiv für Post und Telegraphie 1903, Nr. 5 und 6, S. 138ff. Bippen.

**Gildemeister,** Carl Hermann, geb. am 18. November 1801 zu Bremen, Sohn des Senators Johann G. (siehe den Folgenden) studierte die Rechte in Tübingen und Göttingen, lebte als Notar in Bremen und starb am 21. Dezember 1875. Er hat sich ein besonderes literarisches Verdienst erworben durch das Werk: Joh. Georg Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften (6 Bände, Gotha 1857—73), und außerdem veröffentlicht: „Das Leben und Wirken des Dr. Gottfried Menken, weiland Pastor Primarius zu St. Martini in Bremen" (2 Teile, Bremen 1861). Vgl. darüber Bippen ADB. 9, 170. Bei der Abfassung der Manuskript gebliebenen Biographie des Bürgermeisters Dr. Georg Gröning bis zum Jahre 1808 wurde G. wohl weniger von einem historischen Interesse als von dem Wunsche geleitet, „das bei dem gegenwärtigen Geschlecht schon im Verbleichen begriffene Bild eines echten republikanischen Patrioten und Staatsmannes" wieder aufzufrischen. Aber aus dem reichen Stoff, der für die Zeitgeschichte darin enthalten ist, und mehr noch aus der im Gildemeisterschen Nachlaß vorgefundenen Abschriftensammlung von Korrespondenzen und Berichten Grönings, von denen nur ein Teil in die Biographie Aufnahme gefunden hat, kann auch die gegenwärtige Forschung noch manches historische Detail und manchen interessanten kulturhistorischen Beitrag schöpfen. Ein Auszug aus dieser Biographie ist Br. J. V (1870) abgedruckt.

A. Kühtmann.

**Gildemeister,** Johann, geb. zu Bremen 11. September 1753, entstammte einer Familie, aus welcher viele tüchtige und feinsinnige Männer hervorgegangen sind. Sein Vater betrieb ein kaufmännisches Geschäft, bestimmte auch den Sohn für dasselbe, ließ ihn aber zu seiner besseren Ausbildung die lateinische Schule bis zur unteren Abteilung der Prima besuchen. Im Jahre 1771 ging der junge G. nach Holland und später nach England; in beiden Ländern war er in kaufmännischen Geschäften tätig. Nach dem plötzlichen Tode seines Vaters (14. Februar 1776) mußte er nach Bremen zurückkehren, um dort dessen Tuchwarenhandlung zu übernehmen. Er fand indessen daneben noch Zeit, sich mit den Fortschritten der

Naturforschung und Technik vertraut zu machen. Namentlich war es der Ältermann Nicolaus Kulenkamp, mit dem ihn gleiche Interessen verbanden und mit dem er technische Versuche anstellte; sie bauten zusammen einen Luftballon und ein Modell einer Dampfmaschine. Schon früh machte er die Bekanntschaft von Olbers und beteiligte sich an dessen astronomischen Beobachtungen. Durch sein reges Interesse für vielerlei gemeinnützige Dinge machte er sich in weiteren Kreisen bekannt, so daß er am 6. Dezember 1788 zum Ratsherrn erwählt wurde.

Der vielseitige G. wurde im Senate in sehr verschiedenartigen Ämtern beschäftigt; seine technischen Kenntnisse konnte er insbesondere im Deichwesen und im Wasserbau (Convoye), so wie bei der Konstruktion einer Feuerspritze verwerten; ein zufälliger Anlaß führte ihn zum Studium des älteren Bremischen Münzwesens, so daß er maßgebender Fachmann auf diesem Gebiete wurde.

Eine Tätigkeit, welche eine dauernde Bedeutung besitzt, entfaltete G. in den Jahren 1790—98 in der trigonometrischen Vermessung des Bremischen Staates. Diese sorgfältige und umfassende Arbeit diente als Grundlage für die 1798 herausgegebene Karte des Gebiets von Bürgermeister Christ. Abrah. Heineken, der selbst die Meßtischarbeiten ausgeführt, also die Gelände-Aufnahmen eingezeichnet hat. Diese Karte, die den ungeteilten Beifall aller Fachmänner fand, war für die Gegend von Bremen die erste, für Deutschland eine der ersten, welche auf streng wissenschaftlicher Grundlage entworfen war. 1806 erschien eine zweite Ausgabe, in welche die 1802 neu erworbenen Gebietsteile eingetragen worden waren. Später dehnte G. seine Winkelmessungen auf die weiteren Umgebungen von Bremen aus, so daß seine Beobachtungen bei den Vorarbeiten für die Gaußsche Triangulierung verwendet werden konnten. Noch 1823 beteiligte sich der Siebzigjährige an den Erkundungsreisen, durch welche für das große Vermessungswerk die geeignetsten Beobachtungspunkte aufgesucht werden sollten.

Gleich wie mit trigonometrischen beschäftigte sich G. auch mit astronomischen Messungen. Zunächst wurde die genaue geographische Lage des Ansgariiturmes in Bremen bestimmt. Die älteren Angaben enthielten noch beträchtliche Unsicherheiten und zeigten sich für die Polhöhe Bremens um 2—3 Minuten ungenau. Gildemeisters Ergebnisse von 1799 haben sich dagegen als zuverlässig erwiesen.

Olbers, von Zach und Harding, schließlich auch Gauß, haben sich mit denselben Aufgaben beschäftigt; es handelte sich bei diesen Untersuchungen nur um Berichtigungen von einzelnen Sekunden.

Mit Olbers blieb G. dauernd nahe befreundet; er hat im Anschluß an dessen Arbeiten manchmal Kometenbeobachtungen angestellt und teilte überhaupt dessen Interessen in weit höherem Maße als irgendein anderer unter den ständig in Bremen ansässigen Liebhabern der Astronomie. Durch Olbers wurde er mit von Zach bekannt, der Gildemeisters Beobachtungen offenbar sehr schätzte und ihn in seinen Schriften mehrfach erwähnte (Abh. Nat.-Ver. XI, S. 160). Später lernte G. auch Gauß kennen; in dem Briefwechsel Olbers-Gauß wird er oft genannt.

Über seine wiederholt, namentlich um 1821, geplanten Versuche, eine städtische Wasserleitung einzurichten, vgl. unter Ludw. Georg Treviranus. G. starb am 9. Februar 1837.

Ed. Gildemeister in Abh. Nat. Ver. VIII, S. 143, J. Geisler, Die Vermess. d. Brem. Staats usw. ebenda, S. 105. — Bildnis, ebenda XI, Taf. A 5. W. O. Focke.

2. **Gildemeister,** Johann Carl Friedrich, geb. 13. Dezember 1779 in Duisburg als Sohn des Folgenden. Er ergriff wie sein Vater das juristische Studium und wurde 1803 Doctor juris und Advokat in Bremen. Vom Dezember 1813 bis März 1814 begleitete er den Senator Smidt als Sekretär in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen und bis Paris. Dann wurde er Agent des deutschen Verwaltungsrats in Bremen und darauf eine Zeitlang Redakteur der Bremer Zeitung. Im August 1816 in den Senat gewählt, übernahm er 1827 eine Sendung nach Brasilien, wo er gemeinsam mit dem Syndikus Sieveking aus Hamburg einen Handelsvertrag zwischen den Hansestädten und Brasilien abschloß. Er hat, wie zahlreiche Briefe Smidts an G. bezeugen, seit seinem Eintritte in den Senat zu den vertrautesten Freunden Smidts gehört, dem Gildemeisters Urteil in fast allen Fragen von hohem Werte war. In seinem sechzigsten Lebensjahre machte G. eine Reise nach Athen zum Besuche seiner dort als Gattin des Professors G. N. Ulrichs lebenden ältesten Tochter. Zehn Jahre später, am 24. Sept. 1849, starb er. Er war ein Mann von klarem Urteil, von vielseitiger Bildung, mit fremden Sprachen und Literaturen genau vertraut und

dadurch ganz besonders auf seinen Sohn Otto (siehe diesen) von nachhaltigem Einflusse.

Rotermund I, S. 136. Bippen.

1. **Gildemeister**, Johann Friedrich, geb. in Bremen 16. Oktober 1750, gest. in Bremen 15. Januar 1812. Nach Vollendung des juristischen Studiums (1775) war er kurze Zeit Advokat und sodann Professor der Rechte am Gymnasium illustre, ging aber 1776 als Universitätsprofessor nach Duisburg. Von 1784—1810 war er Syndikus der Elterleute in Bremen und als solcher Sprecher (Präsident) des Bürgerkonvents. Kurz vor seinem Tode erfolgte noch seine Wahl zum Präsidenten des französischen Handelsgerichts. Liebe zu seiner Vaterstadt und ihrem Recht hat ihn zu einem der bedeutendsten Schriftsteller auf diesem Gebiete gemacht. Mit Energie vertrat er eine Forderung des Studiums der historischen Entwickelung der Rechtssätze gegenüber einer rein praktischen Anwendung der zurzeit geltenden und verlangte zu dem Ende eine Edition der bremischen Rechts- und Geschichtsquellen, als einer unentbehrlichen Grundlage einer einmal zu schreibenden Geschichte der Stadt Bremen. So von seinem juristischen Lebensberuf ausgehend, erweiterte sich ihm in logischer Folgerichtigkeit sein Arbeitsfeld immer mehr zu dem des Geschichtsschreibers, der das enge Gebiet der Jurisprudenz eingefügt sah als Glied in das weite einer Kulturgeschichte seiner Vaterstadt. Er konnte dazu bei dem damaligen Stande der Wissenschaft nur Bausteine liefern und in weiser Selbstbeschränkung hat er sich diesem Zwange der Notwendigkeit gefügt, es glücklicheren Zeiten überlassend, aus den Bausteinen dereinst das Gebäude aufzuführen, dessen Umrisse er in seinem Aufsatz in Smidts Magazin von 1802 „Warum hat Bremen noch immer nicht eine Geschichte?" zu zeichnen versuchte.

Vgl. im übrigen und wegen seiner Schriften Rotermund I, 136ff.

F. von Spreckelsen.

3a **Gildemeister**, Karl, Architekt, geb. 11. Oktober 1820, gest. 8. Februar 1869, älterer Bruder von Otto G. und Schwiegersohn des Architekten Jacob Ephraim Polzin, entwickelte seine künstlerische Begabung an der Berliner Bauakademie und auf Reisen in Italien und Griechenland. In jungen Jahren ging er nach Newyork und erbaute dort 1852 den Kristallpalast der Weltausstellung. Nach Bremen zurückgekehrt, widmete er sich als erster dem gründlichen

Studium altbremischer Renaissancebauten, vor allem des Rathauses. Wir besitzen seine zuverlässigen Aufmessungen der oberen Rathaushalle und als ihr Ergebnis die Abbildungen in den Bremischen Kunstdenkmälern, 1. Teil, als Gesamtbild des Rathauses den großen Steindruck, den Karl G. selbst auf Stein zeichnete. Einige Jahre mit Steinhäuser als Lehrer an der gewerblichen Zeichenschule tätig, hat er eine größere Bautätigkeit in seiner Vaterstadt nicht mehr entfaltet. E. Gildemeister.

3b

**Gildemeister**, Otto, wurde am 13. März 1823 in Bremen geboren als Sohn des Senators Dr. jur. Joh. Carl Friedr. G. und seiner zweiten Gattin Tibeta Stolz, Tochter des ehemaligen bremischen Predigers Joh. Jacob Stolz. Frühzeitig wurde er durch seinen sprachkundigen Vater weit über den Kreis des Schulunterrichts hinaus mit fremder Literatur bekannt gemacht. Und alsbald regte sich in ihm die Lust zur Übertragung fremder Dichtwerke in sein geliebtes Deutsch. Wir besitzen sein eigenes Zeugnis in Briefen an seinen Freund Reinhold Pauli („Nation", 25. Oktober 1902), daß er im Jahre 1841 als Primaner den Prometheus des Äschylos, den König Ödipus des Sophokles, mehrere Oden des Horaz und des Tibull und daneben Shakespeares König Lear, Byrons Manfred und Marino Falliero, die ersten Gesänge des Childe Harold, die meisten der hebräischen Melodien und noch andere lyrische Dichtungen übersetzt hatte. Neben dieser schon ungewöhnlichen Leistung an Privatarbeit trieb er gleichzeitig mit dem Vater Italienisch und las gegen Ende des Jahres mit ihm Ariosts Orlando furioso, „das brillanteste, üppigste, bunteste und lebendigste Gedicht, welches in den wohlklingenden Oktaven der harmonischen toskanischen Sprache sich wie ein voller Blumenflor hinbreitet". Auch aus ihm hat er damals schon einige Teile übersetzt, die sich im Archiv des Primavereins in Bremen erhalten haben. Zu alledem beschäftigte er sich noch mit anderen englischen und französischen Schriftstellern. Unter jenen fesselte ihn Sternes Tristram Shandy durch seinen unerschöpflichen Humor, unter diesen Lamartine und Victor Hugo. Er hat demnächst auch von Hugo, den er „voll von Poesie" fand, einiges übersetzt.

Nach solcher Vorbereitung ging G. um Ostern 1842 „zum Studium der geschichtlichen, politischen und volkswirtschaftlichen Wissen-

schaften, sowie der wichtigsten lebenden Sprachen Europas" auf die Universität Berlin. Das Studienprogramm ist ein Ausdruck der mannigfachen Anregungen, die G. bisher empfangen hatte, aber auch der geistigen Richtungen, denen er in aller Zukunft gefolgt ist. Er nahm es in Berlin sehr ernst mit den philologischen und historischen Studien. Er hörte Lachmann, Boeckh, Jacob Grimm, Ranke, gelegentlich auch Wilhelm Grimm, ferner Victor Aimé Huber und Nic. Delius, der sich eben in Berlin habilitierte. In dem überfüllten Kolleg Schellings hospitierte er im Winter fleißig. Bei Ranke nahm er im zweiten Semester auch an den historischen Übungen teil und wurde so in die historische Kritik eingeführt, ohne die ihm eine Beschäftigung mit den neueren Literaturen nicht wohl denkbar schien. Tiefer hat vielleicht Boeckh auf ihn gewirkt, bei dem er Metrik, die Antigone und griechische Altertümer hörte, denn er wollte neben den neueren Sprachen, zu deren Studium ihn der Vater antrieb, doch die klassische Literatur nicht oberflächlich behandeln. Am tiefsten aber war der Einfluß Lachmanns und J. Grimms auf G. An Lachmann rühmte er „die ganz eigentümliche Methode, seinen Zuhörern Schritt vor Schritt den Gang einer kritischen Untersuchung, wie er sie selbst angestellt hat, mit der größesten Klarheit und mit einer Art dramatischer Spannung vorzuführen". Grimms deutsche Grammatik aber erschloß ihm eine neue Welt. „Seine Entwickelung der Sprachgesetze erfüllt mit Staunen zugleich vor dem tiefen unbewußten Ordnungstriebe der Sprache und vor dem Scharfsinn dessen, der jenen Trieb zuerst entdeckte." Neben alledem behielt er Zeit, die divina comedia zu studieren, wobei ihm die reimlose Übersetzung des Prinzen Johann (Philaletes) „mit ihren scharfsinnigen Erklärungen, geistreichen Anmerkungen und belehrenden historischen Notizen gute Dienste leistete", aber auch Petrarca und Tasso zu lesen, und Spanisch, bald auch Portugiesisch zu treiben.

Die ersten zwei Semester verbrachte G. in vertrauter Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde Reinhold Pauli, zu dem sich im September Gildemeisters älterer Bruder, der Architekt Karl G., gesellte, der nun der Führer der beiden Freunde in das Reich der bildenden Künste wurde. Auch mit den älteren Landsleuten Delius und Thomas Arens, zu denen noch der Lübecker Ernst Curtius hinzutrat, verkehrte G. viel. Nachdem um Ostern 1843 Pauli nach Bonn gegangen war, wurde G. im Mai, wie es scheint durch

Th. Arens, mit dem literarischen Sonntagsverein bekannt, der sich „der Tunnel über der Spree" nannte. Nach abgelegten Proben seiner dichterischen Formgewandtheit wurde G. am 9. Juli unter dem Namen Camoëns in den Klub aufgenommen, dem er bis in den März 1844 angehört hat.

Dort traf er die späteren Minister Heinr. v. Mühler und Heinrich Friedberg, ferner Louis Schneider, Chr. Fr. Scherenberg, Theodor Fontane, den feinsinnigen und scharfen Kritiker Woldemar v. Loos, den Grafen Moritz von Strachwitz und andere. G. hat der Gesellschaft eine Reihe eigener Dichtungen vorgetragen, Romanzen und Balladen und Dichterbilder (z. T. veröffentlicht von Tielo im „Euphorion", Bd. 13 [1906], S. 105ff., nach den jetzt von der Königl. Universitätsbibliothek in Berlin verwahrten Akten des Tunnels); aber von W. von Loos angefeuert, sein wunderbares Talent für die Nachbildung fremder Dichterwerke zu pflegen, legte er die eigenen Schöpfungen ruhig beiseite, um fortan sein großartiges Nachempfindungsvermögen ganz in den Dienst der Übersetzungskunst zu stellen. Da hat er sich dann, dem Rate seines kritischen Freundes folgend, vor allem Byrons Don Juan zugewandt, dessen Übertragung ihn ebenfalls schon als Primaner gereizt hatte. Loos hatte gesagt, er halte G. für fähig, das von Goethe für unmöglich Erklärte möglich zu machen, G. werde sich durch eine Übersetzung des Don Juan ein Verdienst um die vaterländische Literatur erwerben. Mehrere Gesänge des Gedichts hat er in Berlin ganz oder teilweise fertiggestellt und den Freunden vorgelesen und noch am letzten Abend, den er in ihrem Kreise zubrachte, durch den Vortrag des ganzen siebenten Gesanges lebhaften Beifall geerntet.

Um Ostern 1844 ging G. zur Fortsetzung seiner Studien nach Bonn. Dort hat er, wie ein jetzt im Besitze unseres Historischen Museums befindliches Bild zeigt, im Kreise zahlreicher Kommilitonen auch die Reize des rheinischen Studentenlebens gekostet. „Das heitere, bewegliche, offene Leben an dem herrlichen Rheinstrom äußert einen ungemein wohltuenden Einfluß auf Leib und Seele", schrieb er schon im Mai an den Vater. An heiterer Geselligkeit hat er, wie sich aus anderen Briefen ergibt, auch später gerne teilgenommen. Und vielleicht gewann er eben dadurch die rechte Stimmung, um seine Don Juan-Übersetzung in wenigen Monaten zu Ende zu führen. Schon zu Anfang Oktober 1844 war sie fertig, ja die erste Hälfte

schon an den Verleger der Weser-Zeitung, C. Schünemann, abgesandt, um sie unter die Presse zu bringen.

Daneben versäumte er doch keineswegs, was sich ihm für seine wissenschaftliche Ausbildung darbot. Er hörte Kunstgeschichte bei Welcker, bei Fr. Ritschl ein Kolleg über die Sieben vor Theben und im nächsten Semester Kritik und Hermeneutik, bei Dahlmann Geschichte der französischen Revolution und Politik, bei Diez über Cervantes' Numancia. Aber er fand doch, daß, was man eigentlich studieren nennt, in Bonn, wo nicht unmöglich, so doch sehr schwierig sei, und dachte daher daran, im Sommer 1845 wieder nach Berlin zurückzukehren.

Da trat ihm sein Freund Thomas Arens in den Weg mit der Aufforderung, G. möge im nächsten Sommer an der Redaktion der Weser-Zeitung teilnehmen. Die Zeitung war unter Arens' redaktioneller Leitung zu Anfang 1844 ins Leben getreten. Sie hatte schon im April in ihrem Sonntagsblatte einen Gesang des Don Juan in Gildemeisters Übersetzung gebracht, dann im November seine Übersetzung eines politischen Gedichtes von Barthélemy, zu Anfang März 1845 die eines Bruchstücks aus Molières Tartuffe. Vielleicht hat G. auch noch anderes schon damals in der Zeitung veröffentlicht, der er nicht nur durch Arens, sondern auch durch Nic. Delius freundschaftlich nahestand. Denn dieser hatte ein Jahr lang seine akademische Tätigkeit zugunsten einer redaktionellen Mitwirkung an der Zeitung unterbrochen. Arens hoffte, daß Delius im Herbste dauernd nach Bremen zurückkehren werde, und lud deshalb G. einstweilen nur ein, den gemeinsamen Freund während eines halben Jahres zu vertreten, um hernach seine Studien in Berlin zu beenden und dann, wenn sich ihm nichts Annehmbareres biete, mit Arens und Delius zusammen für die Zeitung tätig zu sein.

Dieser Vorschlag ist für Gildemeisters Zukunft entscheidend geworden. Denn die einmal übernommene journalistische Tätigkeit ließ ihn so bald nicht wieder los, und sie war es, die ihm demnächst den Weg zu den Stellungen im öffentlichen Leben seiner Vaterstadt bahnte, Stellungen, die weit ablagen von denen, auf die er sich durch seine akademischen Studien hatte vorbereiten wollen.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß unmittelbar vor seiner Rückkehr nach Bremen seine Don Juan Übersetzung in zwei Bänden bei Carl Schünemann erschienen war. Sie führte Gilde-

meisters Namen in glänzender Weise in die deutsche Literatur ein. Mit jugendlicher Keckheit folgt sie den genialen Launen Byrons, seinem Witz, seinem Humor, seinem scharfen Sarkasmus, seinen lustigen Wortspielen und burlesken Reimen, aber nicht minder fein weiß der Übersetzer die zartesten und die gewaltigsten poetischen Bilder des Dichters und seine großartigen Naturschilderungen wiederzugeben. Nur ein mit eigener dichterischer Phantasie reich begabter Mann und ein souveräner Beherrscher seiner Muttersprache vermochte eine der schwierigsten Aufgaben, die der Übersetzer sich stellen kann, in so glänzender Weise scheinbar spielend zu lösen. G. war sich seiner Kraft bewußt, hatten doch die Berliner Freunde genug dazu beigetragen sein Selbstbewußtsein zu stärken. Er sprach es in der Vorrede, die er im Dezember in Bonn geschrieben hat, unbefangen aus, er würde nicht so anmaßend sein, mit seiner Übersetzung hervorzutreten, wenn er sie nicht für die beste aller bis jetzt erschienenen hielte, was denn freilich, fügte er hinzu, nicht gar viel sagen will. Und in der Tat ist die Don Juan-Übersetzung des Zwanzigjährigen niemals übertroffen worden, außer durch ihn selbst in der neuen Bearbeitung, die er zwanzig Jahre später zugleich mit den übrigen Werken Byrons veröffentlicht hat.

Zweiundzwanzigjährig kehrte G. im März 1845 in seine Vaterstadt zurück, die er seither nie wieder für längere Zeit als einige Wochen oder Monate verlassen hat. Am 1. April trat er in die Redaktion der Zeitung ein, der er etwas über sieben Jahre angehört hat, nach dem frühzeitigen Tode seines Freundes Arens, gestorben am 10. November 1850, in leitender Stellung. So ist er zu einem formellen Abschlusse seiner akademischen Studien niemals gelangt. Er hat zwar im Herbste 1845 nochmals eine Zeitlang in Berlin sich aufgehalten, damals von Arens ermuntert, er möge doch einem Wunsche seines Vaters gemäß mit dem Doktorhute zurückkehren; aber ihm lag offenbar nichts an einer leeren akademischen Würde. Anders war es, wenn sie ihm als ein Ehrentitel verliehen wurde, und dafür hat denn sein Freund Reinhold Pauli gesorgt, als er 1864 Dekan der philosophischen Fakultät von Tübingen war. Die Fakultät ehrte sich selbst, als sie „den feinsinnigen Übersetzer und Beurteiler von Dichterwerken" (poetarum interpretem et existimatorem elegantissimum) zum Doktor erhob.

Als Redakteur der Weser-Zeitung hat G. die eben in solcher

Stellung besonders aufreibende Bewegung des Jahres 1848 mit allen ihren getäuschten Hoffnungen, die radikale Umgestaltung der bremischen Verfassung und unseres öffentlichen Lebens und die in Bremen noch bis in das Jahr 1852 hinein andauernde Herrschaft der ultrademokratischen Partei durchlebt. Aber sein Temperament und die Höhe seiner Geistesbildung bewahrten ihn davor, auch nur einen Augenblick der radikalen Strömung sich zu überlassen. Ja, er fand eben damals noch Muße, durch historische Studien über seine Vaterstadt seinen Gesichtskreis für die Beurteilung der Zeitströmungen zu erweitern. Im Jahre 1852 veröffentlichte G. in der bei Brockhaus in Leipzig als Ergänzung zum Konversations-Lexikon erscheinenden „Gegenwart", Heft 88, anonym einen Aufsatz über „die freie Stadt Bremen in ihrer politischen und kulturgeschichtlichen Entwickelung", eine Arbeit, deren die unmittelbare Gegenwart behandelnden Schlußabschnitte noch heute sehr lesenswert sind. Wieweit die Urteile des Verfassers über Zustände und Personen etwa von den Ansichten des Bürgermeisters Smidt abhängig waren, läßt sich nicht beurteilen. Gewiß aber ist, daß G., obwohl fast ein halbes Jahrhundert jünger als Smidt, schon damals zu den Intimen des alten Bürgermeisters gehörte. Und vielleicht ist es Smidt gewesen, der G. veranlaßte, sich um die Stelle eines Senatssekretärs und Archivars zu bewerben, zu der er am 25. Juni 1852 berufen wurde.

Wenn er damit auch aus der Redaktion der Zeitung ausschied, so hat er doch die Verbindung mit ihr bis zu seinem Tode noch durch volle fünfzig Jahre bewahrt, und eben in dieser Zeit, frei von den störenden Redaktionsgeschäften, durch eine unerschöpfliche Fülle ausgezeichneter Leitartikel das Ansehen der Weserzeitung außerordentlich gehoben.

Er war noch nicht fünf Jahre im Amte des Archivars gewesen, als er in den Senat gewählt wurde. Es geschah am 11. Mai 1857 am Begräbnistage Smidts und wahrscheinlich noch auf dessen Wunsch. Es war eine besondere Ehrung des eben bestatteten Bürgermeisters, daß der Senat seinen Sohn Heinrich, und daß die Bürgerschaft zwei andere seiner Söhne zu Wahlmännern erwählte. So hielt denn G. recht eigentlich unter der Ägide Smidts seinen Einzug in den Senat. Er hat gleich damals, unter dem unmittelbaren Eindrucke dieses Todes, Smidt ein schönes biographisches Denkmal gesetzt in mehreren

Artikeln der Weser-Zeitung (wiederholt 1873 im Smidtbuch, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft).

Im Senate ist G. neben Funktionen geringerer Art von vornherein zur Teilnahme an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und des damals für den Einzelstaat noch wichtigen Postwesens herangezogen worden. Nach einigen Jahren trat er in die Finanzdeputation ein, in der er seit 1869 durch mehr als zwanzig Jahre den Vorsitz innehatte. Seit 1867 vertrat er Bremen im Bundesrat, nachdem er schon im Herbste 1866 als bremischer Bevollmächtigter an den Beratungen über die Verfassung des Norddeutschen Bundes teilgenommen hatte. Der Behörde für Handel und Schiffahrt gehörte er seit 1870 an. In der 1878 unter dem Namen Tonnen- und Bakenamt von G. neu organisierten Behörde führte er von vornherein den Vorsitz.

So war G. vor und nach der im Jahre 1866 einsetzenden durchgreifenden Wandelung unserer Staatsverhältnisse mit der Wahrnehmung einiger der wichtigsten Geschäftszweige betraut, bald auf dem Gebiete der Finanzen, des Handels und der Schiffahrt, seit 1878 auch der auswärtigen und der Reichsangelegenheiten in leitender Stellung. Dazu hat er vom Oktober 1871 ab mit den verfassungsmäßig vorgeschriebenen Pausen mehr als vierzehn Jahre lang das Bürgermeisteramt bekleidet und innerhalb dieser Zeit jedes zweite Jahr das Präsidium des Senats innegehabt.

Wenn nun schon die Leitung so wichtiger Geschäfte ihm im Senate eine hervorragende Stellung verschaffen mußte, so kam dazu das Gewicht seiner Persönlichkeit, um durch eine lange Reihe von Jahren seinen Ansichten im Senate oft eine entscheidende Bedeutung zu geben.

Die sichere und scharfe Auffassung des springenden Punktes einer zur Verhandlung stehenden Frage, die strenge Sachlichkeit seines Urteils, die vollkommene Beherrschung der Form und die konziliante Art seines Ausdrucks, nicht zuletzt die Vornehmheit seiner Gesinnung und die unantastbare Lauterkeit seines Charakters bildeten die Grundlage der Überlegenheit, die geltend zu machen ihm niemals in den Sinn kam, die ihm aber willig eingeräumt wurde, obwohl eine lebhafte Initiative keineswegs in seinem weit mehr zur Beschaulichkeit, als zum Vorwärtsdrängen geneigten Temperamente lag.

Die gleichen Eigenschaften haben G. in Berlin während seiner

langjährigen Zugehörigkeit zum Bundesrate bei voller Würdigung seiner Persönlichkeit zu einer erheblichen Wirksamkeit nicht eigentlich kommen lassen. So lange dort unter Delbrücks Einfluß in der Reichsverwaltung und in der Gesetzgebung eine liberale Strömung vorherrschte, hat G. freilich lebhaften Anteil an der Entwickelung genommen, die seinem warmen patriotischen Empfinden in gleichem Maße, wie seiner liberalen Überzeugung entsprach. Damals war er auch im Hause des Fürsten Bismarck, für dessen gewaltige staatsmännische Kraft er das vollste Verständnis hatte, ein gern gesehener Gast, wie denn seine geistvolle Unterhaltung ihm bei aller Zurückhaltung, die er sich auferlegte, im Kreise der hervorragendsten Männer stets Geltung verschaffte. Sobald aber nach Delbrücks Ausscheiden aus dem Amte mit der schutzzöllnerischen Ära die Reaktion auch auf andere Gebiete des Staatslebens übergriff, bemächtigte sich Gildemeisters eine so mißmutige Stimmung, daß er fortan seinen Aufenthalt in Berlin abkürzte, so viel es nur immer und bisweilen mehr als es mit den von ihm wahrzunehmenden Interessen verträglich war.

Auch daheim machte sich diese Stimmung geltend. Nur in einem für Bremen außerordentlich wichtigen Unternehmen hat G. noch um das Jahr 1885 seine pessimistische Auffassung überwunden; es war in der Frage, ob Bremen, falls ihm das Reich die Erhebung einer Schiffahrtsabgabe auf der Weser gestatten würde, das große Projekt der Weserkorrektion allein auf seine Schultern nehmen könne. G. trat mit Entschiedenheit für dies große Risiko ein und gab dem Unternehmen damit im Senate eine kräftige Stütze. Sonst aber wurde er im Senate noch stiller und zurückhaltender, als er von jeher bei geschäftlichen Beratungen gewesen war, und nur in der Zeitung ließ er bisweilen seine Warnungsrufe ertönen gegen Maßregeln oder gesetzliche Vorlagen der Reichsregierung, die ihm unheilvoll erschienen. Es drängte ihn schließlich, die Geschäfte von sich abzuschütteln, in denen er eine seinen Überzeugungen und seinen Wünschen entsprechende Wirksamkeit nicht mehr glaubte ausüben zu können.

Das war der Grund, weshalb er zu Ende 1889 eine Wiederwahl für das Bürgermeisteramt ablehnte, um bald darnach, am 11. Februar 1890, nach achtunddreißig Dienstjahren, noch in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit seine Entlassung aus dem Senate

zu nehmen. Er wollte die letzten Jahre seines Lebens — glücklicherweise waren es noch mehr als zwölf Jahre — ledig aller Pflicht noch als Mensch genießen im Kreise seiner Familie, mit Frau und Töchter und Enkeln, in der altgewohnten Weise der Begleitung des öffentlichen Lebens durch die in der Zeitung veröffentlichten Betrachtungen, in der Revision der Arbeiten, die ihn durch sein Leben begleitet hatten.

Seit seiner Schülerzeit hatte er niemals die Lust an der Verdeutschung fremder Dichtungen verloren. Der Erfolg seiner Don Juan-Übersetzung hatte ihn wieder zum Childe Harold und anderen Romanzen Byrons greifen lassen. Die Übertragung der kleineren Gedichte und der dramatischen Werke Byrons, an denen er sich, wie wir gehört haben, schon früh versucht hatte, hatte er wieder aufgenommen. Manche dieser Dichtungen hatte er von 1854 bis 1862 in dem von Fr. Pletzer herausgegebenen Bremer Sonntagsblatt schon veröffentlicht, als er sich zu der Gesamtausgabe der Werke Byrons entschloß, in der der Don Juan und andere schon früher von ihm veröffentlichte Gedichte in neu durchgearbeiteter Gestalt erschienen. Der 1864 bei G. Reimer in sechs Bänden herausgekommenen Byronübersetzung gebührt gewiß die Krone unter allen Werken Gildemeisters. Von ihr, die durchweg den Eindruck einer Originalschöpfung macht, gilt in vollem Maße das von G. selbst geprägte Wort: „Des Übersetzers Ehre ist, daß, wer sein Werk liest, ihn vergißt." Kein Wunder, daß diese Übersetzung schon 1866 die zweite, 1877 die dritte und 1888 die vierte Auflage erlebte.

G. wandte sich dann Shakespeare zu. An der von Bodenstedt u. a. bei F. A. Brockhaus herausgegebenen neuen Shakespeare-Übersetzung fiel G. der Löwenanteil zu. Er hat von 1867—1871 die sämtlichen Königsdramen, den Julius Cäsar, das Wintermärchen und die Lustspiele Was ihr wollt und Verlorene Liebesmüh, übrigens in möglichster Anlehnung an die von ihm als trefflich anerkannte Übersetzung A. W. Schlegels, zu dem Werke beigesteuert.

Er krönte diesen ausgezeichneten Beitrag zur Förderung der Kenntnis Shakespeares in Deutschland durch die völlig selbständige Übersetzung seiner Sonette, die er mit einer interessanten Einleitung und mit Erläuterungen versehen 1871 ebenfalls bei Brockhaus erscheinen ließ; sie ist 1876 zum zweiten Male herausgegeben.

Vermutlich hat er nicht lange darauf schon Ariosts Orlando furioso, an dem er vor dreißig Jahren unter Leitung seines Vaters die ersten italienischen Studien gemacht hatte, wieder hervorgeholt, um auch dieses Gedicht im Versmaße des Originals zu verdeutschen. Insbesondere fand G., seit die Entwicklung unserer öffentlichen Zustände ihn mit steigendem Mißmut erfüllte, in dieser Arbeit ein ihm wohltuendes Gegengewicht gegen jene Stimmung. „Der bunten und heitern Laune des Dichters mit frohem und freiem Geiste sich hingebend", täuschte er sich wenigstens immer wieder einmal für Stunden über die ihn bedrückende Wirklichkeit hinweg. So entstand in der Schule des Italieners eine Übersetzung, die der buntschillernden Farbenpracht und dem Wohllaute des Originals für ein deutsches Ohr so nahekommt, wie es überall möglich ist. Die Übersetzung erschien 1882 und 1883 bei Wilh. Hertz in vier Bänden.

Und gleich nach der Beendigung der Arbeit, bei der man darüber erstaunt, daß ihre Länge ihn niemals ermüdet zu haben scheint, griff er zu dem nach Inhalt und Form weit schwierigeren Unternehmen, Dantes Göttliche Komödie zu verdeutschen, dem früh von ihm aufgestellten Grundsatze getreu Reim und Versmaß des Originals mit gewohnter Sicherheit nachbildend. Eine allgemeine Einleitung gibt dem Leser einen Überblick über die Zeitumstände und die persönlichen Schicksale Dantes, und kurze Einleitungen, die jedem Gesange der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses vorangeschickt sind, erläutern die jeweilige Situation und einzelne schwer verständliche Stellen. Wie sehr G. mit dieser Arbeit mehr als irgendeiner seiner Vorgänger der gewaltigen Dichtung gerecht geworden ist und das Verständnis für sie und den Geschmack an ihr belebt hat, beweist schon allein der Umstand, daß seine zuerst 1888 ebenfalls bei Hertz erschienene Danteübersetzung bereits 1891 zum zweiten Male, 1900 zum dritten Male und 1905 zum vierten Male aufgelegt werden mußte.

Es war die letzte der großen Übersetzungsarbeiten, durch die G. die deutsche schöne Literatur um kostbare Werke bereichert hat. In den letzten anderthalb Jahrzehnten seines Lebens ist er nur bei erforderlichen Neuauflagen zu den Übersetzungen zurückgekehrt, um etwa hier oder dort noch einmal die Feile anzusetzen.

Dagegen nahm er, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte,

seine journalistische Tätigkeit mit lebendigerem Eifer und größerer Regelmäßigkeit als in den vorangegangenen Jahren wieder auf. Es war nicht nur die Weserzeitung, in der er nach alter Gewohnheit, aber von nun ab mit seltenen Ausnahmen regelmäßig an jedem Sonntag und an jedem Donnerstag seine feinsinnigen Betrachtungen über die politischen und sozialen Erscheinungen des Tages anstellte. Er hatte neben ihr schon seit geraumer Zeit für seine literarische Tätigkeit ein zweites ihm sympathisches Organ in der von Th. Barth herausgegebenen und von Gildemeisters Freunde Ludwig Bamberger unterstützten „Nation" gefunden. Hier hat er, wie in früheren Zeiten wohl in der Deutschen Rundschau und noch früher im Bremer Sonntagsblatte, meistens anknüpfend an die Lektüre, die ihn gerade gefesselt hatte, bisweilen auch an andere Erscheinungen, die ihm entgegengetreten waren, Aufsätze veröffentlicht, die durch Gedankenreichtum und Darstellungsform zu dem Besten gehören, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Eine Auswahl aus diesen zwischen 1859 und 1893 in den obengenannten Blättern veröffentlichten Aufsätzen haben, da G. selbst sich zu einer Sammlung dieser Arbeiten nicht entschließen konnte, einige seiner Freunde unter dem Titel Essays von Otto G. in zwei Bänden 1896 und 1897 bei Wilh. Hertz herausgegeben. Der erste Band ist 1903, der zweite 1909 zum vierten Male erschienen.

Den gleichen Dienst, wie diese ungenannten Freunde ihm, hatte G. selbst zusammen mit L. Bamberger schon 1892 dem Andenken Heinr. Hombergers erwiesen durch Veröffentlichung eines Bandes der geistvollen Essays, die Homberger in verschiedenen Zeitschriften bekannt gemacht hatte (Berlin, Wilh. Hertz). Ein Jahr später veröffentlichte G. bei F. Fontane & Co. in Berlin das Trauerspiel Columbus von Karl Werder „in der Fassung letzter Hand". Er hatte diesen Freundschaftsdienst dem von ihm hochverehrten Verfasser kurz vor dessen Tode zugesagt.

G. hat ein durch körperliche Beschwerden kaum getrübtes Alter genossen, im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte, bis wenige Wochen vor seinem Tode durch seine schönen, freilich in letzter Zeit etwas weltfremden Zeitungsartikel seine Teilnahme an dem öffentlichen Leben bezeugend. Nach kurzem Krankenlager wurde er infolge einer Lungenentzündung am 26. August 1902 im achtzigsten Jahre seines Lebens vom Tode dahingerafft.

G. war ein Humanist im schönsten Sinne des Wortes, ein Mann von den feinsten geistigen Anlagen, kenntnisreich und gedankenvoll wie wenige, der mit einem durchdringenden Verstande ein warmes Herz verband, der mit klarem Blicke in sich und um sich schaute, mit psychologischem Scharfsinn und mit seinem wundervollen Nachempfindungsvermögen von seinem stillen Arbeitszimmer aus Welt und Menschen betrachtend und beurteilend. Ein Mann, der früh gelernt hatte, sich selbst zu zügeln, Maß zu halten in allen Dingen, und der vielleicht eben deshalb ein kundiger und milder Beurteiler der Leidenschaften war, die die Menschen beherrschen. Ein Mann, der auf die Kleinen nicht herabsah und zu echter Menschengröße mit voller Bewunderung emporschaute. „Einen großen Mann zu verehren", so sagte er beim Tode Moltkes, „gehört zu den edelsten Freuden, die uns auf Erden vergönnt sind."

Paul Heyse hat in einer schönen Begrüßung Gildemeisters zu dessen siebenzigstem Geburtstage gesagt:

Zu selbstlos bargst du stets den eignen Wert,
Da doch an goldner Weisheit, Witz und Wissen
So reiche Lebensfrucht dir ward beschert.

Und eben dies haben viele andere manchesmal beklagt.

Allein Ehrgeiz lag nun einmal nicht in Gildemeisters Natur. So nahm er auch das Wort, sei es in mündlicher Rede oder schriftlich, nur wenn die Pflicht oder ein inneres Bedürfnis ihn zum Sprechen drängte. Diese Zurückhaltung hat man ihm in seiner amtlichen Wirksamkeit nicht mit Unrecht manchesmal zum Vorwurf gemacht. Um so mehr dürfen wir uns darüber freuen, daß der ungewöhnliche Reichtum seines Innenlebens ihm von früher Jugend bis in sein hohes Alter immer wieder Anlaß gegeben hat, sich auszusprechen. Wer die Reihe der uns von G. hinterlassenen Werke überblickt, wird finden, daß die Mußestunden seines durch fünfundvierzig Jahre zumeist von Berufsgeschäften in Anspruch genommenen Lebens eine reiche Ernte gezeitigt haben. Und doch ist, was uns unter seinem Namen gesammelt vorliegt, nur ein kleiner Teil gegenüber dem, was aus seiner nimmermüden Feder zerstreut in Zeitungsblättern steckt. Darunter wohl vieles, was nur für den Augenblick geboren ist, aber sicherlich auch vieles, was der Nachwelt unverloren sein sollte.

Nach seinem Tode sind noch drei Werke erschienen, die neue

oder erneute Zeugnisse seines Sprachvermögens und Gedankenreichtums geben. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse veröffentlichte im Jahre 1904 Dr. Heinr. Spies bei G. Reimer in Berlin die von G. schon 1840 vollendete Übersetzung des Königs Lear und die etwa dreißig Jahre jüngeren Übersetzungen von Romeo und Julia, Othello und Macbeth, im folgenden Jahre Paul Heyse in B. Behrs Verlag, Berlin, Lodov. Arioſts Satiren, im Versmaß des Originals übersetzt von O. G. mit einer Einleitung des Herausgebers. Im Jahre 1908 endlich gab die Literarische Gesellschaft des Künstlervereins bei Quelle & Meyer in Leipzig unter dem Titel „Politische Essays" eine kleine Auswahl aus der ungeheuren Summe von Leitartikeln heraus, die G. in einem halben Jahrhundert für die Weserzeitung geschrieben hat.

Von den zahlreichen Aufsätzen, die über G. teils bei seinen Lebzeiten, teils nach seinem Tode erschienen sind, mögen hier angeführt werden: Arth. Fitger, Deutsche Dichtung, hersg. v. K. E. Franzos, 1889, Bd. 5, S. 124 ff. L. Bamberger, Die Nation, 1893, März 11 (wiederholt, Charakteristiken 1894, S. 309 ff.). H. Bulthaupt, W. Z. 1893, März 12. E. Fitger, das., März 13. Mor. Lindemann, das. 1894, Januar 1. E. Fitger, das. 1902, Aug. 27. Alex. Meyer, Die Nation, 1902, Aug. 30. Arth. Fitger, das., Sept. 9. E. Ruete, Engl. Studien, hersg. v. Joh. Hoops, 1902, Bd. 31, S. 388 ff. Heinr. Spies, Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, 1903, S. 715 ff. (vgl. dazu W. Z. 1903, Aug. 15). A. K. T. Tielo, Euphorion, 1906, Bd. 13, S. 105 ff. „Aus den Tagen Bismarcks", Polit. Essays 1909, Einleitung.

Bippen.

**Gleim**, Betty, Erzieherin und Schriftstellerin, eine Großnichte des Dichters, zu Bremen am 13. Aug. 1781 geboren und gestorben ebenda am 27. März 1827. Sie gründete hier 1806 und 1819 und in Elberfeld 1816 höhere Schulen für Mädchen; im Mai 1819 „um dem weiblichen Geschlechte die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erleichtern" eine lithographische Anstalt in Bremen.

Das Nähere über Leben und Werke (aus deren großer Zahl nur das „Kochbuch" ihr Andenken lebendig erhalten sollte) siehe A. D. B., Bd. 49, S. 390–93.

A. Conke.

**Goltermann**, Heinrich, geb. den 11. Mai 1823 in Bremen,

seit 1839 als Konditor außerhalb Bremens beschäftigt, wanderte nach Amerika aus, kehrte 1861 nach Bremen zurück und wurde hier Kolporteur für mehrere Buchhandlungen. Von etwa 1885 ab bis 1898 gab er jährlich eine, manchmal zwei Sammlungen plattdeutscher Erzählungen und Gedichte meistens im Selbstverlage heraus, die interessante Einblicke in das Leben der unteren Volksschichten Bremens gewähren. Er starb am 10. Juli 1899 in Bremen.

Vgl. Bettelheims Nekrolog Bd. 4, S. 235; Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. 22, S. 75.

Herm. Tardel.

**Gondela**, Simon Heinrich, geb. in Bremen am 26. September 1765 als Sohn des Stadtphysikus Christian Adam G., der 1774 als Fürstbischöflicher Leibarzt nach Eutin berufen wurde und dort schon 1777 starb. So hat G. seine spätere Knabenzeit in Eutin und, nachdem 1780 auch seine Mutter gestorben war, seine letzten Schuljahre und die erste Studentenzeit in Kiel verlebt. Von Ostern 1785 an setzte er seine juristischen Studien in Göttingen fort, wo er im Mai 1788 zum Doctor jur. promoviert wurde. Nach einer Reise durch die Schweiz entschloß er sich, in seine Vaterstadt zurückzukehren und ließ sich in Bremen als Advokat nieder. Seine von Haus aus, wie es scheint, günstige Vermögenslage verbesserte sich noch, als er im Sommer 1790 eine Tochter der Rätin Oelrichs, geb. von Büren, Witwe des 1789 gestorbenen Kaiserlichen Rats Oelrichs (Frensdorff in der A. D. B. 24, S. 317), heiratete. Er führte seine Gattin über Eutin, Kiel und Göttingen in die Pfalz auf ein Weingut bei Neustadt a./d. Hardt, das der jungen Frau erblich gehörte, und dann über den Rhein nach Bremen zurück. Am 23. Juni 1792 wurde er in den Senat gewählt, dem er mit der Unterbrechung durch die französische Okkupation bis in den August 1816 angehörte, in den schwierigsten Zeiten und unter den trübsten Erfahrungen, die Bremen jemals durchgemacht hat. Während der französischen Zeit bekleidete er das Amt eines Vizepräsidenten des Ziviltribunals. Als am 6. November 1813 der russische General von Tettenborn nach Abrede mit Gondela und Smidt die Wiederherstellung der bremischen Republik verkündete, trat G. an die Spitze der nach der gleichen Abrede aus acht Mitgliedern des Senats und 26 Mitgliedern der Bürgerschaft gebildeten provisorischen Regierungs-Kommission. Diese Kommission, bestimmt ein rasches Handeln in allen Regierungs-

und Verwaltungs-Angelegenheiten zu ermöglichen, und mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, hatte die schwierige Aufgabe, das zertrümmerte bremische Staatswesen zu neuem Leben zu erwecken und zugleich die ungeheuren Anforderungen, die der Krieg an das Gemeinwesen stellte, auszuführen. Da hat G., wie die vorhandenen Akten beweisen, eine ganz außerordentliche Tätigkeit entwickelt und sich den Dank der Nachwelt durch die Zweckmäßigkeit und energische Durchführung seiner Entschlüsse verdient. Aber die aufregende Tätigkeit, die er an der Spitze des Staats durch anderthalb Jahre ausübte, sollte ihm selbst zum Verderben gereichen. Schon während der französischen Zeit hatte er mutmaßlich starke Einbußen an seinem Vermögen erlitten, als Präsident der Regierungskommission aber keinen Augenblick Zeit gehabt, an seine persönlichen Angelegenheiten zu denken. So kam es, daß um Mitte März 1815 durch gerichtliche Urteile sein Vermögensverfall notorisch wurde. Nach anderthalb Jahren höchst unerquicklicher Verhandlungen, in denen der Senat seinem hochgeschätzten Kollegen, dem um Bremen vielverdienten Manne mit möglichster Langmut begegnete, sah sich G. Ende August 1816 doch endlich genötigt, seine Entlassung aus dem Senate zu beantragen. Man gewinnt den Eindruck, daß ihm, wenn er sich nur helfen lassen wollte, mit einer selbst in den damaligen ökonomisch trüben Zeiten nicht unerschwinglichen Summe hätte geholfen werden können, aber er hatte, wie es scheint, mit dem Zusammenbruch alle Energie verloren und hatte überdies das Unglück, daß der ihm seit zwanzig Jahren freundschaftlich wohl am nächsten verbundene Smidt, dessen erfindungsreicher Kopf vielleicht die Mittel zur Hilfe entdeckt haben würde, während der ganzen Zeit, zuerst in Wien und dann in Frankfurt, von Bremen abwesend war. G., dem eine geringe Pension bewilligt wurde, siedelte dann mit seiner Frau, die ihm Kinder nicht geschenkt hatte, nach Heidelberg über, wo er noch bis zum 30. Januar 1832 gelebt hat, mit Smidt, der ihn von Frankfurt aus wiederholt besuchte, beständig in freundschaftlicher Verbindung, zwei Söhnen Smidts, die in Heidelberg studierten, ein in dankbarem Gedächtnis behaltener väterlicher Freund und stets bemüht, anderen Bremern, die die schöne Neckarstadt aufsuchten, ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Er hat sich dort mit literarischen und nach einer von früher Jugend her in ihm lebendigen Vorliebe für das Theater auch mit dramatischen Arbeiten beschäftigt. Eine Samm-

lung dramatischer und lyrischer Gedichte von ihm, darunter ein Drama gedruckt, ferner von Vorträgen, die er in jüngeren Jahren im bremischen Museum gehalten hat, auch eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1802 besitzt die Stadtbibliothek. Bippen.

**Grabau,** Johann Christian Leberecht, Maler und Zeichenlehrer, getauft den 1. Juli 1810 in Bremen, gest. den 4. Jan. 1874 daselbst, Sohn des Lehrers Leberecht G., auf dessen Gesuch der Senat 1832 dem Sohne für drei Jahre je 50 Taler zu Ausbildungszwecken bewilligte. Christian G. war seit 1830 Schüler der Akademie zu Düsseldorf, wo Fr. Simmler ihn unterrichtete. Er war vorzugsweise Landschafts- und Tiermaler, wenngleich er im Adreßbuch von 1840—74 als Porträtmaler und Zeichenlehrer aufgeführt ist. Sein Zeichenunterricht wurde von vielen Damen und Herren besucht. In der Kunsthalle hat er von 1843 an häufig ausgestellt. Die Kunsthalle besitzt sechs von ihm geschenkte Handzeichnungen und eine Reihe von Radierungen sowie ein Ölbild, die Weserdünen bei Schelles Landgut in Hastedt darstellend, im Hintergrunde mit den Türmen Bremens. In der Stadtbibliothek zwei Porträts, die Pastoren C. L. von Hanffstängel und G. A. Wimmer, nach Zeichnungen Grabaus lithographiert. Die Ansicht der Ansgariikirche im Band III der Bremischen Denkmale ist nach einem Aquarell Grabaus hergestellt. G. hat auch die bremischen Dorfkirchen und die städtischen Kirchen (ob alle?) gezeichnet. Photographien nach seinen Zeichnungen sind um 1869 in den Handel gebracht. Diese Photographien sind zu den Abbildungen in Buchenaus Werk: Die freie Hansestadt Bremen, 3. Auflage, benutzt (siehe Vorrede, S. 4). Einige Blätter seiner Hand im Historischen Museum: die Holzpforte, der Grasmarkt, das Flet von Humanns Hof bei Gröpelingen. In der Umgegend Bremens gibt es von ihm herrührende Ansichten, die er während seiner Ferienaufenthalte auf dem Lande verfertigt hat.

Siehe Hurm, Manuskr., Brem. Blätter 1835, I, S. 34.

Joh. Focke.

**Gräfe,** Heinrich, Professor Dr. phil., Direktor der höheren Bürgerschule, der heutigen Realschule in der Sögestraße, wurde am 3. März 1802 zu Buttstädt in Thüringen geboren. Er besuchte das Gymnasium in Weimar und studierte in Jena Theologie und verschiedene Schulfächer, darunter auch Mathematik, die auch später

sein Lieblingsfach blieb. Zunächst war er in Weimar als Geistlicher, Kollaborator an der Stadtkirche, und als Lehrer am Gymnasium tätig. Nach zwei Jahren, 1825, wurde er Rektor der Stadtschule in Jena. Daneben entfaltete er als pädagogischer Schriftsteller eine eifrige Tätigkeit und gab auch bereits eine Zeitschrift „Die deutsche Schule" heraus. Dies hatte die Folge, daß ihm 1840 neben seinem Schulamte eine Professur für Pädagogik an der Universität Jena übertragen wurde. Dadurch erhielt er die Anregung zur Abfassung seiner großen pädagogischen Werke, der „Allgemeinen Pädagogik" und „Der deutschen Volksschule". Im Jahre 1842 erhielt er einen ehrenvollen Ruf als Rektor der Bürgerschule nach Kassel. Schon damals galt er als einer der ersten Schulmänner Deutschlands. So war es ihm möglich, 1845 eine jährliche Versammlung deutscher Realschulmänner ins Leben zu rufen, aus der später die allgemeine deutsche Lehrerversammlung erwuchs. Im Juli 1849 wurde er zum Abgeordneten für die Hessische Ständeversammlung gewählt, in der er sich der demokratischen Linken anschloß. Damit begann er eine eifrige politische Tätigkeit, durch die er bald eine führende Stellung in der hessischen Kammer erlangte, aber zu der Regierung in Gegensatz geriet. Im Sommer 1850 wurde er zum zweiten Male in die Ständeversammlung gewählt, wurde Mitglied des bleibenden landständischen Ausschusses und nahm an allen Handlungen desselben im Kampfe gegen die Regierung teil, besonders als in Kurhessen die Reaktion unter dem Ministerium Hassenpflug einsetzte. Die Folge war, daß er, nachdem die Reaktion gesiegt hatte, von dem permanenten Kriegsgerichte 1851 in Anklagezustand versetzt, verhaftet und 1852 wegen Majestätsbeleidigung zu einjähriger Festungshaft und zum Verluste seiner Ämter verurteilt wurde. Nach Abbüßung seiner Strafe ging er 1853 nach Genf, war hier zunächst als Lehrer tätig und trug sich mit Plänen zur Begründung eines großen Erziehungsinstitutes. Bevor er diese ausführen konnte, erhielt er 1855 einen Ruf nach Bremen, um hier eine höhere Bürgerschule einzurichten. Am 1. Oktober 1855 trat er sein Amt an. Seine Schule wurde mit sieben Klassen eröffnet, entwickelte sich aber unter seiner geschickten Leitung so rasch, daß sie schon nach fünf Jahren zwölf Klassen hatte, und 1868 die Berechtigung zur Erteilung des Einjährigenzeugnisses erlangte. Noch 13 Jahre waren ihm als Leiter der Schule beschieden. Daneben

war er noch anderweitig vielseitig tätig. Er gründete eine Vorbereitungsschule für seine Anstalt, rief eine höhere Töchterschule ins Leben, deren Leitung sein Kasseler Freund Janson übernahm, gab eine pädagogische Zeitschrift heraus und schrieb eine große Anzahl von Schulbüchern auf den verschiedensten Gebieten. Seine staunenswerte Arbeitskraft schien unerschöpflich zu sein. Sein Tod erfolgte im Sommer 1868. Gräfe gehörte seinerzeit zu den ersten Schulmännern Deutschlands, seine Hauptschriften „Die Allgemeine Pädagogik" und „Die deutsche Volksschule" sind noch heute bedeutungsvoll.

Ein Verzeichnis seiner Schriften in der Broschüre: Zur Erinnerung an Prof. Dr. Heinrich Gräfe, Ein Gedenkblatt für seine Freunde, Danzig, F. A. Weber 1868. Über sein Leben: Dr. Armin Reiche, Die Entwickelung des Realschulwesens in Bremen, Bremen 1905; Dr. K. A. F. Knabe, Vorgeschichte und Entwickelung der Oberrealschule zu Kassel, Kassel 1893; An das Elternhaus. Mitteilungen aus der Realschule und der Bürgertöchterschule, 8. Jahrgang, Bremen 1869; Brockhaus, Konversationslexikon (in der älteren Ausgabe); Rein, Enzyklopädistisches Handbuch der Pädagogik. Fast alle Lehr- und Handbücher über die Geschichte der Pädagogik u. a. berichten über ihn.

Dr. H. Gerdes.

**Grave**, Friedrich Ludolf, geb. in Bremen 15. Nov. 1815, verlor früh seinen Vater, erhielt aber unter bedrängten Umständen von der sorgsamen Mutter eine gute Erziehung. Nach Absolvierung der Schule widmete er sich dem Kaufmannsstande und begründete 1847 ein eigenes Geschäft, das er bald zu ansehnlicher Blüte brachte. 1851 wurde er in die Bürgerschaft gewählt, 1854 zum Mitgliede der Handelskammer und am 28. Februar 1857 zum Mitgliede des Senats. Bei seiner Einführung in den Senat hielt am 6. März Bürgermeister Smidt die letzte seiner Präsidialreden, fast seine letzte amtliche Handlung, da er gleich darauf erkrankte und zwei Monate später starb. G. hat als Mitglied des Senats in Finanz- und Steuersachen, als Eisenbahnkommissar, in Zollsachen, in der Behörde für Handels- und Schiffahrtsangelegenheiten und in der Deputation für Häfen und Eisenbahnen eine umfangreiche und ersprießliche Tätigkeit entwickelt, dabei durch allseitige und ruhige Erwägung, durch klares Urteil und die Fähigkeit einer präzisen Darlegung seiner Ansicht sich ausgezeichnet. Am Schlusse des Jahres 1873 wurde

er für die folgenden vier Jahre zum Bürgermeister erwählt und nochmals nach dem Tode des Bürgermeisters Pfeiffer am 15. April 1879 für die Zeit bis Ende 1883. Viermal hat er der Verfassungsvorschrift gemäß je ein Jahr lang dem Senate präsidiert und sich dabei als besonnener und gewandter Leiter der Verhandlungen und nach außen hin als achtunggebietender Vertreter der Staatsobrigkeit bewährt. Eine ihm eigene, etwas altväterisch steife Würde, die von einer imponierenden Erscheinung unterstützt wurde, verband er mit großer persönlicher Liebenswürdigkeit und einem freundlichen Wohlwollen gegen alle seine Untergebenen. Durch viele Jahre war er Bauherr des Doms und nahm sowohl wegen dieser Stellung, wie seiner persönlichen Neigung entsprechend lebhaften Anteil am kirchlichen Leben unserer Stadt. Seine in seltenem Maße vom Glück begünstigte Laufbahn wurde im Jahre 1880 durch den in jugendlichem Alter erfolgten Tod seines einzigen Sohnes schmerzlich getrübt. Nicht lange darnach stellten sich Krankheitserscheinungen bei ihm ein, die auch durch einen Aufenthalt an der Riviera nicht gehoben wurden. Infolge dessen erbat er am 18. April 1882 von Nizza aus die Entlassung aus seinem Amte. Er hat dann noch fast drei Jahre im Ruhestande gelebt und ist am 22. Januar 1885 in seinem 70. Lebensjahre gestorben.

Einen warm empfundenen Nachruf hat ihm einer seiner Jugendfreunde, Dr. Heinrich Pletzer, in der Weser-Zeitung vom 1. Februar 1885 gewidmet.

Bippen.

**Gravenhorst,** Karl Theod., wurde am 1. November 1810 in Braunschweig als Sohn eines höheren Beamten geboren. Er studierte klassische Philologie und Geschichte, vornehmlich in Leipzig und Göttingen und war Lehrer in Göttingen, dann in Lüneburg, wo er die Leitung des Alumnats an der Ritterakademie erhielt. 1848 wurde er als Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung entsandt, an deren Beratungen er, auf der Seite der Linksliberalen stehend, den lebhaftesten Anteil nahm. Da er wegen dieser Haltung nach seiner Rückkehr von der Reaktion angefeindet wurde, ließ er sich als Lehrer an das Gymnasium in Hildesheim versetzen, folgte aber im Herbst 1857 einem Rufe als Direktor der bremischen Gelehrtenschule. Seine reiche pädagogische Erfahrung kam der Umwandlung dieser alten Anstalt in ein eigentliches nach unten hin

erweitertes Gymnasium zugute; auch bei der Reorganisation der anderen Abteilungen der Hauptschule bediente sich die Unterrichtsverwaltung seines sachkundigen Beirats. Energisch, kenntnisreich, dabei weltmännisch-fein, aller Pedanterie abgeneigt, wie er war, hat G. als Direktor und Lehrer einen großen Einfluß auf seine Schüler geübt; seine Ziele glaubte er besser durch eine gewisse Anpassungsfähigkeit an Menschen und Dinge, womit er die Widerstände der Umwelt zu überwinden suchte, als durch eine starke Geschlossenheit der Persönlichkeit zu erreichen. Über Themata aus dem Gebiete des klassischen Altertums, das er mehr nach der ästhetischen als nach der eigentlich philologischen Seite behandelte, hielt er wirkungsvolle Vorträge. Griechische Tragödien übersetzte er ins Deutsche, seine Tragödie Klytämnestra, eine selbständige Bearbeitung, wurde auf den Theatern in Bremen und Braunschweig aufgeführt.

Ostern 1866 vertauschte G. seine Stellung in Bremen mit derjenigen eines Gymnasialdirektors seiner Vaterstadt Braunschweig. Er erhielt hier den Titel Schulrat, wurde im Nebenamt Referent für die höheren Schulen, 1877 Mitglied der Oberschulkommission und übte auf das höhere Schulwesen des Herzogtums einen bedeutenden Einfluß. Ostern 1881 trat er in den Ruhestand und ist am 28. Januar 1886 gestorben.

Eine ausführlichere Lebensbeschreibung widmet ihm P. Zimmermann in A. D. B. 49, 516 ff., wo auch weitere Literatur aufgeführt ist.

H. Entholt.

**Grelle**, Martin, Vorsteher der St. Rembertischule, wurde als Sohn eines Färbermeisters in der Neustadt am 28. Oktober 1805 geboren. Er besuchte die Domschule, wo der Lehrer Rutenberg ihn vermutlich zur Wahl des Lehrerberufs bewog. Nach seiner Konfirmation wurde er bei einem Schulvorsteher Schulgehilfe, erteilte, wie üblich, den Tag über Unterricht und besuchte abends die Seminarschule. An dem alten Bremer Seminar war damals ein ausgezeichneter Gelehrter und Schulmann tätig, der Seminarlehrer Steckel (s. diesen), der eine große Anzahl tüchtiger Schulmänner heranbildete. Nach Beendigung seiner Ausbildung wurde G., erst 21 Jahre alt, am 4. Oktober 1826 zum Oberlehrer der Kirchspielschule von St. Remberti gewählt. Beim Antritt seines Amtes hatte die Schule zwei Klassen mit etwa 50 Schülern und Schülerinnen, bei seinem Übergang in den Ruhestand 16 Klassen mit un-

gefähr 1000 Schülern und Schülerinnen. G. erfreute sich als Lehrer und Schulvorsteher in allen Kreisen der bremischen Bevölkerung einer großen Beliebtheit und eines unbegrenzten Vertrauens. Dies kam besonders zum Ausdruck, als er am 5. Oktober 1876 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte. Noch 13 Jahre stand er an der Spitze der Rembertischule, bis er im 84. Lebensjahre am 1. April 1889 in den Ruhestand trat. Zehn Tage darauf starb er. — G. besaß ungewöhnliche Lehrgaben, eine unermüdliche Ausdauer in seiner Lehrtätigkeit und ein selbstloses opferwilliges Wesen, verbunden mit einem festen energischen Charakter, der auch den Kampf nicht scheute. Neben seinem Schulamte widmete er sich auch den öffentlichen Angelegenheiten, besonders dann, wenn Schulangelegenheiten in Frage kamen. In solchen Fällen stand ihm auch eine eindringliche Beredtsamkeit zu Gebote. Die Rembertigemeinde wählte ihn schon früh in den Kirchenvorstand; im Jahre 1848 trat er in die bremische Bürgerschaft ein, der er mit Unterbrechung von einigen Jahren bis 1889 angehörte. Als Mitglied der letzteren wurde er in der Regel in die Schuldeputation gewählt und hatte damit Gelegenheit, seinen Einfluß auf das bremische Schulwesen geltend zu machen. Er war ferner lange Zeit Mitglied der Lehrerprüfungskommission, beteiligte sich lebhaft an den allgemeinen Lehrerkonferenzen und gehörte mancherlei pädagogischen Ausschüssen an.

Vgl. „Ein Charakterbild des verewigten Schulvorstehers Martin Grelle". Bremen 1889. Druck und Verlag von C. H. Meierdierks.

Dr. H. Gerdes.

**Gröning**, Albert Wilhelm, Sohn des Syndikus A. G. B. Gr. (1784—1843), Enkel Georgs (s. diesen), wurde in Bremen geboren am 26. Januar 1839. Nach beendigtem Studium der Rechtswissenschaft ließ er sich 1860 in Bremen als Advokat nieder. Es war die Zeit, in der die neue Ära in Preußen die Hoffnungen auf eine Neugestaltung Deutschlands und auf eine liberale Politik belebte. G. schloß sich mit jugendlichem Enthusiasmus beiden Wünschen an, wurde ein eifriges Mitglied des Nationalvereins und war in vaterstädtischen Angelegenheiten bald immer da zu finden, wo liberale Anschauungen sich Geltung zu verschaffen strebten. Seinen vaterländischen Sinn hat er in höchst anerkennenswertem Maße bekundet, als er im Juli 1870 im 32. Lebensjahre als Kriegsfreiwilliger in die Ersatztruppe des bremischen 75. Regiments eintrat. Er ist

freilich erst ins Feld gekommen, als der Krieg im wesentlichen beendet war, hat aber doch viele Mühen und Gefahren mit seiner Truppe geteilt und dafür einige Monate später das Eiserne Kreuz erhalten, das ihm ein stolzes Erinnerungszeichen blieb. An seiner liberalen und freihändlerischen Überzeugung hat er unter allem Wechsel der politischen Erscheinungen unbeugsam festgehalten, ungeachtet daß er dadurch manches Mal Anstoß erregte und den Ruf eines Doktrinärs sich zuzog.

Im Jahre 1867 trat er in die Bürgerschaft ein, in der seine guten Kenntnisse und die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, mit der er seine Meinung stets vertrat, ihm rasch Ansehen gewann. Am 20. Oktober 1871 wurde er in den Senat gewählt. Neben einigen minder bedeutsamen Geschäften übernahm G. im Jahre 1874 allein das Amt eines Landherrn des bremischen Gebiets, das bis dahin regelmäßig von zwei Mitgliedern des Senats verwaltet worden war. Er hat dieses Amt bis in den Anfang des Jahres 1890 innegehabt und während dieser Zeit, manches Mal gegen heftigen Widerspruch der Interessenten, den Grundsatz der Selbstverwaltung der Landgemeinden nach allen Richtungen hin durchgeführt. Im Jahre 1876 wurde dementsprechend eine neue Deichordnung und eine neue Wasserordnung erlassen. Ihnen folgten im Juni 1878 das Gesetz über die Verwaltung des Landgebiets und im Dezember die neue Landgemeindeordnung. Durch diese beiden Gesetze wurde zuerst die kommunale Selbständigkeit der bremischen Landgemeinden und des gesamten zu einem Kreise zusammengeschlossenen und durch den Kreistag vertretenen Gebiets der Stadt fest begründet.

Im Jahre 1890 übernahm G. an Stelle des ausgeschiedenen Senators O. Gildemeister die Leitung des bremischen Finanz- und Steuerwesens, die er bis zu seinem Tode 13 Jahre lang wahrgenommen hat. Bremen mußte eben damals ungeheure Anstrengungen für seine Schiffahrtsanstalten machen, die Fortsetzung der kurz zuvor begonnenen Weserkorrektion und die großen Hafenbauten in Bremerhaven und Bremen, um im Konkurrenzkampfe mit anderen Nordseehäfen zu bestehen. Das stellte gewaltige Anforderungen an die Staatsfinanzen, zu deren Befriedigung G. sechsmal Anleihen im Gesamtbetrage von mehr als 150 Millionen Mark hat abschließen müssen. Die dadurch um etwa fünf Millionen Mark gewachsene Zinsenlast der Staatsschuld verbunden mit dem ständigen Anwachsen

der laufenden Ausgaben des Staatsbudgets machte beträchtliche Steuererhöhungen natürlich unvermeidlich. Es gehörte ein gesunder Optimismus dazu, um unter solchen Umständen die Finanz- und Steuerpolitik zu lenken. Aber G. bewahrte sich diesen Optimismus, obwohl die Schutzzollpolitik, die immer dreister auftretenden Forderungen der Agrarier und die zunehmende sozialistische Tendenz des Staatslebens seinen in der alten liberalen Schule gewonnenen Überzeugungen ganz zuwider liefen. In den Jahren 1894—97 einschl. und von 1900 bis zu seinem Tode hat er das Bürgermeisteramt bekleidet und in dem durch die Verfassung festgesetzten Turnus viermal je ein Jahr lang das Präsidium des Senats geführt. Er starb nach kurzer Krankheit am 23. Juni 1903.

E. Fitger in der Weser-Ztg. v. 24. Juni, zweite Morgenausg. Eine Charakteristik Grönings in der Präsidialrede des Bürgermeisters Pauli bei der Einführung des Senators Frese, Verhandlungen der Bürgerschaft 1903, S. 434.

Bippen.

**Gröning**, Georg, geboren 23. August 1745 als Sohn des Senators, spätern Bürgermeisters Albert G., gest. daselbst am 1. August 1825, hat, nachdem er 1781 als Nachfolger seines Vaters in den Senat gewählt worden war, in der Zeit von 1796—1808 in einer Reihe, zum Teil lang dauernder Sendungen, die ihn nach Hildesheim, nach Rastatt, fünfmal nach Paris, nach London, nach Berlin und Warschau, in das Hauptquartier Napoleons, und nach Dresden führten, sich ausgezeichnete Verdienste um Bremen erworben. Seiner geschickten Diplomatie verdankte Bremen zum großen Teile, daß die in der Stadt und im bremischen Landgebiete liegenden hannöverschen Besitzungen durch den Reichsdeputations-Hauptschluß 1803 an Bremen fielen, und daß durch denselben Schluß die Aufhebung des Elsflether Zolls nach Verlauf von zehn Jahren festgesetzt wurde. Während der französischen Zeit lebte G. in völliger Zurückgezogenheit, machte auch von dem Sitze, der ihm neben Wilh. Olbers im gesetzgebenden Körper in Paris übertragen wurde, keinen Gebrauch. Nach der Widerherstellung der Unabhängigkeit Bremens wurde er am 18. Juni 1814 zum Bürgermeister gewählt. Er hat aber in dieser Stellung seinen früheren Verdiensten keine wesentlichen neuen hinzufügen können, weil bald schon sich Altersschwächen und die Symptome einer Gehirnkrankheit einstellten, die ihn veranlaßten, im

September 1821 in den Ruhestand zu treten. G. hat in der Zeit seiner diplomatischen Tätigkeit lebhafte Anerkennung in seiner Vaterstadt gefunden, insbesondere 1799 nach seiner Rückkehr von Rastatt durch einen Beschluß der Bürgerschaft, dem der Senat beitrat, und 1804 nach der glücklichen Erwerbung der ehemals hannöverschen Besitzungen durch einen gleichen Beschluß, der dem Danke noch das Geschenk eines Landguts in den neu erworbenen Gebietsteilen hinzufügte. G. lehnte aber dieses Geschenk unter lebhafter Dankbezeugung großmütig ab. Das Kollegium der Ältermänner verlieh ihm damals eine goldene Medaille. Noch einmal hat die Bürgerschaft seiner im Herbste 1819 dankend gedacht, als es Smidt gelungen war, die definitive Beseitigung des Ende 1813 vom Herzog von Oldenburg ungerechtfertigterweise wieder eingeführten Elsflether Zolls zu erwirken. Im übrigen war Grönings Name insbesondere seit 1813 vor den glänzenderen Talenten seines jüngeren Kollegen Smidt mehr und mehr in den Hintergrund getreten.

Seinen Verdiensten die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hat sich Dr. C. H. Gildmeister in einer sehr ausführlichen Darstellung des Lebens Grönings (Mskr. der Stadtbibliothek) bemüht, aus der ein Abschnitt 1870 im 5. Band der Br. J. gedruckt ist. Ich habe in der A. D. B., Bd. 9, S. 717 ff., einen kurzen Abriß seines Lebens gegeben, dann aber im 3. Bande meiner Geschichte der Stadt Bremen, 1904, der Schilderung seiner Verdienste einen ziemlich breiten Raum gewidmet. (Siehe Namenregister am Schlusse des Bandes.) Vgl. auch Kühtmann, Die Aufhebung des Elsflether Zolls, im Br. J. 17, S. 77 ff. Bippen.

**Gröning,** Heinrich, als Sohn des Senators Georg G. (s. vorstehend) in Bremen geb. am 4. Oktober 1774, trat nach Vollendung seiner juristischen Studien im Herbste 1795 in den preußischen Justizdienst, in dem er im Jahre 1802 zum Kammergerichtsrat in Berlin und 1805 zum Konsistorialrat bei dem kurmärkischen Oberkonsistorium befördert wurde. Am 14. September 1808 ernannte ihn der Senat zu seinem zweiten Syndikus und G. kehrte nun in die Vaterstadt zurück. Im Spätherbst 1809 wurde er nach Paris geschickt, wo gleichzeitig auch Abgesandte des lübeckischen und des hamburgischen Senats sich einfanden. Ihre gemeinsamen Versuche, über das ihren Städten drohende Schicksal etwas zu erfahren, hatten

kein anderes Ergebnis, als daß sie hingehalten wurden, bis im Dezember 1810 die Einverleibung der Städte in Frankreich erfolgte. G. blieb auch dann noch in Paris bis tief in das Jahr 1811 und übernahm nach seiner Rückkehr die Stelle eines Konsulenten der von der französischen Regierung neu gebildeten Handelskammer in Bremen. Nach der Wiederbefreiung Bremens trat er aufs neue in sein Syndikusamt und wurde Mitglied der provisorischen Regierungskommission. Ende 1817, als der erste Syndikus Schoene zum Bürgermeister gewählt worden war, rückte G. in seine Stelle ein. Am 25. September 1821 wurde er an Stelle seines Vaters zum Bürgermeister erwählt. Als solcher ist er vornehmlich in Justiz- und in hervorragendem Maße in Schulsachen tätig gewesen. Er starb am 29. März 1839.

Rotermund, Gel. Lex. I, S. 147 (1818) nach Mitteilungen Grönings. Entholt, bremische Hauptschule, Br. J. XXIII an vielen Stellen.

Bippen.

**Häfeli**, Johann Caspar, geb. am 1. Mai 1754 in Basadingen in Thurgau, wurde als Züricher Student mit Lavater bekannt, der ihn auch nach Dessau empfahl. 1793 nach Ansgarii in Bremen berufen, war er hier während eines Jahrzehntes der beliebteste Prediger für die Vornehmen, der anerkannt Erste in seinem Kreise. Mit einer gewaltigen Stimme begabt, vertrat er im Geiste seines Zeitalters mit Pathos die hohe Moral des Christentums. Er hatte sich das Privilegium erworben, alles von der Kanzel sagen zu dürfen. 1798 verlieh ihm Marburg die theologische Doktorwürde. 1802 wurde er Professor der Theologie am Gymnasium illustre. 1805 ging er als Oberhofprediger nach Bernburg und starb am 4. April 1811 zu Ballenstedt.

Im Bunde mit Johann Ludwig Ewald (s. d.) bemühte er sich um die Verbesserung unseres Schulwesens und gab infolge der Erfahrungen, die er bei einer Revision der Kirchspiels- und Nebenschulen gemacht hatte, mit Ewald eine „Kurze Anleitung für Schullehrer und Schullehrerinnen in niederen Schulen, wie sie zweckmäßig unterrichten und ihre Schulen in Ordnung erhalten können, unter obrigkeitlicher Autorität verfaßt" heraus, 1801. Mit Ewald begründete er 1799 die Bürgerschule, die nach vier Jahren wieder einging.

Als Rationalist verkündigte er das Evangelium von Christo als weiseste und kräftigste Gottesveranstaltung zur Erleuchtung, Beruhigung, Veredlung und Beseligung der Menschheit, als die einzig sichere Grundlage der Sittlichkeit und Tugend, der öffentlichen und häuslichen Wohlfahrt. Auch hielt er in einem Zimmer der Börse im Winter Vorlesungen über die christliche Kirchengeschichte für gebildete Religionsfreunde (1804—05), wobei „die anwesenden Frauenzimmer ihr Strickzeug bei sich hatten und weibliche Arbeit mit männlicher Unterhaltung verbanden". Seine nachgelassenen Schriften hat Joh. Jac. Stolz (s. d.) nach seinem Tode herausgegeben, Winterthur 1813; es sind Predigten, kirchengeschichtliche Vorlesungen, Erklärungen biblischer Schriften. — Vgl. Roterm. O. Veeck.

**Halenbeck**, Lüder, geb. am 21. Mai 1841 in Vegesack, kam anfangs der sechziger Jahre nach Bremen, unterrichtete zuerst an der Stephanischule, seit 1866 an der Schule und am Seminar von Janson sowie an der Struckmannschen Schule. Er starb am 12. Februar 1895. Dieser um die bremische Lokalgeschichte und Heimatkunde verdiente Forscher und Schriftsteller hat auf seinen zahlreichen Wanderungen und Fahrten viel Material für eine genauere Kenntnis des bremischen Gebiets gesammelt und in den unten zitierten Schriften verarbeitet. Er weist darin den Fußwanderer auf weniger bekannte landschaftliche Schönheiten hin, macht ihn auf Flora und Fauna der Gegend aufmerksam und gibt als wertvollsten Teil ausführliche und gewissenhafte geschichtliche Zusammenstellungen und Notizen. H. hatte eine ausgesprochene Neigung und Begabung für das Rechtsgeschichtliche. In den 50 Ausflügen hat er eine Fülle von Einzelheiten über die Rechtsverhältnisse im Landgebiet (Geschichte der einzelnen Landgüter, Meierhöfe, Kirchengüter, Deiche, Weiden, Gräben, Landstraßen usw.) aus Archivakten und Privaturkunden zusammengetragen und damit schätzenswerte Anknüpfungspunkte für spätere Forschungen gegeben.

Schriften: 1. Zur Geschichte der Stadt Vegesack. Mit 12 Plänen. Vegesack, 2. Aufl. 1893. — 2. Blumental und Schönebeck. Bremen 1878. — 3. Ausflüge in Bremens weitere Umgebung. 1. Reihe 1—8; 2. Reihe 1—3. Bremen 1882. — 4. Nach Norderney und Helgoland. Bremen 1883. — 5. Exkursionskarte zur Umgegend von Vegesack. Bremen 1885. — 6. 50 Ausflüge in die Umgegend

von Bremen. Mit Plänen und Karten. Bremen 1893. — 7. Geschichte des Fleckens Scharmbeck und der Güter Sandbeck und Bilohe. Aus dem Nachlaß bearbeitet von H. Schriefer. Bremen 1897.

A. Kühtmann.

**Hampe**, Ernst Heinrich Wilhelm, Maler, geb. um 1807 in Kassel (?), gest. vor 1862 in Rom (?). Er war der Stiefsohn von J. N. Schumacher und kam für vier Jahre in die Lehre beim Maler und Lackierer C. F. Mertiens. Durch Privatunterstützung wurde es ihm möglich, Unterricht bei den Malern Fr. Aug. Brandes (1770—1826) und Carl Baumbach aus Ballenstedt (geb. 1794) zu nehmen, so daß er 1827 zur weiteren Ausbildung nach Dresden gehen konnte. Um 1835 lebte er in Bremen als vielbeschäftigter Porträtmaler. Dann ging er nach München, Salzburg, Innsbruck und später nach Italien. In Rom verheiratete er sich. 1845—47 war er in Bremen, im Sommer 1847 in Rahden bei Minden. Später lebte er wieder in Rom. Im Bericht über die 13. Gemäldeausstellung in Bremen 1862 wird er als in Rom verstorben erwähnt. In Bremen sollen besonders Joh. Droege, Werner Ellerhorst und Burchard ihn unterstützt haben. Die Kunsthalle besitzt von ihm mehrere Ölbilder und eine Kreidezeichnung. Der Stadtbibliothek schenkte Dr. W. Hurm ein von Hampe gemaltes Porträt des Notars Thumsener.

Siehe Hurm, Verzeichnis, S. 39ff.

Joh. Focke.

**Hampe**, Friedrich Ludwig, geb. in Göttingen 22. Juli 1779, ließ sich, nach Abschluß seiner medizinischen Studien und der sich daran anschließenden Reisen, auf Rat von Olbers im Jahre 1804 als Arzt in Bremen nieder. Es wurde ihm bald die Stellung eines behandelnden Arztes an dem Bade Lilienthal (vgl. Johann Heineken) übertragen; ferner wurde er durch Vertretungen für Olbers bekannt, so daß er bald zu einer namhaften Praxis gelangte. Er war offenbar ein sehr liebenswürdiger Mann, der sich auch für Musik und Theater interessierte. Durch Vorträge im Museum und durch seine schriftstellerischen Arbeiten wirkte er nach vielen Seiten hin anregend. Von 1812 an lieferte er, zum Teil unter dem Einflusse von J. A. Albers, mit dem er sich eng befreundete, eine große Zahl von Besprechungen medizinischer Arbeiten für die Fachzeit-

schriften, wobei ihm seine ungewöhnlichen Sprachkenntnisse sehr zu Hilfe kamen. — Er starb am 27. Oktober 1818.

Rotermund, I, S. 155; G. v. d. Busch, Biogr., S. 183—198.

W. O. Focke.

**Hanckes**, Carl Friedrich, geb. 21. Oktober 1829 in Lehe, gest. 16. November 1891 in Bremerhaven. Seine technische Ausbildung erhielt H. in Hannover. Mitte der fünfziger Jahre trat er unter dem Hafenbaudirektor van Ronzelen in Bremerhaven in die Praxis. H. wurde vom Senate nach Ablegung einer Prüfung am 17. April 1863 zum Baukondukteur I. Klasse ernannt. Am 16. Februar 1869 wurde er Wasserbauinspektor und am 28. Juni 1872 Hafenbaudirektor mit dem Titel Baurat. An der im Jahre 1857 vollendeten Erweiterung des neuen Hafens wirkte H. mit. Die spätere Erweiterung, die 1869—70 erfolgte, leitete H. selbständig, ebenso den Bau des Kaiserhafens der 1876 vollendet wurde. Die Projektarbeiten für den neuen Kaiserhafen, der durch eine Kammerschleuse von 200 m Länge mit der Weser in Verbindung steht, leitete H., er hat jedoch den Arbeitsbeginn dieser 1897 vollendeten Hafenanlagen nicht mehr erlebt. Von besonderen Bauwerken, die H. projektiert und ausgeführt hat, sind zu erwähnen, das Trockendock für die Firma Ulrichs an der Geeste, das alte Dock des Norddeutschen Lloyd am neuen Hafen. Ferner die Leuchtfeuer auf Meyers Legde und Eversand. Der von H. projektierte Rotesandleuchtturm, der in einer Wassertiefe von 8 m errichtet worden ist und bei dem ein die Basis des Turmes bildendes Kaisson schwimmend an die Baustelle und dort auf die Sohle gebracht und mit Hilfe komprimierter Luft bis zur erforderlichen Tiefe abgesenkt wurde, machte durch die Neuheit der Ausführungsart im In- und Auslande großes Aufsehen. Die erste Ausführung, die eine schweizerische Unternehmerfirma übernommen hatte, schlug allerdings fehl, weil das bereits bis zu großer Tiefe abgesenkte Bauwerk in seinem oberen Teile zu schwach war, um den Stürmen zu widerstehen. Im Oktober 1881 bei einem heftigen Sturme wurde die Anlage so vollständig zerstört, daß später keine Spur mehr gefunden werden konnte. Im Jahre 1884 wurde der Versuch wiederholt und gelang es nunmehr, den Bau, den die deutsche Firma Harkort übernommen hatte, 1885 planmäßig fertigzustellen. Der Turm steht jetzt fest und sicher in der Wesermündung zum Nutzen der Schiffahrt

und zum Ruhme seines Erbauers. Näheres ist in der Veröffentlichung im Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrgang 1886, enthalten. H. genoß großes Ansehen in und außerhalb Bremens, was auch schon daraus hervorgeht, daß er nach auswärts vielfach als Sachverständiger berufen worden ist, so auch vom Reichsmarineamt nach Wilhelmshaven, um die dortige Hafenausfahrt zu begutachten. 1887 wurde er vom Hause Seefahrt in Anerkennung seiner Verdienste um die Befeuerung der Weser zum Ehrenmitgliede ernannt.

Bücking.

**Hardegen**, Johann Conrad, Lithograph, geb. 31. Dezember 1819 in Bremen, gest. 3. November 1883 daselbst. Seine Familie stammte aus Hannoversch-Münden. Er war ebenso wie ein Bruder taubstumm. Von den vierziger Jahren des Jahrhunderts bis zu seinem Tode war er in der seit 1826 bestehenden Hunckelschen Lithographischen Anstalt angestellt. Unter den vielen von ihm herrührenden Lithographien mögen angeführt sein: 1. Taubstummenanstalt a. d. Ellhornstraße, „auf Stein gezeichnet von d. Tbst. Lehrling C. Hardegen 1840", 2. der Bremer Bahnhof, 3. Bürgermeister Smidt 1846, 4. Dampfer Washington, 5. Gottfried Kinkel im Gefängnis, 6. sechs Blätter in der I. Abt. der Bremischen Denkmale, 7. Ehrenpforte für die heimkehrenden Krieger 15. Juni 1871, 8. Internationale landwirtschaftliche Ausstellung 1874, 9. die zahlreichen Münzabbildungen in Herm. Jungk: die bremischen Münzen 1875.

Das Historische Museum besitzt eine kleine Sammlung von Hardegen verfertigter Zeichnungen und Lithographien etc. aus seinem Nachlaß.

Joh. Focke.

**Hartlaub**, Carl Johann Gustav, geb. in Bremen am 8. November 1814, war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und späteren Ratsherrn. Seine Vorfahren entstammten einem fränkischen Patriziergeschlechte, welches insbesondere in der Stadt Schweinfurt ansässig gewesen war. Der Großvater unseres H. war von dort nach Bremen eingewandert. Die Eltern waren zwar hier aufgewachsen, aber es bestand doch eine gewisse Abgrenzung zwischen ihnen und der alteinheimischen, meist durch Zuzug aus Niedersachsen und Westfalen ergänzten Bevölkerung. Es zeigte sich dies u. a. darin, daß sie den Sohn, unseren Gustav H., zuerst durch Hauslehrer und später bei einem Pastoren im Harz unterrichten ließen. Nur den

Schluß der Schulzeit verbrachte er auf der Bremer Gelehrtenschule. Im Jahre 1834 bezog er die Universität Bonn, wandte sich dann aber nach Berlin, wo er vorzüglich durch den Zoologen Lichtenberg und den Geographen Ritter angezogen wurde. Von dort aus unternahm er mit seinen Freunden Alexander Graf Keyserling und dem bereits reiferen und erfahreneren Johann Heinrich Blasius (später in Braunschweig) eine Reise in die damals noch recht unwegsamen und wenig bekannten Karpathen. Auch die Lomnitzer Spitze wurde erklettert. Besondere Aufmerksamkeit wandten die Reisenden der Gebirgsflora zu. In einer Versammlung der Berliner Geographischen Gesellschaft, in Gegenwart Alex. von Humboldts, durften sie über ihre Erlebnisse und Erfahrungen berichten. Seiner ganzen Neigung und Geistesrichtung nach schien H. für eine rein wissenschaftliche Laufbahn bestimmt zu sein, aber seiner Mutter zuliebe entschloß er sich zum Studium der Medizin, um später in der Heimat den ärztlichen Beruf ausüben zu können. Von Berlin wandte er sich nach Göttingen, wo er wohl ungestörter als in der Großstadt den Fachstudien obliegen konnte. Am 24. Juli 1838 erwarb er in Göttingen die medizinische Doktorwürde. Zu seiner weiteren Ausbildung suchte er eine Reihe von wissenschaftlichen Anstalten in Wien, Paris, London, Edinburg und Leiden auf, wo er überall Bekanntschaften und Beziehungen anknüpfte. Von Wien aus nahm er 1839 an einer wissenschaftlichen Reise an den Plattensee (Balaton) und nach Kroatien teil. In Paris entdeckte er bei einem Naturalienhändler den Balg einer bis dahin unbekannten Vogelart (Chionis minor); dieser Fund gab ihm den Anlaß zu seiner ersten ornithologischen Veröffentlichung in der Revue zoologique. Derselben Zeitschrift sandte er auch in den folgenden Jahren die meisten seiner fachmännischen Arbeiten zu.

Im Jahre 1841 ließ H. sich als praktischer Arzt in Bremen nieder und blieb als solcher etwa bis 1890 tätig. In den Ärztlichen Verein ließ er sich anfangs aufnehmen, lieferte auch 1844 eine Arbeit (Treviranus als Zootom) für denselben, zog sich aber bald von jedem fachmännischen, wissenschaftlichen und geselligen Verkehr mit den Ärzten zurück.

In seiner Persönlichkeit hatte H. vielerlei von beiden ihrer Natur nach grundverschiedenen Eltern ererbt. Gleich seinem Vater blieb er der Patrizier, der zurückhaltende Aristokrat, neigte aber dabei,

gleich ihm, zu gelegentlichem Aufbrausen. Die Mutter (Johanne geb. Buch) zeichnete sich durch gewinnende Freundlichkeit, eine warme Teilnahme für die Menschen, mit denen sie zusammentraf, und ein lebhaftes Interesse für Kunst, Wissenschaft und Literatur aus.

Der Sohn betätigte neben seinen engeren fachwissenschaftlichen Interessen eine lebhafte Teilnahme für mannigfaltige künstlerische und literarische Bestrebungen. Er liebte Musik und Theater, war vertraut mit den edelsten Blüten der französischen und englischen Literatur, begeisterte sich an den trefflichsten Werken aller Völker und Zeiten, beschäftigte sich aber namentlich gern und eindringlich mit den höchsten Fragen und heiligsten Rätseln der Philosophie und Religion. Von dem Reichtume seines vielseitigen geistigen Lebens erhielten nur wenige Freunde einen annähernden Begriff. Nur wenn er sich verstanden fühlte, erschloß er auch im gewöhnlichen Verkehr sein eigentliches inneres Wesen und ließ vertrauliche Einblicke tun in die Gedankenwelt, in der er lebte.

Die wissenschaftliche Bedeutung Hartlaubs beruht im wesentlichen in seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Vogelkunde. Als er sich in seiner Vaterstadt niederließ, fand er im Besitze der Museumsgesellschaft naturgeschichtliche Sammlungen vor, die bereits 50—60 Jahre bestanden hatten, aber für gewöhnliche Menschen nur mit einiger Mühe zugänglich waren. Es war ein alter Konservator angestellt, aber gern überließ man H. die eigentliche Überwachung und Verwaltung. Seine ornithologischen Arbeiten und seine wissenschaftlichen Verbindungen führten ihm ein reiches und wertvolles Material zu, welches er den Sammlungen überließ. In Otto Finsch gewann er 1864 einen tüchtigen Mitarbeiter. Als dann die Sammlungen in städtisches Eigentum übergegangen waren und als Finsch seine Stellung verlassen hatte, wurden akademisch gebildete zoologische Fachmänner für die Verwaltung des naturhistorischen Museums berufen. Damit hörte Hartlaubs unmittelbarer Einfluß auf die Leitung auf, doch verkehrte er freundschaftlich mit allen Nachfolgern von Finsch.

In ornithologischen Kreisen machte sich H. zunächst durch eine Reihe einzelner Mitteilungen, dann aber ganz besonders dadurch bekannt, daß er von 1846—1871 in Troschels Archiv für Naturgeschichte die Berichte über die Leistungen in der Naturgeschichte der Vögel schrieb. Er selbst verschaffte sich dadurch einen vortrefflichen

Überblick über die einschlägliche Literatur. Von 1841 bis 1860 beschäftigte er sich viel mit amerikanischen Vögeln; 1857 gab er sein System der Ornithologie Westafrikas heraus und von dieser Zeit an stand Afrika mit Einschluß von Madagaskar im Vordergrunde seines Interesses. Besonders fruchtbar wurde für ihn die mehrjährige Verbindung mit Emin Pascha, dessen reichhaltige Vogelsammlungen aus dem Gebiete des Weißen Nil er in einer Reihe von einzelnen Abhandlungen bearbeitete. Gemeinsam mit Finsch beschäftigte er sich mit polynesischen Vögeln und im letzten Jahrzehnt seines Lebens berichtete er auch über einige aus Ostasien eingegangene Sammlungen. Eine Schrift aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, in der er die Geschichte der neuerdings ausgestorbenen oder im Aussterben begriffenen Vögel besprach, hat weit über den Kreis der engeren Fachgenossen hinaus Aufmerksamkeit erregt.

Als Vogelkenner genoß H. ein bedeutendes Ansehen. Der Deutschen ornithologischen Gesellschaft gehörte er seit ihrer Gründung im Jahre 1851 an; er bekleidete in ihr von 1883 bis 1890 das Ehrenamt eines Präsidenten. Mit vielen hervorragenden in- und ausländischen Fachgenossen stand er in lebhaftem Verkehr. Dem Bremer Naturwissenschaftlichen Vereine trat er von Anfang an (1864) als Mitglied bei, hielt von 1871 an von Zeit zu Zeit Vorträge in den Versammlungen und wählte von 1874 an die vom Vereine herausgegebenen Abhandlungen wiederholt zur Veröffentlichung seiner Arbeiten. Nach dem plötzlichen Tode von G. W. Focke (1877) ließ er sich bestimmen, den Vorsitz im Verein zu übernehmen, den er von April 1878 bis September 1887 inne hatte.

In die weitere Öffentlichkeit trat H. vorzüglich durch seine Bestrebungen für die Förderung geographischer und ethnographischer Forschungen. Er war mit Adolf Bastian befreundet, über dessen schwer lesbare Schriften er seinen Bremer Landsleuten in der Weserzeitung berichtete. Vielfach wirkte er in geographischen Angelegenheiten mit J. G. Kohl zusammen; an den Vorbereitungen für die zweite deutsche Nordpolexpedition (1869) und an der Gründung der Geographischen Gesellschaft nahm er lebhaften Anteil. Er weckte die öffentliche Teilnahme für die Länder- und Völkerkunde durch formvollendete und gern gelesene Aufsätze in der Weserzeitung, die in weiten Kreisen vielseitige Anregung gegeben haben.

Hartlaubs Leben verlief in Berufsarbeit und wissenschaftlicher

Tätigkeit, ohne außergewöhnliche Schicksale, aber in stetem Zusammenhange mit den edelsten Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst. Reisen führten ihn nur noch wenige Male über Mitteleuropa hinaus. 1869 war er mit seinem Freunde, dem feinsinnigen Shakespeare-Forscher Nikolaus Delius, 1878 in Begleitung einer Tochter in Italien; später suchte er für Sommerreisen vorzugsweise die Alpen auf. Er sah allmählich eine Reihe von Kindern, dann von Enkeln und schließlich auch von Urenkeln um sich herum heranwachsen. Das Alter brachte ihm zwar manche Beschwerden, vermochte aber seiner Lebhaftigkeit und seiner geistigen Rührigkeit wenig anzuhaben. Er erfreute sich an den Werken der ihm geistesverwandten Denker und Dichter, die ihn stets neu erfrischten. Seine erste schriftstellerische Arbeit hatte er 1836 veröffentlicht, die letzte erschien 1899. Im Alter von 86 Jahren starb er am 20. November 1900.

Von Hartlaubs ornithologischen Veröffentlichungen ist ein großer Teil in französischer oder englischer Sprache geschrieben. Ein Schriften-Verzeichnis findet sich in Abh. Nat. Ver. Brem. XIX, S. 499—508. Die ziemlich zahlreichen in der Tagespresse erschienenen Aufsätze sind indes nicht in das Verzeichnis aufgenommen. Über seine Karpathenreise vgl. Bremer Sonntagsbl. v. Aug. u. Sept. 1857, wiederabgedruckt 1900 vom ungar. Karpathenverein. In Verbindung mit italienischen Reiseerinnerungen auch in dem Hefte „Bergauf und bergab" (als Manuskr. gedr.). Über Treviranus in Biogr. S. 559—590.

Lit.: Moritz Lindeman in Weser-Z. v. 1. Dez. 1900; R. Blasius in Zeitschr. f. Ornithol. 1. Jan. 1901; P. Leverkühn in Journ. f. Ornithol. Juli 1901; W. O. Focke in Abh. Nat. Ver. Bremen, XIX, S. 485ff.; private Mitteilungen von Prof. Clemens Hartlaub.

W. O. Focke.

**Hasenkamp**, Christoph Hermann Gottfried, der erste Pastor der 1817 gegründeten Gemeinde Vegesack, Menkens „innigster Freund", wurde am 8. März 1774 als Sohn des Rektors am Gymnasium zu Duisburg Johann Gerhard H. geboren, und dort verlebte er, nach dem 1777 erfolgten Tode des Vaters zunächst von dessen Halbbruder Friedrich Arnold H. geleitet, seine ganze Jugend. Hier absolvierte er auch 1795 sein akademisches Studium, wurde 1798

Rektor in Lengerich, 1800 P. adj. in Lotte, 1809 Pastor daselbst, 1816 Pastor in Lienen und 1821 nach einstimmiger Wahl Pastor in Vegesack mit Antrittspredigt am 5. August 1821. Er starb nach tiefgehender Wirksamkeit, schmerzlich von der Gemeinde beklagt, schon am 12. August 1834. In der Kirche zu Vegesack hängt sein, nach dem Urteil der Zeitgenossen, wohlgetroffenes Bild.

Von ihm außer einzelnen Predigten usw. aus seiner vorbremischen Zeit: Zwei Predigten beim Antritt des christlichen Lehramtes zu Vegesack, Br. 1821. (Vgl. auch Denksteine für die evangelische Gemeinde zu Vegesack, herausgegeben von Pastor Zedler, Vegesack 1867.) — Worte der Ermunterung für Kommunikanten, Bremen 1824. — Katechismus des Evangeliums, Bremen 1824. — Gabe zur Schulfeier für die Kinder in Vegesack, Bremen 1825. — Rede beim Legen des Grundsteins zu der milden Stiftung für Witwen und Seeinvaliden der Gemeinde Vegesack, Bremen 1826. — Gebet und Rede beim Begräbnis des Herrn Gottfr. Menken, Bremen und Vegesack 1831. — Vorreden zu Menkens „Anleitung", Aufl. 3, und Predigten über Hebr. 9, 10, 12, wie auch zu J. H. Hasenkamps „Christlichen Schriften", die er in zwei Bändchen (1816. 18. 22. bzw. 1819 zu Münster) herausgab. Er war Mitarbeiter an Ewalds „Christl. Monatsschrift" und gab von 1817 bis zu seinem Tode bei Heyse in Bremen die Zeitschrift „Die Wahrheit zur Gottseligkeit" heraus, in der er auch manchen Aufsatz schrieb, z. B. in Heft 5, 6, Mitteilungen aus dem Leben seines Vaters. Das letzte Heft (7) edierte posth. 1836 G. Meinertzhagen. — Briefe von ihm im Besitz der Familie. Sein Sohn, Pastor Hasenkamp, gab Lehe 1863 „Lieder aus der Zeit der Errettung aus väterlichem Nachlaß" heraus.

Über ihn: Zur Gedächtnisfeier des ... Ch. H. G. Hasenkamp, herausgegeben vom Kirchenvorstand, Bremen 1834 (Reden von Krummacher, Mallet, Meinertzhagen) und C. H. Gildemeisters „Menken" an vielen Stellen. — (Koch, Geschichte des Kirchenliedes, VII, S. 350, Fußnote.)

Büttner.

**Heger** (Häger), Henrich, Maler, getauft 8. Juni 1777 zu Bremen, gest. 25. Juli 1835 daselbst. Sein Vater war Lehrer am Pädagogium. Höchstwahrscheinlich hat er seine künstlerische Ausbildung in Kopenhagen genossen, wo auch Ernsting, Fehrmann und Lahde studiert haben. Im Adreßbuch ist er von 1823—28 als Porträt-

maler und mit der Schreibart Häger, in den späteren Jahren als Kunstmaler Heger aufgeführt. Der Kunstverein ernannte ihn 1824 zu seinem Ehrenmitgliede. 1829 und 1833 hat er in der Kunsthalle einige Gemälde, meistens Kopien, ausgestellt. 1829 kaufte der Kunstverein die Kupferstiche Hegers an. Unter ihnen befindet sich das Porträt des Etatsrates Dr. med. Calissen in Kopenhagen von 1794, Kupferstich in Crayonmanier, Rotdruck; ferner drei Radierungen: Dr. med. Nic. Meyer, eine sitzende alte Frau und ein Barde, die Harfe spielend. Weiter sind von ihm bekannt die Porträts von Max von Eelking und von Pastor Knippenberg, vom Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg und von der Erbprinzessin von Holstein, von Heinrich von Zütphen in Bucers Almanach; endlich Ansicht des 1821 errichteten Lutherdenkmals in Wittenberg. Im Privatbesitz auswärts zwei Porträts in Öl und die Kopie eines Christuskopfes nach Guido Reni. In seiner letzten Lebenszeit empfing H. Unterstützungen.

Siehe Hurm, Manuskr. Joh. Focke.

**Heineken**, Christian Abraham, Sohn des Professors der Arzneikunde Philipp Isaac H., wurde am 10. Dezember 1752 in Bremen geboren. Er studierte Jurisprudenz und wurde schon 1779 in den Rat und 1792 zum Bürgermeister seiner Vaterstadt gewählt. Sein Andenken ist nicht so sehr durch seine Mitwirkung an den öffentlichen Geschäften, wie durch seine außeramtliche Tätigkeit bewahrt worden. Zusammen mit Joh. Gildemeister (siehe diesen) hat er die erste trigonometrische Vermessung des bremischen Staats vorgenommen und die Resultate in einer noch heute wertvollen Karte niedergelegt, die zuerst 1798 und nochmals, vervollständigt durch die 1803 an Bremen abgetretenen hannoverschen und oldenburgischen Gebietsteile, 1806 unter seinem Namen erschien. In der französischen Zeit hat er, in strenger Zurückgezogenheit von amtlichen Stellungen, sich mit der Vergangenheit Bremens beschäftigt. Seine zweibändige Chronik, die von 1750—1810 reicht, beruht zu einem großen Teile auf seinen persönlichen Erinnerungen und ist dadurch von bedeutendem Werte. Ihre schöne Originalhandschrift — gedruckt ist sie niemals — besitzt unsere Stadtbibliothek. Ferner hat H. im Anschluß an eine Arbeit des Archivars Herm. Post (gest. 1762) ein sehr umfangreiches genealogisches Werk über bremische Familien hinterlassen,

das sich im Besitze seiner Familie fortgeerbt hat. Gestorben ist H. am 20. Juli 1818.

A. D. B. XI, 365. Bippen.

**Heineken**, Heinr. Gerhard, geb. 16. Januar 1801, promovierte 1823 in Göttingen auf Grund seiner Dissertation „De Paroemia illa juris Germanici" „Hand muß Hand wahren". 1837 wurde er in den Senat gewählt und leitete zeitweise das Polizeiwesen. Am 27. Mai 1849 trat er in das damals neugebildete Richterkollegium über und starb am 1. Februar 1874. 1847 wurde er bei Gründung des Handelsgerichts dessen Vorsitzender und nahm 1857 als bremischer Kommissar an der vom Deutschen Bundestage niedergesetzten Kommission zur Ausarbeitung eines Deutschen Handelsgesetzbuches teil, in deren bis Januar 1861 dauernden Beratungen er einen bedeutenden Einfluß übte. Später übernahm er wieder für einige Zeit das Präsidium des Handelsgerichtes, um dann bis an seinen Tod im Obergericht den Vorsitz zu führen. Hervorragender praktischer Jurist. Veröffentlichte im Archiv für die zivilistische Praxis Bd. XXXII, S. 83: Die bremischen Einrichtungen zur Beförderung des Kredits.

A. Kühtmann.

**Heineken**, Johann, geb. zu Bremen 26. Oktober 1761, war ein Sohn des Physikus und Professors der Medizin Philipp Isaak H. Seine Universitätsstudien begann er am Gymnasium illustre seiner Vaterstadt und setzte sie dann in Göttingen fort, wo er 1783 den Doktorhut erwarb. Nach längeren Reisen ließ er sich 1785 als Arzt in Bremen nieder und wurde schon bald zum Stadtphysikus und Professor der Anatomie und Experimentalphysik ernannt; er trat sein Lehramt am 1. Juni 1786 an. Er stand in Verkehr mit zahlreichen auswärtigen Ärzten und Naturforschern; durch vielseitige Kenntnisse und wissenschaftliche Rührigkeit nahm er unter den bremischen Gelehrten während mehrerer Jahrzehnte eine sehr angesehene Stellung ein. Er beteiligte sich an allen edleren geistigen Bestrebungen, hielt bis 1810 häufig Vorträge in der Museumsgesellschaft und war auch am 24. Oktober 1808 der Festredner bei Eröffnung des neuen Museumsgebäudes; er sprach bei diesem Anlasse „Über die Fortschritte der Physik und Chemie". — Im Jahre 1800 begründete er mit dem Bremer Arzte Dr. J. P. Falguerolles (1763—1804) die Kur- und Badeanstalt zu Lilienthal, und zwar in einem kleinen,

an der Wörpe, gegenüber dem Gehölze, erbauten Hause. Er beteiligte sich ferner (gleich Bicker, Olbers, G. R. Treviranus und andern) an den auf Lavaters Anregung durch Dr. Wienholt angestellten Versuchen über Suggestion und Hypnose, damals als „tierischer Magnetismus" bezeichnet. Er schrieb darüber 1800 eine Abhandlung, hielt auch noch 1834 über denselben Gegenstand einen Vortrag im Ärztlichen Vereine. 1833 wurde sein Doktorjubiläum unter starker Beteiligung der Ärzte und des Museums gefeiert. Er führte in späteren Jahren den Titel Hofrat, und starb, nachdem er schon lange erblindet gewesen war, am 17. Januar 1851.

Schriften-Verzeichnis bei Rotermund, S. 191.

W. O. Focke.

**Heineken,** Philipp Cornelius, geb. in Bremen 6. Dezember 1789, ein Sohn des Professors und Hofrats Johann H., war einer der letzten Schüler des Bremer Gymnasium illustre. Er studierte dann in Berlin und in Göttingen, wo er die Doktorprüfung bestand. Nach längerer Reisezeit ließ er sich 1812 in Bremen als Arzt nieder. Er hatte sich für Augenheilkunde interessiert und gab 1815 eine Ophthalmobiotik oder Anweisung zur Erhaltung der Augen heraus. Unter dem Einflusse von Albers wandte er sich dann der Übersetzung medizinischer Werke aus dem Französischen und Englischen zu. Im Jahre 1816 erschien seine Übertragung von Jurines Preisschrift über den Croup (vgl. oben die Mitteil. über Dr. J. A. Albers); in den folgenden Jahren folgten Übersetzungen von englischen Fachschriften. H. wurde Physikus und Mitglied des nach den Kriegswirren 1822 neu organisierten Gesundheitsrats. In den Jahren 1836 und 1837 erschienen von ihm die zwei Bände des Werkes: „Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet in topographischer, medizinischer und naturhistorischer Hinsicht." Bemerkenswert ist in diesem Buche u. a. ein Verzeichnis der in der Umgegend von Bremen vorkommenden Tier- und Pflanzenarten, eine Zusammenstellung, für die fast gar keine gedruckten Vorarbeiten vorlagen. Für die 1844 herausgegebenen biographischen Skizzen lieferte H. einen Beitrag über den Vegesacker Arzt und Botaniker Roth. Von 1829 bis 1870 stellte er regelmäßige Thermometer- und Barometerbeobachtungen an, die bei allen späteren bremischen meteorologischen Untersuchungen (Jahrb. Brem. Statist., Abh. Nat. Ver., Deutsch. Meteorolog. Jahrb.) vielfach benutzt worden sind.

In ungewöhnlicher Frische und Lebhaftigkeit beging er im Kreise des Ärztlichen Vereins sein goldenes Doktorjubiläum, wobei er allen Teilnehmern den Wunsch aussprach, daß es ihnen dermaleinst beschieden sein möge, das gleiche Fest in gleicher Rüstigkeit zu feiern, wie er selbst tat. Er starb am 13. Februar 1871.

W. O. Focke.

**Helmers**, Heinrich, Literat, geb. am 1. Dezember 1847 in Bremen als Sohn eines Musiklehrers, besuchte die Realschule seiner Vaterstadt, widmete sich dem Kaufmannsberufe, redigierte von 1868—70 die Wochenschrift „Album für Unterhaltung", übernahm 1870 die 1850 von seinem Vater eröffnete Kunsthandlung, beteiligte sich 1875 an der Gründung des liberalen „Bremer Volksblatts", gab 1884 das väterliche Geschäft auf und lebte von da an als freier Schriftsteller in seiner Vaterstadt, wo er, in seiner letzten Zeit durch ein Nervenleiden ans Haus gefesselt, am 3. April 1908 gestorben ist. Schon in seinem zwölften Jahre veröffentlichte er in Tagesblättern kleine Gedichte und Rätsel, ist aber trotz aller Begeisterungsfähigkeit und Versgewandtheit nie zu wirklicher künstlerischer Eigenart und Beherrschung der Form gelangt. Er verwandte sein poetisches Talent später vielfach zu Gelegenheitsdichtungen im landläufigen Sinne, blieb aber auch dabei stets bemüht, seinem Ideal edler Menschlichkeit die Treue zu wahren. Einige seiner besten Gelegenheitsgedichte von allgemeinerem Interesse vereinigt sein „Buch der Prologe" (1876), darunter auch ein allegorisches Festspiel mit lyrischem Grundton: „Am Tage von Sedan". Neben anderen Festspielen ähnlicher Art verfaßte er Lustspiele, so „Unfehlbar", 1875, fünf Jahre nach der Entstehung im Bremer Stadttheater aufgeführt, Schwänke, so „Unter'm Pantoffel" (1885), das Schauspiel „Vergangene Zeiten" (1876), den Operettentext „Der Teufel als Ehestifter" (1884), die Novellette „Ein Weihnachtsgruß" (1886) und allerlei sonstige Schriften, in denen er z. T. praktische Zwecke verfolgt, so „Wie und was soll man deklamieren" (1867) und „Das Liebhabertheater, ein Handbuch für Dilettanten der Schauspielkunst" (1868). Wertvoller sind kulturhistorische und volkskundliche bremische Skizzen, wie er sie in den „Bremer Nachrichten" veröffentlichte und in den Sammlungen „Bremer Land und Leute" (1905), „Bremer Leben" (1906) zusammenstellte. Sie bieten z. T. gutes Material und haben zur Verbreitung des Interesses für diese Dinge beigetragen.

Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jhs. — Eckart, Lexikon d. niedersächsischen Schriftsteller. — Bremer Nachrichten 1908, Nr. 95. — Kürschners Lit.-Kal. 1909.

H. Seedorf.

**Henke**, Jul. Ferd. Oskar, wurde als Sohn eines Kgl. Rendanten am 30. Juli 1843 zu Küstrin geboren. Er besuchte die mit dem Kgl. Seminar für Stadtschulen verbundene Übungsschule in Berlin und das Realprogymnasium in Gollnow, seit 1859 aber das Marinestiftsgymnasium in Stettin, wo er durch eine Reihe hervorragender Lehrer eine ausgezeichnete Ausbildung erhielt. Als Alumnus des Jageteuffelschen Kollegiums bestand er hier im Frühjahr 1864 die Abiturientenprüfung und studierte fünf Jahre lang an der Universität Berlin und in privater Weiterbildung Theologie und Philologie. Im Frühling 1869 bestand er die Prüfung pro lic. conc., trat dann aber in den Konvikt des Klosters U. L. Frauen in Magdeburg ein, um sich für das höhere Lehramt vorzubereiten und zugleich sein Probejahr zu erledigen. Er wurde 1870 in Halle Doktor der Philosophie, bestand die Prüfung pro fac. doc. und wurde 1871 erst ordentl. Lehrer und Alumnatsinspektor am Kgl. Gymnasium in Schleusingen, dann am Gymnasium in Stendal. 1874 ging er als Oberlehrer an das Realgymnasium in Perleberg, 1875 nach Höxter. 1879 wurde er Direktor des Realgymnasiums in Mülheim a. d. Ruhr, das mit einer Fortbildungsschule und einer höheren Töchterschule verbunden war. Zu Ostern 1883 übernahm er die Direktion des Gymnasiums in Barmen. Er setzte hier den Neubau der Schule durch, gab ihr eine neue, allgemein als vortrefflich anerkannte Unterrichtsverfassung auf Grund der Lehrpläne von 1882 und brachte die Anstalt überhaupt durch sein ungewöhnliches Organisationstalent auf eine bedeutende Höhe. Gleichwohl entschloß er sich, zum Herbst 1893 einem Rufe als Direktor und Professor an das Gymnasium in Bremen zu folgen, bei seinem Weggang aus Barmen mit vielfachen Ehren und großer Anerkennung bedacht. Er hat das Bremische Gymnasium in seinem ganzen Umfang bis zur Teilung Ostern 1905, dann die eine Hälfte, das Alte Gymnasium, noch bis Ostern 1907 geleitet, wo er in den Ruhestand trat.

Als H. nach Bremen berufen wurde, verfügte er somit bereits über eine reiche pädagogische Erfahrung, die er sich auf den zahl-

reichen Stationen einer ungewöhnlich wechselvollen Amtslaufbahn erworben hatte. Sie kam auch seiner neuen Stellung zugute, in der er seine große Verwaltungsgabe nicht minder bewährte. Und auch, daß er sich auf die Kunst des Unterrichtens vorzüglich verstand und seine Schüler lebhaft anzuregen wußte, ist oft von ihm gerühmt worden. Seine rednerische Kunst, die ihm erlaubte, die verschiedensten Töne mit gleicher Virtuosität anzuschlagen, hat ihm innerhalb und außerhalb der Schule mannigfache Bewunderung eingetragen. Derselbe Mann besaß, grundgescheit wie er war, eine höchst umfassende Bildung auf den verschiedensten Gebieten, die er noch fortwährend erweiterte. Die Zahl seiner Schriften, deren genaues Verzeichnis das Archiv des Alten Gymnasiums bewahrt, ist sehr beträchtlich; Theologie, Philosophie, klassische Philologie, Pädagogik, Germanistik, Freimaurerei waren für seine fruchtbare Feder ein vertrautes Feld, eine Zeitlang hat er die bremischen Tageszeitungen mit interessanten Rezensionen versorgt, für die Stenographie, deren verschiedene Systeme er gleichmäßig beherrschte, hatte er ein nachhaltiges und oft betätigtes Interesse. Und wenn die meisten seiner Schriften nur von geringem Umfang sind und wohl nur kleine Einzelfragen betreffen, so stehen daneben doch auch bedeutendere, wie die Übersetzung des Nibelungenliedes nach Lachmanns Ausgabe (Barmen 1884), Die Chronik des Gymnasiums zu Barmen (1890), Odyssee und Ilias (Text, Kommentar und Hilfsbuch), Aus der Werkstatt der Freimaurerei (Berlin 1906), Freimaurerei und Dogma (Leipzig 1906), die große Anerkennung gefunden haben. Auch neun Programmabhandlungen des Gymnasiums in Bremen, meistens didaktische Fragen betreffend, sind beachtenswert.

Wenn solcher großen und zahlreichen Vorzüge ungeachtet Henkes bremische Wirksamkeit nicht ohne Einschränkungen als eine glückliche bezeichnet werden kann, so ist die Ursache dafür wohl in einem Mangel an rechter, voller Kraft seiner psychischen und physischen Wesensart zu suchen. Mit einer durch Arbeitsüberhäufung frühzeitig hervorgerufenen Überreizung der Nerven verband sich eine gewisse Unzufriedenheit mit dem jedesmal Erreichten, die ihn zu keiner rechten inneren Ruhe gelangen ließ. In mancher Hinsicht seinem ebenfalls sehr befähigten Amtsvorgänger Weber (gest. 1850) vergleichbar, vermochte er nicht, sich in die vielfach eigenartigen bremischen Verhältnisse hineinzufinden. Die Widerstände, die ihm

entgegentraten, anfangs in ihrer Stärke unterschätzend, empfand er bald eine Ermattung im Kampfe gegen Verhältnisse, die er zu ändern weder die Macht noch die Ausdauer besaß, so daß auf den großen Anlauf Entmutigung und Verstimmung folgte. Ein im Grunde gutes und edles Herz, das aber der Anerkennung und des äußeren Erfolges bedürftig war, wurde dann wohl von einer Verbitterung erfüllt, die ihn zu ungerechten Urteilen über die Verhältnisse, ja auch zu subjektiv nicht beabsichtigten, objektiv aber nachweisbar unrichtigen Aufstellungen in bezug auf gerade vorliegende Fragen verleitete. Trug ihm diese unglückliche Anlage auf manchen Seiten eine absprechende Beurteilung ein, so ist sie auch wohl die eigentliche Erklärung für die durch sein gänzlich verunglücktes „Napoleonproblem" (Bremer Beitr. 1906, Nr. 1) unternommene Einmischung in den Streit um die historische Persönlichkeit Jesu, womit H. seinen wissenschaftlichen Kredit auf das schwerste gefährdete.

Nur der Segen einer überaus glücklichen Häuslichkeit konnte diesen Mängeln das heilsame Korrektiv schaffen. Überschaut man seine Lebensarbeit im ganzen, wie man es tun muß, so wird man sie, wenn auch nicht ohne Einschränkung, als eine reiche und auch fruchtbare bezeichnen.

Nachdem er seinen Ruhestand noch vier Jahre genossen, ist H. am 30. Januar 1911 gestorben.

Über sein Leben vgl. die Zeitschr. „Die Wacht" 1893, Nr. 4, „Die Neuwacht" vom März 1911, Chronik d. Gymn. zu Barmen 1890, Progr. d. Gymn. zu Barmen 1894. Die vortreffliche Grabrede von R. Emde ist leider nur im Manuskript vorhanden.

H. Entholt.

**Henrici**, Hermann Christ. Gerh. Edm. Wilh. Heinrich, P. prim. zu St. Stephani, am 24. Dezember 1832 zu Werden a. d. Ruhr als Sohn des Richters H. geboren, besuchte die Rektoratsschule in W. und von 1848 an das Gymnasium in Essen, studierte 1851—55 in Halle und Berlin Theologie, war als Kand. zwei Jahre Töchterschullehrer in Bonn, 1857 Hilfsprediger in Neviges, hatte dann nach bestandenem Examen pro min. helfende Stellungen in Zweifall, Bonn, Solingen und Hamm a. d. Sieg, wurde 1859 Pfarrer in Köln, am 27. August 1865 an St. Stephani in Bremen eingeführt und starb daselbst am 8. Februar 1894. Über sein

Charakterbild vgl. bes. „Zum Gedächtnis des . . . H. H. Henrici" (Bremen 1894), mit den Reden von D. Thikötter und Tiesmeyer und einer Lebensskizze von seinem Sohn. Charakteristisch für die persönliche Eigenart dieses durchgebildeten, von Tholuck, Müller und Rothe, später auch von Steinmeyer und A. Ritschl beeinflußten Theologen und feinsinnigen Predigers war die Verbindung von tiefer idealistischer Innerlichkeit und Drang zu praktisch-organisatorischem Wirken im Gemeinde- und Volksleben. Auf ihn geht die Gründung von Marthasheim 1873 und vom ersten Jungfrauenverein in Br., ja vom Diakonissenhaus 1868 zurück, dessen theol. Leiter er auch in den ersten Jahren war. (Vgl. die grundleg. Art. Br. Kbl. 1869, Nr. 45 bzw. 67, Nr. 2, 68, Nr. 10, auch Iken, Innere Mission in Br., S. 84.) Für eine Synode in Br. wirbt er Br. Kbl. 1871, Nr. 32. Das sog. „Gemeindeprinzip" als Grundlage des Kirchenwesens erörterte er als Vorläufer der Sulzeschen Bewegung in seinen an Thikötter gerichteten „Reisebriefen" (Gotha 1877). Dem entspricht praktisch seine Mitarbeit bei der Errichtung des Wilhadikirchensystems u. a. m. — Von ihm ist noch gedruckt: Die piemontesische Presse gegenüber Papsttum und Katholizismus in den Jahren 1850—58 in den Gelzerschen Monatsbl. 1860. — An Predigten u. a.: Die Antrittspredigt 1865, Dankpredigt am 28. 6. 1868, Das Heil aus Israel 1869, Stephanikirchweihe 1891, ferner die Konfirmationsreden 1868—74, 76 und 79, auch die Reden bei Einführnng der Pastoren Tiesmeyer und Jacobi. — Deutsches Volkstum und deutsches Christentum 1871. — Evang. Predigten aus dem Nachlaß, herausgegeben von M. Henrici, Br. 1895. — Seine letzte Predigt, Br. Kbl. 1910, Nr. 48, 49. — Nekrolog ebd. 1894, Nr. 6. — Von ihm Vor- und Schlußwort zu „Dr. Schwalb und das Bremer Kirchenregiment", Br. 1868 (siehe Neue Ev. K.-Z. 1869, Nr. 2).

Büttner.

**Hentschel**, Theodor, geb. in Schirgiswalde (Oberlausitz) 28. März 1830, gest. in Hamburg 19. Dezember 1892, wurde infolge seiner hervorragenden musikalischen Begabung als neunjähriger Knabe in die Kgl. Vokalkapelle der Dresdener Hofkirche aufgenommen, wo er bald als Altsolist Verwendung fand. Diese Mitgliedschaft sicherte ihm nicht nur kostenlose Erziehung im Konvikt, sondern verschaffte ihm auch weitgehende Ausbildung in der Musik. In den Jahren

1850—53 besuchte er das Prager Konservatorium, wo er dem Studium des Klavierspiels, des Gesanges und der Komposition oblag. Nachdem er lange Zeit als Pianist konzertiert hatte, fand er 1855 zunächst eine Anstellung am Theater in Halle, wurde aber schon im nächsten Jahre als Musik- und Chordirektor an das Leipziger Stadttheater berufen. In den vier Jahren seines dortigen Aufenthalts brachte er auch seine erste Oper „Matrose und Sänger" zur Aufführung. 1860 wurde er erster Kapellmeister am Stadttheater in Bremen, eine Stellung, in der er drei Jahrzehnte hindurch mit großem Erfolge tätig war. Außer der im Nebenamt einige Zeit bekleideten Organistenstelle der Johanniskirche übernahm er 1883 die Leitung der „Liedertafel des Gewerbe- und Industrievereins", die sich dann im Jahre 1886 als gemischter Chor selbständig unter dem Namen „Hentschel-Verein" konstituierte. Später ist der Ansgarikirchenchor daraus hervorgegangen. 1891 ging Hentschel als erster Kapellmeister an die Hamburger Oper, erlag aber schon im nächsten Jahre einer Lungenentzündung.

Seine Hauptbedeutung lag entschieden auf dem Gebiete der Direktionstätigkeit. Die schier unfehlbare Sicherheit, die ihn dabei auszeichnete, erwarb ihm bei den hiesigen Musikern den Ehrennamen „Notenfresser". Daß aber seine Aufführungen auch das Gepräge echter Künstlerschaft trugen, dafür haben wir außer der allgemeinen Anerkennung als vollgültigstes Zeugnis das warme Lob, das Richard Wagner bei seinem hiesigen Besuche einer Vorstellung der Meistersinger spendete.

Auch als Tondichter richtete er sein Augenmerk besonders auf die Bühne. Zur Aufführung gelangten hier die Opern „Der Königspage" (1874), „Die Braut von Lusignan" („Die schöne Melusine", 1875), „Lanzelot" (1878), „Des Königs Schwert" (1890). Mit seinem Vereine brachte er das Chorwerk „Frühlingsnacht" mehrfach zu erfolgreicher Aufführung. Außer diesen sämtlich im Druck erschienenen Werken veröffentlichte er noch eine Anzahl von Chor- und Sololiedern, mehrere Ouverturen, eine große Messe und verschiedene Konzertstücke. Seine Kompositionen tragen sämtlich das Gepräge bedeutenden Könnens und großer Begabung, ohne sich jedoch durch hervorstechende Eigenart auszuzeichnen.

G. Kißling.

**Hertzberg**, Wilhelm Adolf Boguslaw, war der Sohn eines

Postdirektors und wurde in Halberstadt am 6. Juni 1813 als jüngstes Kind von zehn Geschwistern geboren. 1831 bezog er die Hochschule, erst Halle, dann Bonn und schließlich wieder Halle, wo er besonders die alten Sprachen studierte, daneben aber auch Geschichte: bei Heinrich Leo war er im Seminar. Am meisten wirkte jedoch auf ihn der Philologe Gottfr. Bernhardy, der ihn schon frühzeitig für das Studium des Properz gewann. Als Probekandidat kehrte H. 1835 nach Halberstadt zurück, wirkte darauf als Hilfslehrer in Stettin, wo er sich mit Emil Palleske und Rob. Prutz befreundete und überhaupt das Glück hatte, einen überaus angeregten Kreis zu finden, und trat 1840 aufs neue in das Kollegium des Halberstädter Domgymnasiums ein. Hier in Halberstadt fand er auch die Lebensgefährtin und folgte 1842 einem Rufe an die Höhere Bürgerschule in Elbing, zu deren Direktor er 1845 ernannt wurde.

H. war damals bereits ein anerkannter Schulmann und nicht weniger ein namhafter Gelehrter. Seine wissenschaftliche Neigung gehörte zunächst ausschließlich dem Altertum, von dessen Wert und Bedeutung für die Gegenwart er wie nur irgendeiner überzeugt war. Nur in diesem Sinne konnte ihm auch seine Wirksamkeit an einer Bürgerschule wichtig und fruchtbringend werden: es galt ihm, den Schülern die Kenntnis des Altertums wenigstens aus Übersetzungen zu vermitteln, daneben aber sie durch den Lateinunterricht, auf den er niemals verzichtet hätte, auch direkt an die Quellen des römischen Geisteslebens heranzuführen.

Er selbst hatte sich schon seit seinen Universitätsjahren immer tiefer in die lateinischen Dichter der augusteischen Zeit versenkt. In der Art, wie sich die Individualität der römischen Nation mit dem Geiste des Hellenismus durchdrang, erkannte er ein Problem, das er in dem Verhältnis der modernen Welt zum Altertum wiederfand. Dem Properz, dem schon seine Doktordissertation gegolten, wandte er auch weiterhin seine Studien zu. In einer Reihe von kleineren Aufsätzen, Programmabhandlungen, Rezensionen, zum Teil in Ruges Hallischen Jahrbüchern, spann er diese Gedankengänge weiter, bis er 1843—45 mit einem vierbändigen Hauptwerk über seinen Lieblingsautor hervortreten konnte: Sex. Aurelii Propertii Elegiarum libri quattuor, das freilich scharfen, aber nur zum kleinsten Teil gerechtfertigten Angriffen der Lachmannschen Schule nicht entgehen konnte. Und doch war dieses Buch in ganz ungewöhnlichem Maße

ein Sorgen- und Lieblingskind des Verfassers geworden, denn an demselben Tage, wo er das Manuskript an den Verleger absenden wollte, war es durch einen Brand zerstört worden, und es hatte der ganzen geistigen Elastizität Hertzbergs bedurft, um es noch einmal wieder zu schaffen. In engem Zusammenhang mit dieser Arbeit standen Studien über die alexandrinischen Elegiker, denen Properz als seinen Mustern gefolgt ist, sowie die Abhandlung über den Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwicklung, in Prutz' Literarhistorischem Taschenbuch von 1845 und 1846. Zugleich begann schon am Properz Hertzbergs Tätigkeit als Übersetzer, die fortan den größten Umfang in seiner literarischen Lebensarbeit einnehmen sollte. Aus einer eindringenden Beschäftigung mit der Theorie des deutschen Versbaus und seinem Verhältnis zur antiken Metrik gewann er dafür die wissenschaftlichen und ästhetischen Grundlagen. So übersetzte er in seiner Elbinger Zeit die alexandrinischen Elegiker, Babrios' Fabeln, die erotischen Gedichte des Ovid und Virgils Äneis.

Neben diese Versenkung in die Dichter des römischen Altertums trat nun aber, zunächst aus seiner Tätigkeit an der Bürgerschule zu begreifen, die Beschäftigung mit der englischen Literatur, die allmählich einen immer breiteren Raum in dem Gebiet seiner Studien gewann. Zuerst trat er hier mit einer Übersetzung Tennysons hervor dann übertrug er Chaucers Canterbury Tales ins Deutsche, eine ganz hervorragende Leistung, die ihm, als er sie erst viel später, von Bremen aus, veröffentlichte, den größten und verdientesten Beifall von allen Seiten eintrug. Bei Tennyson zum ersten Male hatte er seine Kunst der Übertragung in Reimen gezeigt, während er früher sich nur in klassischen Maßen geübt hatte.

Aber die Arbeit für die Schule und die Wissenschaft füllte Hertzbergs lebhaften Geist nicht aus. Die immer mehr anschwellende politische Erregung der vierziger Jahre zog ihn unwiderstehlich in ihren Kreis. Ohnehin ging die Bewegung in Elbing, dessen Bürgerschaft ganz liberal war, in besonders hohen Wellen. So finden wir H. um 1848 in der vordersten Reihe der Kämpfer, unter denen seine Intelligenz wie seine zündende Beredsamkeit ihm eine führende Rolle sicherten. Neben manchem Zeitungsartikel sind damals auch Gedichte rein politischer Natur aus seiner Feder geflossen, die ihn ganz liberal, fast radikal zeigen. Der Rückschlag, der nicht ausblieb,

mußte daher auch ihn mit Härte treffen. Obwohl man dem trefflichen Schulmann in seinem Amte nichts anhaben konnte, fehlte es doch nicht an Denunziationen und gehässigen Zurücksetzungen. Als man ihn zum Direktor des Gymnasiums in Anklam wählte, versagte die Regierung ihre Bestätigung. Immerhin blieb H noch fast zehn Jahre in Elbing, jetzt ganz seinem Beruf und seiner stillen Gelehrtenarbeit zugewandt. Zwischen Altertum und Neuzeit schlug er die Fäden hinüber und herüber, tiefer zugleich und breiter werden ihm Einsicht und Kenntnisse, das Interesse für vergleichende Sprachforschung erwacht in ihm, und alles webt sich zum Ganzen; er kannte keine isolierten Studien.

Da erhielt er den Ruf, als Direktor der sog. Handelsschule nach Bremen überzusiedeln, und nahm ihn mit Freuden an, um so aus Verhältnissen herauszukommen, die ihm immer drückender geworden waren. Im letzten Augenblick suchte ihn die Regierung noch zu halten, indem sie ihm das Gymnasium in Thorn anbot. Aber vergebens; in Elbing wurde sein Freund und Kollege Kreyssig sein Nachfolger.

Im Herbst 1858 trat H. seine neue Stellung in Bremen an. Seine erste Aufgabe lag hier auf dem Gebiete der Schule. Es galt die Reorganisation der Hauptschule in der ihm zugewiesenen Anstalt vorzunehmen und, als Gravenhorst 1866 Bremen verließ, dessen organisatorische Arbeit am Gymnasium fortzusetzen. Ein Jahr hat H. dann beide Anstalten geleitet, seit 1867 aber gehörte er dem Gymnasium allein. Damit gewann er endlich den ihm ganz zusagenden Wirkungskreis, nach dem er sich immer gesehnt; und wie hat er ihn ausgefüllt, ausgefüllt nicht bloß mit sachkundigen Anordnungen, sondern mit dem ganzen Einsatz seiner glühenden, enthusiastischen Persönlichkeit! Sich selber gab er seiner Schule, den ganzen Reichtum seines Geistes und Herzens. So steht sein Bild noch heute in ganzer Lebensfülle der älteren Generation vor der Seele. Und er konnte hier seine reichtragende Saat mit mächtigem Wurfe ausstreuen, weil der freiere Geist dieser Stadt, die ihm in Wahrheit zur Heimat geworden ist, seinem Schaffen keine hemmenden Fesseln anlegte. Hier konnte er die meisten der Grundsätze verwirklichen, die er schon 1849 auf den Konferenzen des Ministers Ladenberg zu Berlin entwickelt hatte, zu denen ihn das Vertrauen seiner westpreußischen Kollegen entsandte. Er trat für das Latein in den voll

ausgebauten Realanstalten ein, wollte den Religionsunterricht auf der Unterstufe fakultativ machen, in den oberen Klassen ganz weglassen. Geschickt und erfolgreich vertrat er die bremischen Wünsche bei den Konferenzen, die in Berlin und Dresden nach 1866 einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Verfassungen der höheren Schulen anbahnen sollten, besonders auch hinsichtlich der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst. Eine abschließende Würdignng dessen, was H. im ganzen und im einzelnen für seine Schule geleistet hat, wird erst möglich sein, wenn einmal die schulgeschichtliche Forschung seine Epoche der wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen hat: daß H. sachkundig, energisch und gründlich wie nur einer war, wird doch auch heute schon von niemandem bestritten. Und auch außerhalb seines engeren Wirkungskreises an der Hauptschule begegnen wir im bremischen Schulwesen seinen tiefen Spuren: als Mitglied der Schuldeputation, als aufsichtführender Regierungskommissar bei den Realschulen in den Hafenstädten und der Realschule von C. W. Debbe, als technischer Leiter der ersten Sektion der Lehrerprüfungskommission.

Neben allem ruhte auch in Bremen die wissenschaftliche Arbeit nicht, die ihm ein unabweisbares Bedürfnis war, weil sie ihm Glück und Erholung zugleich gewährte. Vornehmlich die Tätigkeit des Übersetzers. Aus der Welt der römischen Antike hat er Catull und Juvenal zusammen mit Teuffel in Tübingen in deutschen Versen nachgeschaffen, für sich allein außerdem vier Komödien des Plautus. Aus dem Englischen übertrug er in dieser Zeit Scotts „Herrn der Inseln", den er in patriotischer Begeisterung über die Befreiung Schleswig-Holsteins dem Herzog Friedrich VIII. von Augustenburg widmete. Besonders aber war es Shakespeares Genius, der ihn je länger je mehr anzog. So ist H. zum Shakespeareforscher und -übersetzer geworden, und auch auf diesem Felde hat er Werke von dauerndem Werte geschaffen. In der von der deutschen Shakespearegesellschaft neu besorgten Ausgabe des Schlegel-Tieckschen Werkes 1868—71 sind von H. acht Stücke übersetzt: „Heinrich VIII.", „Liebes Leid und Lust", „Die Komödie der Irrungen", „Die beiden Veroneser", „Titus Andronikus", „Troilus und Cressida", „Ende gut, alles gut" und endlich „Cymbeline", alle mit einer Einleitung und Erläuterungen versehen. Eine Reihe streng wissenschaftlicher Aufsätze im Shakespeare-Jahrbuch folgte, so die Abhandlung über die Quellen der Troilussage im Verhältnis zu Shakespeares „Troilus

und Cressida". Auf Grund dieser Arbeiten wurde H. zum Vorstandsmitglied der Deutschen Shakespearegesellschaft zu Weimar gewählt, wie er auch korrespondierendes Mitglied der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen und Ehrenmitglied und Meister des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. war.

Endlich sei hier die Übersetzung der kalifornischen Novellen des Bret Harte sowie die des Libell of English Policye genannt, letztere mit einer geschichtlichen Einleitung von Reinhold Pauli, dem Hansischen Geschichtsverein bei dessen Tagung in Göttingen 1878 gewidmet. Es war eine Broschüre in Versen über die englische Handelspolitik, um 1436 entstanden.

Es ist nur selbstverständlich bei einem Manne wie H., daß er auch an allen allgemeinen Kulturbestrebungen in Bremen den lebendigsten Anteil nahm. Er war Mitglied der Bürgerschaft, er wirkte in der Kirchenvertretung und im Domkonvent, er war endlich ein eifriges Mitglied des Nationalvereins. Denn am wenigsten der Verfechtung seiner patriotisch-politischen Ideale hätte er in Bremen, das ihm eine ungehinderte Betätigung erlaubte, ganz entsagen mögen. Reich und voll strömte 1870 seine Begeisterung aus. Er war es, der beim Einzuge der Truppen 1871 an die Schüler eine öffentliche, unvergeßliche Ansprache hielt. 1872 erschienen in der Weserzeitung, die ihm ebenso wie das Bremer Sonntagsblatt gar manchen Beitrag verdankt, seine „Reichsländischen Briefe". 1874 präsidierte er dem Mosleschen Komitee für die damalige Reichstagswahl.

Organisator, Forscher, Übersetzer von dichterischer Nachempfindung, Redner von hinreißender Kraft — wahrlich, hier hatte die Natur das Füllhorn ihrer Gaben geöffnet, um ein reiches Leben zu schaffen; mit der innigen Frömmigkeit, die er auch als kirchlich Liberaler durchaus besaß, hat H. selber Gott dafür gedankt. Und doch, die Schule hat heute schon in vielem neue Wege beschritten, die Forschungen des Gelehrten sind vielfach überholt, die Palme des Übersetzers hat er mit anderen teilen müssen, auch da ist seine Arbeit bereits im Veralten, wie das denn der Lauf der Dinge ist. Darum, wenn ihm sein Lob so laut, so unwidersprochen tönt, so muß noch etwas mehr, etwas Größeres in dem Manne sein. Das aber ist die Persönlichkeit, von der alle jene an ihm gerühmten Vorzüge nur Ausstrahlungen waren. Das so oft mißbrauchte Wort von dem höchsten Glück der Erdenkinder — hier ist es einmal am rechten

Orte. In der Tat, in seiner Persönlichkeit liegt der letzte Grund zu der tiefen, ja unauslöschlichen Wirkung, die H. auf alle geübt hat, die ihn gekannt, vor allem natürlich auf seine reiferen Schüler, die er im Innersten und Tiefsten zu ergreifen wußte. So wie er war, genial und human zugleich, von einem „eruptiven Enthusiasmus", dem sich jeder gefangen geben mußte, und der sich vielleicht in seiner schönsten Ausprägung auf seiner Italienfahrt im Frühjahr 1870 äußerte, kraftvoll, selbstbewußt, großzügig und dabei doch voller Treue auch im kleinen, voller Achtung für die Wesenseigentümlichkeit anderer, so lebt H. unvergeßlich weiter. Darin liegt Hertzbergs größte Bedeutung, seine tiefste Wirkung, die immer aufs neue wieder bezeugt wird. Die höchste Persönlichkeit — sie hat der Mann mit dem makellosen Charakter, für den es auch die echte Wissenschaftlichkeit nicht ohne Frömmigkeit, Demut und Sittlichkeit geben konnte, seinen Schülern und allen anderen, die in seinen Bannkreis traten, vorgelebt.

Als H. nach schwerem Magenleiden am 7. Juli 1879 starb, ertönte laut die Klage um den viel verehrten Mann. In der Domkirche gedachte seiner Pastor Schramm, am Grabe redete Constantin Bulle, in der Aula vor den versammelten Schülern Prof. W. Sattler. Sie alle klagten um einen der besten Söhne, den das große Preußen dem kleinen Bremen gegeben, um den größten Schulmann, den der bremische Staat besessen hat, um einen wahrhaft edlen und guten Mann.

Hertzbergs Marmorbüste, von Diedr. Kropp vortrefflich ausgeführt, ist in der heutigen gemeinsamen Aula des Alten Gymnasiums und der Oberrealschule 1880 aufgestellt. Die bei seiner Leichenfeier gehaltenen Reden sind zusammengefaßt in dem Buche: Zur Erinnerung an Prof. Dr. Wilh. Hertzberg. Manuskript. Bremen, Guthe. Darin befindet sich auch das ausführliche Lebensbild, das Bulle von H. entworfen hat. (Auch im Br. Jb. Bd. 11 und in der Weserzeitung vom 28.—31. August 1879.)

Vgl. auch Bulles Nachruf im Programm der Hauptschule von 1880 und in A. D. B. 12, 249 ff. Ein genaues Verzeichnis aller seiner Schriften, zusammengestellt von seinem Sohne H. Hertzberg, befindet sich im Archiv des Alten Gymnasiums.

H. Entholt.

**Heymann**, Dr. Karl Wilhelm, als Sohn eines Zigarren-

fabrikanten am 12. Juli 1847 in Bremen geboren, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums in Göttingen und Jena alte Sprachen (und anfangs auch Theologie). Nachdem er an der Höheren Mädchenschule in Stade und der hiesigen Vorschule unterrichtet hatte, gehörte er von Herbst 1882 bis zu seiner Pensionierung Herbst 1897 dem Lehrerkollegium des Gymnasiums an; er starb in seiner Vaterstadt am 29. März 1911.

1909 erschien sein Buch „Das bremische Plattdeutsch", die erste, im ganzen wohlgelungene grammatische Darstellung unseres Dialekts um 1850, auf sprachgeschichtlicher Grundlage. Außerdem veröffentlichte H.: „Das I der indogermanischen Sprachen" 1873, „The life and exploits of Robin Hood" 1887; „Forbes, My experiences of the war between France and Germany" 1895.

A. Lonke.

**Hirschfeld**, Moritz von, geb. 12. Februar 1825 in Fürstenwalde a. d. Spree. Nach vierundzwanzigjähriger Dienstzeit im preußischen 14. und 54. Infanterie-Regiment, in welchen er an den Feldzügen der Jahre 1848 und 1866 teilnahm, wurde er am 30. Oktober 1866 in das neuerrichtete Infanterie-Regiment Nr. 75 versetzt und am 11. April 1867 Kommandeur des I. Bataillons zu Bremen. Als solcher zog er 1870 in den Feldzug gegen Frankreich; an der Spitze seines Bataillons wurde er in der Schlacht bei Loigny am 2. Dezember 1870 tödlich verwundet und starb am 4. Dezember zu Bazoches.

v. Engelbrechten.

**Hirschfeld**, Stephan Eduard, geb. in Bremen 1. Juni 1806, ließ sich 1832 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Er interessierte sich lebhaft für die Phrenologie und die Gallsche Schädellehre, obwohl deren damalige eifrigste Vertreter großenteils nichtärzlichen Kreisen angehörten. Verwandte Ansichten brachten H. in nahe Beziehungen zu den Juristen George Combe in Edinburg und Gustav von Struve in Mannheim, dem später als Revolutionär bekannt gewordenen Politiker. Beide Männer waren bestrebt, die Gallsche Phrenologie zu einer umfassenden physiologischen Geisteswissenschaft zu erweitern. H. betonte seinerseits mehr, als sie es taten, die Wichtigkeit der anatomischen Grundlagen. Für ihn bedeutete, wie Dr. Mansfeld 1844 auf der Naturforscherversammlung hervorhob, Phrenologie einfach „Geisteskunde, nämlich die Erkenntnis der Tätigkeits-

äußerungen des menschlichen Geistes und der Gesetze, welchen dieselben unterworfen sind".

Als H. sich durch die tatsächlichen Leistungen der praktischen Medizin nicht befriedigt fühlte, setzte er seine Hoffnungen auf die vermeintlichen Wunderwirkungen der Homöopathie. Der Mangel an kritischem Sinn, welchen er der Homöopathie gegenüber bekundete, ließ auch seine phrenologischen Studien in einem ungünstigeren Lichte erscheinen, als sie an sich verdienten.

Schriftstellerisch war er, neben seiner namhaften ärztlichen Praxis, auf phrenologischem Gebiete tätig: er hielt auch öffentliche Vorträge über einschlägige Fragen und über Homöopathie. Persönlich war er ein frischer, anregender und liebenswürdiger Mann; seine Schriften wurden in weiten Kreisen beachtet. — Zu Oslebshausen bei Bremen, später auch am Siebengebirge, legte er sich kleine Landsitze an. Seine weiteren Lebenspläne waren auf die Erlangung einer Universitätsprofessur gerichtet, auch schienen diese Bemühungen keineswegs aussichtslos zu sein, da er als phrenologischer Schriftsteller bekannt und geschätzt war. Die Verwirklichung wurde durch seinen plötzlichen frühen Tod verhindert; er starb zu Bremen am 22. März 1845.

Unter den Veröffentlichungen Hirschfelds sind seine Übersetzungen zweier Werke von G. Combe beachtenswert; es sind: das „System der Phrenologie" (1833) und „Das Wesen des Menschen und sein Verhältnis zur Außenwelt" (1838). Von selbständigen eigenen Arbeiten seien genannt:

Umrisse der Phrenologie. Zur Förderung einer naturgemäßen Geisteskunde. 1844. Über „das Verhältnis der grauen zur weißen Substanz des Gehirns". Auszug in Ber. Vers. Naturf. u. Ärzte 1844, II, S. 110.

W. O. Focke.

**Hobbing**, Martin Heinrich, geb. zu Greetsiel bei Emden den 13. Mai 1842 als Sohn des dortigen Lehrers, gest. in Bremen am 16. März 1908, wurde gleichfalls als Lehrer ausgebildet und besuchte zu diesem Zwecke 1861 auch ein Jahr lang das hiesige Seminar. 1862 kehrte er in die Heimat zurück, um dort Substitut und später Nachfolger seines Vaters zu werden. Begeisterte Liebe zur Musik trieb ihn dazu, sein Amt niederzulegen und sich nach etwas sporadisch betriebenen Studien 1878 in Bremen als Klavier- und Gesanglehrer niederzulassen. 1887 fand er auch eine feste An-

stellung als Organist der Michaelis-Kirche. Obwohl in eigenen Leistungen keineswegs hervorragend, machte er sich einen bedeutenden Namen, als der neugegründete Lehrer-Gesangverein ihn 1886 zu seinem Dirigenten erwählte. Die Schulung dieses trefflich zusammengesetzten und von glühendem Eifer beseelten Chores war eine überaus dankbare Aufgabe, deren erfolgreiche, besonders auf poetische Verfeinerung des Vortrags abzielende Lösung hoch anerkannt wurde. Eine unmittelbare Folge davon war, daß ihn auch die sogenannte „Alte Liedertafel" nach Reinthalers Abgang zu ihrem Leiter erkor (1891). Sein schwankender Gesundheitszustand nötigte ihn 1903, von diesem Posten zurückzutreten und 1904 auch die Leitung des Lehrer-Gesangvereins niederzulegen, wobei beide Vereine ihrer Dankverpflichtung durch Zahlung einer Pension Ausdruck gaben.

G. Kißling.

**Höpken,** Johann, geb. am 21. Juni 1851 in Vlotho a. d. W. als Sohn des dortigen Superintendenten. Studierte Rechtswissenschaft in Heidelberg, Göttingen, Leipzig, wo er 1873 promovierte. Zog 1870 mit seinem Vater nach Bremen. Kurz vor dem Staatsexamen, im Herbst 1874 befiel ihn eine schwere Geisteskrankheit, von der ihn der Tod erst nach fast 30 Jahren erlöste. Er starb am 4. Januar 1903 zu Königshof bei H.-Münden. — Die von ihm als Doktordissertation eingereichte, im 7. Bande des Bremischen Jahrbuchs (1874) veröffentlichte umfangreiche Abhandlung „Das Bremische Pfandrecht am liegenden Gute" umfaßt das mittelalterliche Recht (Satzung, Rentenkauf), wie die neuere Zeit, insbesondere die Entwicklung des Handfestenrechts und schließt mit einer Sammlung von bis dahin größtenteils noch ungedruckten Urkunden. Nach den Donandtschen Arbeiten eine der bedeutendsten Untersuchungen auf dem Gebiet der Bremischen Rechtsgeschichte, ausgezeichnet durch Fülle des Stoffs, scharfsinnige Analyse und Konstruktion, Reife des Urteils.

A. Kühtmann.

**Holz,** Hermann, Landschafter und Porträtmaler, geb. den 20. Mai 1821 in Bremen, gest. den 16. Oktober 1883 in München. Seinen ersten Unterricht empfing er beim Maler und Zeichenlehrer Bruns; 1841 trat er in die Lehre beim Dekorations- und Theatermaler L. Rosenkranz. Nachdem er in Wien als Theatermaler tätig gewesen war, ging er 1849 nach München und wurde dort Schüler

des Porträtmalers Prof. Bernhardt. 1852 kam er nach Bremen und lebte hier ein Jahr lang als Porträtmaler. Er kehrte darauf nach München zurück und blieb dort ansässig. In Bremen sollen viele Porträts von ihm vorhanden sein. Die Loge Ölzweig besitzt ein Bild „Johannes der Täufer", auf dem H. sich selbst als nackte Gestalt gemalt hat. Sein Bruder war der seinerzeit sehr bekannte Turnlehrer Joh. D. Holz.

Siehe Hurm, Manuskr. Joh. Focke.

**Homann**, Andreas Christoph, Buchhalter, geb. 23. August 1790 in Bremen, gest. 3. Juni 1841 daselbst. H. ist im Adreßbuch 1820—22 als Zeichenlehrer aufgeführt, in den späteren Jahren als Buchhalter. Eine große Menge seiner feinen Bleistiftzeichnungen, von denen er viele mit seinem Namen und der Jahreszahl versehen hat, sind im Privatbesitz zerstreut. Die meisten Zeichnungen stellen Ansichten aus der Umgegend Bremens dar; die Gegend von Gröpelingen und Oslebshausen, das Lesum- und Wummeufer, Borgfeld und Arsten scheinen öfter vertreten zu sein. Daneben viele Studien für Staffage und Vordergrund nach der Natur gezeichnet. Man kennt von ihm auch einige Ölbilder: die Rhiensbergerstraße und Landschaft aus Oberneuland. H. scheint ein Schüler Menkens gewesen zu sein. Joh. Focke.

**Horn**, Gottlieb Friedrich Carl, geb. in Braunschweig am 24. Oktober 1772, studierte die Rechtswissenschaft von Ostern 1792 an zuerst drei Semester in Helmstedt, dann vier Semester in Jena. Hier machte er die Bekanntschaft Smidts, mit dem er dann ein halbes Jahrhundert lang in vertrauter Freundschaft geblieben ist. Er besuchte Smidt zum ersten Male 1796 in Bremen und dann noch zweimal bis zum Jahre 1801 und wurde durch den Freund mit den öffentlichen und sozialen Verhältnissen Bremens so genau bekannt gemacht, daß er schon früh den lebhaften Wunsch äußerte, hier dauernd heimisch zu werden. Als Sekretär des preußischen Direktorialgesandten von Dohm war er auf dem niedersächsischen Kreistage in Hildesheim 1796—97 und dann auf dem Rastatter Kongreß 1797—99 in die diplomatischen Geschäfte eingeführt und hatte während beider Tagungen vielfache Gelegenheit, den Interessen Bremens zu dienen. So kam es, daß der Senat H. am

6. Mai 1801 zum zweiten Procurator fisci ernannte, um seine Dienste für unsere Stadt zu sichern. Gleich darauf wurde H. als Spezialgesandter des Senats zunächst nach Berlin und demnächst nach Regensburg geschickt. Es galt dort und hier im Zusammenwirken mit dem in Paris tätigen Georg Gröning die Aufhebung des Elsflether Zolls und die Erwerbung der hannoverschen Besitzungen in Bremen zu fördern. H. hat diese Aufgabe mit großer Geschicklichkeit gelöst. Noch während er in Regensburg sich befand, wurde er am 11. Dezember 1802 zum Senator erwählt. Diese Wahl erregte namentlich deshalb Aufsehen, weil sie die seit 1689 geübte Observanz, wonach nur Männer reformierter Konfession in den Rat gewählt worden waren, zum ersten Male zugunsten eines Lutheraners durchbrach. Einen gleich glücklichen Erfolg wie seine frühere Sendung hatte ein Auftrag nicht, der H. im Anfange des Jahres 1806 nach Berlin führte, um die Besetzung Bremens durch preußische Truppen rückgängig zu machen. Ende 1810 ging H. mit Smidt, Gondela und Vollmers nach Hamburg, um der für die Ordnung der neuen französischen Departements eingesetzten Organisationskommission die erforderlichen Angaben über Bremen zu machen. Hier gewann er insbesondere das Vertrauen des Justizkommissars Faure, so daß er auf dessen Vorschlag zum Mitgliede des in Hamburg gebildeten hohen Gerichtshofs, der cour imperiale ernannt wurde. Gleich nach der Befreiung Bremens im November 1813 nach Bremen zurückgekehrt, wurde H. Mitglied der provisorischen Regierungskommission und hat in dieser Eigenschaft an dem Wiederaufbau des bremischen Staatswesens tätig mitgewirkt. Später ist er vornehmlich für das Schulwesen in hervorragender Weise beschäftigt gewesen und hat zugleich als Mitglied des Kriminalgerichts sich besonders ausgezeichnet. H. starb am 11. Juni 1844.

Smidt hat in seiner Präsidialrede bei Einführung des zu Horns Nachfolger erwählten Senators Joh. Meier am 18. Juni 1844 ein von seiner innigen Freundschaft für H. zeugendes Lebensbild entworfen. Gedruckt in den 1873 von Heinrich Smidt herausgegebenen Präsidialreden seines Vaters, S. 61 ff. Siehe auch Entholt, Gesch. der Bremer Hauptschule 1817—57. Br. J., Bd. 23.

Bippen.

**Hotzen**, Otto, geb. am 17. Oktober 1830 in Grohnde (Hann.), besuchte 1846—50 das Domgymnasium in Verden, studierte Me-

dizin in Göttingen, München (1852—53) und wieder in Göttingen (1854). Nach bestandenem Examen wurde er Militärarzt bei der Kgl. Hannoverschen Artilleriebrigade in Burgdorf, 1856 bei einem Infanterieregiment in Lüneburg und nahm 1858 seinen Abschied. Dann ließ er sich als praktischer Arzt zuerst in Ärzen bei Hameln, 1861 in Bremerhaven und 1864 in Bremen nieder, wo er bis zu seinem Tode am 25. Mai 1899 lebte. Ein Mann von großer Gemütstiefe und gewinnender Freundlichkeit, umfangreicher Bildung und vielseitigen Kenntnissen, erfreute er sich in seinem Beruf und im Freundeskreis der „Literarischen Gesellschaft" allgemeiner Anerkennung und Wertschätzung. Seine große geistige Beweglichkeit verdeckte die eigentliche Zwiespältigkeit seines Wesens, den Kampf des Idealisten und Realisten in ihm, denn von Jugend auf trieb ihn ein starkes, zur Naturbeobachtung und Religiosität neigendes Innenleben zu dichterischer Betätigung, obwohl sich dieser Künstlerdrang oft an den Forderungen des Lebens und des Berufes stieß. Indes verhinderte Selbstbeherrschung und klares Urteil über sich selbst einen ernstlichen Durchbruch seiner Gefühlswelt. So vermochte er es, auf dem Wege zur Praxis Verse zu machen und seinen dichterischen Träumen nachzuhängen, ohne seine beruflichen Aufgaben zu vernachlässigen, in denen er sich durch Teilnahme an Fachkursen in Berlin, Würzburg und Halle weiterzubilden suchte. Seine Dichtungen legen zwar ein beredtes Zeugnis reichen individuellen Empfindens ab, entbehren jedoch der eigentlichen genialischen Leidenschaft und der plastischen Gestaltungskunst. Zu seinen Lebzeiten erschienen ein größeres religiös-philosophisches Epos „Eine Pilgerfahrt" (1883) und eine altbremische Geschichte in Stanzen „Wichmann, der Kreuzfahrer" (1893). Nach seinem Tode veröffentlichte sein Bruder als Manuskriptdruck für die Mitglieder der Familie „Nachgelassene Gedichte" (1906), unter denen die Hexameter „Naturevangelien" die eigentümlichsten sind.

Herm. Tardel.

**Huber**, Viktor Aimé, geb. 10. März 1800 zu Stuttgart, gest. 19. Juli 1869 zu Nöschenrode, verlebte fünf Jahre seines vielbewegten, inhaltsvollen Erdenwallens in unserer Stadt. Vom Herbst 1828—1833 war er an Handelsschule und Gymnasium als Lehrer der Geschichte und neueren Sprachen tätig; bisher keinem Bekenntnisse angehörend, schloß er — der spätere Vorkämpfer der Inneren

Mission — sich hier dem Protestantismus an; von seinen Werken erschienen in diesen fünf Jahren: Skizzen aus Spanien, Die Geschichte des Cid, Spanisches Lesebuch, Englisches Lesebuch, Die neuromantische Poesie in Frankreich.

Über sein Leben, seine literarhistorische, politische und gemeinnützige Tätigkeit vgl. R. Elvers in der A. D. B. 13, 249—258 und „V. A. H., Sein Werden und Wirken". 2 Bde. 1872—74.

A. Conke.

**Hufeland**, Wilhelm O., der erste Turnlehrer in Bremen, ein Verwandter des berühmten Berliner Arztes H., wurde am 20. April 1817 in Berlin geboren. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, wandte er sich dem Studium der Medizin zu, mußte aber dieses eines Augenleidens wegen aufgeben. Durch Eiselen, den Freund und Mitarbeiter des Turnvaters Jahn, wurde er für die Turnsache gewonnen und bildete sich als Turnlehrer aus. Nach einiger Zeit ging er nach Hildesheim, um die Leitung eines orthopädischen Instituts zu übernehmen. Im Jahre 1843 erhielt er auf Empfehlung von Berlin aus einen Ruf als Turnlehrer nach Bremen. Es war hier beschlossen worden, an der Hauptschule den Turnunterricht einzuführen. H. sollte einen Turnplatz und einen Turnsaal errichten und den Unterricht selbst übernehmen. Es wurde bei seiner Berufung der Fehler gemacht, daß er nicht als Lehrer der Hauptschule fest angestellt wurde, sondern als Privatlehrer den Turnunterricht leitete, an dem die Schüler sich nach Belieben beteiligen konnten und für den sie neben dem Schulgelde ein bestimmtes Honorar zahlten. Die Folge war, daß H. kein festes Einkommen besaß und später oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Anfangs beteiligten sich der Neuheit wegen die meisten Schüler der Hauptschule am Turnunterricht, aber schon nach Jahresfrist wurde die Zahl der Turnschüler geringer. Als dann im Jahre 1849 Hufelands Hilfslehrer J. D. Holz eine Privat-Turnanstalt begründete, gingen die meisten Schüler dorthin über, und auch viele Erwachsene turnten dort. Nachdem 1852 die Hauptschule durch die Schuld ihres Rechnungsführers Hase einen großen Teil ihres Vermögens eingebüßt hatte, wurde der Ersparnis halber 1853 der Turnunterricht an der Hauptschule aufgehoben und das amtliche Verhältnis zu Hufeland gelöst. Dieser hatte sich inzwischen nach einer anderweitigen Tätigkeit umgesehen. Er begründete 1845 nach

dem Vorbilde einer Berliner Anstalt die „Hufelandsche Bade- und Schwimmanstalt" an der kleinen Weser, in der s. Z. ein großer Teil der Bremischen Jugend das Schwimmen erlernte und übte. Bei der Begründung des Vereins Vorwärts im Jahre 1846 war H. in hervorragendem Maße tätig, auch lange Jahre der Präsident desselben. Auf seine Veranlassung hin entstand unter den Mitgliedern eine Turnabteilung zu einer Zeit, als die Turnsache in Bremen im Aussterben zu sein schien. Bei der Begründung des „Allgemeinen Bremer Turnvereins" im Herbste 1860, der bald unter Rakows Leitung einen großen Aufschwung nahm, wirkte H. ebenfalls eifrig mit; er gehörte dem Vorstande Jahrzehnte hindurch an. In seinen späteren Jahren widmete H. seine Tätigkeit fast ausschließlich gemeinnützigen Vereinen. Er war ein geschickter Vorsitzender und als Leiter von Vereinsfestlichkeiten unübertroffen Er starb den 2. Februar 1879. (Vgl. Entstehung und Entwicklung des Allgemeinen Bremer Turnvereins. Bremen, Druck und Verlag von L. Mack, 1885.) Dr. H. Gerdes.

**Hülle**, Hedwig, Schriftstellerin, geb. am 25. Januar 1794 zu Ovelgönne in Oldenburg als Tochter des dortigen Rechtsanwalts H. Chr. Hoffmeier, heiratete 1815 den Gewürzhändler und Kommissionär Johann Christian Hülle in Bremen, dem sie, als er um 1825 erblindete, eine treue Pflegerin wurde, lebte nach seinem 1830 erfolgten Tode noch längere Zeit in Bremen, von 1845 an als Lehrerin tätig, zog 1848 von hier fort und wohnte zuletzt in Varel, wo sie am 1. August 1861 starb. Auch in Bremen hat sie sich, wie Widmungen ihrer Schriften zeigen, stets als Oldenburgerin gefühlt. E. Beurmann nennt in seinen Skizzen aus den Hanse-Städten (1836) S. 95 A. Däves und sie „die einzigen poetischen Notabilitäten" Bremens. Er hebt ihre Homer-Übersetzung hervor, die ihr allgemein als größtes Verdienst angerechnet wurde. Ihre „Irrfahrten des Odysseus", 1826 in zwei Bänden erschienen, eine „freie Nachbildung in gereimten Strophen" nach dem Muster der metrischen Form von Schillers „Hero und Leander", deren Berechtigung Karl Iken in einer beigefügten Abhandlung zu erweisen sucht, zeigen in der Tat ein bemerkenswertes poetisches Ausdrucks- und Anpassungsvermögen, erfreuen vor allem durch die lebendige Frische der Darstellung, ohne daß freilich Kraft und Geschick überall zureichten. Eine freie Über-

setzung des ersten Gesangs der Ilias in emphatischer wirkenden Stanzen bietet die Sammlung von Gedichten und Erzählungen „Herbstrosen" (1828). Schiller, der auch hier mit seinen Übertragungen aus der Äneis vorbildlich ist, beeinflußt sie ebenso in der eignen Lyrik, daneben Goethe, Matthisson und Romantiker. Schon in der 1822 erschienenen Gedichtsammlung „Erstlinge des Frühlings" kündigt sich ein liebenswürdiges, der Behandlung schlichter Motive fähiges lyrisches Talent an, obgleich auch da Lehrhaftigkeit und redselige Breite stören. Gelegenheits- und Festgedichte vereinigte sie 1835 in der Sammlung „Das Kranzbinden", gab 1836 „Poesien, Gedanken und Bilder" heraus und spendete auch für das 1839 von ihr veröffentlichte „Bremische Album" lyrische Stücke. In der hier außerdem gebotenen historischen Erzählung „Der Ewigkeitsring" geht sie wie in den vier Novellen der „Herbstrosen" und dem 1830 erschienenen Roman in Briefen „Seraphine" die Wege der Romantiker. Treue, der Entsagung fähige Liebe ist das Hauptthema, und bei weicher Grundstimmung, bei nicht sehr plastischer Gestaltung weiß sie doch auch hier überzeugend zu charakterisieren und die meist einfache Handlung wohl zu führen. 1850 veröffentlichte sie noch: „Ludwig März, eine Weihnachtsgeschichte. Die große englische Puppe, Märchen-Novelle für Groß und Klein". Auch auf dramatischem Gebiet hat sie sich versucht. Ein einaktiges Lustspiel von ihr „Die Nase" wurde 1830 auf dem Bremer Stadttheater aufgeführt, und 1847 ließ sie ein Drama in fünf Akten nach dem Französischen „Die Geheimnisse des Karnevals" erscheinen. Als Jugendschriftstellerin im rationalistisch lehrhaften Geschmack ihrer Zeit zeigt sie die von ihr in den Jahren 1833—1837 herausgegebene Monatsschrift „Der Bremer Jugendfreund, Blätter zur Fortbildung und Unterhaltung der Jugend".

Goedeke, Grundriß z. Geschichte d. d. Dichtg. 3, 622. 1112. — Brümmer, Lexikon d. d. Dichter u. Prosaisten bis zu Ende d. 19. Jahrh. — Eckart, Lexikon d. niedersächsischen Schriftsteller.

H. Seedorf.

**Hurm**, Johann Gustav Karl Wilhelm, Dr. med., geb. 24. April 1848 in Bremen, gest. daselbst am 28. Jan. 1896. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt studierte er in Tübingen, Berlin und Bonn, bereiste nach Vollendung seiner Studien Österreich, Italien, Frankreich, England und ließ sich 1877 als praktischer Arzt in Bremen nieder.

H. war vielseitig gebildet, pflegte neben seinem Beruf eine edle und anregende Geselligkeit und besaß große literarische und künstlerische Interessen. Auch war er Mitglied der Bürgerschaft. Von seinen eindringenden Kunststudien legen Zeugnis ab das von ihm 1892 herausgegebene „beschreibende Verzeichnis der Gemälde und Bildhauerwerke des Kunstvereins zu Bremen" und seine Kollektaneen über den bremischen Maler Simon Peter Tileman gen. Schenck im Brem. Jahrb. d. histor. Ges. XIX, S. 115ff. Die Kunsthalle besitzt im Manuskript Hurms Verzeichnis aller Nachrichten über bremische Künstler und Kunstsammler, das in diesem Werke ausgiebig benutzt ist.

Joh. Focke.

**Jaburg**, Addig, Porträtmaler, geb. 26. August 1819 in Vegesack, gest. 28. Dezember 1875 daselbst. Er arbeitete als Lehrling und Geselle etwa sieben Jahre beim Maler Meinken in Bremen, ließ sich 1840 als Stuben- und Dekorationsmaler in seiner Vaterstadt nieder. Im Jahre 1848 gab er dies Geschäft auf und ernährte sich und seine zahlreiche Familie seitdem ausschließlich durch Porträtmalen, das er ohne Lehrmeister schon als Knabe betrieben hatte. Außer in Vegesack und Umgegend hat er in Bremen, in London und Hamburg viele Porträts verfertigt, die aber selten oder niemals mit seinem Namen bezeichnet sind. Unter anderen hat er die Vegesacker Pastoren Iken, Hasenkamp und Zedler porträtiert. Bruder des folgenden.

Joh. Focke.

**Jaburg**, Oltmann, Maler von Schiffsbildern, geb. 17. Juli 1830 in Vegesack, gest. 22. Okt. 1908 daselbst. Er kam 1844 in die Lehre bei seinem Bruder Addig, der damals noch Stubenmaler war. Bald darauf aber fing er an Schiffsbilder zu malen, die die Kapitäne und Steuerleute in Vegesack bei ihm bestellten. Er erwarb sich in seemännischen Kreisen eine große Kundschaft, die erst mit der Zunahme der Dampfschiffahrt und als der Seehafen Vegesack mehr und mehr verödete, zurückging. Er wurde dann Photograph. Einzeln hat er auch Porträts gemalt, so u. a. das des Pastors Hartje. Sein erstes Schiffsbild soll das der „Bremerhaven", Kapitän Högemann, gewesen sein. Er scheint seine Bilder meistens bezeichnet zu haben.

Joh. Focke.

**Jacobi**, Hermann Jacob, wurde am 6. Januar 1820 in Bremen als Sohn eines Zimmermeisters geboren. Der sinnige und fleißige Knabe wurde für den Lehrerberuf bestimmt und genoß im Seminar den Unterricht Steckels und Frankes, die eine bedeutende Einwirkung auf ihn übten. 1846 und 1847 ging er dann lehrend und lernend nach Frankreich und England, wo er seinen Gesichtskreis außerordentlich erweiterte und dauernde, wertvolle Beziehungen zu hervorragenden Leuten wie Ernest Renan u. a. anknüpfte. Nach Bremen zurückgekehrt, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Lehrer der neueren Sprachen nieder, und als sein Freund Chr. Fr. Feldmann in den Senat berufen wurde, übernahm er die von diesem bisher geleitete (Privat-) Knabenschule. Sie stellte später ein wesentliches Kontingent bei der Begründung der vom Staate errichteten Bürgerschule, an die auch J. 1855 als Lehrer überging. An dieser übte er lange eine allgemein anerkannte Wirksamkeit, wie er auch zeitweilig Mitglied der Schuldeputation war. Dem Grundzuge seines Wesens getreu, das mehr nach innen als nach außen gerichtet war, ist er in der Öffentlichkeit nicht hervorgetreten, dagegen rastlos um Vervollkommnung seiner Bildung bemüht gewesen, von dem engeren Kreise seiner Familie und Freunde geehrt und geachtet wegen der Vorzüge seines Charakters und seines Geistes. Am 18. Juni 1880 trat er in den Ruhestand und starb am 10. März 1895.

H. Entholt.

**Jacobi**, Johannes Otto, Jurist und Dramatiker, nannte sich als Dichter auch Johannes Otto, geb. am 24. Juni 1838 zu Schneeberg in Sachsen als Sohn eines Kgl. Bergbeamten, trat nach dem Besuch der Fürstenschule zu Grimma in das Kadettenkorps zu Dresden ein, machte als Offizier die Feldzüge von 1866 und 1870 mit, nahm als Premierleutnant seinen Abschied, studierte in Berlin die Rechte, Staatswissenschaften und Geschichte, promovierte in Göttingen zum Dr. jur., bereiste die Schweiz, Frankreich, Belgien und Nordamerika, lebte als Schriftsteller in Berlin, wurde 1878 juristischer Konsulent der Gewerbekammer in Bremen und ist hier am 23. Juni 1897 gestorben. Eine aufrechte Persönlichkeit von lebendiger vaterländischer Gesinnung hat er in seinem Amt und als langjähriges Mitglied der Bürgerschaft sich energisch betätigt im Sinne des Zusammenwirkens von Handel und Gewerbe sowie der Organisation des Gewerbes unter staatlichem Schutze, namentlich

durch Ausgestaltung des Innungswesens. Diese Anschauungen hat er auch schriftstellerisch vertreten in der 1879 veröffentlichten Studie „Die Organisation des Gewerbes mit specieller Berücksichtigung des Handwerks", worin manche Einrichtungen des bremischen Staates zur Ordnung des Gewerbewesens als mustergültig bezeichnet werden, und in Aufsätzen, die 1881 zuerst in Bernhards „Gewerblicher Zeitschrift", dann unter dem Titel „Zur gewerblichen Reformfrage" als Sonderdruck erschienen. Die Entwicklung des Instituts, für das er beruflich tätig war, hat er, von diesem damit beauftragt, ausführlich geschildert in der 1884 publizierten Schrift: „Die Bremische Gewerbekammer in den Jahren 1849—84." Als Dichter ist er mit dramatischen Schöpfungen hervorgetreten, die alle eine Tendenz haben, zuerst 1884 mit einem einaktigen allegorischen Festspiel zum Stiftungsfest des Gewerbe- und Industrievereins „Ein Zukunftsbild", das seinen Anschauungen gemäß den Zollanschluß Bremens als den Beginn eines neuen wirtschaftlichen Aufschwungs für die Stadt feiert, 1887 mit dem „Säculardrama" „Ulrich von Hutten", das am 21. April 1888, dem vierhundertsten Geburtstage des Helden zuerst im Bremer Stadttheater aufgeführt wurde, weiter mit zwei vaterländischen Dramen „Prinz Louis Ferdinand" (1891), seinem einzigen Prosastück, und „Herzog Bernhard" (von Weimar, 1896), die auch im Stadttheater gegeben wurden, sich aber ebensowenig auf der Bühne gehalten haben. Die größeren Dichtungen bieten anschauliche Szenen mit glaubhaften Personen in lebendiger Sprache, es fehlt ihnen aber das Einheitliche und Zwingende des großen Kunstwerks.

Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 4. Aufl. H. Seedorf.

**Jacobsen**, Johann Friedrich, Lehrer, geb. 7. August 1804 in Bremen, gest. 19. Oktober 1870 daselbst. Nachdem er seinen Vater früh verloren hatte, wurde er Zögling des reformierten Waisenhauses an der Hutfilterstraße. Von seinem 16. bis 21. Lebensjahre war er Hilfslehrer an der privaten Knabenschule von Schweers in der Pelzerstraße, wofür er freie Wohnung und Verpflegung im Hause des Schulvorstehers sowie ein Honorar von 30—50 Taler Gold erhielt. 1825 wurde er Leiter der Schule in Hastedt mit einem Gehalt von 120 Taler und freier Wohnung. Zur Vermehrung

seiner Einnahmen richtete er dort eine Abendschule für ältere Knaben ein. 1837 kam er als Lehrer, Küster und Organist nach Wasserhorst, wo er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand 1869 blieb.

In Hastedt bildete J. als Autodidakt seine zeichnerische Begabung aus. Er hat dort einige Male den großen Deichbruch vom 2. März 1830, der mehreren Menschen das Leben kostete, in Wasserfarben gemalt. In Wasserhorst malte er u. a. sämtliche Kirchen des bremischen Landgebiets für eine Lotterie, deren Reinertrag für einen Fonds zur Beschaffung einer Orgel in der Kirche zu Wasserhorst bestimmt war. Das historische Museum besitzt von Jacobsens Hand Ansichten von Vegesack, von Burg und vom Hastedter Deichbruch, sowie von mehreren Dorfkirchen. Seine Blätter pflegen mit vollem Namen und mit der Jahreszahl bezeichnet zu sein.

Joh. Focke.

**Janson,** Johann August Martin, wurde am 8. Januar 1816 als Sohn eines Mühlenpächters in Elxleben bei Erfurt geboren. Er besuchte die Volksschule seines Heimatortes und später das Lehrerseminar in Weimar, das von Herder gegründet war. Darauf war er eine Zeitlang Lehrer in Steinsdorf unweit Neustadt a. d. Orla. Auf einer Ferienreise machte er die Bekanntschaft Gräfes, des Direktors der Stadtschule in Jena und Professors der Pädagogik an der dortigen Universität. Sie wurde entscheidend für sein ganzes Leben. Gräfe berief ihn bald darauf an seine Schule nach Jena, wo sich mannigfache Gelegenheit zu wissenschaftlicher Fortbildung fand, die J. eifrigst benutzte. Als Gräfe 1842 nach Kassel ging, um die dortigen Stadtschulen zu organisieren, folgte J. ihm dorthin und wurde Lehrer an der Realschule. Gräfe wurde 1854 nach Bremen berufen, um hier eine Bürgerschule einzurichten und zu leiten. Da er seine Aufgabe zu aller Zufriedenheit löste, so wurde ihm auch die Begründung einer Töchter-Bürgerschule übertragen. Sie trat am 5. April 1859 mit 210 Schülerinnen ins Leben. Gräfe, der die Leitung selbst nicht führen konnte, gewann seinen Freund J. dafür. Dieser übernahm sie am 4. Juni 1860 nicht ohne große Bedenken, da die neue Schule eine Privatanstalt bleiben sollte und ihre Ausgaben lediglich aus dem mäßigen Schulgelde bestreiten mußte. Unter seiner Leitung gedieh die Schule rasch zu großer Blüte; 1863 hatte sie schon 450 Schülerinnen in zwölf Klassen; am

1. April 1863 wurde sie mit einem Lehrerinnenseminar verbunden, das Gräfe gleich anfangs geplant hatte; im Oktober 1865 siedelte sie nach dem neuen großen Schulgebäude an der Wilhadistraße über, während sie früher Mietsräume in der Alten Post an der Violenstraße benutzt hatte. J. starb am 17. November 1878. Die von ihm begründete Anstalt, gegenwärtig unter der Leitung eines seiner Söhne, nimmt noch heute unter den Töchterschulen Bremens eine hervorragende Stellung ein.

Vgl. Weser-Zeitung, 24. November 1878; Hr. Th. Kimpel, Geschichte des Hessischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert, Kassel 1900; eine Anzahl von Programmen der Töchterschule von J. A. M. Janson. Dr. H. Gerdes.

**Iken,** Johann Friedrich, der verdienstvolle fleißige Erforscher der bremischen Kirchengeschichte, wurde am 15. Oktober 1837 als Sohn des Pastors J. A. J. an St. Pauli († 1877) zu Bremen geboren, auf dem Bremer Gymnasium von Tappenbeck stark beeinflußt, studierte Theologie von Herbst 1857 an in Heidelberg, besonders bei R. Rothe und Hundeshagen, von Ostern 1859 in Berlin, besonders bei Dorner und Nitzsch, von Herbst 1860 an in Göttingen, machte Herbst 1861 in Koblenz sein 1. theol. Examen, war 1861/62 Institutslehrer in Oberstein a. d. Nahe, wurde Anfang 1863 in Bremen pro min. examiniert, dann Hilfsprediger in Arsten, am 8. Januar 1865 introduziert als Pastor in Ringstedt, am 1. August 1873 Prediger am Armenhaus und „Katechet" an der Krankenanstalt zu Bremen. Durch seine Vermittlung kamen die Bodelschwinghschen Diakonissen nach Bremen. 1902 legte er krankheitshalber erst das Amt am Krankenhaus, dann das am Armenhaus nieder und starb am 21. Dezember 1902, still, friedlich und seines biblischen Glaubens gewiß, wie er gelebt, der letzte in der Reihe der Bremer „Pastoren Iken".

Über seine Veröffentlichungen, bes. die historischen, s. Br. J. 1906 XXI, pag. IXf., wo noch hinzuzufügen ist: Die Evang. Kirche in Frankreich. Ein Blick auf ihre Geschichte und ihre Bedeutung. Bremen 1871. — Die innere Mission in Bremen, Hamburg bei Oemlar 1881. — Briefe aus der Bremer Reformationszeit nebst Anhang. I. Heinr. v. Zütphens Thesen. II. Melanchtons Trauergedicht auf H. v. Z. Br. J., II. Ser., Bd. 1, S. 239f. 1885. —

Die Stedinger Kriege. Delmenh. Kreisbl. 1888. — Kirchliche Arbeiten u. Kämpfe, Niederlagen und Siege zu Bremen in unserem Jahrhundert (1800—60). Bremen 1889. — Die bremische Kirchenordnung von 1534. Br. J., II. Serie, Bd. 2, 1891. — Die Missionstätigkeit des hamb.-brem. Erzbistums im Mittelalter. In Warnecks Allg. Missionszeitschrift 1892. — Die brem. Schule von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte. VI. 1896. — Ferner war Iken Mitarbeiter an R. E. (in Aufl. 3 sind von ihm die Art.: Bremen, Statistik; F. Mallet; Martinus; Jak. Probst) und von 1882 bis 1901 wesentlich allein Herausgeber des Bremer Kirchenblattes, in dem er selbst in etwa drei Jahrzehnten zahlreiche große und kleine Artikel geschrieben hat. Sein literarischer Nachlaß, darunter viele Vorträge aus der brem. Geschichte, ist im Besitz der Familie, ein Verzeichnis in der Stadtbibliothek.

Über ihn bes. die Gedächtnisreden von A. W. Schreiber und D. E. Chr. Achelis-Marburg (Bremen 1902) und des letztern Aufsatz Br. Kbl., 1903, Nr. 3. Auch „Der alte Glaube", 1903, S. 787 u. a. m.

Büttner.

**Iken**, Karl Jakob Ludwig, Schriftsteller, geboren am 7. September 1789 zu Bremen als Sohn eines Juristen, besuchte das Privatinstitut W. Chr. Müllers, dann das Pädagogeum seiner Vaterstadt, bezog 1808 die Universität Göttingen, um Medizin zu studieren, wandte sich aber der Philologie zu, ging 1811 nach Berlin, reiste 1812 über Dresden nach Böhmen und kehrte in die Vaterstadt zurück, wo er als Privatgelehrter lebte. 1817 erhielt er von der Universität Jena die philosophische Doktorwürde. Später veranlaßte ihn Kränklichkeit, seinen Aufenthalt im Süden zu nehmen. Er ist am 23. April 1841 zu Florenz gestorben. Früh bekundete er neben naturwissenschaftlichen Interessen künstlerische Neigungen verschiedener Art, musizierte, malte, dichtete und wurde durch solche Vielseitigkeit auch zu intensiver Beschäftigung mit den Sprachen fremder Völker und mit ihrer Kultur überhaupt geführt. Er übersetzte eine Abhandlung des schottischen Ingenieurs Robertson Buchanan auszugsweise und gab diese Arbeit mit einer Einleitung und zwei Kupferstichen 1817 heraus: „Über die Erfindungen durch mehrere neue Mittel, besonders durch Dampf Schiffe in Bewegung

zu setzen." Er veröffentlichte 1820 eine tabellarische Übersicht: „Die vier italienischen Hauptschulen in der Malerei, nebst der Raphaelischen insbesondere; als genealogisches Tableau entworfen bei Gelegenheit der dritten Säkularfeier Raphaels am 18. April 1820." Zu der 1817 erschienenen Übersetzung eines italienischen Epos von Giambattista Casti: „Die redenden Tiere", die sein Landsmann Franz Ernst Walte verfaßt hatte, schrieb er eine Vorrede und Anmerkungen. Sein literarisches Interesse bekunden weiter die Übersetzung aus dem Englischen: „Leben und Tod König Arthurs, nebst der Geschichte seiner Ritter von der Tafelrunde" (2 Bände), seine Nachbildung der besten Bühnendichtung des Irländers Robert Charles Maturin: „Bertram, oder die Burg von Sankt Aldobrand" (1818), sowie eigne Gedichte und Aufsätze in der von Joh. Peter von Hornthal 1818 zu Göttingen herausgegebenen Zeitschrift: „Die Wünschelrute". Die stärkste und eigenartigste Wirkung hat er als Freund der zeitgenössischen Griechen geübt. Das Verständnis und die Sympathie für ihren Freiheitskampf hat er mit schönem Erfolg dadurch in Deutschland zu verbreiten gesucht, daß er in mehreren Publikationen von ihren kulturellen Zuständen, vor allem von ihrer Wissenschaft und Literatur, ausführliche Kunde gab. Schon seine Dissertation von 1817 ist ein Zeugnis dafür: „De statu Graeciae hodierno deque Neohellenum seu Romaicorum historia tam politica, quam literaria", der 1818 die Tabelle „Reisende in Griechenland" (seit 1453) folgte. „Hellenion. Über Cultur, Geschichte und Literatur der Neugriechen. Erstes Heft" (1822) enthält eine von J. stammende Übertragung der französisch geschriebenen Abhandlung des in Paris lebenden neugriechischen Arztes Adamantios Koraes (Corai) über den neueren Zustand der Zivilisation in Griechenland mit einer warmherzigen Einleitung und sorgfältigen Anmerkungen des Übersetzers. „Leukothea. Eine Sammlung von Briefen eines geborenen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neueren Griechenlands" (2 Bände, 1825), eine von gleicher Begeisterung und gleicher Sorgfalt kündende Publikation vereinigt von ihm aus der griechischen Handschrift verdeutschte an ihn gerichtete Briefe eines anderen neugriechischen Arztes, Stephanos Kanelos, dem er durch die Übersendung einer für diesen in Bremen zur Linderung seiner Not gesammelten Geldsumme nahegetreten war. Auch hier hat er eine

Einleitung und ausführliche Anmerkungen gegeben. In den beiden ersten Bänden der Sammlung „Eunomia" (1827) endlich bietet er „Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa", Originale und Übersetzungen, denen außer einem ansprechenden Widmungsgedicht an die Freundinnen Griechenlands eine verständnisvolle literarhistorische Einleitung vom Herausgeber und zwei Abhandlungen über die neugriechische Sprache von anderen Verfassern beigegeben sind. Der dritte im gleichen Jahre erschienene Band der „Eunomia" umfaßt von dem Juristen K. Th. Kind in Leipzig herausgegebene neugriechische Volkslieder im Urtext mit deutscher Übersetzung. Mitten hinein in die Zeit von Ikens Beschäftigung mit der neugriechischen Wissenschaft und Literatur fällt die Herausgabe seiner nach dem Englischen des Francis Gladwin bearbeiteten Übersetzung einer persischen Märchensammlung des Nachschebi, die der Professor der orientalischen Sprachen in Jena J. G. L. Kosegarten nach dem Urtext berichtigt hat: „Touti Nameh" (= Papageibuch. 1822). Ikens Verdienste um die wissenschaftliche Erschließung der neugriechischen Kultur haben bleibende Bedeutung. Und seine Fähigkeit zu edler Begeisterung wie zu selbstloser Hingabe an eine große Sache dürfen im besten Sinne vorbildlich genannt werden.

Rotermund, Lexikon brem. Gelehrten 1, 222. — Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung 3 (1881), 1111. 1386. — A. D. B. 14, 14 (Bursian).

H. Seedorf.

**Ikenberg**, Paul, geb. als Sohn des Superintendenten Pastor Daniel J. am 15. April 1837 zu Dransfeld in Hannover, gest. am 16. Januar 1903 in Bremen, begab sich nach Besuch des Realgymnasiums in Braunschweig und Ausbildung als Landwirt nach den hawaischen Inseln, wo er nach kurzer Tätigkeit als Verwalter einer Viehzucht-Ranch auf der Insel Kauai als Aufseher der benachbarten Zuckerplantage Lihue angestellt wurde. Die damals noch hinter der Viehwirtschaft zurückstehende hawaiische Zuckerrohrkultur brachte er zu hoher Blüte, namentlich durch die Anlage großer Wasserleitungen zur künstlichen Bewässerung. 1861 verheiratet mit einer Tochter des Haupteigentümers und Verwalters der genannten Plantage übernahm er nach dem Tode seines Schwiegervaters die Verwaltung und konnte bald auch einen erheblichen An-

teil durch Kauf erwerben, den Anfang seines späteren großen Vermögens. 1878 kehrte J., der sich nach dem schon 1867 erfolgten Tode seiner ersten Frau 1869 in Deutschland wieder verheiratet hatte, dauernd hierhin zurück; er ließ sich 1879 in Bremen nieder und trat 1881 als Teilhaber in die Firma H. Hackfeld & Co., eins der ersten Handelshäuser zu Honolulu, ein, in deren Interesse er noch häufig nach Hawai reiste und, obwohl nicht als Kaufmann ausgebildet, mit großem Erfolg eine Reihe neuer Plantagenunternehmungen durchführte, so die Gründung der Oahu Sugar Co. Er war seit 1889 bis zu seinem Tode der Chef dieser Firma, die ihren Geschäftsbetrieb mehr und mehr ausdehnte und Zweigniederlassungen zunächst auf der Insel Hawai und später in St. Franzisco und Newyork gründete. J. war ein typisches Beispiel individuellen Erfolges; mit seiner Tatkraft vereinigten sich ein hervorragendes Organisationstalent und eine sowohl durch eine stattliche, im Sinne der Hawaianer „königliche" Erscheinung, als auch namentlich durch gerechtes Wohlwollen Achtung und Vertrauen erheischende, zugleich liebenswürdige und mit Humor begabte Persönlichkeit. Seiner edlen Gesinnung entsprach es, daß er von seinen Einkünften in reichem Maße Gebrauch machte zur Förderung mildtätiger Einrichtungen sowie auch, bei seiner gläubigen Religiosität, kirchlicher Zwecke, so durch Errichtung von zwei deutschen Kirchen in Hawai und durch bedeutende Stiftungen für den Bremer Dom sowie für die von ihm verwaltete Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben Ellenerhof bei Bremen, jetzt vereinigt mit der Paul Isenberg-Stiftung. —

J. Rösing.

**Jungk**, Hermann, geb. in Bremen 15. Januar 1834, gest. daselbst 24. Juni 1902, war Kaufmann, widmete in jüngeren Jahren seine Mußestunden dem Münzstudium. Die im Jahre 1870 in den Besitz des Staates übergegangene Schellhaßsche Münzsammlung (siehe Art. Schellhaß) ordnete und katalogisierte J. Er verband damit ein sorgfältiges Studium der bremischen Münzgeschichte und wurde so befähigt, das im Jahre 1875 von der historischen Gesellschaft herausgegebene Werk „Die Bremischen Münzen. Münzen und Medaillen des Erzbistums und der Stadt Bremen mit geschichtlicher Einleitung" auszuarbeiten. Das mit 30 Tafeln lithographierter Münzabbildungen und 9 Tafeln von Medaillen-Abbildungen in Lichtdruck versehene Werk nimmt einen ehrenvollen Platz

unter den deutschen numismatischen Publikationen ein. Später wandten sich Jungks Liebhabereien anderen Gegenständen zu; er sammelte alte Handschriften mit Miniaturen, Wiegendrucke und mannigfache Gegenstände älteren Kunsthandwerks. Von den letzten ist eine beträchtliche Anzahl nach seinem Tode in den Besitz des bremischen Gewerbemuseums übergegangen.

Bippen.

**Kahrweg**, Ernst Heinrich, Kaufmann, geb. in Bremen 15. März 1818, gest. daselbst 10. September 1880, hat sich ein gutes Andenken gestiftet, indem er im April 1880 seiner Vaterstadt ein Geschenk von 200000 Mark machte zur Erbauung eines Siechenhauses, für das durch die Schenkungsurkunde vom 29. Mai 1880 die Lage an der Ecke der „Nord- und der Hansastraße und der Name „Kahrwegs Asyl" festgestellt wurde. Der schon wenig mehr als ein Vierteljahr später erfolgte Tod des Stifters hat diesem nicht vergönnt, sich an der wohltätigen Wirkung zu erfreuen, die „Kahrwegs Asyl für arme Sieche" nunmehr schon dreißig Jahre lang ausübt. Die Schenkung aber hat noch nach dem Tode des Stifters die erfreuliche Folge gehabt, daß die nächsten Verwandten und Erben des Stifters für die Ausstattung des Siechenhauses mehrmals weitere beträchtliche Schenkungen gemacht haben.

Bippen.

**Kalthoff**, Albert, geb. 5. März 1850 in Barmen, studierte in Berlin, promovierte in Halle, wurde 1875 Pfarrer in Nickern b. Züllichau. Aus Anlaß der Nichtbestätigung der Wahl Hoßbachs zum Pfarrer von St. Jakobi in Berlin, richtete K. an den Oberkirchenrat eine Eingabe: er halte sich nur an die, auf die Verwaltung und äußere Ordnung der Kirche bezüglichen Ordnungen seiner Vorgesetzten gebunden, bestreite denselben aber das Recht, auch wegen der Lehre bindende Vorschriften zu geben, sehe vielmehr selbst sich für berechtigt an, lediglich seiner Überzeugung zu folgen, und leugne seinerseits die normative Autorität der heiligen Schrift, die Wunder, die Gottmenschheit Jesu. K. wurde am 9. Mai 1878 wegen grober Verletzung seiner Amtspflichten des Pfarramtes entsetzt (siehe Verteidigungsrede des Pfarrers Dr. K. wider die Anklage des Konsistoriums der Provinz Brandenburg zu Berlin, und Verhandlungen zwischen Dr. K. und dem Ev. Oberkirchenrate,

Schwiebus, 1878). K. wurde von dem gegen die kirchliche Reaktion gegründeten Berliner Protestantischen Reformverein als Redner berufen und hielt, zuerst fast sonntäglich, religiöse Reden im Bürgersaale des Rathauses und viele Vorträge im Handwerkerverein in Berlin, und wohin man ihn sonst rief, noch als Anhänger der liberalen Theologie und Mitglied der Fortschrittspartei, die ihn auch einmal als Reichstagskandidaten aufstellte.

In seinem „Leben Jesu" von 1880, entstanden aus Reden im Reformverein, steht er auf dem Boden der Theologie des Protestantenvereins, den er schon wegen seiner gemäßigten Kirchenpolitik bekämpfte: „So bestimmt wir den idealen Christus und das geschichtliche Individuum Jesus trennen, so bestimmt gehören sie doch wieder zusammen, nicht dogmatisch oder metaphysisch, sondern ethisch und geschichtlich. Ohne die geschichtliche Erscheinung Jesu würden wir nimmermehr weder das religiöse Menschheitsideal, noch den Gottesbegriff so auffassen, wie wir tun", während er in seinen Zarathustra-Predigten von 1904 von diesen liberalen Theologen also urteilt: „Sie wollen eine Reform des kirchlichen Lebens im Sinne und Geiste des ursprünglichen Christentums. Sie wollen die Religion Jesu ausfindig machen und in ihr die Heilung aller Krankheiten der Zeit entdecken. Sie sind bemüht, aus der Religion Jesu eine auch dem modernen Gaumen schmackhafte Speise herzustellen und nennen ihr nach eigenem Rezepte gebrautes Ragout dann das ursprüngliche Christentum."

Da der protestantische Reformverein rasch zurückging, verdiente sich K. mühsam seinen Unterhalt durch Beiträge für die Gartenlaube usw. und empfand es als eine Befreiung aus unerträglichen Verhältnissen, als er 1884 zum Pfarrer von Rheinfelden bei Basel erwählt wurde. In Basel fand er einen anregenden Freundeskreis, fing an sich mit der sozialistischen Literatur zu beschäftigen und entfernte sich immer weiter von dem Boden der Fortschrittspartei.

Im Herbste 1888 erhielt er einen Ruf an die Martinikirche in Bremen und wirkte zunächst neben Moritz Schwalb, zu dessen religiöser und politischer Richtung er in immer schärferen Gegensatz geriet. 1894 wurde er nach Schwalbs Abgang Primarius und als solcher nach der bestehenden Ordnung jeweilen Direktor Venerandi Ministerii. Er starb am 11. Mai 1906.

Als ein Mann von reicher vielseitiger Begabung, großer

Arbeitskraft und scharf ausgeprägter Eigenart, als ein von seiner Gemeinde hochgeschätzter Prediger und Seelsorger, entfaltete er eine mit den Jahren immer wachsende, weit über seine Gemeinde hinausgehende Tätigkeit. Er wurde für bestimmte Kreise unserer Stadt, besonders für viele Volksschullehrer, ein Führer ihres geistigen Lebens und nahm als Vertreter des Radikalismus, wie er seine Weise gern nannte, zu dem alten kirchlichen und politischen Liberalismus eine immer entschiedenere Kampfesstellung ein. Ein Teil der sozialistischen Arbeiterschaft faßte zu K. Vertrauen, weil dieser für viele Forderungen der Sozialdemokratie auf seiner Kanzel und in der Presse kräftig eintrat, was ihm freilich einen Teil seiner Gemeinde entfremdete. Er begründete 1891 den (Arbeiter-) Bildungsverein Lessing und hielt darin viele Jahre hindurch Vorträge, veranstaltete auch Unterrichtskurse, wofür er viele Männer unserer Stadt heranzuziehen wußte. Auch an der Gründung des Goethebundes (1900) und der Lesehalle (1901—02) war er stark beteiligt, zuletzt führte er den Vorsitz der deutschen Goethebünde. Junge Talente beförderte er gerne. Dem Verein für Feuerbestattung, der Frauenbewegung, dem Elternbunde für Schulreform wandte er ebenfalls seine Teilnahme zu, begründete auch ein eigenes Organ, das „Blaubuch", zur Verbreitung seiner Ideen. Auch dem von Haeckel begründeten Monistenbunde trat er bei (1905), übernahm bald den Vorsitz und geriet dadurch in einen heftigen Konflikt mit der positiven Mehrheit im Ministerium, das kurz vor seinem Tode einen scharfen Protest wider ihn beim Senate beantragte, siehe Protestantenblatt, Beilage Nr. 21 vom 26. Mai 1906.

In seinen Kanzelreden behandelte er, meist im Anschlusse an moderne Schriftsteller, alle Fragen des modernen Lebens, indem er, selbst an den christlichen Festen, nur als Motto ein Schriftwort voranstellte, um der bestehenden Ordnung zu genügen.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens entfaltete er eine besonders fruchtbare, fast überreiche schriftstellerische Tätigkeit. Er ließ erscheinen: Schleiermachers Vermächtnis an unsere Zeit, Braunschweig 1896. An der Wende des Jahrhunderts. Kanzelreden über die sozialen Kämpfe unserer Zeit, ebenda 1898. Friedrich Nietzsche und die Kulturprobleme unserer Zeit, Berlin 1900. Die religiösen Probleme in Goethes Faust, Berlin 1901. Die Philosophie der Griechen, auf kulturgeschichtlicher Grundlage dargestellt, Berlin 1901.

Das Christusproblem, Grundlinien zu einer neuen Sozialtheologie, Leipzig 1902. Religiöse Weltanschauung. Reden, Jena 1903. Zarathustra-Predigten. Reden über die sittliche Lebensauffassung Fr. Nietzsches, Jena 1904. Die Religion der Modernen, Jena 1905. Diese Bücher enthalten meist Reden, die er in seiner Kirche gehalten hat, nnd lassen einen Rückschluß auf seine religiöse Entwicklung zu. Scharf polemisch sind seine Broschüren: D. Thikötter und das Christusproblem. Eine Replik, Bremen 1903. Was wissen wir von Jesus? Eine Abrechnung mit Prof. D. Bousset in Göttingen, Berlin 1904, und: Modernes Christentum, Berlin, Pan-Verlag, kurz vor seinem Tode erschienen. Aus dem Nachlasse veröffentlichte Friedrich Steudel noch: Das Zeitalter der Reformation. Nachgelassene Predigten, mit Vorwort, Jena 1907. Zukunftsideale. Nachgelassene Predigten mit einer Lebensskizze vom Herausgeber, Jena 1907, und: Vom inneren Leben. Nachgelassene Predigten. Jena 1908. Volk und Kunst. Reden und Aufsätze von Albert K., herausgeg. vom Bremer Goethebund, 1910. Unter Kalthoffs Broschüren ist noch hervorzuheben: Schule und Kulturstaat, worin er eine scharfe aber einseitige Kritik an unsern Schulen übt, die, soweit sie das Gymnasium betrifft, E. Ziegler aus genauerer Kenntnis scharf zurückgewiesen hat; siehe E. Ziegler, Gymnasium und Kulturstaat. Offener Brief an Herrn Pastor Kalthoff, Bremen 1905.

Eine scharfe Tendenz und stete Polemik wider die Gegner seines Christusproblems tritt in den letzten Schriften Kalthoffs störend hervor. K. hat auch offenbar bei den von ihm behandelten Schriftstellern gerade die Gedankenreihen bevorzugt, die ihm verwandt waren, oder sie auch manchmal umgebogen, um sie für sich zeugen zu lassen. Er hat seinen Gegnern oft Gedanken und Absichten untergeschoben, die sie nicht hegten. Von vornherein war er denen geneigt, die Kritik an allem Bestehenden übten, und ließ sich oft zu Ungerechtigkeiten fortreißen, versuchte auch, Unvereinbares gewaltsam zusammenzuschließen, so bei Nietzsche. Aber anregend bleibt er immer, auch wo er zum starken Widerspruche reizt, und dieser unruhige, nie stille stehende Geist hat doch zu allen Problemen unserer Zeit Stellung genommen mit einer Entschlossenheit und auch Weitherzigkeit, die auch dem Gegner Achtung abnötigt. Mit bestem Wissen hat er der Vorwärtsbewegung auf jedem Gebiete dienen

wollen, wenn er dabei auch oft übers Ziel hinausgeschossen hat. Auch zu seinem Amte auf der Kanzel einer christlichen Gemeinde hat er sich noch vollberechtigt geglaubt und auch bis zuletzt das Vertrauen seiner Gemeinde besessen, wie es die Bauherrn in einem ehrenden Nachrufe bezeugten.

Er glaubte in einem neuen Christusgeiste zu wirken. Dennoch ist er nach der Meinung vieler dem bleibenden Werte und den wirksamen Kräften des Christentums nicht gerecht geworden und hat zuletzt einen pantheistischen Monismus verkündigt, in dem der Unterschied zwischen Gott und Mensch zerfließt und der Gegensatz zwischen Gut und Böse aufgehoben erscheint.

Infolge seiner jahrelangen Beschäftigung mit der sozialistischen Literatur wurde K. von dieser Geschichtsauffassung so stark berührt, daß er den Einschlag schöpferischer Persönlichkeiten äußerst gering einschätzte und die geistigen Strömungen nur als einen Reflex der materiellen, ökonomischen, gesellschaftlichen Bedingungen ansah, unter denen die angeblichen Träger der Ideen gestanden hätten. Diese Betrachtung wendet er z. B. auf die Philosophie der Griechen an: Er sei durch soziologische und volkswirtschaftliche Studien der Geisteswelt der Griechen wieder näher gekommen und führe sie nun vor im Gewande der kulturgeschichtlichen und gesellschaftlichen Zustände Griechenlands. Diese Theorie erfuhr allgemeine Ablehnung bei den Philosophen.

Ebenso wollte K. in seinem „Christusproblem" das Christentum aus den proletarischen Strömungen kommunistischer Vereine und der Leidenschaft jüdischer Messiashoffnung erklären und übersah zunächst, daß eine an ihren Sieg glaubende Partei schwerlich einen Gekreuzigten als ihren Heiland hingestellt haben würde. Diese Hypothese wurde von den doch am ersten zuständigen Theologen und Historikern abgelehnt, deren Gegengründe K. bis zuletzt kaum beachtet hat. „Er hat ähnlich, wie Kautsky," sagt A. Deißmann: Licht vom Osten, 1908, S. 289, „die schöpferische Persönlichkeit ausgeschaltet und die Hauptquelle, die für jene Persönlichkeit zeugt, das N. T. doktrinär verkannt und phantastisch vergewaltigt."

In denselben Fehler verfiel er bei den Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation.

In Wahrheit enthält dieses Buch eine fast zu stetem Widerspruche reizende tendenziöse Geschichtserklärung, die Kalthoffs an-

geborene Oppositionslust und ungeschichtliche Art offenbart. Das verrät sich schon in der äußeren Anlage des Buches, in dem von 24 Reden eine Luthern gilt.

K. hat durch die Macht seiner Persönlichkeit, die selbst ein Zeugnis ablegt gegen seine Theorie, einen kleinen Kreis gebildeter Männer und Frauen, die sich sonntäglich um seine Kanzel scharten, für seine Ideen gewonnen. Auch in großen Versammlungen hat er durch den ruhigen Fluß seiner Rede und die straffe Gruppierung seiner Gedankengänge die Zuhörer so unter seinen Bann gebracht, daß sie sich der Nachprüfung der so sicher vorgetragenen Ansichten zu oft entschlugen. Nein, er hat nie gerastet, nie bei einem sicheren Besitze sich beruhigen wollen, sondern immer das Neue, Werdende gesucht. Er wollte allen Dingen bis auf den Grund und an die Wurzel kommen, aber er hat dadurch auch manche Wurzel verwundet oder bloßgelegt, die dem Baume des Lebens nach Nahrung geben konnte und gibt. Indem er so stets dem Neuen nachjagte, das er immer für das Bessere zu halten geneigt war, ohne selbst ein Festes zu behalten oder anderen es zu lassen, war das doch nicht genug, um eine Gemeinde zu erhalten oder zu schaffen. Als er die Augen schloß und andere an seine Stelle treten mußten, die nun aus ihrer Seele gaben, was ihnen als das Beste erschien, konnten sie die von K. Angeregten durch ihre Art nicht befriedigen, und so ward deutlich, daß eine Gemeinde auf die Dauer nicht von den Gedanken einer, wenn auch noch so geistesmächtigen Persönlichkeit leben kann, sondern daß unvergängliche Gedanken, wie sie in dem Evangelium von Jesu Christo beschlossen sind, eine lange Geschichte, in welcher sich die Kräfte unserer Religion in großen Persönlichkeiten dargestellt haben, und die Berücksichtigung des verschiedenen religiösen Bedürfnisses der Gemeindeglieder allein einer Gemeinschaft Dauer und Kraft verleihen können. K. fühlte das auch noch und hat wenigstens in Liturgie und Kultus der gemeinchristlichen Frömmigkeit Zugeständnisse gemacht, wie z. B. seine Abendmahlsliturgie bezeugt, siehe Bremer Beiträge 1897, 1. Heft.

Über den Wandel der Kalthoffschen Ideale und seine Bekämpfung der liberalen Theologie und des Protestantenvereins, dem er bis 1903 angehörte, s. O. Veeck: Kalthoffs Ideale, Bremer Beiträge, 1. Jhrg. 3. und 4. Heft 1907, und von demselben: Der Bremer Kirchenstreit, Christliche Welt, Jhrg. 1905, Nr. 29, und

zur Würdigung und Kritik seiner Person und seines Lebenswerkes: Protestantenblatt, Jhrg. 1896, Beilage Nr. 20 vom 19. Mai 1896.

O. Veeck.

**Kasten,** Dr. Hermann Heinrich, Direktor, Senator, wurde in Bremen am 10. Juni 1853 als Sohn eines Buchbindermeisters geboren. Von der Realschule in der Altstadt zum Gymnasium übergegangen, verließ er dieses Ostern 1873, um die nächsten drei Jahre in Erlangen und Göttingen Mathematik und Naturwissenschaft zu studieren. Da die häuslichen Verhältnisse das Einschlagen der Dozentenlaufbahn verboten — außer seiner Doktor-Dissertation „Zur Theorie der dreiblättrigen Riemannschen Fläche 1876" hat er denn auch nichts erscheinen lassen — wandte er zunächst seine ganze Arbeitskraft und Tüchtigkeit der Schule zu.

Nach einem Hilfslehrerjahre an der Vorschule von Ostern 1877—78 hat er zwei Jahre dem Lehrerkollegium der Handelsschule und von Ostern 1880 an dreizehn Jahre lang dem des Gymnasiums angehört. Ostern 1893 wurde ihm die Leitung der Handelsschule übertragen, deren Aufschwung und Verwandlung in eine lateinlose Oberrealschule wesentlich als sein Werk zu betrachten ist. Als Lehrer hat er dank der hervorragenden Klarheit seines Unterrichtes stets bedeutende Erfolge erzielt und deshalb bei allen Schülergenerationen sich höchster Schätzung erfreut, wogegen seine streng sachliche, allem Impulsiven abholde Wesensart nur selten ein inneres, persönliches Band zwischen ihm und seinen Schülern hat entstehen lassen. Das gilt in gleichem Maße von seinem Verhältnis als Direktor zu seinen Kollegen, so freundlich und gefällig, so frei von jeder Schroffheit und bureaukratischen Neigungen er sich auch stets gab und war. So sehr seine große Arbeitslust und sein organisatorisches Geschick im großen und kleinen ungeteilte Anerkennung fand, man hätte ihn doch oft rücksichtsloser und entschiedener, nicht gar so sehr auf Vermeidung jeglichen Eklats bedacht sich gewünscht.

Als Redner in zahlreichen Vereinen unserer Stadt hat er oft sein reiches Wissen in den Dienst popularisierender Bildungsbestrebungen gestellt. Von Vereinen dieser Art, denen er seine — mit den Jahren immer knapper bemessene — Zeit widmete, ist namentlich der Künstlerverein zu nennen, in dem er vom Herbst 1887 bis dahin 1904 das Amt des Vizepräses und im nächsten Jahre das des Präses bekleidete.

Aber daneben hatten die öffentlichen Angelegenheiten in immer steigendem Maße Kastens Interesse und Tätigkeit für sich beansprucht. Seit 1884 wiederholt in die Bürgerschaft gewählt, hat er sowohl als gewandter Redner voll umfassender Sachkenntnis in Deputationen und Plenum, wie auch (seit 1888) als Schriftführer und Mitglied des Bürgeramtes unserem Gemeinwesen schätzbare Dienste geleistet. Seine rednerische Begabung, verbunden mit seiner aus versöhnlicher Nachgiebigkeit und nachdrücklicher Bestimmtheit gemischten Art ließ ihn auch bald in den großen politischen Kämpfen als Mitglied des Vorstandes und dann als Vorsitzenden des Reichsvereins eine führende Rolle spielen; besonders hat er mit großer, viele an dem oft etwas scheuen Manne überraschenden Geschicklichkeit die heißen Reichstagswahlschlachten der Jahre 1898 und 1903 geleitet.

So wählten am 24. September 1904 Senat und Bürgerschaft den viel Bewährten in den Senat, wo besonders auf dem Gebiete des Schulwesens wichtige Aufgaben seiner zu harren schienen. Aber ein neidisches Geschick hat ihn im Senate keine, irgendwie nachhaltige Wirksamkeit mehr entfalten lassen. Er hatte leider in unablässigem Streben nach neuen, immer umfassenderen Wirkungskreisen seine Kräfte nur allzu vorzeitig erschöpft. Keine der Hoffnungen, die seine Freunde und ehemaligen Amtsgenossen an ihn geknüpft hatten, sollte sich erfüllen dürfen. Nachdem er vom September 1906 bis zum nächsten August vergebens im Süden Heilung gesucht hatte, starb er am 16. September 1907 in seiner Vaterstadt — als einer der besten und tüchtigsten ihrer Söhne.

A. Lonke.

**Kindt,** Georg Christian, geb. zu Lübeck am 24. August 1793, war Sohn eines Apothekers und wandte sich selbst dem väterlichen Berufe zu. Seine Lehrjahre verbrachte er von 1809 an in dem Geschäfte des ausgezeichneten, als Chemiker hochgeschätzten Apothekers Westrumb in Hameln; später war er als Gehilfe u. a. bei v. Martius in Erlangen tätig. 1815 machte er in der hanseatischen Legion den Feldzug gegen Napoleon mit. Nachher war er in Lübeck und Wismar beschäftigt.

Ausgerüstet mit vielseitigen in den Vorbereitungsjahren gesammelten Kenntnissen erwarb er 1818 die Sonnenapotheke (Sögestraße) in Bremen, die er bis 1854 betrieben hat.

Der freundliche, bescheidene und kenntnisreiche junge Apotheker

gewann schon bald nach seiner Ankunft viel Vertrauen und bewährte sich als tüchtiger Fachmann. Aus Paris brachte Dr. J. C. Albers 1820 die Nachricht von der Entdeckung des Chinins mit; nun ruhte K. nicht, bevor es ihm gelungen war, das neue Alkaloid selbst herzustellen. In ähnlicher Weise bemühte er sich auch später, neue Erfindungen möglichst bald und früher als andere kennen zu lernen. Als die ersten genaueren Mitteilungen über Daguerres Lichtbilder auf jodierten Silberplatten bekannt geworden waren, unterstützte K. den Urmacher und Optiker Peter Wolf bei der erfolgreichen Nachahmung solcher Bilder. Noch schneller konnte K. 1846 seinen Mitbürgern die Schießbaumwolle vorführen, deren Erfindung seinerzeit ganz außerordentliches Aufsehen erregte.

K. war kein selbständiger Forscher, der eigene Wege einschlug, aber er war emsig bestrebt, alles kennen zu lernen. Er verfolgte mit dem größten Eifer alle neuen Tatsachen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und der technischen Chemie, zog auch nach und nach andere Zweige der Naturforschung in den Kreis seiner Studien. Er stand in Verkehr und Briefwechsel mit vielen ausgezeichneten Gelehrten, mit denen er neue Beobachtungen und Vorschläge zu Versuchen austauschte. Am nächsten befreundet war er wohl mit Wöhler in Göttingen.

Während einer Reihe von Jahrzehnten war K. Sachverständiger und Ratgeber für Behörden wie für Private, die ihm die allerverschiedensten Aufgaben zuwiesen. Er hat namentlich auf dem chemisch-technischen Gebiete eine sehr vielseitige, umfassende Wirksamkeit ausgeübt. Von 1830 bis zu seinem Tode gehörte er dem Gesundheitsrate an. Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände hat er häufig gehalten, und zwar anfangs im Museum, später im Ärztlichen, zuletzt im Naturwissenschaftlichen Vereine, in welchem K. gleich bei der Gründung den Vorsitz übernahm, für den er sich unstreitig weit mehr als irgendein anderer eignete. Buchenau führt (Abh. II, S. 199) 33 Vorträge und ausführliche Mitteilungen Kindts auf, welche er im Vereine im Laufe von etwas über vier Jahren erstattet hat.

Er starb nach kurzer Krankheit am 1. März 1869.

So hoch K. auch in Bremen und in einem kleinen Kreise befreundeter auswärtiger Gelehrten und Techniker geschätzt war, so blieb er doch in der weiteren Öffentlichkeit ziemlich unbekannt. Es

lag das vorzüglich darin, daß er schriftstellerisch fast gar nicht hervorgetreten ist. Nur einmal, als Dr. Hirschfeld 1841 Vorträge über Homöopathie gehalten hatte, ließ ihn sein naturwissenschaftliches Gewissen nicht ruhen, so daß er in zwei kleinen Flugschriften vor dem in Bremen bisher wenig bekannten Aberglauben warnte (Abh. Nat. Ver. III, S. 279). Von fachmännischen Arbeiten sind nur einige kurze Mitteilungen in Dinglers Polyt. Journ. zu erwähnen; es finden sich ferner nach Prof. Häpke zerstreute Notizen auch in anderen Zeitschriften, z. B. Poggendorfs Annalen (Abh. II, Nat. Ver. S. 199). Der einzige größere Aufsatz, welchen K. veröffentlicht hat, handelt von dem ersten Weserdampfschiffe (Abh. Nat. Ver. I, S. 329—44), welches K. 1818 bei seiner Ankunft in Bremen als besondere Merkwürdigkeit bewundern konnte.

Buchenau in Abh. Nat. Ver. Bremen II, S. 191—200, III, S. 378, 379. W. O. Focke.

**Kippenberg**, August, wurde am 21. März 1830 in Adenstedt bei Alfeld als Sohn eines Arztes geboren. Da der Vater bald darauf starb, so kehrte die Mutter, eine geborene Bremerin, in ihre Vaterstadt zurück. Hier sollte der Sohn eine höhere Schule besuchen, um später die Universität zu beziehen, allein ein unglücklicher Sturz fesselte ihn bis zum 16. Lebensjahre fast ununterbrochen ans Krankenbett. Die Folge dieses Unfalls war auch, daß er für seine ganze Lebenszeit einen zarten gebrechlichen Körper behielt. Das lange Siechtum drückte aber den Geist des wißbegierigen, ungewöhnlich begabten Knaben nicht nieder, sondern gewährte ihm die Muße, sich durch eine vielseitige Lektüre zu bilden. Nach seiner Genesung entschied er sich für den Lehrerberuf. Er wurde mit 16 Jahren Hilfslehrer an einer hiesigen Privatschule, besuchte aber gleichzeitig von 1846—48 in den Morgen- und Abendstunden, wie üblich, das hiesige Lehrerseminar. Dieses gewährte ihm für seine geistige Bildung jedoch nicht die erhoffte Förderung. K. empfand die Mängel des Seminarunterrichtes sehr lebhaft und suchte teils durch eifriges Selbststudium, teils durch die Begründung eines wissenschaftlichen Vereins Ersatz zu schaffen. Dieser letztere, Iduna genannt, war ursprünglich eine Vereinigung von Seminaristen, wurde aber später ein angesehener Lehrerverein, der ungefähr 25 Jahre bestand und für die Weiterbildung des bremischen Lehrerstandes eine nicht geringe

Bedeutung erlangte. Nachdem K. das Lehrerseminar verlassen hatte, war er zuerst an der Liebfrauenschule, dann an einer Volksschule in der Neustadt tätig. Inzwischen war die Schulbehörde auf den eifrigen, kenntnisreichen Pädagogen aufmerksam geworden; sie ernannte ihn 1858 zum Vorsteher der Freischule an der Schmidtstraße. Hier wirkte K. elf Jahre lang. Um diese Zeit machte sich die Wirksamkeit des Seminardirektors A. Lüben auf das bremische Schulwesen kräftig geltend. Dieser erstrebte nicht bloß eine Reform der Knaben-, sondern auch der Mädchenschulen. Ein großer Übelstand bei den letzteren war der Mangel eines Lehrerinnenseminars. Da der Senat nicht geneigt schien, ein staatliches Lehrerinnenseminar zu begründen, so suchte Lüben dies auf privatem Wege zu erreichen, indem er angesehene Bremer Pädagogen, in erster Linie Janson und Kippenberg, ermunterte, junge Mädchen für den Lehrerinnenberuf auszubilden. K. ergriff diesen Plan mit großem Eifer und bereitete für die nächsten Jahre neben seiner amtlichen Tätigkeit in seinen Mußestunden eine große Anzahl von Lehrerinnen für ihren Beruf vor, so daß man seit dem Jahre 1859 von einem Kippenbergschen Lehrerinnenseminar reden kann. Der Unterricht wurde in den Schulräumen an der Schmidtstraße an den schulfreien Nachmittagen und abends erteilt. Etwa gleichzeitig gründete A. M. Janson im Anschluß an seine Töchterschule ebenfalls ein Lehrerinnenseminar und eine Fortbildungsanstalt für Töchter. Um Ostern 1863 vereinigten die beiden befreundeten Vorsteher ihre Seminare zu einer gemeinsamen Lehrerinnenbildungsanstalt, die sie gemeinschaftlich leiteten und in der sie auch viele Unterrichtsstunden gaben. Im Jahre 1868 trennten sich die beiden Leiter wieder, und jeder von ihnen führte eine neu organisierte Anstalt unter eigenem Namen weiter. K. hatte inzwischen in seiner zweiten Gattin Johanne, einer ehemaligen Schülerin seines Seminars, eine im höheren Mädchenschulwesen erprobte Mitarbeiterin gewonnen; beide begründeten am 2. April 1868 die „Lehranstalt für erwachsene Töchter und Lehrerinnenseminar von A. Kippenberg und Frau Johanne Kippenberg". Die Zahl der Schülerinnen betrug anfangs 42. Allmählich hatte sich K. überzeugt, daß er seine bisherige Doppelstellung als staatlicher Schulvorsteher und als Leiter eines privaten Lehrerinnenseminars nicht länger aufrecht erhalten könne; er trat im Jahre 1869 aus dem Staatsdienst aus und übernahm die Mädchenschule von Iden,

an die er sein Lehrerinnenseminar angliederte. Das Unterrichtslokal befand sich in der Hankenstraße. Da dieses im Herbste 1869 niederbrannte, so erwarb sich K. ein geräumiges Haus „Am Wall 102", das auch Raum für das Seminar bot. Die Mädchenschule entwickelte sich in überraschender Weise und wurde schon 1873 in eine höhere Mädchenschule umgewandelt; auch das Lehrerinnenseminar gedieh. Je größer die von K. geleiteten Anstalten wurden, desto rastloser wurde die Tätigkeit des Vorstehers. Sein zarter Körper vermochte jedoch die gewaltige Arbeitslast auf die Dauer nicht zu ertragen; schon im Jahre 1888 erkrankte er ernstlich, und am 28. Juli 1889 endigte ein Herzschlag sein Leben. — K. hatte ungewöhnliche geistige Gaben, besonders ein bewundernswertes Gedächtnis, eine unermüdliche Arbeitskraft und war daneben auch ein wirkungsvoller Redner. Auf die bremische Lehrerschaft wirkte er vielfach anregend ein. Auch als Schriftsteller trat er hervor; er verfaßte neben kleineren Broschüren eine Lebensgeschichte Betty Gleims und ein Lesebuch für höhere Mädchenschulen, das auch außerhalb Bremens einen großen Erfolg hatte und jetzt in 25. Auflage vorliegt.

Vgl. Berichte der Höheren Mädchenschule und der Lehrerinnenbildungsanstalt von A. Kippenberg, Bremen 1891, und Dr. A. Kippenberg, Rede, gehalten bei der 50jährigen Jubelfeier des Lehrerinnenseminars von A. Kippenberg am 2. April 1909.

Dr. H. Gerdes.

**Kirchner**, Carl Anton, Maler und Zeichenlehrer, geb. 7. Januar 1822 in Bremen, gest. 1. September 1869 daselbst. Er studierte 1840—46 in München und Düsseldorf. Nach seiner Rückkehr nach Bremen war er als Zeichenlehrer und Porträtmaler tätig und wurde 1856 an der Realschule, 1859 am Gymnasium Zeichenlehrer. Im Jahre 1869 wurde er pensioniert. Er war der erste Lehrer von Amalie Murtfeldt. In der Kunsthalle hat er von 1845—58 öfter ausgestellt. Er malte Landschaften, Porträts und Genrebilder. Für Neworleans hat er vier historische Bilder, für Haiti die heilige Margarita, für die Hauptkirche in Vechta zwei Altargemälde gemalt.

Siehe Rose, Bremische Geschichte, S. 363.

Joh. Focke.

**Klaucke**, Paul, hat die letzten sechs Jahre seines Lebens als Lehrer an unserm Gymnasium mit großem Erfolge gewirkt. Am

5. Oktober 1839 in Crossen a. d. Oder geboren, im Waisenhaus von Züllichau erzogen, erwarb er an dem dortigen Pädagogium Herbst 1860 das Reifezeugnis und studierte in Berlin alte Sprachen und Germanistik. Von 1865 bis zum Herbst 1882 war er Lehrer am Gymnasium zu Landsberg a. d. Warthe; Familienbeziehungen veranlaßten ihn dann, diese vieljährige Stätte seiner Wirksamkeit mit Bremen zu vertauschen, wo er leider bald nach seiner Ankunft erkrankte. Waren auch die folgenden Jahre bis zu seinem am 29. November 1888 erfolgten Tode ein steter Kampf mit der Krankheit und zum Teil mit den neuen Verhältnissen, so daß herzliche Beziehungen zwischen ihm und seinen Schülern sich nicht bilden wollten, — die Wirkung seiner „bedeutenden und eigenartigen Persönlichkeit" als eines ernsten Zuchtmeisters auf strengste Sachlichkeit und Konzentration wurde dadurch nur noch aufs höchste gesteigert. Der Schwerpunkt seiner dem griechischen, lateinischen und deutschen Unterrichte gewidmeten schriftstellerischen Tätigkeit (s. Gymnasialprogramm von 1889) galt dem deutschen Aufsatze; sein Hauptwerk „Deutsche Aufsätze und Dispositionen, deren Stoff Lessing, Schiller, Goethe entnommen ist, Berlin 1881", hat R. Lehmann unverändert 1900 in zweiter Auflage erscheinen lassen, ein sprechendes Zeugnis für Klauckes „wirksamen und rühmlichen Anteil" an den pädagogischen Kämpfen der Gegenwart.

A. Conke.

**Klüver**, Everhard, geb. zu Rockwinkel bei Bremen im März 1800, gest. daselbst 7. Dezember 1845, stammte aus einer angesehenen Bauernfamilie und war von seinem Vater auch zum Bauern bestimmt. Er zeigte indessen von Jugend auf einen lebhaften Wissensdrang, der sich nach verschiedenen Seiten hin betätigte, vorzugsweise jedoch auf Astronomie und verwandte Fächer gerichtet war. In stetem Kampfe mit seinem Vater, welchem die Bestrebungen des Sohnes völlig unverständlich blieben, vermochte er seine Fähigkeiten nur unvollkommen zu entwickeln. Er hatte sich indessen manche Kenntnisse, besonders in Mathematik und in den wichtigeren Sprachen, später selbst Arabisch, angeeignet, als er im Oktober 1822 nach Göttingen ging, um sich dort zum Feldmesser und Wasserbauverständigen auszubilden. Olbers empfahl den bescheidenen jungen Mann, obwohl er ihn sehr wenig kannte, an Gauß, dessen Vorlesungen K. besuchte. Wegen seines zurück-

haltenden Wesens konnten sich zu Anfang 1824 weder Olbers noch Gauß ein bestimmtes Urteil über seine Befähigung bilden. Als nun aber die durch Gauß geleitete Hannoversche Landesvermessung in die Nähe von Bremen rückte, und als der Ansgariiturm zu einem wichtigen Punkte des Dreiecknetzes erkoren war, erklärte sich der Bremer Senat bereit, einen Gehilfen für die Vermessungsarbeiten zu stellen. Gauß war damit einverstanden, K. für den Sommer 1824 versuchsweise zu beschäftigen; man rühmte ihn zunächst als anstellig und guten Kletterer. Gauß bat ihn sich dann für 1825 abermals aus, weil er ihm nützliche Dienste geleistet habe. Wie es scheint, erhielt K. vorzüglich die Aufgabe zugewiesen, Heliotroplicht nach den gewünschten Punkten zu senden. Auf Veranlassung von Olbers hat er öfter astronomische Rechnungen und Beobachtungen ausgeführt. In bremischem Dienste wurde er als Katasterfeldmesser und Strombautechniker beschäftigt. Er litt jedoch ständig unter dem Drucke der häuslichen Verhältnisse und scheint mehr und mehr kränklich geworden zu sein. Von seinen mannigfaltigen Studien zeugte seine reiche Büchersammlung. Im September 1844 nahm er noch als „Privatmann" an den Verhandlungen der Naturforscher-Versammlung in Bremen teil. Die Widersprüche in Klüvers Streben und in seiner Stellung zwischen Bauern, Gelehrten und Technikern gaben zu mancherlei Anekdoten Anlaß; in seiner Umgebung wurden seine Leistungen meist sehr überschätzt.

In Oelrichs u. Watermeyer, Brem. Blätt. IV, S. 3—16 hat K. 1836 „Beiträge zur näheren Kenntnis der Weserverhältnisse auf der Flußstrecke zwischen der Eiter- und Ochtummündung" veröffentlicht; ebendas. V, S. 4 ist ein Auszug aus einem Gutachten abgedruckt, welches K. in Verbindung mit drei anderen Technikern erstattet hatte; es handelte über die Mittel, die Stadt Bremen gegen die nachteiligen Wirkungen der hohen Anschwellungen der Weser sicher zu stellen. Im Bericht über die 22. Vers. der Naturf. u. Ärzte von 1844 findet sich II, S. 38—40 ein Vortrag von K. wiedergegeben: Über die Abweichung der Abplattung unserer Erde, welche aus ihrer jetzigen Rotationsgeschwindigkeit gefolgert werden muß, von derjenigen, welche die wirkliche Beobachtung ergibt. K. hat ferner mehrere Berechnungen von Kometenbahnen (1780, 1826, 1827) geliefert (Astron. Nachr. V, 433; VI, 45, 147; VII, 62; XII, 281).

Wellmann, Progr. d. Realsch. b. Doventor f. 1880; Schilling, Wilh. Olbers II, 2, Briefw. zw. Olbers u. Gauß; Brem. Nachr. vom 19. Mai 1910.

W. O. Focke.

**Klugkist**, Hieronymus, Dr. jur., Senator und Kunstfreund, geb. 15. März 1778 in Bremen, gest. 15. Januar 1851 daselbst. Nach Beendigung seiner Studien betrieb er in seiner Vaterstadt die Advokatur und war während der französischen Zeit Notar. Am 14. Januar 1815 wurde er in den Senat berufen, wo er vorzugsweise am Obergericht, in kirchlichen Angelegenheiten und in der Unterrichtsverwaltung tätig war. Am 16. März 1849 trat er in den Ruhestand. Auf seine Einladung kamen am 14. November 1823 im Museum 34 Herren zusammen zur Gründung des Kunstvereins, dem K. das lebhafteste Interesse widmete und für den er die Hieronymus Klugkist-Stiftung begründete. Beim Sammeln von Kunstwerken richtete er sein Augenmerk besonders auf die Werke Dürers, von dem er Ölgemälde, Handzeichnungen und fast sämtliche Kupferstiche, Radierungen und Holzschnitte zusammengebracht hat. Seinen ganzen Kunstbesitz, der auch eine reichhaltige Dürer-Literatur umfaßte, vermachte er dem Kunstverein, unter dessen Schätzen die Klugkistsche Dürersammlung noch immer den ersten Platz einnimmt.

Siehe Präsidialvortrag von Sen. Dr. Iken zur Eröffnung der Kunsthalle am 1. Mai 1849, S. 5, 6. — Hurm, Verzeichnis, S. 20.

Joh. Focke.

**Kniest**, Johann Philipp Cornelius, Novellist, geboren am 4. Juni 1830 in Bremen als Sohn eines Kaufmanns, besuchte hier die Schule, widmete sich dem Handelsstande, etablierte sich als Kaufmann und Reeder in seiner Vaterstadt, wo er als solcher bis 1887 tätig war, lebte dann als Privatmann in Lübeck und ist dort am 29. Oktober 1905 gestorben. Er veröffentlichte 1884 unter dem Titel „Von der Wasserkante" novellistische Skizzen aus dem norddeutschen Schifferleben, denen 1886 die „Erzählung von der Wasserkante", „Treue Liebe" und später andere ähnliche Geschichten und Bilder aus dem See- und Handelsleben folgten. Seine gesammelten Schriften erschienen von 1898—1905 in 7 Bänden. Eine Auswahl gab 1905 der Hamburger Jugendschriften-Ausschuß heraus. Die Beschränkung auf ein ihm vertrautes stoffliches Ge-

biet ist seiner schriftstellerischen Begabung zugute gekommen. Gute Beobachtung und anschauliche Darstellung des äußeren Lebens der heimatlichen Umwelt zeichnet ihn aus, und ansprechend wirkt besonders der durchaus echte treuherzig humoristische Ton norddeutscher Färbung, den er oft sehr glücklich zu treffen weiß. Freilich leidet die Handlung bei ihm häufig unter unwahrscheinlichen Zufallsspielen. Auch ist seine Fähigkeit psychologischer Schilderung nicht groß.

Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhdts., 4. Aufl. — Kürschners Literatur-Kalender 1906.

H. Seedorf.

**Koch**, Otto Wilhelm Heinrich, geb. 9. Nov. 1805, war der einzige Sohn eines Försters, verlebte seine Jugend in Schwanewede und kam mit den Eltern im Herbste 1822 nach Bremen, um hier die Gelehrtenschule zu besuchen. Im Frühjahr 1826 bezog er nach dem Tode seines Vaters die Universität Göttingen zum Zweck des juristischen Studiums, 1827 wechselte er das Fach und ging als Philologe nach Berlin, wo er u. a. A. von Humboldt und Ritter hörte. Nach weiteren vielfach durch Kränklichkeit unterbrochenen Studien unterrichtete er als Hauslehrer und bereitete sich von 1836 an in Heidelberg und Gießen auf eine von ihm gewünschte Gymnasiallehrerstelle in Jever vor. Er widmete sich jetzt vorzugsweise der Botanik, erwarb 1838 zu Gießen die Doktorwürde und zog dann mit seiner Mutter, die nach dem Tode des Vaters in Wittmund gelebt hatte, nach Jever, sah aber seine Hoffnungen auf die Lehrerstelle getäuscht. Er blieb, da die Mutter hinreichend vermögend war, bis 1850 als Privatgelehrter in Jever; darauf kehrte er mit ihr nach Bremen zurück, wo sie 1869 starb. Er selbst lebte sehr zurückgezogen und verbittert bis zum 1. Jan. 1887.

Während der zwölf Jahre seines Aufenthalts in Jever beschäftigte sich K. eifrig mit botanischen Studien, führte eine ausgebreitete wissenschaftliche Korrespondenz, veröffentlichte einige gute morphologische und bryologische Studien; er erfreute sich unter den Fachgenossen eines nicht geringen Ansehens.

Dies Bild einer emsigen stillen Gelehrtentätigkeit wird gestört durch die übergroße Reizbarkeit und Empfindlichkeit Kochs, die oft zu Mißhelligkeiten führten, bei denen Eifersüchteleien wegen botanischer Funde eine große Rolle spielten. Warme Freundschaften

und nach einiger Zeit plötzliche Entfremdung, ja geradezu Haß, wegen irgendwelcher Kleinigkeiten, wiederholen sich stets in Kochs Leben. Als er nach Bremen kam, konnte er sich selbst mit dem milden Kindt, dem er sich anfangs anschloß, nicht dauernd vertragen.

Von reiferen Gelehrten nahm er meistens von vornherein an, daß sie ihm feindselig gesinnt seien, dagegen machte es ihm Freude, Anfänger und Pflanzenliebhaber zu belehren und in ihren Studien zu fördern.

Die botanischen Mitteilungen und Arbeiten Kochs sind in den Jahren 1842—1850 erschienen; nach seinem Tode veröffentlichte Buchenau noch eine in seinem Nachlasse gefundene Schrift über die Kerbelpflanze und ihre Verwandten in Abh. Nat. Ver. Brem. X, S. 74—139. Bemerkenswert ist ferner sein in Verbindung mit Brennecke verfaßtes Pflanzenverzeichnis für die Insel Wangeroog im Jahre 1844.

Lit.: Abh. Nat. Ver. Brem. X, 45 mit Schriftenverz. auf S. 57.

W. O. Focke.

**Kohl**, Friedrich Wilhelm, Maler, geb. 16. Oktober 1811 in Bremen, gest. 18. September 1864 zu Norderney. Durch einen Sturz im Alter von drei Jahren wurde er ein Krüppel. Ein wohlgelungenes Selbstporträt offenbarte seine künstlerische Begabung, die er anfangs außer im Porträtfach in der Porzellanmalerei zu verwerten suchte. Mit Unterstützung von Kunstfreunden wurde es ihm ermöglicht, von 1837—1841 die Düsseldorfer Akademie zu besuchen. Er war vorzugsweise Porträt- und Architekturmaler. 1843—1844 malte er für den Dom Apostelfiguren sowie Luther und Melanchthon, 1853 für das Krankenhaus eine religiöse Darstellung und für die Kirche in Blexen einen Luther. 1845—1846 gab er zwölf bremische Ansichten in Lithographie heraus, 1849 eine Marktansicht in Buntdruck. Von 1848—1851 hielt er sich zu seiner weiteren Ausbildung in Berlin auf. Von seinen übrigen Werken mögen noch ein Porträt (Lith.) des Pastors Bekenn, eine Ansicht der Feier des 18. Oktober auf dem Marktplatz (Buntdruck), die Orgelempore des Doms (siehe Müller: Der Dom zu Bremen 1861) und 2 Blätter in den Bremischen Denkmalen aufgeführt sein. In der Kunsthalle stellte er aus 1843, 1860 und 1864.

Siehe Prof. Webers Bericht über die Kunstausstellung von

1843, S. 93. — Rose, Brem. Geschichte, S. 363—364. — Hurm, Manuskript.

Joh. Focke.

**Kohl**, Ida, geb. am 25. Juli 1814 in Bremen, begleitete ihren Bruder Dr. J. G. Kohl auf seinen Reisen in Frankreich und England und schrieb „Paris und die Franzosen" (3 Teile, Dresden und Leipzig 1845), nahm auch mitschaffenden Anteil an Kohls „Land und Leute der britischen Inseln" und „Englische Skizzen. Aus dem Tagebuche von Ida Kohl und J. G. Kohl" (1845). 1846 verheiratete sie sich mit Hermann Grafen von Baudissin in Freiburg im Breisgau und starb dort am 25. Dezember 1888.

W. Wolkenhauer.

**Kohl**, Joh. Georg, Dr. hon. c., Stadtbibliothekar und ausgezeichneter Reiseschriftsteller, geb. am 28. April 1808 als Sohn des Weinhändlers Elard Kohl in Bremen, widmete sich nach Absolvierung des Gymnasiums von Ostern 1827 in Göttingen, Heidelberg und München dem juristischen Studium, mußte dasselbe aber nach dem Tode seines Vaters nach drei Jahren abbrechen. Er ging 1830 nach Kurland, wo er sechs Jahre lang als Hauslehrer in zwei gräflichen Familien tätig war und eine anregende, geistig ihn fördernde Zeit verlebte. Die ersten Erzeugnisse seiner literarischen Tätigkeit rühren bereits aus dieser Zeit her. Die Ersparnisse seiner Hauslehrertätigkeit benutzte K. auch, um Kurland auf zahlreichen Reisen kennen zu lernen, bereiste dann auch Livland, besuchte St. Petersburg, Moskau und das damals noch wenig bekannte südliche Rußland und kehrte 1838 nach Deutschland zurück. K. nahm seinen Wohnsitz in Dresden und veröffentlichte von hier aus seine vier ersten umfangreichen Schriften: „Petersburg in Bildern und Skizzen" (3 Teile), „Reisen in Südrußland" (2 Teile, 1841), „Reisen im Innern von Rußland und Polen" (3 Teile, 1841) und die „Deutsch-russischen Ostseeprovinzen" (1841). Die beifällige Aufnahme dieser Reiseschilderungen bestimmten ihn, sich ganz dem Berufe eines Reiseschriftstellers hinzugeben. Anderthalb Jahrzehnte hindurch durchwanderte K. nun fast alle europäischen Länder: von den Alpen herunter nach den Nordseemarschen, von den britischen und dänischen Inseln hinauf bis wieder zurück zu den Alpen. In zahlreichen Reisebeschreibungen, die so rasch den Reisen selbst folgten, daß die Worte „veni, vidi, scripsi" auf ihn passen, schilderte er in geist-

reicher und anmutiger Weise seine Wanderfahrten und wurde in Deutschland der eigentliche Begründer der Reisebeschreibung. Nur die wichtigsten Schriften seien hier angeführt: „Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten (1842); „Reise in Irland" (1844); „Reisen in Schottland" (1844), „Reisen in England und Wales" (1844); „Land und Leute der britischen Inseln" (1844); „Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein" (1846); „Reisen in Dänemark und den Herzogtümern Schleswig und Holstein" (1846); „Über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogtum Schleswig" (1847); „Alpenreisen" (1849—51); „Reisen durch die Niederlande" (1849); „Reisen nach Istrien, Dalmatien und Montenegro" (1851). Aus dieser ersten Zeit stammen auch noch folgende beachtenswerte Schriften: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche" (1841); „Der Rhein" (1851); „Skizzen aus Natur- und Völkerleben" (1851); „Die Donau" (1854).

Vom Jahre 1850 an wandten sich Kohls Interessen und Studien Amerika zu: eine umfassende Geschichte der Entdeckung Amerikas zu schreiben war sein Plan. Er trieb deshalb eingehende amerikanische Studien in Berlin, Paris, London und Oxford, wobei ihn ganz besonders die älteren Karten fesselten; mit einem für den einzelnen Mann ungeheuren Aufwand an Zeit, Mühe und Geld legte er eine umfassende wertvolle Sammlung auf die Entdeckung und den Fortschritt der geographischen Kenntnisse Amerikas bezüglicher Land- und Seekarten an. Im September 1853 schiffte sich K. dann nach Amerika ein, wo er fünf Jahre verblieb. Reisen und Studien füllten seine Zeit aus; mit den angesehensten amerikanischen Historikern und Geographen stand er in Verbindung: H. A. Schumachers vortreffliche Schrift über „Kohls Amerikanische Studien" (in den „D. Geogr. Blättern", Band XI, 1888, S. 105—221) gibt hierüber einen eingehenden Bericht mit urkundlicher Genauigkeit. Hier seien nur die wichtigsten Arbeiten Kohls genannt: „Reisen in Kanada (1856); „A descriptive Catalogue of maps relating to America mentioned in Hakluyts great work" (1857); „Reisen im Nordosten der Vereinigten Staaten" (1858); „Kitschi-Gama oder Erzählungen vom Oberen See" (1859); „Die beiden ältesten Generalkarten von Amerika 1527 und 1529" (Weimar 1860); „Geschichte der Entdeckung von

Amerika" (1861); „Geschichte des Golfstromes" (1868); „History of the east coast of North America, particularly the coast of Maine" (1869); „Geschichte der Entdeckungsreisen und Schiffahrten zur Magellan-Straße" (1876).

Im Dezember 1858 kehrte K. von Amerika nach Deutschland zurück und ließ sich nach einer dreißigjährigen Abwesenheit wieder in seiner Vaterstadt Bremen nieder. Nachdem er zunächst noch eine Reihe amerikanischer Arbeiten vollendet hatte, boten ihm Bremens Vorzeit und Gegenwart Anlaß zu einer Reihe kulturhistorischer Studien. Eine große Anzahl bremischer Geschichtsbeiträge lieferte er für das Bremer Sonntagsblatt und das Bremische Jahrbuch. Selbständig erschienen sind: 1862 das Haus Seefahrt in Bremen; 1866 der Ratsweinkeller in Bremen; 1870 die Bremer beim Aufbau der Stadt Riga; 1872 das Leben des Chronisten Johann Renner; auch die „Nordwestdeutschen Skizzen" (1864) und die „Episoden aus der Kultur- und Kunstgeschichte" Bremens (1870 und 1871) gehören hierher. In der bremischen historischen Gesellschaft hielt K. von 1862—71 regelmäßig eine oder zwei Vorlesungen.

Im Oktober 1863 wurde K. zum Stadtbibliothekar ernannt; bis dahin war die Stelle eines Bibliothekars nur im Nebenamte verwaltet. Mit großem Eifer widmete er sich dem neuen Amte; die Bibliothek wurde neu geordnet, katalogisiert, außerordentlich bereichert und für weitere Kreise zugänglich gemacht. Auch die Vereinigung der stadtbremischen wissenschaftlichen Bibliotheken zu einem Bibliotheksverein und die Einrichtung eines Akzessionskataloges, durch welchen die Schätze der verschiedenen Büchersammlungen bekannt und zugänglich gemacht werden, geschah auf Kohls Anregung.

Die letzten Lebensjahre Kohls brachten der wissenschaftlichen Erdkunde noch die beiden wertvollen Arbeiten: „Die geographische Lage der Hauptstädte Europas" (1874) und „Die natürlichen Lockmittel des Völkerverkehrs" (1877). Durch das erstere und sein bereits oben genanntes Werk aus dem Jahre 1841 „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen usw." hat K. recht eigentlich die Lehre von der Naturbedingtheit der städtischen Ansiedelungen geschaffen. Auch die „Deutschen Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze" (1866), „Die Völker Europas" (1872) seien noch erwähnt.

K. war außerdem während des letzten Abschnittes seines Bremer

Lebens ein fleißiger Mitarbeiter vieler der besten deutschen Zeitungen und Zeitschriften: namentlich der Weser-Zeitung, der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", der Zeitschrift „Ausland", „Petermanns Geographische Mitteilungen", der Berliner „Zeitschrift für Erdkunde" und der „Göttinger Gelehrten-Anzeigen".

Wenn wir Kohls reiche und fruchtbare literarische Tätigkeit überschauen, so tritt uns vor allem seine Bedeutung als Reiseschriftsteller entgegen: er war unstreitig ein ausgezeichneter Erzähler und der Zahl seiner Schriften nach einer der ersten unter den deutschen Schriftstellern. Zahlreiche Schullesebücher für niedere und höhere Schulen der früheren Jahrzehnte enthielten in großer Zahl Kohlsche Reiseschilderungen und W. Grube, der Herausgeber der bekannten „Geographischen Charakterbilder" schrieb mit Recht: „Deutschlands Lehrer- und Jugendwelt verdankt K. unendlich viel." Durch seine amerikanischen Schriften ist der Name Kohls als Geograph in Nordamerika fast mehr bekannt und berühmt geworden, als in seinem eigenen Vaterlande. Dr. Hermann A. Schumacher bestätigt, daß Kohls Abschiedsworte an ihn bei Antritt seiner Reise nach Amerika „Nennen Sie nur meinen Namen, dann wird man Ihnen freundliches Willkommen bieten" sich vollauf erfüllt haben. K. war kein Gelehrter im pedantischen Sinne des Wortes, kein Spezialist, der seine Studien auf ein scharf abgegrenztes Wissensgebiet beschränkte. Er schreibt selbst darüber: „Meine Ohren hatten schon frühzeitig das Wort ‚Polyhistor' aufgefangen, und ich hörte mit Entzücken von Menschen, die es versucht hätten, den Umfang des ganzen menschlichen Wissens zu erschöpfen. Obgleich ich bald einsah, daß dies zu dieser Zeit nicht möglich war, so hörte ich doch nicht auf, dem Phantome, das mir vorschwebte, nachzujagen. Denn ich habe mich nie mit einer einzigen Muse so einleben können, daß ich alles, was zu ihrem Fache nicht gehörte, schlechtweg für Allotria erklärt hätte!"

Obgleich K. nicht verheiratet war, so war ihm doch ein echt häuslicher Familiensinn eigen, den er im Verkehr mit seinen Geschwistern und deren Kindern aufs liebreichste betätigte. Seine Lieben vergaß er nie — weder inmitten neuer interessanter Gesellschaften, noch inmitten mühevoller Reisen, noch inmitten eifriger Studien. An dem öffentlichen Leben nahm er geringen Anteil. „Ich werde immer ein schlechter Politiker bleiben", sagte er selbst; aber für alle deutschpatriotischen Dinge hatte er ein überaus warmes Herz.

Ein Rückenmarksleiden erschwerte K. in den letzten Jahren das Gehen sehr; nur Kopf, Auge und Hand ließen ihn bis kurz vor seinem Tode nicht im Stich. Im Anfang des Jahres 1878 steigerte sich seine Krankheit derart, daß er nicht mehr in gewohnter Weise ausgehen und in der Bibliothek tätig sein konnte. In der Frühe des 28. Oktober 1878 verschied er sanft. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Riensberger Friedhofe.

An Anerkennung in Nähe und Ferne hat es K. nicht gefehlt. Eine deutsche Universität (Königsberg) und eine amerikanische (Boston) verliehen ihm honoris causa die Doktorwürde und viele wissenschaftliche Vereine ernannten ihn zu ihrem korrespondierenden oder Ehrenmitglied. Seines Todes wurde in der Presse bei uns und jenseits des Ozeans in ehrender Weise gedacht. Seine Marmorbüste (von Dausch) ist in der Bremer Stadtbibliothek aufgestellt und eine Gedenktafel wurde (vom Naturwissenschaftlichen Vereine und der Geographischen Gesellschaft in Bremen) an seinem Geburtshause (Sögestraße 34) angebracht; letztere mußte leider beim späteren Umbau in das Karstadtsche Geschäftshaus wieder entfernt werden und wird jetzt im hiesigen Historischen Museum aufbewahrt.

Eine angefangene Selbstbiographie findet sich in Kohls 1850 veröffentlichtem Werke „Aus meinen Hütten oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers". Weitere Lebensnachrichten finden sich in W. Wolkenhauers Arbeiten in: „Aus allen Weltteilen", X (1879), S. 138—141 und A. D. B., XVI (1882), S. 425—428; in der Allgemeinen Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste, Sektion II, Band 38 (1885), S. 37—41 von Heinrich Bulthaupt; in den „Deutschen Geographischen Blättern", XI (1888), S. 105—221 mit Porträt, von Dr. H. A. Schumacher. W. Wolkenhauer.

**Kohlmann,** Johann Melchior, Pastor, ein eifriger, gewissenhafter und zuverlässiger bremischer Geschichtsforscher, eine kraftvolle Persönlichkeit von volkstümlicher Beredsamkeit. Er wurde in Bremen geboren am 21. Januar 1795 als Sohn des Küsters und Schullehrers an St. Michaelis Joh. K., besuchte 1805—07 das Pädagogium, mußte aber dann im Alter von 12½ Jahren bereits seinem Vater helfen, indem er täglich acht Stunden in der zweiten Schulklasse unterrichtete. 1812 finden wir den fast achtzehnjährigen in der Tertia des Lyzeums; in einem Vierteljahr arbeitete er sich in

die Sekunda hinein und nach einem Jahr in die Prima. Ostern 1815 bezog er die Universität, nachdem er kurz vorher bereits zweimal gepredigt hatte, studierte drei Jahre in Tübingen, predigte während dieser Zeit 50 mal und erfuhr die Auszeichnung, dort beim 300jährigen Jubelfeste der Reformation (1817) eine später gedruckte lateinische Rede zu halten: Quinam ex Reformatione in Theologiam practicam redundaverint fructus. Bald nach seiner Heimkehr im Frühjahr 1818 wurde K. Hilfsprediger in Wasserhorst, das er ungern verließ, als er im März 1819 auf die Doppelpfarre Mittelsbüren-Grambke berufen wurde. An diesen schweren Pfarrdienst hat er nach seinen eigenen Worten seine „beste Lebenskraft" gesetzt. Nach zehnjähriger Wirksamkeit schied er 1829 von Mittelsbüren und folgte gern einem Ruf nach Horn, wo er noch 35 Jahre tätig war, bis er am 16. Dezember 1864 dort starb. Verheiratet war er in erster Ehe mit J. A. Grote (1821—31), in zweiter mit M. M. C. von Lingen (seit 1832). Über sein Leben hat K. interessante Mitteilungen in einem „Collegium privatissimum" gemacht, das sich im Manuskript im Besitz der Familie erhalten hat. — K. hat eine Reihe wertvoller Arbeiten geliefert, von denen folgende im Druck erschienen sind: 1. Beiträge zur Brem. Kirchengeschichte. Bremen. J. G. Heyse. Inhalt: a) Urkundl. Mitteilungen über die ehem. Brem. Kollegiatstifter S. Ansgarii und S. S. Willehadi und Stephani... 1844. Nebst: Notwendige Antwort auf Herrn Pastor Dr. Paniels Beschwerden. b) Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Pfarre Seehausen, nebst Histor. Nachr. über die früh. Brem. Kirchen-Visitatoren 1846. c) Kriegesmut u. Siegesfreude der Protest. Stadt Bremen im Jahre 1547. (Belagerung Bremens und Schlacht bei Drakenburg.) 1847. d) Welche Bekenntnisschriften haben in der Brem., später Reformierten Kirche Geltung gehabt? 1852. 2. Verzeichnis der Mitglieder des ehem. Brem. Domkapitels. 1840. 3. Tatsachen aus dem Kirchl. Leben Bremens von den Jahren 1842 und 1540. 1843. — Ferner einige kleinere Schriften: Abschiedspredigt in Wasserhorst. Bartimäus (Traktat). Für Auswanderer (Traktat). Aufruf, eine Mäßigkeits-Gesellschaft in Bremen zu stiften. 1843. Sodann eine Menge von Beiträgen für den „Brem. Kirchenboten" und andere Zeitschriften. Endlich eine Reihe von zwölf starken Bänden Manuskript in Kohlmanns klarer, schöner Handschrift, von seinen Erben der Brem. Stadtbibliothek überwiesen, eine wahre

Fundgrube für die bremische Geschichtsforschung.

Heinrich Hoops-Grambke.

**Köster**, Carl Georg, Maler, geb. 13. Februar 1812 in Hamburg, gest. 3. März 1893 in Düsseldorf. Er war der Sohn eines Kaufmanns und widmete sich zunächst dem väterlichen Berufe. Trotz der ihm von den Seinigen bereiteten Hindernisse wurde er später Maler und besuchte zu seiner Ausbildung zuerst München, dann Dresden und Leipzig. Er war Schüler von Peter Cornelius und von Schnorr v. Carolsfeld. In Bremen lebte er von 1845—84. Er war zweimal verheiratet und besaß eine zahlreiche Familie. Im Jahre 1884 zog er erst nach Hamburg, bald darauf aber nach Düsseldorf, wo sich sein Sohn Paul als Maler niedergelassen hatte. K. war Landschafter und hat zahlreiche Gemälde, Ansichten und flotte Skizzen aus der Umgegend Bremens verfertigt. In der Kunsthalle stellte er von 1843 an häufig aus.

Siehe Hurm, Manuskript.

Joh. Focke.

**Kottmeier**, Adolf Georg, geb. 31. Okt. 1768 in Neuenkirchen bei Osnabrück, wurde am 21. Nov. 1810 Domprediger in Bremen. Die französische Regierung verwies ihn im Febr. 1812 aus der Stadt, wegen seiner sehr schlechten Gesinnung und verdächtiger Äußerungen, womit er den frommen Absichten Napoleons am hartnäckigsten widerstrebe. Nach elf Monaten durfte er zurückkehren, aus Harpstedt; nur mußten sich zwei angesehene Mitglieder der Domgemeinde für seine Worte verbürgen.

K. war im ganzen noch bibelgläubig, doch auch vom Rationalismus berührt. Er warnte, wohl im Hinblick auf den neu aufkommenden Pietismus (Gottfried Menken u. a.), vor einem empfindsamen Gefühlschristentum, das die Vernunft, die obere Seelenkraft, vernachlässige, das religiöse Gefühl mit Besserung, Heiligung und Tugend verwechsle und leicht eitel, engherzig und unduldsam mache. Jesus ist ihm der größte Lehrer der Wahrheit, der durch seinen Unterricht von Gott und der wahren Gottesverehrung die vollkommenste Religion begründet hat. Da im Tode der Körper sich in seine Bestandteile auflöst, die Seele aber von demselben verschieden ist, „so ist es möglich, daß sie auch nach dem Tode noch fortdauere".

K., Rostocker Dr. theol., starb am 19. Sept. 1840.

Er hat Predigten und einen Entwurf des christlichen Religions-

unterrichtes verfaßt. Zur Feier seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums, 28. Mai 1840, ließ die Domgemeinde eine Medaille schlagen. Siehe Jungk, Münzen und Medaillen S. 177, Nr. 41 und Tafel 38.

Siehe Roterm. O. Veeck.

**Kotzenberg**, Heinrich Wilhelm August, wurde geboren am 14. April 1813 zu Wasserhorst, und widmete sich als Sohn des dortigen Schullehrers dem Berufe seines Vaters. Einer der bedeutendsten Männer des Kreises, der sich um den Seminarlehrer J. G. W. Steckel gebildet hatte, verdankte er sein Wissen und seine Bildung allein dem Selbststudium und dem Besuch des Seminars, wo den eben der Schule entwachsenen jungen Gehilfslehrern in den von der Schule freigelassenen Stunden eine weitere Ausbildung zuteil wurde. Die von Steckel 1837 gegründete Gesellschaft Euphrosyne (s. Art. Steckel) leitete Kotzenberg als Präsident von 1842 an bis zu ihrem Aufhören (1862).

Abgesehen von einer kurzen Beschäftigung an einer Volksschule, sowie einer längeren an der Handelsschule und der Lüderschen Privatschule und der Tätigkeit am Jansonschen Lehrerinnenseminar, war er als sehr geschätzter Privatlehrer des Spanischen, Englischen und Französischen tätig. Seine karge Mußezeit verwandte er zur Ausarbeitung höchst gründlicher, in pädagogischen Zeitschriften sehr anerkennend besprochener Lehrbücher für die spanische und englische Sprache (s. unten).

Seit dem Jahre 1848 trat neben das Sprachstudium und die Lehrtätigkeit die Beteiligung am öffentlichen Leben. Die natürliche Begabung, die Ruhe und Vornehmheit, womit K. seinen demokratischen Standpunkt verteidigte, machten ihn bald zu einem der hervorragendsten Führer der Partei der Linken, die eine völlige Umgestaltung der Bremischen Verfassung erstrebte. Am 8. März 1848 wurde durch eine Deputation die von ihm und Chr. Feldmann gemeinsam verfaßte Petition dem Senat übergeben, worin die Berufung einer auf dem gleichen Wahlrecht beruhenden Versammlung zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung verlangt wurde. In der von der Bürgerschaft gewählten Deputation beteiligte sich K. eifrig an der Ausarbeitung der sehr radikalen Verfassung, die am 18. April 1849 ins Leben trat. — Am 23. Juli 1851 wurde er zum Präsidenten der Bürgerschaft gewählt, deren Verhandlungen er, wie

alle Parteien anerkannten, mit großer Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit geleitet hat. Er bekleidete diese Stellung bis zum 29. März 1852, an welchem Tage die Bürgerschaft aufgelöst wurde. Den Gang des aus der Auflösung hervorgehenden Streites hat K. ausführlich in seiner Schrift geschildert: „Die Bremische Verfassungskrisis nach ihrer Entstehung und ihrem Ausgange." Er bestritt darin wohl mit Recht, daß die Verfassung von 1849 den Senat zu dem einseitigen Vorgehen berechtigt habe, und daß das unmittelbare Einschreiten des Bundes aus dessen Grundgesetzen zu rechtfertigen sei. Nach Auflösung der Bürgerschaft zog sich K. vorläufig von der politischen Wirksamkeit zurück. Allmählich trat bei der Partei der Linken eine ruhigere Auffassung ein, und ein Teil ihrer Mitglieder ließ sich wieder in die Bürgerschaft wählen. Unter ihnen K. (1855). 1861 übertrug ihm die Bürgerschaft den Posten des Archivars, den er bis zu seinem Tode (1. Sept. 1881) verwaltete.

Ganz besonders lag K. die Reform des Volksschulwesens (Gemeindeschule und Staatsschule, Freischule) am Herzen, dessen traurigen Zustand er ja aus eigener Anschauung hinlänglich kennen gelernt hatte. Er war Mitglied der Deputation, die am 21. Januar 1850 den Plan für eine neue Volksschulorganisation der Bürgerschaft vorlegte, und Verfasser des Kommissionsberichts vom 2. Aug. 1850. Der Senat zeigte sich anfangs schwierig, aber nach vielem Hin- und Herreden gelang es doch, eine Schulreform, wesentlich nach den Grundsätzen, die K. und Genossen vertreten hatten, in die Wege zu leiten.

Seine dichterische Begeisterung für die Freiheit und Einheit der Nation schuf das Drama: „Armin oder die Teutoburger Schlacht."

Schriften: 1. Grammatik der spanischen Sprache (Bremen, J. G. Heyse, 1855). 2. Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauch (2 Teile. Bremen, A. D. Geißler, 1868). 3. Praktisches Handbuch der spanischen Handelskorrespondenz (2. Aufl. C. Schünemann, 1869). 4. Kleines spanisches Lesebuch (3. Auflage, 1890, J. G. Heyse). 5. Correspondencia Mercantil Española (Bremen, C. Schünemann, 1870). 6. Deutsch-spanisches und spanisch-deutsches Wörterbuch des kaufmännischen Verkehrs und der Handelskorrespondenz (C. Schünemann, 1875). 7. Kleine spanische Vorschule (Bremen, J. G. Heyses Verlag, 2. Auflage, 1879).

Außerdem: 1. Schema zu einer Verfassung für den Bremischen Freistaat, der hohen Bürgerschaft gewidmet von H. W. A. Kotzenberg und C. F. Feldmann (J. G. Heyse, 1848). 2. Zur Verständigung von H. W. A. Kotzenberg und C. F. Feldmann (J. G. Heyse, 1848). 3. Die Bremische Verfassungskrisis nach ihrer Entstehung und ihrem Ausgange (Bremen, C. Schünemanns Buchhandlung, 1851). 4. Rede am Grabe Wischmanns (Bremen, J. C. Dierksen, 1857). 5. Ob Bibel- oder Symbolglaube (Bremen, A. D. Geisler, 1852). Endlich noch: Gedichte (Schünemann, 1857).

A. Kühtmann.

**Kradolfer**, Joh. Jac., geb. den 20. März 1835 zu Stammheim (Kanton Zürich) als Sohn eines Lehrers, besuchte die Volksschule seines Vaters, dann die Lateinschule in Dießenhofen, zuletzt das Gymnasium in Zürich, studierte seit 1855 in Zürich und Berlin. Er amtierte seit 1861 an der Neumünsterkirche in Zürich; seit 1865 an der Rembertikirche in Bremen als reformierter Prediger. Ostern 1897 trat er in den Ruhestand, und starb am 28. Dezember 1897. Als K. nach Bremen kam, fand er in St. Remberti eine durch den geistvollen Nagel fein vorgebildete, festgeschlossene, liberale Gemeinde vor, auf diesem Grunde baute er weiter mit dem unbestreitbaren Talent, die Gebildeten an sich zu fesseln. Vorsichtiges Abwägen der Worte und die Kunst, den Geist und die Gedankenwelt anderer zu verstehen, kam ihm dabei zustatten. Er war keine Kampfnatur und wurde auch von den strenggläubig Positiven geachtet. Doch vertrat er entschieden den Liberalismus, wenn er auch eine vollständige Reform der Kirche erst in der Zukunft erwartete. (Rel. Zeitfragen, Bremen 1871.) Die erste größere Veröffentlichung: „Predigten" 1867 entwickelt sein Glaubensbekenntnis, wie er es sich mit unbedeutenden Schwankungen bewahrt hat bis ans Ende. Kradolfers Lebenswurzeln hafteten im schweizer Boden und in den reformatorischen Anschauungen Zwinglis. Luthers Art und Wesen stand ihm ferner (Zwingli in Marburg, 1870). Seine Weltanschauung basierte auf den Ideen des schweizerischen Hegelianers Biedermann, dem er auch durch die Herausgabe kleinerer Arbeiten desselben, die von einer mit Liebe geschriebenen Biographie begleitet sind, ein freundliches Denkmal gesetzt hat. (Alois Em. Biedermann, Ausgew. Vorträge und Aufs., hrsg. von J. K. 1885.)

Ein besonders inniges Band zwischen ihm und seiner Gemeinde

knüpfte das Buch: „Freundesworte an die Gemeinde", Zürich 1876. K. weilte, seiner Lungenkrankenheit wegen, mit der er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte, in der Schweiz und schrieb von dort aus in Briefform Aufsätze über Reiseeindrücke und ethische Erwägungen aller Art unter obigem Titel. Man ersieht aus diesem Buche, wie er selbst in den Krankheitstagen sich die optimistische Stimmung erkämpfte, S. 178. Aus diesem Kampfe mit seiner Krankheit erklärte sich manches stark Subjektivistische seines Wesens.

„Im Jahre 1876 wurde auf Anregung und mit Unterstützung des vaterländischen Frauenvereins (Zweigvereins Bremen) der Verein zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen in Bremen gebildet" (Prof. Dr. Kimmle, Das rote Kreuz, Berlin 1910, S. 108). K. war der erste Prediger darin und hat das Unternehmen mit großer Aufopferung und vielem Geschick nach jeder Richtung hin gefördert. Sein Vortrag: „Die Schwester vom roten Kreuz im Dienste der Gemeindepflege", 1882, gibt die Grundlinien für das human-christliche, nicht im Dienste einer bestimmten Konfession auszuübende Wirken einer liberalen Krankenschwester. In Remberti ward von ihm eine Gemeindepflege in solch liberalem Sinne gegründet, und das Beispiel fand Nachahmung. Entstandene Differenzen über die religiöse Stellung der Schwestern veranlaßten ihn schon 1884 zum Austritt aus dem Vorstande des Vereins zum roten Kreuz. Auch für andere gemeinnützige Unternehmungen hatte er lebhaftes Interesse, so für die Knabenheime und das Seemannsheim (vgl. „Unsere Seeleute"). Seine letzte, größte Predigtsammlung ist betitelt „Auf der Lebenshöhe", sie zeigt einen weiteren Blick und eine blühendere Sprache als die erste Predigtsammlung, will „das ganze Jahr in seinem Sonn- und Festtagsgewande darstellen, ja vielmehr das Leben selbst". Auch etliche Broschüren schrieb er, so: „Glaube und Wissen" 1868, „Rel. Zeitfragen" 1871, „Die Macht der Phrase" 1886, u. a. m.

Bruno Weiß.

**Krüger**, Johann, wurde am 26. März 1827 in Bremen geboren; des Knaben Wunsch, Geistlicher zu werden, standen die elterlichen Vermögensverhältnisse im Wege, aber das erlernte Posamentierhandwerk vertauschte er doch bald mit dem Lehrerberuf: 1851 wurde er Hilfslehrer, 1865 ordentlicher Lehrer an der St. Remberti-Gemeindeschule. Fast erblindet, starb K. am 9. März

1892 in seiner Vaterstadt, für deren Vergangenheit er durch seine Arbeiten in den Kreisen seiner Berufsgenossen und weit darüber hinaus das lebhafteste Interesse zu wecken und wachzuhalten verstanden hat. — 1855 ließ er „Bilder aus der Geschichte Bremens" erscheinen und seit 1872 zahlreiche Artikel über Bremens Vergangenheit im „Bremer Courier". Alle seine Arbeiten sind vor allem zu werten als Zeugnisse für den strebsamen, gesinnungstüchtigen Geist, der die Kreise der Bremer Volksschullehrer in den drei Jahrzehnten von 1850—80 erfüllt hat; daneben tritt ihr Charakter als Quelle der von K. selbst durchlebten Zeitläufte völlig zurück. A. Lonke.

**Krummacher**, Friedrich Adolph, der Parabeldichter, wurde als Sohn des Advokaten, Hoffiskals und Bürgermeisters Jakob Friedrich K. zu Tecklenburg 1767 geboren und zwar nach der Tradition seiner Familie am 13. Juli, nach dem Kirchenbuch von Tecklenburg am 22. Juli d. J. als „Adolph Friedrich" getauft, besuchte dort die Lateinschule, seit Herbst 1784 die Akademie Lingen, von Herbst 1786 an die Universität Halle, wo er Theologie besonders bei Knapp und Philologie bei F. A. Wolfius studierte. Nachdem er vor dem Konvent der Klasse seiner Heimat das Kandidatenexamen bestanden, ließ er sich am 18. Mai 1789 im bremischen Gymnas. ill. inskribieren und wurde wohl etwa gleichzeitig Informator im Hause der Frau Senator Heinrich Hermann Meyer Ww. Anfang 1790 wurde er Konrektor am Gymnasium zu Hamm, 1793 Rektor des Gymnasiums zu Mörs und 1800 nach dem Untergang dieser Anstalt Professor der Theologie in Duisburg, indem er zugleich zum D. theol. promovierte. Von 1802 an las er auch philosophica. 1805 gab er hier das erste Bändchen seiner „Parabeln" und sein Buch „Über Geist und Form der evang. Geschichte" heraus, was seinen literarischen Ruf begründete, und vollendete ganz oder fast ganz Bändchen I des „Festbüchleins". Am 5. Nov. 1807 wurde er zu Kettwig a. d. Ruhr ordiniert und als Pastor introduziert, um 1812 als Generalsuperintendent nach Bernburg zu gehen. 1824 wurde er durch Introduktion am 30. Mai dritter Pastor an St. Ansgarii in Bremen, feierte 1841 (also ein Jahr zu spät) sein goldenes Amtsjubiläum, nahm, nunmehr P. prim., 1843 altershalber seinen Abschied und starb am 4. April 1845.

Wenn er auch erst in vorgerückten Jahren nach Bremen gekommen ist und wenn er hier auch nicht ganz die erwartete Kanzelwirksamkeit gefunden hat, so hat er doch als Freund und Seelsorger, sowie als Dichter und Schriftsteller weitere Kreise stark beeinflußt und zwar entschieden im Sinne des alten Glaubens, wie er denn auch „der treueste Mitarbeiter an Mallets Kirchenboten" war.

Ein Verzeichnis seiner Schriften findet sich in „Friedrich Adolph Krummacher und seine Freunde" von A. W. Möller (Bremen 1849) und in K. Goedekes „Grundriß" (s. u.). Über ihn vor allem das Möllersche Buch, dessen zweiter Band Krummachers bremische Jahre umfaßt, vgl. auch „Unser Großvater. Ein Lebensbild in Briefen" von Maria Krummacher. (Bielefeld u. Leipzig 1891 usw.); „Friedrich Wilhelm Krummacher. Eine Selbstbiogr." (Berlin 1869); „Lebenserinnerungen eines geistl. Veteranen" von Emil Wilhelm Krummacher. (Essen 1889); „Jugenderinnerungen usw." von W. von Kügelgen; zu vgl. auch „Unsere Mutter" von M. Krummacher. (Bielefeld u. Leipzig. 6. Aufl. 1890); „Gottfr. Daniel Krummachers Leben", beschrieben von E. W. Kr. (Elberfeld 1838); Eylert in s. letzten Band über Friedrich Wilhelm III. Beachtenswerte Züge auch in Ludwig Richters u. Geroks Selbstbiogr., wie auch in „Helene Maria von Kügelgen". Ein Lebensbild von A. u. E. Kügelgen. (5. Aufl. Stuttgart 1908). — R. E. (Aufl. 2. u. 3. (von Herm. Mallet). — A. D. B. Bd. 17. — Ersch u. Gruber II, 1886. — Meusels Gelehrt. Teutschland. — A. Brüggemann, Geschichte der ev. Gemeinde Kettwig (Kettwig 1910). — R. Bendixen, Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. S. 318—361. (Leipzig 1897), vgl. auch die Geschichte der prot. Theologie von G. Frank, IV, S. 543 und „Der Prot. am Ende des 19. Jahrh.", S. 666. — Literarhist. Stellung: K. Goedeckes „Grundriß", 2. Aufl. Bd. 6, S. 366 f., Bd. 7, S. 335 u. a. m. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes, VI, S. 519 ff.; hymnol. Bl. 36, 80. M. Nelle, Gesch. des deutschen ev. Kirchenliedes, S. 276 f.; F. Nippold, Das deutsche Christuslied des 19. Jahrh., S. 54 f. Populär: H. Josephson in „Unsere Kirchenliederdichter" (Hamburg b. Schloeßmann) Heft. 40. In der Spittaschen Monatsschrift veröffentliche ich demnächst Notizen zu J. A. Krummachers Liedern nebst chronologischen Zusätzen. — Über s. Wirksamkeit in Bremen vgl. u. a. J. Iken, Kirchliche Arbeiten usw., Br. Weiß, Bilder aus

der Brem. Kirchengeschichte, O. Veeck, Geschichte der reformierten Kirche, Ecke, Evang. Landeskirchen, Tiesmeyer, Erweckungsbewegung usw. — Ölporträts von ihm in Bremen in den Häusern von Konsul F. Achelis (Original von W. v. Kügelgen), Senator Achelis, Frau Johs. Dreier geb. Deetjen. Wo die von W. v. Kügelgen gefertigte Wachsbüste geblieben ist, kann ich nicht mehr feststellen. — Briefe von F. A. K. im Br. Kbl. 1911, Nr. 30 ff. Büttner.

**Kugler**, Luise Charlotte, geb. 10. Oktober 1811 in Stettin, gest. 6. September 1884 in Bremen. Ihr Vater war Kaufmann in Stettin und pflegte einen geistig angeregten Verkehr; ihr Bruder war der Kunstschriftsteller Franz K. Zur Ausbildung ihres Maltalents, das sie schon zu Hause mit Erfolg geübt hatte, begab sie sich nach Berlin und wurde Schülerin von Karl Begas, bei dem sie das Porträtieren betrieb. Erst allmählich bildete sie sich durch eigenes Studium und ohne andere Anleitung als sie im Rat ihres Bruders fand, zur Blumen- und Arabeskenmalerin aus. Im Herbst 1849 kam sie nach Bremen und ist hier bis zu ihrem Tode geblieben. Nur ein Jahr hat sie sich in der Zwischenzeit in München aufgehalten. Mit ihrem Bruder, mit Em. Geibel und Paul Heyse sowie mit der Bremer Malerin Amalie Murtfeldt verband sie enge Freundschaft. Den größten Teil ihrer Studienblätter vermachte sie letztwillig dem Kupferstichkabinett in Berlin; einige besitzt der Kunstverein in Bremen.

Unter ihren Porträts sind die von Em. Geibel (um 1844) und von Prof. Hitzig zu nennen. An größeren Arbeiten sind von ihr erschienen: Ein morgenländischer Mythus nach einer von Geibel für sie verfaßten Dichtung; die Blumen sind von L. K., die Figuren von Albertine v. Hochstetter gemalt. Ferner der Spruchgarten, eröffnet von P. Heyse, 1863; Regen und Sonnenschein, um 1866; Die vier Jahreszeiten, um 1872. 1863 gab sie ein Spruchbuch (ohne Illustrationen) heraus, das eine Reihe von Auflagen erlebt hat. Zwischen 1866 und 1876 hat sie öfter in der Kunsthalle Werke von ihrer Hand ausgestellt.

Hurm, Manuskript. Joh. Focke.

**Kulenkamp**, Friedrich Wilhelm Eugen, Kaufmann, geboren in Lübeck den 24. Juni 1834, gest. den 30. April 1897 in Nau-

heim. Er war Kaufmann in Hamburg, verheiratete sich 1857 mit einer Bremerin, wurde in Hamburg bayerischer Generalkonsul. Im Jahre 1871 zog er nach Bremen, woher seine Familie ursprünglich stammte, und lebte hier als Privatmann. Er betätigte ein lebhaftes Interesse für bildende Kunst. In seinem Testamente vermachte er 300 000 M. zum Bau von Arbeiterwohnungen (Eugen Kulenkamp-Stiftung) und ferner 300 000 M. dem Kunstverein mit der Bestimmung, daß die Zinsen zur Anschaffung von Ölgemälden hervorragender Künstler zu verwenden seien. Mit letzterem Vermächtnis leitete er die Reihe großer Aufwendungen ein, die zur Umgestaltung der Kunsthalle und ihrer Sammlungen geführt haben.

Joh. Focke.

**Kulenkampff**, Johann Gustav, Sohn des Kaufmanns Caspar Gottlieb K., geb. 19. Februar 1811, gest. 11. März 1878, kam 1827 nach kurzer Lehrzeit in einem kleineren Geschäft als überzähliger „Jüngster" in das Kontor seines Vaters, der mit seinem Bruder 1806 die Firma Gebrüder Kulenkampff errichtet hatte. Nach Fortsetzung seiner kaufmännischen Ausbildung 1831—35 in Baltimore bei der Firma C. H. Heineken & Schumacher (Tabak und Import, der Mitinhaber Heineken war ein Bruder der Mutter Kulenkampffs) trat er am 1. Januar 1835 als Teilhaber in die väterliche Firma ein, die anfangs ein allgemeines oberländisches Warengeschäft, seit 1827 aber, namentlich seit dem Eintritt Gustav Kulenkampffs mehr und mehr den Import von Tabak und Baumwolle von Nordamerika in Verbindung mit Reederei betrieben hat, seit 1858 auch Lieferungen für die französische Tabakregie. K. hat neben seinen kaufmännischen Erfolgen eine lebhafte und ersprießliche öffentliche Tätigkeit entfaltet; auf Grund seiner Zugehörigkeit zur Diakonie der St. Martinigemeinde vom Senat 1840 dem Herkommen gemäß in den Bürgerkonvent berufen, war er 1846 neben H. H. Meier hervorragend beteiligt an den Verhandlungen mit Preußen zur Unterstützung der Dampferlinie, die 1847 unter amerikanischer Flagge als Ocean Steamship Navigation Company die erste Dampferverbindung zwischen Nordamerika und der Weser herstellte. 1848 und 1849 war K. Mitglied der zur Feststellung einer Verfassung gewählten Bürgerschaft. In die auf direkten Wahlen aller Bürger beruhende Bürgerschaft der neuen Verfassung trat er im Sep-

tember 1851 ein. Als einer der Führer der Kaufmannschaft beteiligte er sich namentlich an den Verhandlungen über die Revision der Verfassung von 1849, wobei er die Bürgerschaft eindringlich ermahnte, ihren starren grundsätzlichen Widerstand gegen die vom Senat nach dem Verlangen der Deutschen Bundesversammlung beantragten Verfassungsänderungen aufzugeben. Als nach dennoch ablehnender Entscheidung die Bürgerschaft aufgelöst und eine neue Wahlordnung vom Senat verkündet war, wurde K. von der zweiten Wählerklasse, der Kaufmannschaft, wiedergewählt. Er nahm nunmehr regen Anteil an dem endgültigen Ausbau der Verfassung. Auch um die Entwicklung des bremischen Finanzwesens erwarb er sich erhebliche Verdienste. Der durch die Verfassung von 1849 an die Stelle des Collegium Seniorum gesetzten Handelskammer gehörte K. von Anbeginn bis 1859 an. Er konnte ihr nur kurz seine volle Kraft widmen; schon 1858 nötigten ihn wiederholte schwere Nervenerkrankungen, sich von einer regelmäßigen Mitarbeit zurückzuziehen und sich auf Beratungen bei wichtigen Anlässen zu beschränken. Aus der Bürgerschaft trat er aus demselben Grunde 1854 aus. 1857 gehörte er zu den Gründern und Mitgliedern des ersten Verwaltungsrats des Norddeutschen Lloyd. Mehr und mehr aber hielt ihn sein körperliches Leiden vom öffentlichen Leben fern, für das er ungewöhnlich begabt war durch ein scharfes, klares, praktisches Urteil, eine unabhängige Gesinnung und einen festen, willenskräftigen Charakter. J. Rösing.

**Kurth**, Heinrich, geb. 1828 in Stettin, gest. am 1. April 1872 in Bremen, widmete sich dem Lehrberufe, für den er sich im Seminar seiner Vaterstadt die erforderliche Ausbildung aneignete. Entscheidend für seine spätere Wirksamkeit waren die nahen Beziehungen, in die ihn seine Begabung und sein reger Eifer für die Musik zu dem an jener Anstalt unterrichtenden berühmten Tondichter Karl Loewe brachten. Seiner Empfehlung hatte K. es auch wohl zu verdanken, daß er 1856 einen Ruf nach Bremen erhielt, wo er als Lehrer an der Domschule und zugleich als Gesanglehrer an der Hauptschule angestellt wurde. Noch im selben Jahre gründete er hier auf Anregung des Senators Dr. Albers den Domchor. Kurths Bedeutung beruht im wesentlichen auf der überaus sorgsamen und mit großem Geschick betriebenen Pflege, die er dieser seiner Schöpfung zuteil

werden ließ. Wenn auch keine eigentlich geniale Natur und als ausübender oder schaffender Musiker nicht irgendwie hervorragend, war er doch ein tüchtiger Chorleiter, der den damals zunächst in Frage kommenden Anforderungen vollauf zu genügen vermochte. Besonders bewies er auch als Organisator unter schwierigen Verhältnissen eine recht glückliche Hand. Vor allem aber war er von echter Begeisterung für seine Aufgabe erfüllt und widmete ihr einen wahrhaft rührenden Fleiß. So gelang es ihm denn auch, trotz der beinah lächerlichen Geringfügigkeit der ihm während seiner sechzehnjährigen Wirksamkeit zu Gebote gestellten Mittel seine junge Gründung auf eine immerhin achtunggebietende Höhe zu führen, und ihr prächtiges Gedeihen sichert auch ihm ein dauerndes Gedächtnis.

G. Kißling.

**Kurth**, Heinrich, geb. in Bremen 27. September 1860, Sohn des Vorstehenden, erhielt den regelmäßigen Gymnasialunterricht in seiner Vaterstadt und trat dann im Herbst 1879 als Zögling in das Mediz.-chirurg. Friedrich-Wilhelm-Institut in Berlin ein. Im Juli 1883 bestand er die vorgeschriebene Prüfung und erwarb die Doktorwürde, 1885 legte er die ärztliche Staatsprüfung ab. Er diente als Arzt in Oldenburg, Osnabrück und Berlin, wurde 1890 Stabsarzt und als solcher an das Kaiserl. Gesundheitsamt kommandiert. Hier wurde er, seiner Neigung entsprechend, in die bakteriologische Technik eingeführt und dann auch mit umfassenderen bakteriologischen Arbeiten beschäftigt; insbesondere studierte er Streptokokken, Diphtherie und Maul- und Klauenseuche.

K. weilte gerade bei seiner Familie in Bremen zum Besuch, als im August 1892 unerwartet die Cholera in Hamburg in großer Heftigkeit ausbrach. Unter dem Eindrucke dieser Epidemie glaubte man mehrfach auch in Bremen Choleraerkrankungen zu sehen, und es kamen bald wirklich, zunächst unter flüchtigen Hamburgern, vereinzelte Fälle der Seuche vor. Unter diesen Umständen erbat sich der Bremer Gesundheitsrat die Hilfe des in bakteriologischen Arbeiten geschulten K., der sofort seine Kräfte zur Verfügung stellte. Er blieb, bis die Choleragefahr beseitigt schien. Der Gesundheitsrat beantragte nun die Errichtung eines ständigen, fachmännisch geleiteten bakteriologischen Instituts. Sobald die Behörden diesem Plane zugestimmt hatten, wurde K. als Vorsteher der neuen, anfangs in sehr bescheidenem Umfange ins Leben getretenen Anstalt berufen. Am

6. Juni 1893 übernahm er sein neues Amt, welches er acht Jahre zur vollen Zufriedenheit der maßgebenden Kreise verwaltet hat. Bei der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, welche an ihn herantraten, bedurfte er bald Hilfskräfte; 1899 wurde eine beträchtliche Vergrößerung seines Instituts notwendig. Nach den Choleraerfahrungen waren es ganz besonders die Wasserverhältnisse, denen er seine Aufmerksamkeit zuwandte; Grundwasser, Flußwasser und Leitungswasser wurden nach allen Richtungen hin geprüft. Gelegentliche Erkrankungen (einmal sogar Pest), Belästigungen des Handels, Nahrungsmittel, Abfallstoffe usw. gaben zu umfangreichen Untersuchungen Anlaß. Mit unermüdlichem Eifer suchte er die Ärzte von dem Werte des Diphtherieserums zu überzeugen. Auch durch Vorträge in Vereinen wirkte er häufig im Interesse seiner gesundheitlichen Bestrebungen.

Seit 1891 war K. verheiratet und wurde in den folgenden Jahren Familienvater. — Abgesehen von seinen bakteriologischen Arbeiten hat er gelegentlich auch auf naturgeschichtlichen Gebieten die Aufmerksamkeit der Fachmänner erregt, z. B. durch einige botanische Funde und durch seine mit den Grundwasserstudien in Verbindung stehenden Beobachtungen über die Alluvialablagerungen bei Bremen.

Im November 1900 hatte K. eine Blinddarmoperation durchzumachen; er erholte sich nicht vollständig wieder und starb an Folgezuständen am 13. Juli 1901.

Ein Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen findet sich Abh. Nat. Ver. Br., XVII, S. 220. Es handelt sich in allen diesen Arbeiten um spezielle Fachstudien; bemerkt werden mag, daß K. einer der ersten Untersucher des Paratyphus war, dessen Erreger er Bacillus bremensis nannte.

Lit.: Buchenau in Abh. Nat. Ver. Bremen XVII, S. 216—21.

W. O. Focke.

**Lahde**, Gerhard Ludwig, Kupferstecher, geb. 19. Oktober 1765 zu Bremen, gest. 30. November 1833 zu Kopenhagen. Er war der Sohn eines Schneiders und infolge eines Sturzes etwas verwachsen. Er wünschte Künstler zu werden, während der Vater ihn Schneider werden lassen wollte. Er wurde zunächst Goldschmied, weil er bei diesem Gewerbe das Zeichnen lernen konnte und kam nach Kiel.

Von dort zog er nach Kopenhagen auf die Akademie. Er verkehrte dort viel mit Detlev Fritzsche und Thorwaldsen. In den Jahren 1790, 1791 und 1792 gewann er drei Medaillen durch mehrere Kupferstiche. Sein Lehrer in dieser Kunst war J. F. Clemens. Nach Gewinnung der ersten Medaille erwirkte er sich vom Rate seiner Vaterstadt ein Stipendium. Einen seiner ersten Stiche „Terpsichore und Kalliope" nach Guercino hatte er schon dem Senate gewidmet; die Einnahme aus einem anderen Blatte „der schmerzliche Verlust" nach Mieris ließ er Bremen zugute kommen. Seine Versuche, an der Akademie angestellt zu werden, hatten keinen Erfolg, er machte sich aber als guter Porträtstecher bekannt und wurde 1799 zum Hofkupferstecher ernannt. Es sind viele kleine Porträtstiche, die damals Mode waren, aber auch zahlreiche große Blätter und ganze Folgen von Porträts, von Trachten, von Kopenhagener zeitgeschichtlichen Ereignissen usw. von ihm bekannt. Von Bremer Porträts: Domprediger Nicolai, Pastor Meister, Freiherr von Knigge, Zeichenlehrer Fehrmann. An Lahdes Gesellenzeit als Goldschmied erinnert im Historischen Museum ein immerwährender Kalender, in Messing graviert und mit seinem Namen sowie dem Datum 15. Jan. 1786 bezeichnet.

Siehe Naglers Künstlerlexikon und besonders Weilbach, dänisches Künstlerlexikon, S. 397. Hurm, Manuskript. Joh. Focke.

**Lahusen**, Martin Christian Leberecht, wurde am 12. März 1820 geboren. Er wuchs auf in dem väterlichen Hause, der alten Aschenburg an der Weser, wo der Vater (geb. 1781), der ebenso wie die Mutter aus Oldenburg stammte, ein bald lebhaft aufblühendes Geschäft gegründet hatte. Es bestand aus einem Import von Häuten und einem Export nach verschiedenen überseeischen Ländern, besonders Argentinien, nebst einer kleinen Reederei. Der Sohn verbrachte seine Lehrjahre in Braunschweig und England und trat dann in das väterliche Geschäft ein, dessen Teilhaber er 1847 wurde. Schon vom Vater her war ihm eine große Gehorsam heischende Energie eigen, die sich bei ihm ins außerordentliche steigerte und den einen beherrschenden Zug seines Wesens darstellt. Mit unermüdlichem Fleiß und einer nicht geringen Erfindungsgabe, die ihm auch in schwierigen Lagen immer neue Wege zeigte, gestaltete er das Geschäft aus, erwarb in Uruguay selbst einen bedeutenden

Landbesitz und wurde 1855 alleiniger Inhaber der Firma. Die große Handelskrise von 1857 hat auch ihm einen beträchtlichen Teil des Erworbenen wieder entrissen, aber es gelang ihm doch mit Hilfe auswärtiger Freunde, sich flott zu erhalten, und in stetiger, unverzagter Arbeit baute er dann von neuem auf. Der Export trat allmählich immer mehr zurück, und Häute und Wolle wurden die beiden Hauptartikel des Hauses. Es war von größter Wichtigkeit, daß L. mit seinem weiten Blicke schon früh erkannte, daß in Bremen neben den Handel die Industrie treten müsse, wenn man sich auch in der Zukunft behaupten wolle. Zunächst kaufte er 1873 eine Wollfabrik zu Neudeck in Böhmen, die er, obwohl ihm diese Tätigkeit von Haus aus völlig fremd war, mit erstaunlicher Energie aus tiefem Verfalle zu hoher Blüte emporbrachte. Als Seitenstück dazu gründete er 1884 die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei in Bremen und baute eine weitere Fabrik in Delmenhorst. Ende 1888 trat er aus der Firma C. F. Lahusen aus, blieb aber noch längere Zeit Vorsitzender des Aufsichtsrats der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei.

Verdankte L. seine großen Erfolge seiner Tatkraft, seiner unbedingten Zuverlässigkeit und einer Willenskraft, die freilich keinen Widerspruch duldete, sondern alles zwang, die von ihm gewiesenen Bahnen zu gehen, so wären diese Erfolge doch in seinen Augen nicht denkbar gewesen ohne den zweiten beherrschenden Zug seines Wesens, seine tiefe positive Gläubigkeit, mit der er sich, ohne zu grübeln, ein ganz persönliches Verhältnis zu Gott und einen festen Grund schuf, auf dem er sein ganzes Leben aufbaute. Wahrhafte Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit blieben ihm dabei eigentümlich. Er war Mitglied und zeitweilig auch Bauherr der Stephanigemeinde und erließ um 1865 ein Preisausschreiben für die beste Widerlegung der Ansichten von vier liberalen bremischen Pastoren.

Er starb am 25. Mai 1898.

H. Entholt.

**Lammers**, August, Publizist, hat als Redakteur, Politiker, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, Begründer politischer, volkswirtschaftlicher und gemeinnütziger Vereinigungen eine erstaunlich umfangreiche und nachhaltige Wirksamkeit ausgeübt. Nicht ganz die Hälfte seines Lebens (geb. 23. August 1831 in Lüneburg, gest. 28. Dezember 1892 in Bremen) hat der selbstlose, warmherzige

Mann, unermüdlich im Dienste des Volkswohles schaffend in Bremen verbracht; und zwar vom Juli 1852 bis Februar 1853 als Redakteur der Weser-Zeitung — ein junger Zwanziger! — und in gleicher Stellung vom Oktober 1859 bis März 1861; dann vom April 1866 ununterbrochen bis an seinen Tod, anfangs als Redakteur des (1883 eingegangen) „Bremer Handelsblattes", seit 1877 als Begründer der gemeinsam mit seiner Schwester Mathilde geleiteten Wochenschrift „Nordwest".

Alles Nähere über seine Werke, Gründungen und Lebensschicksale bietet neben dem Artikel von Victor Böhmert in Bd. 51, 536—42 der A. D. B. die Biographie von Dr. A. Emminghaus, Dresden 1908.

A. Lonke.

**Lammers**, Mathilde, die jüngste Schwester von August, wurde am 16. August 1837 zu Lüneburg geboren. Schon als Sechzehnjährige versuchte sie in Düsseldorf als Erzieherin ihre pädagogische Begabung praktisch zu betätigen, aber nach drei Wochen kehrte sie enttäuscht ins Elternhaus zurück. Darauf hat sie jedoch bis Ende 1857 im nahen Reinstorfer Pfarrhause fünf Kinder mit Erfolg unterrichtet. Bis Oktober 1858 galt es, daheim durch Stundengeben, Vorlesen und tüchtiges Zugreifen im Haushalte der Eltern zu helfen; dann ging es in die weite Welt: In Choisy-le-Roi bei Paris wurde sie Lehrerin in einem Institute. Frühjahr 1860 folgte sie Eltern und Geschwistern nach Bremen, wo sie bis zu ihrem Tode (27. August 1905) die Hauptstätte ihrer Wirksamkeit finden sollte.

Nachdem sie das Töchterschul-Examen, „ohne ein einziges pädagogisches Werk gelesen zu haben", bestanden hatte, trat sie sofort in das Kollegium der höheren Mädchenschule von Professor Gräfe; im Juni übernahm die Anstalt A. M. Janson, dem Mathilde L. bis zu seinem im November 1878 erfolgten Ableben eine treue Gehilfin war. Besonders der Nachfolgerin in der Schulleitung, der ältesten Tochter des Verstorbenen, war sie — zumal als Vorsteherin des Lehrerinnen-Seminars — eine überaus wertvolle, unentbehrliche Stütze, bis sie sich 1895 nach fünfunddreißigjähriger, gesegneter Wirksamkeit ganz von der Schule zurückzog, um ausschließlich der Schriftstellerei und dem Vereinsleben sich widmen zu können.

Seit 1870 hatte sie bereits zu schriftstellern begonnen: „Berufsbildung der Frauen" erschien als ihre erste selbständige Arbeit im

„Frauenanwalt"; 1877 folgte ihr Hauptwerk „Die Frau. Ihre Stellung und Aufgabe in Haus und Welt"; 1883 „Volkskaffeehäuser", 1884 „Deutsche Lehrerinnen im Auslande". Mit ihrem Bruder August gab sie den „Nordwest" heraus; in ihm und auch als besondere Büchlein hat sie manche Erzählungen erscheinen lassen. Als Rednerin — besonders im Frauenerwerbsverein — trat sie häufig hervor, zuerst ebenfalls im Jahre 1870.

Die Ansichten, welche Mathilde L. mit Wort, Feder und vor allem durch die eigene Lebensführung unermüdlich vertreten hat, lassen sich dahin kurz zusammenfassen, daß die Frau zur Arbeit im kleinen als des Mannes Gehilfin berufen wäre; und zwar sei die Ehe und der damit gegebene häusliche Beruf immerdar die erste, nächste und wünschenswerteste Form der Gehilfenschaft des Weibes; das junge Mädchen habe daher eine ausreichende Lehrzeit auf diesen Beruf durchzumachen; aber da die Möglichkeit des Unvermähltbleibens für jede bestände, solle auch von jeder ein „auf das Vorhandensein und die Anwendung ganz bestimmter Kräfte und Fertigkeiten begründeter Beruf" ins Auge gefaßt werden, damit die „Übriggebliebene" nicht sich und anderen „als ein unnützes Mitglied der Gesellschaft" erscheine. Wie Fräulein L. auf kirchlichem Gebiete als Anhängerin der Pastoren Mallet und Funke der positiven Richtung angehörte, so ist sie auch auf dem der Frauenfrage allen radikalen Emanzipationsbestrebungen durchaus abhold gewesen.

Nach W. Bode im „Nordwest". XVI. Jahrg., 2. Heft.

A. Conke.

**Lange**, Johann, Lehrer an der St. Stephanischule, wurde am 18. September 1755 vermutlich in Hamburg geboren, wo er nicht bloß seine Schulbildung erhielt, sondern sich auch auf den Lehrerberuf vorbereitete, wie aus seiner Schrift „Morgenröte" hervorgeht. Wie er nach Bremen kam, ist nicht zu ermitteln, da biographische Nachrichten über ihn nur spärlich erhalten sind. Um 1798 war er Lehrer an der St. Stephanischule oder richtiger der einzige Lehrer dieser Schule, der, wie damals in Bremen üblich, bei übergroßer Schülerzahl für einen Schulgehilfen sorgen mußte. Er hatte eine zahlreiche Familie und nur ein dürftiges Einkommen, das infolge der schweren politischen Notlage unserer Stadt nur spärlich einging. Die meisten Bremischen Lehrerfamilien befanden sich ebenfalls in einer traurigen Lage, da sie in der Regel bei dem Tode oder der

Altersschwäche des Ernährers der Armenpflege anheimfielen. Daher faßte Lange den Plan, eine Pensions- und Witwenkasse für die Bremischen Schullehrer zu begründen. Für diesen Gedanken wirkte er durch Wort und Schrift und verstand auch weite Kreise der Bremischen Bevölkerung dafür zu gewinnen, so daß die Prediger auf den Kanzeln darüber redeten. Am 12. Oktober 1798 wurde diese Schullehrer-Witwen- und Pensionskasse begründet. Sie hat vielen Segen gestiftet und besteht heute noch. Von vielen Seiten flossen der neuen Stiftung trotz der schlechten Zeiten Geschenke zu, alle Bremischen Lehrer traten der Kasse bei, bei der sie ein Einkaufsgeld und jährliche Beiträge zu zahlen hatten, der Senat übernahm die Aufsicht über die Rechnungsführung. L. starb am 3. Januar 1815. Von ihm ist eine Schrift im Druck erhalten: „Morgenröte eines besseren Tages für Deutschlands Schullehrer." (Bremen, Heinrich Meier, 1802), die mancherlei Aufschlüsse über die traurige Lage der Lehrer in vielen Gegenden Deutschlands gibt. Wie tüchtig er als praktischer Lehrer war, beweist eine Äußerung des Predigers von St. Stephani Dr. Ewald, des bekannten Pädagogen, über ihn: „So ist z. B. Herr Lange an der St. Stephanischule ein Mann, der sich durch seine Talente, seine vielseitigen Kenntnisse und seinen warmen Eifer vor tausend seinesgleichen auszeichnet. Ich kenne, wenigstens bis jetzt, keinen Schulmann in diesem Fache, der ihn darin überträfe und sehr wenige, die ihm gleich kommen". (Ewald und Häfeli, Ausführlicher Plan zum Unterricht junger Bürgerssöhne, Bremen 1799.) Langes Bild befindet sich im Historischen Museum und ist auch der neuesten Ausgabe der Satzungen der „Allgemeinen Witwenkasse für Bremische Volksschullehrer" [1903] vorgedruckt. Weitere Aufschlüsse über ihn bietet das Archiv der erwähnten Witwenkasse. Dr. H. Gerdes.

J. Lange, Sein Leben * 1784 † 1856, Organist an St. Stephani. Gravelius?

**Lange**, Johann, Schiffsbaumeister, geb 22. Februar 1775 zu Vegesack, gest. 29. April 1844 daselbst. Sein Vater war der Schiffszimmermann Conrad L., der schon früh starb. Ein tüchtiger Schiffsbauer (Zimmerbaas), Johann Janssen, nahm L. als Lehrling auf. Später wurde er Meisterknecht und leitete nach Janssens Tode von 1802—05 die Werft als Werk- und Geschäftsführer der Witwe. 1806 machte L. sich selbständig und mietete den früheren Schröderschen Werftplatz am alten Tief, um dort den Schiffsbau zu betreiben.

1814 wurde L. Eigentümer des Platzes und erwarb zugleich ein gegenüber am linken hannoverschen Ufer des alten Tiefs belegenes Gelände, auf dem er ebenfalls eine Helling errichtete. Es begann nun bald eine glänzende Entwicklung des Geschäfts, das sich zur bedeutendsten Werft im Wesergebiet, die bis zu 600 Arbeiter beschäftigte, aufschwang. Schon 1816—17 baute er das erste deutsche Dampfschiff, die „Weser", im Auftrage Friedrich Schröders, das bis 1833 gefahren hat. Der Bremer Heringsfischerei Compagnie von 1806 und vielen bremischen Reedereien, unter denen nur die Namen von Wätjen, Iken und H. H. Meier genannt sein mögen, lieferte er ihre kleinen und großen Segelschiffe. Etwa 1842 begründete L. auch in Bremerhaven eine Werft mit Trockendock. Im letzten Jahre seines Lebens baute er das größte von ihm gelieferte Schiff, die Leontine, für D. H. Wätjen & Co. Im ganzen hat er von 1802—44 etwa 220 größere Schiffe gebaut. Ein Ölbild im Historischen Museum aus dem Jahre 1842, das Ansichten der Vegesacker und der Bremerhavener Werft, die Abbildungen vieler von L. gebauten Schiffe und sein eigenes und seiner Frau Porträt aufweist, ist ein gutes Gedenkbild für Langes Tätigkeit. Übrigens betrieb er auch Reederei, widmete sein Interesse industriellen Unternehmungen mancherlei Art und förderte den Aufschwung Vegesacks und seiner Umgegend in jeder Weise. An seiner Frau Anna, geb. Raschen, die ihren Mann 23 Jahre überlebte, fand er auch in seinem Geschäft die kräftigste Stütze.

Siehe Rose, brem. Geschichte, S. 333ff. Halenbeck, Gesch. der Stadt Vegesack, S. 151ff. Joh. Focke.

**Leisewitz**, Lambert, geb. 15. August 1846, gest. 28. Juni 1909, wurde nach kaufmännischer Lehrzeit und weiterer Beschäftigung im Tabakhandel 1870 Teilhaber der jungen Tabakfirma zweiter Hand Bornemann & Hellmers, seitdem Bornemann, Leisewitz & Co. 1882 übernahm er die Leitung der von seinem Schwiegervater, dem Baumeister Lüder Rutenberg, 1873 gegründeten Exportbrauerei „Kaiserbrauerei Beck & Co." an Stelle seines in demselben Jahre verstorbenen Schwagers Johs. Marwede, dessen Vorgänger und Sozius Heinrich Beck 1881 gestorben war. Hatten diese beiden, namentlich Marwede vermöge seiner gründlichen überseeischen Erfahrungen, das Auslandsgeschäft rasch ausgedehnt, besonders nach

Ostasien und den Sundainseln, so setzte L. alsbald in großem Maßstabe eine technische Modernisierung des Betriebes ins Werk; zugleich nahm er den damals durch die Stellung Bremens außerhalb des Zollvereins erschwerten Absatz nach dem deutschen Inlande, der nach anfänglichen Versuchen schließlich ganz eingestellt worden war, wieder auf, mit verhältnismäßig gutem Erfolge, bis der Zollanschluß 1888 einen lebhaften Aufschwung ermöglichte neben dem von Jahr zu Jahr steigenden Export. L. hatte das richtige Feld gefunden, um seine kaufmännischen Fähigkeiten zu entfalten: einen scharfen, praktischen Blick, der die neuen Verhältnisse schnell beherrschte, ein hervorragendes Organisationstalent und eine durchgreifende Entschlossenheit. Ende 1886 zum Mitgliede der Handelskammer gewählt fand er bald Gelegenheit, sich auch öffentlich als Organisator zu bewähren bei den Vorbereitungen für die nordwestdeutsche Gewerbe- und Handelsausstellung von 1890. In der Kammer kam sein gesundes Urteil besonders in den letzten Jahren vor seinem gesetzlichen Ausscheiden (Ende 1901) zur Geltung. Von 1893—99 gehörte er auch der Bürgerschaft an, in der er jedoch nicht hervorgetreten ist. Daß ihm das allgemeine Wohl am Herzen lag, hat er durch mannigfache tätige und freigebige Teilnahme an gemeinnützigen Werken bewiesen. Lebhaftes Interesse widmete er der Förderung des Turnsportes, dessen allgemeinen Wert als Jungbrunnen körperlicher und geistiger Frische er von Jugend auf an sich selbst erfahren hatte; seit 1891 bis kurz vor seinem Tode war er der Vorsitzende des Allgemeinen Bremer Turnvereins.

J. Rösing.

**Lindeman**, Dr. Moritz, Stenograph und Schriftsteller, am 27. März 1823 zu Dresden als Sohn eines sächsischen Oberst geboren und kurze Zeit selbst Offizier, kam im Sommer 1848 nach Bremen, nahm die damals lebhaften Verfassungsverhandlungen der Bremischen Bürgerschaft stenographisch auf, wurde im Frühjahr 1849 als erster ständiger Stenograph dieser Körperschaft angestellt und blieb 30 Jahre in dieser Stellung, bis er infolge eines schweren Augenleidens Ende 1878 in den Ruhestand trat. Neben seinem Beruf und noch mehr während seines langen Ruhestandes war L. ein äußerst fleißiger Schriftsteller: besonders das deutsche Seewesen, die Seefischereistatistik und die Polarforschung waren die Gebiete, auf denen er mit großer Anerkennung tätig war. Fast genau

sechszig Jahre war L. ein treuer und zuverlässiger Mitarbeiter an der Weser-Zeitung, er war ihr regelmäßiger Berichterstatter über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der geographischen Literatur. 1869 nahm L. lebhaften Anteil an der von Bremen ausgehenden zweiten deutschen Nordpolfahrt unter Koldewey und war dann Mitbegründer des „Vereins für die deutsche Nordpolfahrt", aus der 1876 die Geographische Gesellschaft hervorging, deren Schriftführer und zweiter Vorsitzer er bis 1895 war; 1877 gründete er die „Deutschen Geographischen Blätter", die er ebenfalls bis 1895 redigierte. Im Herbst 1894 siedelte L., nachdem er 46 Jahre in reicher Arbeit in Bremen verlebt hatte, nach seiner Vaterstadt Dresden über und starb hier, während der letzten Jahre erblindet, 85 Jahre alt am 7. August 1908.

Die wichtigsten Schriften Lindemans sind: „Geschichte der arktischen Fischerei der deutschen Seestädte von 1620—1868" (Gotha 1869); „Geschichte der älteren Handelsbeziehungen Bremens zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (Br. J., 10. Bd., 1878); „Die Seefischerei, ihre Gebiete, Betrieb und Erträge" (Gotha 1880); „Beiträge zur Statistik der deutschen Seefischerei" (1888); „Die gegenwärtige Eismeerfischerei und der Walfang" (1899); „Die Fischerflotten der Welt" (1900); „Geschichte und Handbuch des Norddeutschen Lloyd" (Bremen 1892). Auch die Herausgabe des Reisewerkes „Die zweite deutsche Nordpolfahrt 1869 und 1870" (2 Teile, Leipzig 1873 und 1874) und eine Volksausgabe lagen vorzugsweise in seiner Hand.

Vgl. die Weser-Zeitung vom 16. August 1908; D. Geogr. Blätter, 1908, Bd. 31; D. Rundschau f. Geogr. u. Statistik, 1903, 7. Heft mit Porträt; Geogr. Zeitschrift von Hettner, 1908, 12. Heft; Mitt. des Vereins f. Erdkunde zu Dresden, 1909, 9. Heft, mit Porträt; Stenogr. Zeitschrift „Bunte Blätter" (2. Jahrgang, mit Porträt). W. Wolkenhauer.

**Lohmann**, Johann Georg, wurde als Sohn eines Kaufmanns am 30. Oktober 1830 in Bremen geboren und ging schon 1848 als Vertreter der Firma seines Stiefvaters und der Firma Hoffmann und Leisewitz zur Kontrolle des Tabakgeschäfts beider Häuser nach Bahia. Hier gründete er 1851 ein eigenes Geschäft und kehrte 1866 dauernd nach Bremen zurück. An der Börse und

in der Handelskammer bald zu Ansehen gelangt, wurde er 1868 Mitglied des Verwaltungsrats des Norddeutschen Lloyd und am 1. Juli 1877 nach Stockmeyers Tode Direktor dieser Gesellschaft. Bei der sicher zu erwartenden Zunahme des Auswandererstromes, bei der steigenden Bedeutung der Seeschiffahrt für den Wettbewerb der Nationen erkannte L., daß der Lloyd eine Abkürzung der Fahrtdauer und eine Vergrößerung des Tonnengehaltes seiner Schiffe anstreben müsse. Die Fortschritte des Schiffbaus und des Maschinenwesens, die einen geringeren Kohlenverbrauch gestatteten, ermöglichten die Einrichtung eines Schnelldampferdienstes. Mit seiner gewaltigen Energie wußte L. binnen wenigen Jahren eine Schnelldampferflotte zu schaffen, die, anfangs auf englischen Werften erbaut, eine zwei- ja dreimalige Abfertigung wöchentlich gestattete. Eine völlig andere Art der Innenausstattung war damit verbunden. Der erste Schnelldampfer, die „Elbe", wurde 1881 in Fahrt gestellt, die Reise von Southampton nach Newyork dauerte weniger als acht Tage. Die Ausbalancierung der Kosten erforderte freilich, daß der Schwerpunkt wesentlich auf die Passagierfahrt gelegt wurde; doch wurde für die Frachtschiffahrt der Typus der Münchenklasse geschaffen. An Schnelligkeit, Sicherheit, Bequemlichkeit der Beförderung übertraf der Lloyd allmählich alle anderen Reedereien der Welt. Daß er gegen das Ende seiner Laufbahn nicht noch zum System der Doppelschraubendampfer fortgeschritten ist, wird von vielen bedauert.

Die zweite bahnbrechende Tat in Lohmanns Leben ist die Einrichtung der deutschen Reichspostdampferlinien nach Ostasien und Australien. Die Initiative hierzu ergriff die Reichsregierung. Bei ihr war auf Grund von Berichten der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Peking und des kaiserlichen Generalkonsulats in Australien die Überzeugung entstanden, daß es zur besseren Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen Industrie notwendig sei, wie es auch in anderen Staaten geschah, eine deutsche Dampferlinie staatlich zu unterstützen, um eine regelmäßige Frachtverbindung wenigstens alle vier Wochen zu ermöglichen. Die Reichspostdampfervorlage wurde 1885 im Reichstage angenommen. Für beide Linien, die einen in sich einheitlichen Betrieb erforderten, konnte bei seiner Leistungsfähigkeit und seiner inneren Konsolidierung nur der Lloyd in Frage kommen. Es war Lohmanns Verdienst, daß diese neue

Aufgabe, anfangs nicht ohne finanzielle Einbuße, so glücklich bewältigt wurde, wie es geschehen ist, und er hat auch im Verein mit dem Inspektor (später Direktor) Leist die sehr wichtige Auswahl der Agenturen in den Anlaufhäfen vorgenommen.

Mit diesen neuen Bahnen, die der Lloyd unter Lohmanns Leitung einschlug, hängt denn auch der Beginn des Mittelmeerdienstes, dem 1891 die Begründung der Linie Genua—Neapel—Newyork folgte, und die besondere Ausgestaltung der Baltimorelinie zusammen. Darüber hinaus hat der ganze deutsche Schiffsbau, dessen Aufschwung aus dieser Zeit datiert, die belebende Einwirkung der Lohmannschen Unternehmungen erfahren. Auch war es diesem noch vergönnt, auf den Beschluß von Senat und Bürgerschaft zur Erweiterung der Hafenanlagen in Bremerhaven hinzuwirken (1890) und in demselben Jahre den Abschluß des Vertrages mit der oldenburgischen Regierung zur Einrichtung der Betriebsanlagen in Nordenham für den Schnelldampferdienst herbeizuführen.

Mitten in dieser umfassenden, tiefgreifenden Tätigkeit setzte ein Schlagfluß während einer Festlichkeit am 9. Februar 1892 seinem Leben ein Ziel. Mehr noch als bei seinem Vorgänger Crüsemann ist die Geschichte des Lloyd in den Jahren 1877—92 seine eigene. Das bewirkte der Reichtum seiner Gedanken, sein kraftvoller, entschiedener Wille, seine Klarheit, sein Wohlwollen, seine Wahrhaftigkeit.

S. Neubaur, Der Norddeutsche Lloyd. Leipzig, Grunow, 1907.

H. Entholt.

**Lorent,** Carl Anton Eduard, geb. 10. April 1809, stammte aus einer in Bremen ansässigen Hugenottenfamilie. Nach dem frühen Tode seiner Eltern nahm sich die Prinzessin Amalie von Schaumburg seiner an und ließ ihn in Bückeburg erziehen. Nach Abschluß der Schulzeit begab er sich zum Zweck des Studiums der Medizin nach Göttingen und später nach Heidelberg, wo er am 19. September 1832 den Doktorhut erwarb. Nach weiteren Studien in Wien, München, Zürich und Paris nahm er zum Schlusse seiner Ausbildungszeit eine Stelle als Assistent an der Irrenheilanstalt Siegburg an. Sein schon in Paris geweckte Interesse für Psychiatrie vertiefte sich dort unter dem Einflusse seines verehrten Vorgesetzten Jacobi so sehr, daß es ihm während seines ganzen Lebens erhalten blieb. Als er nunmehr nach einem festen Wirkungs-

kreise suchte, kehrte er nach Bremen zurück mit dem Gedanken nach Amerika auszuwandern, ließ sich aber schließlich 1835 zur Niederlassung in seiner Vaterstadt bestimmen. So sehr er auch wegen seines Charakters und seiner gediegenen Kenntnisse von seinen Freunden geschätzt wurde, so entwickelte sich doch bei seinem bescheidenen und wenig gewandten Auftreten seine Praxis nur langsam. Es blieb ihm Zeit zu literarischen Arbeiten und gemeinnütziger Tätigkeit. Er lieferte Beiträge für medizinische Zeitschriften, ordnete die Bibliothek des ärztlichen Vereins und bemühte sich, in Verbindung mit Dr. G. Barkhausen, um die Gründung und Fortentwicklung des Kinderkrankenhauses. — Als dann 1854 die Stelle eines leitenden Arztes an der erst vor einigen Jahren neu begründeten allgemeinen Krankenanstalt erledigt war, bewarb sich L. mit Erfolg um dies Amt und trat dasselbe am 1. Mai 1855 an. Er fand nun einen ihm außerordentlich zusagenden Wirkungskreis, insbesondere auch an der Irrenabteilung, an der er seine einst in Siegburg gesammelten Erfahrungen verwerten konnte. Es gelang ihm, die Zwangsmittel in der Behandlung der Geisteskranken fast ganz entbehrlich zu machen. Nach etwa zehnjähriger Wirksamkeit nötigte ihn zunehmende Kränklichkeit, seine Stelle niederzulegen. Er trat 1864 in die Privatpraxis zurück, die er auch als Anstaltsarzt nicht vollständig hatte aufzugeben brauchen. Ferner setzte er seine Tätigkeit am Kinderkrankenhause fort und bemühte sich um die Gründung der Diakonissenanstalt und später auch des Siechenhauses.

Mit seiner Ernennung zum Mitgliede des Gesundheitsrats im Jahre 1862 beginnt der wichtigste und erfolgreichste Abschnitt seiner Lebensarbeit. Schon 1837 hatte Phil. Heineken (Hansest. Bremen, Topogr. II, S. 33, 36) das Medizinalwesen Bremens unter vielen Entschuldigungen als recht rückständig geschildert. Trotz dieser Erkenntnis waren während der folgenden 30 Jahre kaum Fortschritte gemacht worden. Die Schuld an dieser Vernachlässigung lag im wesentlichen darin, daß die schließlich entscheidenden Kreise, Publikum und Bürgerschaft (Stadtvertretung), weder Verständnis noch Interesse für gesundheitliche Verbesserungen besaßen. L. begann nun seine hygienische Tätigkeit damit, die öffentliche Meinung für seine Pläne zu gewinnen. Nachdem er in England die dortigen bereits weit höher als in Deutschland entwickelten gesundheitlichen

Einrichtungen kennen gelernt hatte, plante er die Einführung derselben in seine Heimatstadt. Er begründete einen Verein für öffentliche Gesundheitspflege, in dessen Versammlungen sowohl er selbst als auch seine Freunde Vorträge hielten, er regte bei drohender Cholera eine sanitäre Besichtigung der Stadt mit allen ihren Gängen und Höfen durch eine größere Anzahl von Bürgern an, eine Untersuchung, die vorzüglich den Erfolg hatte, die Aufmerksamkeit und das Interesse der zahlreichen Mitarbeiter zu wecken. Natürlich wurde auch die Mitwirkung der Presse in Anspruch genommen. Als es nun aber galt, Übelstände wirklich zu beseitigen, zeigte sich, daß die Bekämpfung jedes Schlendrians, jeder gemeingefährlichen Unsitte, einen Entrüstungssturm erbitterter Interessenten hervorrief, die auf ihre „Rechte" pochten. Es mußten gesetzliche Handhaben geschaffen werden, um überhaupt planmäßig eingreifen zu können. Die Medizinalordnung von 1644, die theoretisch das Medizinalwesen regeln sollte, war längst vergessen und verschollen, so daß ihr Vorhandensein höchstens einzelnen Geschichtsforschern bekannt war. In Wirklichkeit gab es somit nur zusammenhanglose Einzelverordnungen, die teils gültig, teils außer Gebrauch gekommen waren. L. betrieb nun den Entwurf einer neuen Medizinalordnung, welche nach vielfach unterbrochenen Verhandlungen 1871 gesetzlich eingeführt wurde. Wenn auch L. selbst nicht an der Ausarbeitung beteiligt war, so entstand sie doch unter dem Einflusse der von ihm eingeleiteten Bewegung. Das durch L. geweckte Verständnis für die Wichtigkeit gesundheitlicher Einrichtungen in den Städten führte zur Errichtung der städtischen Wasserleitung, zur Verbesserung der Kanalisation und des Abfuhrwesens, schließlich nach langem Kampfe auch zur Errichtung des Schlachthofes. Auf Betreiben des Gesundheitsrates wurde das Chemische Laboratorium der Sanitätsbehörde allmählich aus kleinen Anfängen weiter entwickelt; in Verbindung mit H. Frese, dem Direktor des Statistischen Bureaus, wurde die Medizinalstatistik begründet.

L. sah ferner ein, daß die Hygiene, die Gesundheitslehre, als ein selbständiges Fach der Medizin anerkannt werden müsse; er verlangte für alle öffentlichen gesundheitlichen Angelegenheiten eine geordnete sachverständige Mitwirkung des Gesundheitsrats. Eine theoretische Vorbildung und ein Physikatsexamen wurden damals in Bremen nicht gefordert; L. wollte aber dem Gesundheitsrate die

Stellung einer obersten Fachbehörde verschaffen, obgleich dessen neu eintretende Mitglieder erst durch ihre älteren Kollegen im Laufe der Jahre praktisch in die Hygiene eingeführt wurden. Bei diesem Plane fand er seitens einiger seiner eifrigsten Mitarbeiter nur laue Unterstützung, weil diese den nur aus praktischen Ärzten bestehenden Gesundheitsrat nicht mehr als den Bedürfnissen der Zeit entsprechend erachteten. Geschehen mußte aber etwas, denn jedenfalls war die Einmischung zahlreicher vermeintlicher Sachverständiger außerordentlich erschwerend für eine zielbewußt fortschreitende Besserungstätigkeit. Die Behörden, welche gesundheitlichen Rat bedurften, wählten sich ihre eigenen Ärzte und wollten nun keine Aufsicht des Gesundheitsrats mehr anerkennen; die Senatoren legten die Vorschläge des Gesundheitsrats ihren Hausärzten zur Begutachtung vor; nicht nur Architekten und Lehrer, sondern auch Bauunternehmer, Milchviehhalter, Schlachter, Bäcker usw. wollten in ihrem Fache maßgebende gesundheitliche Sachverständige sein; als die höchste Autorität wurde vom Publikum und namentlich von vielen Behörden der Medizinalchemiker betrachtet, so daß die zahlreichen naiven Kuriosa in dessen Gutachten Jahrzehnte lang ruhig hingenommen wurden.

Mit großer Beharrlichkeit verfolgte L. seinen Plan, in diese verworrenen Verhältnisse Ordnung zu bringen. Am sichersten wurden die nichtärztlichen Berater kleinlaut, wenn Cholera drohte; solche Zeiten benutzte L. in geschickter Weise, um den Wirkungskreis des Gesundheitsrats zu erweitern. In dem Bürgermeister Pfeiffer, dem Chef des Medizinalwesens, fand er einen einsichtigen und tatkräftigen Förderer seiner Bestrebungen. Am Schlusse seines Lebens hatte er allerdings noch lange nicht alles erreicht, was für ein geordnetes und zeitgemäßes Medizinalwesen notwendig war; es war ihm aber gelungen, die Grundlagen dafür zu schaffen und dem Gesundheitsrate eine wichtige und einflußreiche Stellung zu geben. Es war dies möglich geworden ohne schroffen Bruch mit der Vergangenheit; mit Hilfe der bestehenden Einrichtungen hatte er das Bremische Gesundheitswesen wesentlich weiter entwickelt, so daß es den wachsenden Bedürfnissen der Zeit angepaßt werden konnte. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle näher auf die an Seltsamkeiten überreiche Bremische Medizinalgeschichte einzugehen; es galt nur die Schwierigkeiten zu schildern, die L. zu überwinden hatte, um seinem Ziele

näher zu kommen. Er hat vieles erreicht und hat namentlich die Bahn für weitere Fortschritte frei gemacht.

Es bleibt noch übrig, ein Wort über Lorents Persönlichkeit zu sagen. Trotz seines zunächst etwas unbeholfenen Auftretens und trotz des Mangels an rednerischer Begabung verstand er es, sich nach näherer Bekanntschaft durch seine gediegenen Kenntnisse und sein verständiges Urteil bei seinen Kranken Anhänglichkeit und Verehrung, bei den Behörden Ansehen zu verschaffen. Wer ihn einmal wirklich kennen gelernt hatte, hielt stets an ihm fest. Zuverlässig und wohlwollend, teilnehmend und treu im Verkehr mit Menschen, sicher und beharrlich in der Verfolgung seiner Ziele fand er den Weg, der ihm zwar nicht schnell, aber doch unfehlbar Achtung und dauernde Erfolge verschaffte. — Auch außerhalb Bremens wurde er von Irrenärzten und Hygienikern sehr geschätzt.

In seinem Familienleben waren ihm sowohl Glück und Freude als auch schwere Schicksalsschläge beschieden. Zur Auffrischung unternahm er häufig Reisen, meistens um auf hygienischen Versammlungen zu lernen und Verbindungen anzuknüpfen, in anderen Fällen aber auch zur Erholung und zum Naturgenuß. Im Kreise der Kollegen beging er 1882 noch verhältnismäßig rüstig sein goldenes Doktorjubiläum. Er setzte seine Tätigkeit im Gesundheitsrate noch einige Jahre fort, bis allmählich die Kräfte versagten. Er starb am 23. Januar 1886.

Von Lorents schriftstellerischen Arbeiten seien hier nur einige der wichtigeren genannt: Medizinalwesen und Ärzte Bremens vom 16. bis 18. Jahrhundert in Biogr. S. 1—160. — Die Wutkrankheit der Hunde. Abh. Nat. Ver. Brem. I, 60. — Die Cholera-Epidemieen in Bremen, ebendas. I, 245. — Jahresber. d. Gesundheitsrats 1872—82.

Lit. H. Pletzer in W.-Z. 31. Jan. 1886, Beil. [auch Sep.]. — Ders. Abh. Nat. Ver. Brem. XI, 281. — W. O. Focke, Festg., S. 271. Bildnis: Abh. XI u. Festg. W. O. Focke.

**Loschen**, Simon, Architekt, geb. in Bremen 30. Oktober 1818, gest. daselbst 8. Dezember 1902, einer der Kämpfer für die Wiederbelebung gotischer Baukunst in Deutschland, die gleichzeitig von Ungewitter in Kassel, Haase in Hannover, Martens in Kiel künstlerisch gepflegt wurde. L. setzte es durch, daß die drei Ostfenster des

Rathaussaales statt der rechteckigen Renaissanceform wieder Spitzbögen und gotisches Maßwerk erhielten, und daß das um 1619 erbaute Krameramthaus (jetzt Gewerbehaus) im Innern völlig gotisch von ihm ausgebaut wurde. Hier wie beim Bau der Jakobihalle, der sonderbaren Umwandlung des alten Chors der Jakobikirche in eine mehrgeschossige Bierhalle, zeigte er seine gründliche Beherrschung der gotischen Bauformen, aber auch eine gewisse grillenhafte Vorliebe für absonderliche Konstruktionen. Sein Hauptwerk ist die Unierte Kirche in Bremerhaven mit schönem durchbrochenem Turmhelm, ein Bau, der gemeinsam mit dem gleichfalls von L. erbauten Leuchtturm und dem Mastenwalde der Häfen dem Stadtbilde Bremerhavens sein Gepräge gibt. Auch war L. an dem Werke „Denkmale der Geschichte und Kunst" mit schön gezeichneten Aufnahmen beteiligt und schrieb gelegentliche Aufsätze über Kunstfragen für die Bremischen Jahrbücher und für Tagesblätter. Loschens einseitige Stilrichtung und ungesellige Lebensweise ließen ihm nur selten einen Bauauftrag zukommen. Mehrere Jahre war er als „Baukondukteur" am Stadtbauamt unter Baudirektor Schröder angestellt, brachte es aber nicht zu einer Staatspension und fristete jahrelang trübselig und verbittert sein Leben. Er starb in Kahrwegs Asyl, 84 Jahre alt.

Bremen und seine Bauten. S. 427 und 250. Br. J. XXI, S. VIII u. IX. E. Gildemeister.

**Lossow**, Arnold Hermann, Bildhauer, geb. 24. Oktober 1805 zu Bremen, gest. 3. Februar 1874 zu München, Sohn des Schneidermeisters August Wilhelm L. und Schüler des Bildhauers Heinrich Frese, den er bei dessen Arbeiten an den Reliefs der Ostertorsgebäude unterstützte. Von 1820—27 studierte er in München bei Ernst Meyer, 1827—31 hielt er sich in Rom auf, von wo er wieder nach München zog. Dr. jur. Motz, bei dem er einige Jahre Schreiber gewesen war, erwirkte für ihn 1831 beim Senat ein Stipendium von 75 Talern auf drei Jahre. In München war er von 1831 an erst Schüler und später erster Mitarbeiter Schwanthalers. Die eigene Erfindung und selbständige Komposition tritt bei ihm weniger hervor als eine meisterhafte Ausführung. Seine besten Sachen sind nach den Modellen anderer verfertigt. Sein rasches Arbeiten erregte das Wohlgefallen König Ludwigs I. Unter

seinen Werken sind zu nennen: vier Statuen an der Glyptothek in München, viele Porträtköpfe für die Walhalla, für die Befreiungshalle, die Ruhmeshalle und das Kunstausstellungsgebäude. In Bremen befinden sich: ein Marmorrelief (aufschwebender Christus), früher auf einem Grabe des Heerdentorsfriedhof, seit 1891 im Privatbesitz, ferner ein Engel mit einem Kinde (Marmorrelief, Jugendwerk), Grabdenkmal für die Familie von Joh. Lange auf dem Kirchhof zu Vegesack, jetzt zu Lobbendorf. 1845 wurde er Ehrenmitglied des Kunstvereins. 1845 und 1852 stellte er in der Kunsthalle aus. Sein Ölporträt, von einem Freunde gemalt, das von 1826 stammen soll, befindet sich im Historischen Museum. Seine drei Söhne sind Maler geworden.

Duntze, brem. Geschichte IV, S. 600 (mit z. Teil abweichenden Angaben).

Hurm, Manuskript.

Brem. Nachrichten v. 16. Okt. 1908. Joh. Focke.

**Löwe**, Johann Heinrich, geb. 16. Mai 1766 zu Berlin, ein Sohn des Komikers der Hillerschen Oper Joh. Karl L., Bruder des Lübecker Schauspieldirektors Friedr. Aug. L. Als Schüler von Prof. Haak in Berlin bildete er sich früh zum vortrefflichen Violinvirtuosen aus und wird auch als achtungswerter Komponist von Violinkonzerten, Sonaten und Trios genannt. 1791 kam er auf des Domkantors Müller Veranlassung nach Bremen und lebte hier als allgemein beliebter Virtuos und Musiklehrer. 1800 wurde er zum Konzertmeister der Bremer Ratskapelle ernannt und trat 1805 als städtischer Musikdirektor an die Stelle von D. H. Frese. Im Verein mit W. Chr. Müller war er unermüdlich und erfolgreich für die Hebung der hiesigen Musikverhältnisse tätig. 1807 begründete er mit Unterstützung musikalischer Gönner und Freunde die Abonnementskonzerte und bildete allmählich ein vorzügliches Orchester heran, welches die großen neuen Symphonien Beethovens dem Publikum in glänzender Ausführung zugänglich und lieb machte. 1815 mußte er infolge eines Augenleidens die Musik aufgeben, verließ Bremen und siedelte nach Bromberg über. Hier lebte er als Besitzer eines Gutes Bocianowo und einer Ziegelei noch 1835. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Die Angabe Ledeburs und Schillings, daß er Bremen verlassen

habe, weil die Stadt ihm nach der Franzosenzeit sein Gehalt nicht weiterzahlen konnte, ist irrig. Als Musikdirektor erhielt er 100 Taler und die sind ihm ebenso ausgezahlt worden wie seinem Vorgänger Frese und, von 1815 ab, seinem Nachfolger Ochernal. Aufzählung seiner Tonwerke bei Ledebur & Eitner.

Wellmann.

**von Lowtzow**, Ernst Cristian Anton, Maler und Zeichner. Über seine Heimat sowie sein Geburts- und Sterbejahr hat sich nichts ermitteln lassen. Er ist um 1842 nach Bremen gekommen und von diesem Jahre an bis 1854 im Adreßbuch verzeichnet. Anfangs als Theater- und Kunstmaler, später als Porträtmaler und Zeichenlehrer tätig. Bekannt sind von ihm nur seine bremischen Ansichten (Lithographien), die zum Teil schwarz, zum Teil in Farben gedruckt sind. Besonders hervorzuheben ist eine Folge von 30 Ansichten, die 1851 und 1852 erschienen ist und in runder Umrahmung die Hauptgebäude Bremens sowie viele Wallansichten, auch je eine Ansicht von Vegesack und Bremerhaven wiedergibt. Weiter mögen u. a. genannt sein: der Deichbruch am Buntentorssteinweg am 31. März 1845, ein größeres Panorama von Bremen, der Bahnhof und Aquarelle in einer auf der Stadtbibliothek befindlichen Abschrift der Chronik Peter Kosters.

Siehe Hurm, Manuskript.

Joh. Focke.

**Lüben**, August, der erste Direktor des neuen Lehrerseminars in Bremen, ein auf dem Gebiet des Volksschulwesens und der Seminarbildung in ganz Deutschland anerkannter Pädagoge, wurde am 28. Januar 1804 in Golzow bei Küstrin als Sohn eines Landschullehrers geboren. Er besuchte von 1820—22 das Lehrerseminar in Neuzelle bei Frankfurt a. O. Dann wurde er Hilfslehrer am Seminar und an der Seminarübungsschule in Weißenfels, wo der bekannte Pädagoge W. Harnisch Direktor war. Im Jahre 1829 wurde er Rektor der Bürgerschule in Aschersleben. Um diese Zeit begann auch seine vielseitige literarische Tätigkeit, die sich hauptsächlich auf die Abfassung von Leitfäden für den Unterricht, von Handbüchern für Lehrer und von pädagogischen Anweisungen erstreckte; gelegentlich betrat er auch rein wissenschaftliche Gebiete, wie in seiner „Naturgeschichte der Säugetiere". Zu seinen bekanntesten Schriften gehören „Anweisung zum Unterricht in der Pflanzenkunde"

und sein „Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte", durch den er eine neue Methode für die Behandlung naturwissenschaftlicher Gegenstände in der Schule zur Geltung brachte. Im Jahre 1849 wurde er zum Rektor der Bürgerschule in Merseburg gewählt. Hier organisierte er die Schule nach neuen von ihm aufgestellten Grundsätzen und war daneben vielseitig literarisch tätig. Mit seinem Kollegen Nacke gab er ein sechsteiliges „Lesebuch für Bürgerschulen" heraus und verfaßte dazu einen Kommentar, der sich unter dem Titel: „Einführung in die deutsche Literatur" allmählich zu einer deutschen Literaturgeschichte für Lehrer erweiterte. Im Jahre 1858 wurde er als Direktor des neugegründeten Lehrerseminars nach Bremen berufen, für das er einen neuen eigenartigen Lehrplan entwarf, der 1867 unter dem Titel „Lehrplan für das Seminar zu Bremen" im Druck erschien. In seiner neuen Stellung entfaltete er eine rastlose vielseitige Tätigkeit. Aus seinem Seminar, das zeitweilig als Musteranstalt für ganz Deutschland angesehen ward, gingen viele Hunderte nach seinen Grundsätzen ausgebildeter Volksschullehrer hervor. Außerdem reformierte er die bisher in mancher Beziehung vernachlässigten Landschulen im Bremer Gebiete, für die er einen neuen Lehrplan aufstellte und bei denen er besonders für die Anschaffung der nötigen Lehrmittel Sorge trug. Er war ferner Mitglied der Lehrerprüfungskommission und hielt auf Wunsch der Schulbehörde die Konferenzen mit den Landschullehrern ab. Daneben war er unausgesetzt literarisch tätig. Außer den zahlreichen Neuauflagen seiner Leitfäden und Handbücher verfaßte er viele Broschüren und war zugleich Redakteur zweier angesehener pädagogischer Zeitschriften, des „Pädagogischen Jahresberichtes" und des „Praktischen Schulmannes", in denen er fast in jedem Jahrgange größere eigene Arbeiten veröffentlichte. Er war ferner ein regelmäßiger Besucher der allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen und auf diesen ein gern gehörter Redner. Die allgemeine Anerkennung, deren er sich in der deutschen Lehrerschaft erfreute, zeigte sich besonders bei der Feier seines 50jährigen Lehrerjubiläums im ~~April~~ 1872, bei der ihm viele Ehrungen von nah und fern zuteil wurden. Aus seiner rastlosen Tätigkeit wurde er am 27. Oktober 1873 durch einen jähen Tod infolge eines Schlaganfalles hinweggerissen. Die Bremische Lehrerschaft setzte ihm an seiner Grabstätte auf dem ehemaligen Heerdentorsfriedhofe, der jetzt

in eine Parkanlage umgewandelt ist, ein schlichtes Denkmal, bestehend in einer Ruhebank mit seiner Reliefbüste in Bronze. In der Geschichte der Pädagogik ist Lübens Name unvergänglich; er fehlt selbst nicht in kleinen pädagogischen Handbüchern und Leitfäden.

Vgl. Knabe, Geschichte des deutschen Schulwesens. Leipzig bei B. G. Teubner. Aus Natur und Geisteswelt. Ein Verzeichnis seiner Schriften findet sich in seiner Selbstbiographie (August Lüben. Sein Leben und seine Schriften. Von ihm selbst beschrieben. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1872). Dr. H. Gerdes.

**Lüderitz** Franz Adolf Eduard, geb. in Bremen am 16. Juli 1834, hat seinem Namen Dauer verschafft, indem er in Südwest-Afrika nördlich vom Oranjeflusse weitausgedehnte Landgebiete erwarb und dadurch den in ihren ersten Anfängen steckenden deutschen Kolonialbestrebungen einen kräftigen Anstoß gab. L. hatte lange Zeit den Tabakshandel betrieben, im Zusammenhange damit auch eine Faktorei in Lagos (Sklavenküste) angelegt. Als er mit dieser schlechte Erfahrungen machte und überdies die Einführung des Tabakmonopols in Deutschland erwartete, sah er sich nach anderen Erwerbszweigen um. Da faßte er im Jahre 1882 in Verhandlungen mit dem jüngst aus Westafrika zurückgekehrten jungen Kaufmann Heinrich Vogelsang den Gedanken, ein noch von keiner europäischen Nation in Beschlag genommenes Stück Land zur Begründung einer deutschen Kolonie zu erwerben. Von sanguinischem Temperamente und rasch von Entschluß ließ er dem Plane die Ausführung auf dem Fuße folgen. Vogelsang ging in seinem Auftrage sogleich nach Kapstadt und von da nach Angra Pequena (heute Lüderitzbucht) und sodann ins Innere. Am 1. Mai 1883 schloß er in Bethanien mit dem Kapitän Josef Frederiks den ersten Landkauf ab, dem bald andere folgten. Wenig mehr als zwei Jahre, nachdem er zuerst den Plan gefaßt hatte, sah sich L. im Besitze umfangreicher Gebiete und ausgedehnter Bergwerks- und Minenrechte. Gleich zu Beginn seines Unternehmens hatte er um den Schutz des Deutschen Reichs gebeten und diesen, sobald die ersten Ankäufe vollzogen waren, erhalten. Im August 1884 wurde durch zwei deutsche Kriegsschiffe in Angra Pequena die deutsche Flagge gehißt und bald darnach durch den damals in Reichsdiensten stehen-

den Dr. Nachtigal die Übernahme der Schutzherrschaft über die Bethanier vollzogen.

Inzwischen war L. selbst zu Ende 1883 nach Angra Pequena gegangen und hatte einen Einblick in einen Teil seines ungeheuren Besitzes gewonnen, war aber schon im Frühjahr 1884 nach Deutschland zurückgekehrt. Er hatte, wenn auch die Kaufsummen für Land und Grundrechte verhältnismäßig gering waren, doch in Schiffs- und Landexpeditionen, die zum Abschluß der Kaufverträge und zur wissenschaftlichen Erforschung der Gebiete ausgesandt werden mußten, sehr große Summen hineingesteckt, die erheblich über sein Vermögen hinausgingen. Er hatte das nur durch bedeutende Unterstützungen einiger Verwandten ermöglicht. Nun aber ergab sich bald, daß sein Optimismus sich argen Täuschungen über die Möglichkeit einer raschen Entwicklung seiner Kolonie hingegeben hatte. Erträge gingen langsam und in völlig ungenügendem Maße ein. So sah er sich, um wenigstens das in sein Unternehmen verwandte fremde Geld zu retten, schon zu Anfang 1885 genötigt, in Verhandlungen über den Verkauf seines Besitzes einzutreten. Am 3. April 1885 schloß er mit der erst für diesen Zweck gebildeten Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika den Verkauf ab. Er wurde zugleich Mitglied der Gesellschaft und ihres Verwaltungsrates und behielt einige Landstriche zur Anlegung von Faktoreien in seinem Besitze. Sein Optimismus war durch die Erfahrungen der voraufgegangenen Jahre keineswegs zerstört. Er glaubte nach wie vor an ein glückliches Gedeihen seines Unternehmens und faßte Mittel dazu, wie Straußen- und Schafzucht, scharf ins Auge. Auch die Anerkennung, die er für sein mutiges Vorgehen sowohl im Kreise der Reichsregierung, insbesondere beim Fürsten Bismarck, wie auch in Bremen fand, wo ihn eben im Jahre 1885 die Handelskammer zu ihrem Mitgliede wählte, kräftigten seine vertrauensselige Stimmung.

So ging er im Mai 1886 nochmals als Bevollmächtigter der Kolonialgesellschaft nach Südwest-Afrika hinaus. Er wollte außer bergmännischen Untersuchungen auf Vorkommen von Salpeter und goldhaltigem Gestein, für die er einen Bergingenieur mitnahm, auch geeignete Stellen für die Anlage landwirtschaftlicher Stationen am Oranjeflusse ausfindig machen. Zu diesem Zwecke hatte er in einem leichten Boote den Oranje auf weite Strecken befahren und

dabei eine große Zahl von Stromschnellen glücklich überwunden. Dennoch ist es erstaunlich, daß der kühne Mann und sein Steuermann Steingröver das Wagnis unternahmen, in dem kleinen Boote von der Oranjemündung durch den Ozean nach Angra Pequena zurückzukehren. Am 22. Oktober 1886 wurden die beiden Männer nahe an der Oranjemündung zum letzten Male gesehen. Nicht lange darauf müssen sie den Stürmen des Ozeans zum Opfer gefallen sein. Man hat niemals wieder etwas von ihnen erfahren.

So ist L. zugrunde gegangen durch das gleiche überspannte Selbstvertrauen, mit dem er sein großes Unternehmen begonnen hatte. Gewiß ein tragisches Geschick. Es ist nur recht und billig, daß sein Name mit dem Lande, das er für Deutschland gewonnen hat, verbunden bleibe.

Bippen.

**Lühring**, Anna, geb. in Bremen den 3. August 1796, gest. in Hamburg (Horn) den 25. August 1866. Sie verließ in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1814 in den Kleidern ihres Bruders die väterliche Wohnung in der Brautstraße, gelangte durch den Garten über das Eis der kleinen Weser aus der Stadt hinaus und zog den Lützowern nach, die kurz vorher durch Bremen durchmarschiert waren. Als freiwilliger Jäger Eduard Kruse trat sie beim Lützower Korps ein, nahm an der Belagerung von Jülich teil, zog mit nach Frankreich und dann nach Deutschland zurück, wo sie in Berlin Mitte Juli entlassen wurde. Im Februar 1815 traf sie wieder in Bremen ein, heiratete 1821 in Hamburg den Kellner Lucks, wurde 1832 Witwe und erhielt seit 1860 von ihrer Vaterstadt eine jährliche Pension. Ihr Grab auf dem Kirchhofe zu Horn (Hamburg) ward 1909 mit einem neuen Stein versehen.

Br. J. V, S. 157ff., wo auch andere Quellen angeführt sind.

Joh. Focke.

**Lürman**, August, Sohn des Ältermanns Theod. L., war in Bremen geboren 22. September 1820 und starb daselbst 13. Oktober 1902. Am 10. August 1859 wurde er zum Mitgliede des Senats gewählt, dem er bis 22. November 1895 angehörte, von 1886 bis Ende 1889 und wieder vom 20. März 1891 bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand als Bürgermeister. Die Justizkommission des Senats, der er seit 1862, seit 1872 als Vorsitzender, angehörte,

bildete sein bedeutsamstes Arbeitsfeld. An der bremischen Gesetzgebung hat er ein Menschenalter hindurch in hervorragendem Maße mitgearbeitet und an der durch die Reichsjustizgesetze bedingten neuen Organisation unserer Gerichte einen sehr wirksamen Anteil genommen. In der Gefängnisdeputation, der er ebenso lange wie dem Senate angehörte, hat er den Bau der Strafanstalt in Oslebshausen und die Einrichtung ihrer Verwaltung vornehmlich geleitet. Ebenso lange war er in der Deputation für die Wallanlagen tätig, deren schöne landschaftliche Ausbildung ihm viel zu verdanken hat. Seit 1870 war er auch Mitglied der kirchlichen Kommission des Senats und hier hat L. seiner irenischen Natur gemäß und durch strenge Innehaltung des Rechtsstandpunktes viel dazu beigetragen, innerhalb der bremischen Kirche den Frieden zu erhalten oder wieder herzustellen. Er war ein Mann von vornehmer und gütiger Gesinnung, immer hilfsbereit für Schwache und Unglückliche. Er war ein warmer Verehrer der bildenden Kunst, ganz besonders aber ein begeisterter Freund unserer ihm von früher Jugend her vertrauten klassischen Musik.

Weser-Zeitung 26. Okt. 1902. Bippen.

**Mallet**, Friedrich Ludwig, geb. am 4. August 1792 (nicht 1793) zu Braunfels als Sohn eines fürstlichen Kammersekretärs, kam 1809 mit Pastor Hermann Müller (s. d. Art.), seinem Pflege- und „geistlichen Vater" nach Bremen, wo er das Gymnasium besuchte. Herbst 1811 ging er als stud. theol. nach Herborn, Frühjahr 1812 nach Tübingen. Gegen Winter 1813 zog er mit der nassauischen Landwehr ins Feld, ein glühender deutscher Patriot trotz des vom Vater her ererbten französischen Blutes, und kehrte September 1814 nach Tübingen zurück, studierte hier, unterbrochen durch kürzeren Waffendienst nach Napoleons Rückkehr, bis September 1815, wo er nach Bremen heimkehrte und, vom Ministerium geprüft und am 13. Dezember 1815 ordiniert, gleich darnach Hilfsprediger bei Pastor Buch an St. Michaelis und nach dessen Tode (1816) am 28. August 1817 Pastor daselbst wurde. Am 11. November 1827 wurde er dritter Pastor an St. Stephani neben seinem Pflegevater H. Müller und D. Pletzer und nach dem Tode dieser Männer 1839 P. prim., während sein Pflegebruder, H. Müllers Neffe Ludwig Müller, der tiefgehende Seelsorger, sein ihn trefflich ergänzender

Kollege wurde. 1856 wurde er D. th. von Halle, 1865 am 6. (nicht am 5.) Mai starb M., bis zuletzt im Dienst. Sein Grab ist am Doventor. M. war kein großer Theologe im wissenschaftlichen Sinn, aber ein Prediger ganz großen Stils, als solcher wirksam und gefeiert bei den wichtigsten kirchlichen Anlässen im ganzen evangelischen Deutschland, bis die lutherische Konfessionalisierung der Erweckungsbewegung ihm gewisse Schranken setzte, sicher einer der größten Meister edler volkstümlicher Rede, die Deutschland überhaupt je gehabt, kein Schriftausleger von der Exaktheit und Tiefe Menkens, aber ein von Christus ergriffenes Rednergenie, eine feurige, unerschöpfliche Künstlerseele, die sich wie mit Naturgewalt in alles hineingoß, was er sprach und tat, daß die Funken nach allen Seiten stoben, eine im Grunde liebenswürdige, witzige, zu heiterem Verkehr gestimmte Natur, aber im Gewissen sich fühlend als „miles Christi" und verpflichteter Verteidiger der Form des alten Glaubens, der sich bindet an die Bibel, aber nicht an die Symbole der Kirche, ein gewaltiger, wiewohl nicht immer vorsichtiger und ganz gerechter Polemiker, auch in den von ihm gegründeten und geleiteten Blättern (Kirchenbote 1832—47, Br. Schlüssel in zwanglosen Heften 1848 bis 1850, Br. Post 1856—60), den Freunden als ein h. Michael, Gegnern oft als ein „Kampfhahn" erscheinend. Sein kirchliches Arbeitsprogramm enthalten die Worte: Reformation, Union, Mission! Doch war er mehr ein warmherziger Anreger und Förderer und oft genialer Ideengeber, denn ein eigentlicher Organisator. So hat er neben Karl Vietor (s. d. Art.) und Pastor C. Müller gewirkt bei der Ausgestaltung der Stephanigemeinde; so war er beteiligt bei der Errichtung des ersten Gemeindehauses in Br. bei St. Stephani 1859. Mit der Vorgeschichte und Geschichte der Nordd. Missionsgesellschaft ist sein Name untrennbar verbunden, ebenso mit der der Gustav-Adolf-Stiftung in Bremen und der des ersten Jünglingsvereins auf deutschem Boden, den er 1833—34 eigentlich ins Leben rief.

Über ihn Roterm. — A. D. B. Bd. XX. — Das Charakterbild von H. Hupfeld, Br. 1865 u. die Biographien von W. H. Maurer, Br. 1866, u. C. A. Wilkens, Br. 1872. — R. E.[3] (von F. Iken), wo auch Mallets sämtliche Schriften und die meisten von ihm geführten Kämpfe aufgezählt sind.

Vgl. u. a. H. Hering, Die Lehre v. d. Predigt. Berlin 1905,

S. 472. — E. Chr. Achelis, Prakt. Theol. 1911. 3. Aufl. II, 217, 220. III, 200 u. a. m. Büttner.

**Manchot**, Carl Hermann, D. Dr. phil., geb. 3. Sept. 1839 zu Nidda, aus einer Emigrantenfamilie, studierte in Gießen. Von 1864—66 Pfarrer in Wipkingen bei Zürich, kam er im Herbst 1866 nach St. Remberti in Bremen und wurde im Frühling 1883 nach Hamburg, an St. Gertrud, berufen, wo er am 16. Dezember 1909 starb. In Bremen redigierte er das von ihm mitbegründete Deutsche Protestantenblatt von 1868—82, entfaltete eine umfassende Vortragstätigkeit für den Protestantenverein, dessen Mitbegründer und treues Mitglied bis zu seinem Tode er war, begründete, mit Pastor Kradolfer, die Rembertigemeindepflege und die Kinderbewahranstalt in Schwachhausen und war Seelsorger des Mädchenwaisenhauses. Er veröffentlichte viele im Protestantenverein gehaltene Vorträge und Festpredigten, größere Aufsätze in theologischen Zeitschriften (Protestantenblatt, Jahrbücher für Protest. Theologie), war auch Mitarbeiter an der A. D. B. Ferner: Das Christentum und die moderne Weltanschauung, 2. Aufl., 1882, Martin Crugot, Der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schillers, 1886. Die Heiligen, ein Beitrag zum geschichtlichen Verständnis der Offenbarung Johannis und der altchristlichen Verfassung, Leipzig 1887. Er übersetzte 2 Schriften von J. H. Scholten in Leiden: Die ältesten Zeugnisse, betr. die Schriften des N. T., Br. 1867, und der freie Wille, Berlin 1874. Mit einem Vorworte gab er neu heraus J. W. F. Baum: Standrede auf Jacob Sturm von Sturmeck, Berlin 1870.

M. war ein freisinniger, gelehrter Theologe, der seine organisatorische Begabung auch noch in seiner Hamburger Gemeinde und als Mitglied des Kirchenrats bewies. O. Veeck.

**Maneck**, Friedrich Hermann, war die markanteste, als Mensch und Schauspieler beliebteste Persönlichkeit unseres Theaters im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. — Am 30. Dezember 1828 zu Döbeln in Sachsen als Sohn eines Tuchmachers geboren, erlernte er des Vaters Handwerk, ging 1846 auf die Wanderschaft bis nach Schwaben hinauf, bis nach Kiel hinunter und ließ sich 1851 in der Heimat als Tuchmachermeister nieder. Aber nach

zehn Jahren entschloß er sich, da das Handwerk infolge des unaufhaltsamen Vordringens des Maschinenbetriebes zurückging, zur Bühne zu gehen, zumal sein großes Talent durch zahlreiche Vereinsaufführungen erwiesen war. Von Juni 1861 bis zum Oktober 1862 besuchte er das Pudorsche Konservatorium für Deklamation und Gesang in Dresden, nach dessen Absolvierung er sofort von Direktor Ritter an unser Stadttheater engagiert wurde. Seitdem hat M. — mit Ausnahme der vom September 1865 bis April 1866 reichenden Spielzeit in Oldenburg — ununterbrochen über 30 Jahre dem Bremer Stadttheater (und im Sommer dem Tivoli) angehört, bis der Tod am 15. Juni 1894 seinem arbeitsreichen Leben ein Ziel setzte.

Manecks Talent war ebenso vielseitig wie echt; in der großen Oper wie in der Operette, in Posse und Lustspiel wie im ernsten Drama war er unserem Ensemble stets eine wertvolle Stütze. Seine vis comica war an Lebenswahrheit und Schlagkraft unfehlbar sicher; Tonfall und Mienenspiel wurden aufs beste unterstützt durch eine große Beweglichkeit, die ihn, der von Jugend an ein leidenschaftlicher Turner gewesen ist, auch im Alter nie ganz verließ. Zu seinen Glanzleistungen gehörten der Masetto im Don Juan, Ritter Adelhof im Waffenschmied von Worms, Lambertuccio im Boccaccio, Lubowski in Doktor Klaus, der Kutscher in den Dienstboten, Richter Adam im Zerbrochenen Kruge, der Kapuziner in Wallensteins Lager, Jetter im Egmont, der Totengräber im Hamlet. Und doch gab M. in dem Alten Bauern der Philippine Welser und ganz besonders im Miller der Kabale und Liebe sein Allereigenstes und Bestes; keine Bühne besaß in den achtziger Jahren nach Bulthaupts Urteil einen besseren Miller als die unsrige in M. — und daß er trotzdem alle lockenden Engagements (z. B. nach St. Petersburg) ausschlug und uns verblieb, beweist wie der als Künstler und als Charakter in seiner häuslich soliden Tüchtigkeit vom Bremer Publikum gleich geschätzte Mann sich bei uns wohl gefühlt hat.

A. Lonke.

**Marcus**, Victor Wilhelm, wurde als Sohn des Stadtrats Kommerzienrats Julius M. am 9. Juli 1849 in Köln geboren, aus einer Familie, deren Mitglieder durch Generationen im Bergischen als Ärzte, Pastoren und Juristen tätig waren. M. hat die größere Hälfte seines Lebens in Bremen zugebracht, aber bis zum

Ende seine rheinische Heimat in Sprache und Wesen niemals verleugnet. Indes war dem rheinischen Humor, der heitern Grundstimmung seiner Natur, die er sich auch unter schwierigen Geschäften und unter schmerzhaften Leiden bewahrte, schon durch seine Mutter, eine Engländerin, ein dem ernstern norddeutschen Charakter verwandter Zug beigemischt. Diese glückliche Mischung, verbunden mit einer natürlichen Liebenswürdigkeit, hat ihm, als er, 27 Jahre alt, nach Bremen übersiedelte, den Eintritt in die fremdartigen Verhältnisse erleichtert und ihn, namentlich als er nach einigen Jahren sich hier glücklich verheiratet hatte, in Bremen rasch völlig heimisch gemacht.

M. war ungewöhnlich früh, wenig über 17 Jahre alt, im Herbst 1866, auf die Universität Bonn gegangen, wo er sogleich zur Ableistung seines einjährigen Dienstes bei den Husaren und, fast ein Symbol seiner künftigen Beziehungen zu einer Hansestadt, gleichzeitig in das Korps der Hanseaten eingetreten war. Nach Beendigung seines militärischen Dienstjahres hatte er sich im Herbst 1867 nach Berlin gewandt, um dort seine juristischen Studien fortzusetzen oder wohl eigentlich erst zu beginnen. Er muß emsigen Fleiß an sie gewandt haben, denn er konnte schon nach fünf Semestern, im April 1870, sein Referendarexamen machen. Kaum in die juristische Praxis eingeführt, wurde er zu seinem Husarenregiment einberufen, um zunächst bei Cuxhaven Küstenwacht zu halten und dann unseren Heeren nach Frankreich zu folgen. Erst nach zehn Monaten kehrte er nach Berlin zurück. Im März 1876 bestand er sein zweites Examen und wurde gleich darauf zum Gerichtsassessor ernannt. Aber schon derzeit hatte er den Wunsch, in die eben erledigte Stelle eines Syndikus der bremischen Handelskammer einzutreten, um hier einen Einblick zu gewinnen in die großen Handels- und Verkehrsinteressen Deutschlands. Indes fiel die Wahl damals auf Dr. Theodor Barth; und erst als im Herbste desselben Jahres durch die Berufung des Syndikus Herm. Meier in den Senat abermals eine Vakanz eingetreten war, wurde M. seinem neuerdings bekundeten Wunsche entsprechend zum Syndikus der Handelskammer erwählt.

So kam er im November 1876 nach Bremen, das er einmal von Cuxhaven aus besucht und seither in freundlicher Erinnerung behalten hatte. Er hat dann durch 35 Jahre mit nie versagender

Hingabe den Lebensinteressen Bremens gedient. Es war eine Zeit tiefer geschäftlicher Depression, als er in die bremischen Dienste trat, unerfreulich, ja schwer zu tragen für die Kaufmannschaft, lehrreich für einen jungen Mann, der offenen Auges die Ursachen des Niederganges, an dem er persönlich nicht beteiligt war,. beobachtete und die Mittel zur Besserung der Lage im Kreise sachverständiger Männer zu erwägen lernte. Er fand sich überaus rasch in die Aufgaben hinein, die ihm übertragen wurden. Und als nach einigen Jahren Franzius sein großes Projekt der Korrektion der Unterweser vorlegte, da gehörte M. alsbald zu den eifrigsten Befürwortern des Planes, ja mehr als das. M. war es, der, sobald sich ergab, daß Bremen die Ausführung allein auf seine Schultern nehmen müsse, überzeugt davon, daß die gewaltigen Kosten des Unternehmens nur durch eine Schiffahrtsabgabe aufgebracht werden könnten, den bisher in erstaunlichem Maße bewährten Finanzplan ausarbeitete, der demnächst den Senat und die Bürgerschaft ermutigte, die Ausführung zu beschließen, falls das Reich der Erhebung der geplanten Schiffahrtsabgaben zustimmte.

Noch ehe diese Frage ihre Erledigung gefunden hatte, trat unter dem gewaltsamen Willensdrucke des Fürsten Bismarck an Bremen wie an Hamburg die Notwendigkeit heran, in das Zollgebiet des Reiches einzutreten. Damit war für Bremen das Erfordernis einer großen Hafenanlage an der Stadt gegeben. Franzius, der bereits im Anschluße an sein Korrektionsprojekt einen Plan für eine solche Anlage entworfen hatte, fand auch für diesen in M., der seit 1881 Mitglied der Bürgerschaft war, einen warmen Fürsprecher. Zugleich arbeitete sich M. eifrig hinein in das Verständnis all der schwierigen Fragen, die die Wirkung des bevorstehenden Zollanschlusses auf den Großhandel betrafen.

So war denn M., als er am 3. Dezember 1887 in den Senat gewählt wurde, aufs beste vorbereitet, in leitender Stellung an den großen Aufgaben mitzuwirken, die Handel und Schiffahrt Bremens in neue, ungewohnte Bahnen lenken sollten. Und als nur fünf Vierteljahre nach seinem Eintritte in den Senat, am 9. März 1889, Senator Hermann Meier starb, dessen Nachfolger M. einst als Syndikus der Handelskammer gewesen war, da fiel diesem der Ausbau der Organisation der eigenen bremischen Zollverwaltung zu, die Meier ins Leben gerufen hatte. M. war dazu um so besser be-

fähigt, als er schon gleich nach seinem Eintritt in den Senat für den schon damals kranken Senator Meier als bremisches Mitglied in die Zollvollzugskommission eingetreten war und so in den meist in Hamburg geführten Verhandlungen ein volles Verständnis für die Aufgaben der Zolldirektive sich erworben hatte.

Wie an den Zollangelegenheiten und in diesen die letzten zwanzig Jahre seines Lebens als Vorsitzender, so hat M. von Anfang seiner senatorischen Amtsführung bis zu seinem Tode auch an der Behörde für Handel und Schiffahrt teilgenommen und vor allem an der kurz vor seinem Eintritt in den Senat ins Werk gesetzten Unterweserkorrektion. Wenn er in der für diese eingesetzten Deputation auch nur in den letzten sechs Jahren formell die Leitung in Händen hatte, so war er doch schon lange vorher die treibende Kraft, unermüdlich beflissen, das große Werk, das Bremen erst wieder im wahren Sinne des Wortes zu einem Seehafen machen sollte und gemacht hat, so schnell wie möglich zu fördern, darin mit dem Urheber des Planes, Franzius, eng verbündet.

Fast ebenso lange wie dem Senate hat er der Deputation für Häfen und Eisenbahnen und der Deputation für Statistik angehört. Im Jahre 1889 wurde er zum stellvertretenden Bevollmächtigten im Bundesrate, bald darnach auch zum Mitgliede der Kommission für Reichs- und auswärtige Angelegenheiten ernannt. Indes hat er in dieser erst während seines letzten Lebensjahres die Leitung innegehabt und zugleich als erster Bevollmächtigter zum Bundesrat gewirkt. Dem Tonnen- und Bakenamte gehörte er seit 1891, der Handelskommission seit ihrer Einsetzung im Jahre 1893 an. Als Kommissar in Eisenbahnangelegenheiten fungierte er von 1891 an fast zwanzig Jahre lang.

Neben allen diesen für die wichtigsten Interessen Bremens bedeutsamsten Behörden hat M. einige Jahre lang der Steuerdeputation und der Behörde für das Auswandererwesen angehört, von 1896—1909 auch der Walldeputation und seit 1899 der Deputation für den Ratskeller.

Schon diese Aufzählung der Ressorts, in denen M. beschäftigt war, ergibt das Bild einer ungewöhnlich umfassenden Tätigkeit, und doch erschöpft sie noch nicht die Aufgaben, an denen er mitarbeitete. Nach Vollendung der die Stromstrecke von Bremen bis Bremerhaven umfassenden Unterweserkorrektion ergab sich die Notwendig-

keit, auch das Fahrwasser der Außenweser unterhalb Bremerhavens zu vertiefen und zu regulieren. Gleichzeitig erforderte das Wachstum der Flotte des Norddeutschen Lloyd und der Größe der Schiffsgefäße gewaltige Ausdehnungen der Hafenanlagen in Bremerhaven mit einer Schleusenanlage von bis dahin unbekannten Abmessungen. M. hat insbesondere an den Vorarbeiten für diese Unternehmungen, einem Vertrage mit Preußen und Oldenburg wegen Aufbringung der Mittel für die Außenweserkorrektion und einem weit schwierigeren Vertrage mit Preußen allein wegen Ausdehnung des bremischen Geländes für die Hafenbauten, eifrig und erfolgreich mitgewirkt.

Alle diese der Verbesserung der ganzen Unterweser dienenden Arbeiten haben den Erfolg gehabt, die bremische Seeschiffahrt nicht nur lebensfähig zu erhalten, sondern ihr auch die Möglichkeit einer fernern bedeutenden Entwicklung zu eröffnen. Allein M. hat daneben, schon als er noch Syndikus der Handelskammer war, seine Aufmerksamkeit auch den Binnenwasserstraßen zugewandt, deren oft beklagte Unzulänglichkeit für den bremischen Warenverkehr mit dem Oberlande ihm frühzeitig entgegengetreten war. So hat er denn an dem großen Projekte des Mittellandkanals, der den Rhein mit der Elbe verbinden sollte, eifrig mitgearbeitet und in Verbindung damit an einer umfassenden Kanalisation der Oberweser; er wirkte insbesondere mit dazu, daß Bremen sich bereit zeigte, ein weiteres großes finanzielles Risiko für solche Verbesserung seiner Verbindungen zu übernehmen. Er hat es tief bedauert, daß der Mittellandkanal vorderhand nur bis zur Weser ausgeführt wird, und daß diese in ihrem Oberlauf anstatt einer durchgreifenden Regulierung mit einigen Verbesserungen ihres Fahrwassers sich begnügen mußte. In den letzten Jahren seines Lebens hat er dann auch das Projekt eines Hunte—Emskanals mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperaments und seiner Willenskraft zu fördern unternommen.

Gegen Ende 1905 wurde M. für die folgenden vier Jahre und gegen Ende 1910 wiederum zum Bürgermeister erwählt. In den Jahren 1907 und 1909 war er Präsident des Senats.

Zu keiner Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit aber hat M. neben der ihm in erster Linie obliegenden Förderung der großen materiellen Interessen Bremens die Pflege ideeller Bestrebungen vernachlässigt. Auch amtlich ist er für sie in verschiedenen Rich-

tungen tätig gewesen. Seit 1892 gehörte er der Behörde für das städtische Museum für Natur- und Völkerkunde an, seit 1904, zuletzt als Vorsitzender, der Rohlandstiftung für die Verschönerung der Stadt Bremen, seit 1908 der Kommission zur Erhaltung der Denkmale. Auch daß er von Anbeginn an der Spitze der Kommission gestanden hat, der der Bau des neuen Rathauses anvertraut war, darf hierher gerechnet werden. Denn eben M. war es, der einen lebhaften Anteil an der künstlerischen Ausgestaltung dieses Hauses nahm, der noch zuletzt durch die Stiftung eines Wandgemäldes für den künftigen Festsaal des Senats sein Interesse an der Sache betätigte. Es ist schmerzlich, daß er die Vollendung des Rathauses nicht erlebt hat.

Die bildende Kunst hat jederzeit an ihm einen warmherzigen und opferwilligen Förderer gefunden, wovon die von ihm gestifteten Denkmale noch künftigen Geschlechtern erzählen werden. Der Brunnen im Bürgerpark, der allgemein mit seinem Namen bezeichnet wird, war die erste Gabe, die er schon zu Anfang der achtziger Jahre der Öffentlichkeit darbrachte. Und wieder mit einem Brunnen schmückte er im vorletzten Jahre seines Lebens die tote Ecke des Liebfrauenkirchhofs, mit einer Schöpfung des Münchener Bildhauers Herm. Hahn, die gleichzeitig mit dessen am Turme der Liebfrauenkirche errichteten Moltkedenkmals vollendet wurde. Der neuen Michaeliskirche hat M. zu Ende der neunziger Jahre die schöne in Kupfer getriebene Statue des hl. Michael geschenkt, den würdigsten Schmuck der Vorderfront des Baus; der Wilhadikirche bald darnach auf Bitten des Pastors der Kirche ein Glasgemälde, den hl. Marcus darstellend. Für das Senatszimmer des Ratskellers stiftete er die in Bronze ausgeführte Gruppe, in der ein Dresdner Künstler die Bremer Stadtmusikanten nach dem bekannten Märchen mit gutem Humor dargestellt hat. In mannigfacher anderer Weise hat er auch sonst künstlerische Aufgaben in Bremen gefördert. So ist auch sein eigenes schönes Haus, das er zu Anfang der neunziger Jahre von Ed. Gildemeister in den einfach vornehmen Formen italienischer Renaissance erbauen ließ, ein Zeugnis seines Kunstsinnes.

Wie an allen diesen von M. hervorgerufenen oder unterstützten Werken der bildenden Künste seine Gattin den lebhaftesten Anteil nahm, so hat sie auch die großartigste und bedeutsamste Stiftung ihres Mannes, die öffentliche Lesehalle von Anbeginn unermüdlich

gefördert. Seit M. im Jahre 1901 sich entschloß, den Vorsitz in dem für die Errichtung und Verwaltung einer Lesehalle gebildeten Vereine zu übernehmen, hat er mit erstaunlicher Energie und außerordentlicher Liberalität das Werk ins Leben gerufen und seine weitere Ausbildung geleitet. Das ganze inmitten der alten Stadt und also auf kostspieligem Grund und Boden an Stelle mehrerer älterer Häuser zweckmäßig und weiträumig von dem Architekten Heinrich Mänz aufgeführte Gebäude hat M. der Lesehalle als Geschenk dargebracht und noch die gesamte Mobiliareinrichtung, die den Räumen bei solider Einfachheit ein ungemein behagliches und einladendes Wesen verleiht, hinzugefügt. Und damit nicht genug, hat er in den nächsten Jahren neben seinen umfangreichen Amtsgeschäften sich beständig Zeit abgemüßigt, um auf alle großen und kleinen Dinge zu achten, die mit dem Getriebe der bald von Tausenden benutzten Bildungsstätte zusammenhingen, und ist wiederholt noch mit erklecklichen Summen eingesprungen, um das Gleichgewicht des Budgets zu erhalten, ohne die wünschenswerte oder erforderliche Erweiterung und Erneuerung der Bibliothek des Instituts zu hemmen.

M., der selbst viele Bücher kaufte und viel las, hatte einen hohen Respekt vor der durch gute literarische Werke übermittelten geistigen Bildung und daher ein tief empfundenes Bedürfnis, der minderbemittelten Bevölkerung die Gelegenheit zu schaffen, ihre Intelligenz und ihre Kenntnisse durch gute Lektüre zu fördern. Es ist zu hoffen, daß die Lesehalle, die im wesentlichen durchaus als sein Werk gelten darf, auch künftig immer Mäzene finden wird, die bereit sind, ihre geistige Kraft und ihre finanziellen Mittel dem schönen Zwecke zu widmen.

Aus allem Gesagten geht schon hervor, daß M. sich in sehr günstiger Vermögenslage befand. Aber er gehörte zu denen, die aus solcher Lage für sich die Pflicht herleiten, nicht allein der Armut ein allezeit freundlicher, warmherziger Helfer zu sein, sondern auch das Gemeinwohl nach Kräften zu fördern. Und wie er es tat, ohne Anspruch auf öffentliche Anerkennung, fast verlegen, wenn sie ihm einmal entgegen gebracht wurde, darin offenbarte sich seine wahrhaft vornehme Denkungsart. Er hatte eine innerliche Freude und Genugtuung am Schaffen für seine Mitmenschen und am Geben, und das genügte ihm. Er besaß die Herzenshöflichkeit, die, aus dem Grunde seines Wesens erwachsen, durch Erziehung, durch den

auf häufigen, weit ausgedehnten Reisen gewonnenen Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen und durch eine umfassende geistige Bildung ausgestaltet war; sie war es, die ihm früh schon ein rücksichtsvolles Verhalten gegen alle, wer immer sie waren, zur andern Natur gemacht hatte. Und wenn er in amtlichen oder außeramtlichen Verhältnissen schon einmal in Lagen kam, in denen mit der Höflichkeit nichts auszurichten war, da half ihm sein guter rheinischer Genius, ein rechtzeitiger humoristischer Einfall über die Schwierigkeit hinweg und besiegte wohl die Gegner.

So hat M. ein innerlich und äußerlich ungewöhnlich reiches Leben gehabt. Es ist in weitesten Kreisen unserer Stadt und weit über sie hinaus tief beklagt worden, daß er nach kurzer, schwerer Krankheit auf dem Weißen Hirsch bei Dresden, wo er oft und gern Erfrischung von den Anstrengungen seines Berufs gesucht und gefunden hatte, am 17. November 1911 im 63. Lebensjahre vom Tode ereilt wurde. Allgemein war die Empfindung, daß Bremen einen seiner hervorragendsten Bürger verloren habe, einen Mann, von dessen Fähigkeiten unsere Stadt noch viel Gutes zu erwarten gehabt hätte. Die Totenfeier, die in den schönen Hallen unseres Domes unter der Teilnahme von Tausenden am 21. November stattfand, legte ein beredtes Zeugnis ab für die Liebe, Freundschaft und Verehrung, die er sich erworben hatte. Das Beste vielleicht, das man von M. sagen kann, hat sein nächster persönlicher Freund, der Präsident des Senats, in seinem Nachruf auf den eben hingeschiedenen Kollegen gesagt: „Stets auf das große Ganze nur war sein Sinn gerichtet; persönliche Interessen waren ihm in seinem Wirken fremd."

Der Staat Bremen, herausgeg. von Julius Eckstein, Berlin 1907; Erste Lieferung mit Porträt von M. W.-Z. vom 18. Dez. 1911 (E. Fitger). Rede des Senatspräsidenten Bürgermeister Barkhausen bei Einführung des Nachfolgers von M. am 9. Dez. 1911, Verh. der Bürgerschaft, S. 806f. Bippen.

**Meier**, Daniel Eduard, Sohn des Dr. jur. Gerhard M. (1775—1848), geb. 15. Jan. 1812, gest. 5. Sept. 1873, studierte Medizin und übte in Bremen die ärztliche Praxis aus. Durch körperliche Gebrechlichkeit — er mußte sich eines künstlichen Beines bedienen — war er in seiner Tätigkeit vielfach behindert. Während

des Krieges war er 1848 in schleswig-holsteinischen Lazaretten beschäftigt. Er lernte hier die Luise Franziska Aston kennen, eine emanzipierte Dame, die zu jener Zeit wegen ihrer Exzentrizitäten in den Tagesblättern oft genannt wurde. Damals versuchte sie sich als Krankenpflegerin. Als die Bremer Krankenanstalt in der Wisch- an der jetzigen St. Jürgenstraße gebaut werden sollte, wurde M. ausersehen, gemeinsam mit dem Baudirektor A. Schröder im Interesse des Neubaus eine größere Zahl auswärtiger Hospitäler zu besichtigen. Es geschah dies im Frühling 1849; in einer 1850 erschienenen Schrift: „Die neue Krankenanstalt in Bremen" gab M. unter Bezugnahme auf seine Reiseerfahrungen eine treffliche Beschreibung der Anstalt heraus, und zwar mit Besprechung der Gründe, welche zu der Wahl der einzelnen Einrichtungen geführt hatten. Am 17. April 1850 wurde er zum leitenden Arzt der neuen Anstalt ernannt und trat dies Amt am 24. Juli 1851 an, nachdem er vorher (25. November 1850) die Luise Aston geheiratet hatte. Seine ärztliche Wirksamkeit fand volle Anerkennung, aber er war außerstande, die ständige Einmischung seiner Frau in die Angelegenheiten der Anstalt zu verhindern. Es wurde ihm daher sein Amt am 1. November 1854 auf den 1. Mai 1855 gekündigt. Er verließ dann Bremen und lebte noch fast zwei Jahrzehnte in Österreich und Ungarn, wo er, unter vielfachem Wechsel der Aufenthaltsorte, in verschiedenen Bädern eine ärztliche Tätigkeit ausübte.

W. O. Focke.

**Meier**, Diedrich, geb. in Bremen als Sohn des Senators, später Bürgermeisters Diedrich M. am 23. Juni 1787, studierte in Heidelberg und Göttingen die Rechtswissenschaft und wurde 1810 Advokat in Bremen. Im Januar 1815 in den Senat gewählt, nahm er vornehmlich an den Justizgeschäften, dann auch an Kirchen- und Schulsachen einen förderlichen Anteil. Eine Broschüre, die er unter dem Titel „Ein Wort über Aktenversendung an teutsche Fakultäten" 1817 (anonym) erscheinen ließ, trug dazu bei, die Gegnerschaft Hamburgs gegen ein gemeinsames Ober-Appellations-Gericht der freien Städte zu brechen. M. hat sich um die Gründung dieses Gerichtshofs auch als Vertreter des Senats bei den 1817 und 1819 in Hamburg gepflogenen Verhandlungen sehr verdient gemacht. Am 20. September 1845 wurde er zum Bürgermeister gewählt. In

dieser Eigenschaft hat er am 8. März 1849 die seinen Anschauungen keineswegs entsprechende Verfassung unterzeichnen müssen. Er hat das Bürgermeisteramt, in den letzten Jahren seines Lebens mehrfach längere Zeit durch Krankheit behindert, bis zu seinem Tode am 27. April 1857 fortgeführt. Bippen.

**Meier,** Hermann Henrich, geb. am 16. Oktober 1809, gest. am 17. November 1898, war ein Sohn des Kaufmanns Herm. Henr. M., der Ende des 18. Jahrhunderts in Newyork mit seinem Bruder Caspar M. die Firma C. & H. H. Meier (heute Ölrichs & Co.) und nach seiner Rückkehr nach Bremen hier 1805 die Firma H. H. Meier & Co., eine „nordamerikanische Handlung", später auch Reederei, gegründet hatte; er starb, als sein Sohn H. H. zwölf Jahre alt war. Die Familie zog nach Stuttgart, wo M. das Obergymnasium besuchte. 1826 kam er als Lehrling in das väterliche Geschäft, als dessen Vertreter er schon 1831 ins Ausland gesandt wurde, zunächst nach England und dann nach Boston, wo er von 1832—38 einen genauen Einblick in das amerikanische Geschäft gewann. Während dieses Aufenthalts wurde er am 1. Januar 1834 in die Bremer Firma als Teilhaber aufgenommen. 1838 kehrte er nach Bremen zurück und wurde hier bald der rührigste Vorkämpfer der Kaufmannschaft im öffentlichen Leben. 1827 war Bremerhaven gegründet worden, und in demselben Jahre hatten die Hansestädte einen vorteilhaften Handels- und Schiffahrtsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika abgeschlossen. Unter den Wirkungen dieser wichtigen, die Unternehmungslust anspornenden Vorgänge war M. herangereift. Er hatte es mitschaffend erlebt, wie der Handel Bremens mit den Vereinigten Staaten, an erster Stelle der Tabakhandel, aufblühte, und wie in dem wachsenden Schiffsverkehr Bremens die amerikanische Flagge mehr und mehr, namentlich mit der Zunahme der Auswanderung, durch die bremische verdrängt wurde. Nun galt es, dieser aufstrebenden Entwickelung, im Wettkampf mit den durch ihre natürliche Lage begünstigten Nachbarhäfen am Rhein und an der Elbe, vor allem vollkommenere Verkehrsmittel, als Bremen bis dahin zur Verfügung standen, zu schaffen, und diese Aufgabe erfaßte besonders auch M. alsbald mit außerordentlicher Tatkraft. Eine von ihm mit Hilfe englischen Privatkapitals geplante Eisenbahnverbindung Bremens mit seinem

Seehafen konnte er zwar, da 1847 eine Geldkrisis in England eintrat und sodann die deutschen politischen Ereignisse von 1848 eine Wiederaufnahme des Planes verhinderten, nicht durchführen; die Bahn wurde erst 1862 auf Kosten Bremens und Hannovers gebaut, nachdem es M. inzwischen gelungen war, wenigstens einen Schleppdampferverkehr auf der Unterweser einzurichten. In der Hauptsache aber, auf die es ankam, der Ausbildung des Seeweges für den bremischen Handel mit Nordamerika, errang er einen rechtzeitigen vollen Erfolg. 1844 war in Newyork der Plan entstanden, eine amerikanische Dampferlinie zwischen Newyork und einem kontinentalen europäischen Hafen zu errichten. Als es dem Senat durch seinen nach Washington entsandten Unterhändler, den Kaufmann C. T. Gevekoht, gelungen war, beim amerikanischen Kongreß die Wahl Bremerhavens als Endpunkt der Linie gegenüber dem lebhaften Mitbewerb außerdeutscher Häfen durchzusetzen, das Unternehmen jedoch an einer ungenügenden Zeichnung des Aktienkapitals zu scheitern drohte, empfahl M. als Mitglied einer von Senat und Bürgerschaft zur Förderung der für Bremen überaus wichtigen Angelegenheit eingesetzten Deputation mit großer Wärme eine Subvention Bremens, die auch beschlossen, aber von der Beteiligung anderer deutscher Staaten abhängig gemacht wurde. Im Verfolg der hierauf gerichteten Bemühungen des Senats wurde M. mit zwei anderen Kaufleuten nach Berlin gesandt, um die preußische Regierung für die nationale Sache zu gewinnen. Dies gelang, und, nachdem auch fast alle anderen deutschen Staaten sich verhältnismäßig beteiligt hatten, kam die Ocean Steamship Navigation Company als erste direkte Dampferverbindung zwischen Nordamerika und dem europäischen Kontinent zustande. Dieser Ausgang war für die weitere Lebensentwickelung Meiers von grundlegender Bedeutung, da auf der so gebildeten festeren Basis des bremisch-amerikanischen Seeverkehrs im Jahre 1857, als die amerikanische Gesellschaft sich auflöste, das bremische Schiffahrtsunternehmen erstand, das seine Hauptlebensarbeit und sein größter Lebenserfolg wurde, der Norddeutsche Lloyd. M. hat einunddreißig Jahre an der Spitze der Gesellschaft als Vorsitzender des Aufsichtsrats gestanden, vom Tage ihrer Konstituierung, dem 20. Februar 1857, bis 1888, und sie im Verein mit ausgezeichneten Direktoren zu einem Verkehrsorgan von weltwirtschaftlicher Bedeutung entwickelt. Mit großem kaufmännischen

Geschick und zähem Wagemut hat er schwere Zeiten, namentlich die bald nach der Gründung das junge Unternehmen gefährdenden Jahre des nordamerikanischen Bürgerkrieges, überwunden und günstige Konjunkturen ausgenutzt zu lebhaftestem Aufschwunge. Ein Jahr vor der Gründung des Lloyd war das erste große bremische Kreditinstitut, die Bremer Bank, unter dem Vorsitz Meiers im Verwaltungsrat, eröffnet worden, zur rechten Zeit um Bremens Handel und Schiffahrt über die schwere, von Nordamerika übergreifende Handelskrisis im Herbst 1857 hinweg zu helfen. M. setzte damals durch entschlossene schleunige Heranziehung ausländischen Goldes die Bank in den Stand, die bremische Börse hinreichend zu stützen. Die Bremer Bank ist auch weiterhin unter der umsichtigen, soliden Geschäftsleitung Meiers, der den Vorsitz bis zu ihrer Vereinigung mit der Dresdner Bank im Jahre 1895 beibehielt, stets eine starke Stütze des bremischen Handels geblieben.

Es versteht sich, daß eine so groß angelegte und für das öffentliche Leben begabte Persönlichkeit wie M. sich auch in vielen anderen bedeutsamen Fragen, die seine engere Heimat sowie das weitere Deutschland angingen, geltend machte, und sich insbesondere zur Mitarbeit in parlamentarischen Körperschaften vorzüglich eignete. Der bremischen Bürgerschaft gehörte er seit seiner bald nach 1840 erfolgten Berufung in den Bürgerkonvent fast ununterbrochen bis 1874 an. Zu Anfang 1849 entsandte ihn der Wahlkreis Bremervörde bei einer Nachwahl in die Frankfurter Nationalversammlung, wo er sich zusammen mit seinem Landsmann Arnold Duckwitz, dem damaligen Reichshandelsminister, besonders Handels- und Schiffahrtsangelegenheiten widmete und auch an den Vorarbeiten für die erste deutsche Kriegsmarine beteiligt war. 1867 wählten seine Mitbürger ihn mit großer Mehrheit in den konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes und gleich darauf auch in den ersten ordentlichen Reichstag. Im Reichstage des neuen Reiches vertrat er Bremen nur von 1881—87, nachdem er 1871 aus persönlichen und geschäftlichen Gründen eine Wahl abgelehnt, und, 1874 gegen Mosle unterlegen, 1878 das Mandat für Schaumburg-Lippe übernommen hatte. M. schloß sich der nationalliberalen Partei an. Er genoß als genauer Kenner der Handels- und Schiffahrtsverhältnisse, namentlich aber wegen seines vornehmen zuverlässigen Charakters im Reichstage sowie bei der Reichsregierung großes Ansehen

und hat durch seine praktische Vermittelung in schwierigen Lagen, besonders nach der Schwenkung Bismarcks zur Schutzzollpolitik im Jahre 1878, nicht zum wenigsten aber auch durch sein festes selbstbewußtes Auftreten, Bremens Handel und Schiffahrt wichtige Dienste geleistet. Der Handelskammer gehörte M. von 1853—64 und von 1866—74 an; sie delegierte ihn 1862 in den Ausschuß des ein Jahr zuvor gegründeten Deutschen Handelstages, dessen Vorsitzender er 1864 wurde. Im folgenden Jahre lehnte er eine Wiederwahl ab und schied auch aus dem Ausschuß aus.

1866 verlieh ihm der Senat die goldene Medaille, das einzige Ehrenzeichen Bremens zur Anerkennung großer Verdienste um das allgemeine Wohl, indem er in seinem Begleitschreiben namentlich die Freudigkeit und Treue rühmte, mit der M. immer von neuem seiner Vaterstadt seine Kräfte gewidmet habe. Der unmittelbare Anlaß zu dieser Auszeichnung war eine vertrauliche Entsendung Meiers nach Berlin bald nach der Schlacht bei Königgrätz, um für den Fall eines Friedensschlusses mit dem Königreich Hannover langjährige Beschwerden des bremischen Handels gegen die engherzige hannoversche Politik zum Austrag zu bringen. Als während dieser Verhandlungen die Annektierung Hannovers durch Preußen erklärt wurde, nutzte M. in geschickter Weise die Gelegenheit, um Bremen eine freundschaftliche Haltung seines neuen Nachbarn zu sichern.

Liegt die Bedeutung Meiers zuvörderst auf wirtschaftlichem und wirtschaftspolitischem Gebiete, so hat er doch auch auf dem Felde idealen Strebens eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Als 1865 die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zustande kam, wählten die zu ihrer Konstituierung in Kiel versammelten Abgesandten der bis dahin bestehenden lokalen Rettungsvereine einmütig M. zum Vorsitzenden. So kam der Sitz der Gesellschaft nach Bremen, von wo aus auch die Gründung, insbesondere durch den Schriftführer des Bremer Rettungsvereins, Dr. Emminghaus, betrieben worden war. Der nationale Gedanke war in dem Aufruf zu dieser Gründung stark betont worden; es muß für M. ein besonderer Reiz gewesen sein, an die Spitze eines solchen, der deutschen Reichseinheit vorarbeitenden nationalen Unternehmens zu treten. Diesem selbst war mit der Wahl Meiers vortrefflich gedient: sein Name war in den vorhergehenden zwei Jahrzehnten weit über Bremen hinaus rühmlich bekannt geworden, sein persönlicher Ein-

fluß hat wesentlich dazu beigetragen, die Gesellschaft rasch über ganz Deutschland auszubreiten und ihr bald ansehnliche Betriebsmittel zu beschaffen. Regelmäßig nach Ablauf jeder dreijährigen Amtsperiode wiedergewählt hat M. bis an sein Lebensende den Vorsitz der Gesellschaft innegehabt; er hat sie seinen Nachfolgern hinterlassen als eine großartige Organisation freiwilliger Hilfsbereitschaft, als ein Werk, das sein inhaltreiches Leben harmonisch abgerundet hat, indem es, anklingend an sein einstiges Bemühen, zuerst ein allgemeines deutsches Interesse an der Seefahrt zu erwecken, andauernd mächtig dafür mitgewirkt hat, die Gedanken aller Deutschen dem Meere, dem Träger des Weltverkehrs, zuzulenken.

H. H. Meier war eine ausgeprägte Persönlichkeit. Zu seinem scharfumrissenen Charakter, dessen Zuverlässigkeit schon hervorgehoben wurde, gehörte ein starkes Selbstgefühl, das aber der von ihm vertretenen Sache oft zum Vorteil gereichte und in seinem Gesamtwesen ausgeglichen wurde durch die persönliche Uneigennützigkeit, die er bei der Verfolgung seiner großen Ziele stets bewährt hat.

A. D. B. LII, S. 291 ff. J. Rösing.

**Meier**, Hermann Henrich, Dr. jur., geb. 21. Dezember 1845 in Bremen, gest. 9. August 1905 in Harzburg, Sohn des Vorausgehenden. Nach Absolvierung des Gymnasiums studierte er auf den Universitäten Göttingen, Heidelberg, Berlin die Rechtswissenschaft, promovierte 1868 in Göttingen und bestand im nämlichen Jahre das Staatsexamen in Lübeck. Er arbeitete dann im kaufmännischen Geschäfte seines Vaters, unternahm 1871—72 größere Reisen, die ihn nach England, in die Vereinigten Staaten von Amerika bis San Franzisko, nach Westindien sowie Columbien bis Bogotá führten, und trat 1872 als Teilhaber in die väterliche Firma H. H. Meier & Co. ein. Dr. M. widmete ein Hauptinteresse der Musik und der bildenden Kunst. Er war lange Jahre Vorsitzender des Kunstvereins seiner Vaterstadt und besaß eine große Sammlung graphischer Blätter moderner Meister, für die er testamentarische Verfügungen traf, welche dem Kunstverein die künftige Erwerbung sichern. Ein geringer und minder wertvoller Teil seiner Sammlung ist im Mai 1908 in Berlin verauktioniert. Über seine Sammlungen verfaßte er einen genauen Katalog. Joh. Focke.

**Meier**, Hermann Henrich, geb. als Sohn des Ältermanns Diedr. M. am 1. November 1844 in Bremen, gestorben daselbst am 9. März 1889, Neffe und Vetter der beiden vorgenannten gleichnamigen Männer, hat in einem allzu kurz bemessenen Leben mehr noch als durch Kenntnisse und Einsicht durch die stille Wirkung seiner Persönlichkeit einen erheblichen Einfluß ausgeübt. Er hatte anfänglich seiner innern Neigung folgend die Theologie sich zum Studium erwählt, vertauschte sie aber, nachdem er zur Kräftigung seiner von jeher zarten Gesundheit einen Winter in Pisa verlebt hatte, mit der Jurisprudenz. 1868 bestand er das Staatsexamen in Lübeck und wurde alsdann Rechtsanwalt in Bremen. Im Herbst 1871 zum Syndikus der Handelskammer erwählt, bearbeitete er vornehmlich die Schiffahrtsangelegenheiten und Zollsachen. In die Bürgerschaft war er schon kurz vorher eingetreten und hatte dort durch seinen Kenntnisreichtum, seine Sachlichkeit und seinen liebenswürdigen Charakter sich rasch Ansehen erworben. So wurde er am 13. Okt. 1876 zum Mitgliede des Senats erwählt. Auch hier ist er vornehmlich mit den Angelegenheiten der Schiffahrt, der Eisenbahnen, des Zollwesens beschäftigt gewesen, daneben auch mit der Statistik und demnächst im Tonnen- und Bakenamte. Im Jahre 1878 wurde er neben Gildemeister zweites Mitglied der Kommission für Reichs- und auswärtige Angelegenheiten und bald darnach auch stellvertretendes Mitglied des Bundesrates. Er hat in dieser Eigenschaft häufig an den Verhandlungen des Bundesrates teilgenommen, weil Gildemeister schon damals nur ungern nach Berlin ging. So hatte sich M. auch in den Kreisen des Bundesrats, der Reichsregierung und der preußischen Regierung schon ein gutes Ansehen erworben, als er berufen wurde zu den beiden schwierigsten Verhandlungen, die Bremen in dem Jahrzehnt nach 1878 zu führen gehabt hat: dem uns von Preußen abgenötigten Verkauf unserer Eisenbahnbesitztitel und bald darnach zu den Beratungen über den Eintritt Bremens in das Zollgebiet des Reichs. In jener für die bremischen Finanzen sehr bedeutsamen Angelegenheit hat Meiers streng sachliche Behandlung ein für unsere Stadt weniger ungünstiges Endresultat erzielt, als anfänglich befürchtet werden mußte. In der Zollsache hat M., sobald die Notwendigkeit, in das Zollgebiet einzutreten, für Bremen gegeben war, sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, die Bedingungen des Anschlusses für unsere großen Handels- und Verkehrsinteressen

so zweckmäßig und schonsam wie möglich zu gestalten. Zu seinem eigenen, wie zu seiner Freunde und Kollegen Bedauern wurde er freilich wiederholt durch Krankheit monatelang aus den Geschäften herausgerissen. Dennoch darf man sagen, daß die eigene bremische Zollverwaltung, die M. selbst anfänglich nicht gewünscht hatte, weil er von einer gemeinsamen hanseatischen Zollverwaltung einen weit größern Einfluß auf die Reichsregierung erwartete, daß jene die Grundlage ihrer nun durch fast 25 Jahre bewährten Organisation in erster Linie M. verdankt.

Vgl. meinen Nachruf auf M. in der Weser-Zeitung, Nr. 15179 vom 17. März 1889. Bippen.

**Meinertzhagen**, Georg, der „Meisterschüler" Menkes, der in Bremen „vorzugsweise dessen religiöse, theologische und homiletische Traditionen in selbständiger Aneignung und teilweiser Weiterbildung" durch Predigt, Museumsvorträge und Predigerunterricht fortgepflanzt hat, wurde am 19. April 1804 zu Bremen als Sohn des Kaufmanns Daniel M. geboren, studierte seit 1823 in Tübingen, Halle (Tholuck) und Berlin (Neander, weniger Schleiermacher) Theologie, wurde nach in Bremen bestandenem Examen daselbst am 12. Januar 1827 Ministeriumskandidat, im selben Jahre dem Pastor am Armenhaus Motz als Katechet, 1828 als Gehülfsprediger beigegeben und nach dessen Tod 1829 zum Pastor am Armen-, Kranken- und Zuchthaus ernannt, als welcher er am 4. Februar 1856 starb. Sein reicher handschriftlicher Nachlaß (Vorträge, Predigten u. a. m.) nebst einem Bericht über sein Ende ist im Besitz seiner Tochter. Von ihm ist außer einzelnen Predigten gedruckt: Predigten, Br. 1834. — „Des großen Königs Stadt" in Hasenkamps „Die Wahrheit zur Gottseligkeit", Jahrg. 1834, S. 207 f. — Vorlesungen über die Christologie des Alten Testaments, Br. 1843. — Die Hoffnung der Gläubigen. Eine theologische Vorlesung, Br. 1842. (Vgl. Rheinwalds Repert. XII, 7, 1844. — (Anonym.) Ein Wort der Abwehr und Rechtfertigung gegen die in dem Aufsatz: Einiges über den Einfluß der Naturwissenschaften usw. in Nr. 34 des Sonntagsblattes enthaltenen Angriffe auf Bibel und Christentum, Br. 1844. — Die religiöse Bedeutung der biblischen Wunder, Br. 1845. (Lehrreiche Rezens. dazu im „Neuen Repert." XI, 2.) — Über Wort und Bedeutung der biblischen Geschichte, Br. 1849. — Nachgelassene

Predigten. Mit Vorwort von Th. Achelis (Gröpelingen), Br. 1857. — Predigten über ausgewählte Psalmen, herausgegeben von L. Tiesmeyer, Br. 1875. Büttner.

**Melchers,** Anton Friedrich Carl, wurde als Sohn eines Landwirtes am 30. Oktober 1781 zu Varel in Oldenburg geboren und entstammte einer Familie, die ihres Glaubens wegen 1636 ihre Heimat in der Oberpfalz verlassen und im Lande des Grafen Anton Günther von Oldenburg freundliche Aufnahme gefunden hatte. Der junge M. trat 1796 am Kontor von J. F. Abegg in Bremen als Lehrling ein und machte sich am 1. Januar 1806 zusammen mit seinem Freunde Carl Focke unter der Firma Focke & Melchers selbständig. Man betrieb ein Warengeschäft in Kolonialprodukten nach Oldenburg und Hannover und gründete auch eine Schnupftabakfabrik. Doch wurde die bisherige Firma schon 1814 durch die neue Firma C. Melchers & Co. ersetzt, die das Geschäft zunächst in den alten Bahnen fortsetzte, dann aber mehr und mehr zur Reederei überging.

1837 wurde der älteste Sohn des Inhabers, Laurenz Heinrich Carl M., (geb. 8. Mai 1812), nachdem er einige Jahre in Amerika tätig gewesen war von seinem Vater als Teilhaber aufgenommen. Unter seiner und seiner Brüder tatkräftiger Mitwirkung nahm das Geschäft bald einen großen Aufschwung, besonders nach Cuba, gegen dessen Produkte man Spirituosen und Leinwand ausführte. 1846 wurde ein neues Geschäft in Mazatlan (Mexiko) gegründet, von dem sich später die Firma Melchers Gebrüder & Co. in Bremen abzweigte, und 1853 eröffnete ein anderer Sohn des Seniors die Firma Melchers & Co. in Honolulu, die auch am Walfischfang in der Südsee teilnahm.

In voller Befriedigung über das unaufhaltsame Anwachsen seines Hauses ist der Gründer desselben am 5. März 1854 gestorben.

Unter der Leitung von Laurenz Heinrich Carl M. wurde der Reedereibetrieb allmählich eingeschränkt, aber das kubanische Export- und Importgeschäft entwickelte sich lebhaft weiter, und auch mittelamerikanische und Brasiltabake wurden in seinen Bereich gezogen. 1857 beteiligte sich M. an der Gründung des Norddeutschen Lloyd, und 1866 wurde in Hongkong die Firma Melchers & Co. gegründet, die sich ebenfalls zu hoher Blüte entwickeln sollte. Am 21. Nov. 1888 starb L. H. C. Melchers in Wiesbaden.

Über die Geschichte des Geschäftes orientieren genauer zwei im Druck erschienene Schriften: C. Melchers & Co., Bremen 1906.

H. Entholt.

**Menke**, Friedrich August, wurde am 13. September 1791 als Sohn eines Bierbrauers in Bremen geboren, besuchte die lutherische Domschule, die er mit glänzendem Erfolge absolvierte, und die Universität Göttingen, wo er bald den Doktortitel und durch seine rastlosen und ausgebreiteten Studien ein rühmliches Ansehen erwarb. Schon mit 21 Jahren begann er selbst dort Vorlesungen zu halten, vertauschte dann aber diese Tätigkeit mit der eines Lehrers am Gymnasium und an der Ritterakademie in Lüneburg. Von hier wurde er 1817 in gleicher Stellung an die Hauptschule seiner Vaterstadt berufen, der er, bald ausschließlich am Gymnasium wirkend, volle 40 Jahre bis zu seinem Rücktritt im Herbst 1857 angehörte. Er genoß hier den Ruf einer schweren Gelehrsamkeit, wie er denn auch eine sehr bedeutende Bibliothek besaß, und hat besonders in der Prima viele Generationen mit unbestreitbarem Nutzen unterrichtet. Weniger günstige Seiten zeigte er in seinen langjährigen gehässigen Streitigkeiten mit seinem Direktor Weber, an denen M. den größeren Teil der Schuld trug. In Übereinstimmung befand er sich mit Weber nur in den freisinnigen religiösen Anschauungen, die er gleich diesem offen und bisweilen mit Schärfe bekannte, so in seinen „Betrachtungen am Grabe des Herrn Pastor Dr. A. L. F. Pletzer" (Bremen, J. G. Heyse, 1837).

Bei den Schülern erfreute sich M. einer zunehmenden Beliebtheit, weil er sie in außergewöhnlicher Weise auch außerhalb der Schule in ihren Studien zu fördern bemüht war. In besonderem Maße vermochte er dies zu tun, seitdem er selbst als Nachfolger Webers 1850 Leiter und dann 1852 Direktor des Gymnasiums geworden war, und er setzte dies auch noch im Ruhestande fort, in den er anläßlich der Reorganisation der Hauptschule 1857 übertrat. Auch seine eigenen Studien, zumal auf lexikographischem Gebiet, ließ er nicht ruhen, doch sind von ihm nur eine Göttinger Dissertation: Observationes criticae in Statii Achilleida, 1814, und eine Ausgabe von Lucian, Prometheus, Char., Tim., Traum, Hahn 1846 im Druck erschienen. Er starb am 15. September 1872 auf seinem Landgut zu Rablinghausen bei Bremen.

Ein Nachruf auf ihn findet sich im (Bremer) „Courier" vom 17. September 1872, 2. Blatt.

Vgl. auch H. Entholt, Die brem. Hauptschule von 1817—1858, Br. Jahrbuch, Bd. 23. H. Entholt.

**Menken,** Gottfried, der große Schrifttheologe und unübertroffene Meister der Homilie, der erste wahrhaft klassische Lebenszeuge der „Erweckungszeit" nicht nur in Bremen, sondern auch in ganz Norddeutschland, wurde am 31. Mai 1768 zu Bremen als Sohn des Kaufmanns Gootje M. und seiner Frau geb. Tiling, einer Enkelin von F. A. Lampe, geboren — der Maler J. H. Menken war sein Bruder —, besuchte das hiesige Gymnasium und ging Herbst 1788 als stud. theol., nachdem er „den Einzigen schon gefunden", nach Jena, wo er, vom Rationalismus endgültig abgestoßen und sich nur an der Bibel bildend, seine theologische Grunderkenntnis klar gewann, daß Gott sich in der Geschichte offenbart, und daß Christus der Mittelpunkt dieser „Tatoffenbarung" ist. Frühjahr 1790 siedelte er nach Duisburg über, wo er auch Herbst 1791 das theologische Examen bestand. 1793 trat er mit seinem „Beitrag zur Dämonologie" in die Reihe der theologischen Schriftsteller. Sein von Pietismus und Konfessionalismus freier, in etlichen Punkten (Dreieinigkeit, Versöhnung u. a.) von der Kirchenlehre abweichender Biblizismus, der ihm zunächst wesentlich aus der geistigen Umwelt seiner Jugend, dem altbremer Bibelchristentum seiner Familie zugeflossen war, und der nach glücklich passiertem Mystizismus (J. Böhme) durch eingehende Beschäftigung mit der Literatur, auch der zeitgenössischen (Goethe, Hamann u. a.), eine eigenartig weltoffen-humane Färbung erhalten hatte, bekam in der Duisburger Zeit sein letztes, bleibendes Gepräge, vor allem durch den Verkehr in den Kreisen F. A. Hasenkamps und durch das starke Berührtwerden von den Gedanken Bengels und besonders Dr. Samuel Collenbuschs, während andererseits die Ablehnung Kants und Schleiermachers für sein System bezeichnend geblieben ist. Ende 1793 wurde er Hilfsprediger in Uedem (Cleve), Frühjahr 1794 P. extrao. in Frankfurt a. M., Frühjahr 1796 ref. Prediger in Wetzlar. Am 14. Juni 1802 wurde er zum zweiten Pastor an St. Pauli in Bremen gewählt und trat die Stelle Anfang November an. Am 15. Mai 1811 wurde er P. prim. an St. Martini. 1825 legte er wegen stets zunehmender Kränklichkeit

mit hohen Ehren sein Amt nieder, wurde 1828 D. theol. von Dorpat und starb nach langen, schweren Leiden am 1. Juni 1831. Sein Grab war vor dem Herdentor, jetzt in Walle.

Seine Bedeutung in der Geschichte der Erweckung, der Homiletik und der Theologie — namentlich der Zusammenhang der v. Hofmannschen Theologie mit seiner Lehrweise — ist oft betont, aber umfassend bisher ebensowenig dargestellt, wie seine Bedeutung für die Entwicklung des kirchlichen Lebens in Bremen, so wertvoll in biographischer Beziehung Dr. C. H. Gildemeisters Werk über M. auch immer noch ist (2 Bde. Bremen 1860). Sicher war M. in Bremen durch seinen Unterricht, seine zahlreichen absolut „schriftgemäßen", mit hohem ethischem Ernst und in klassisch-schlichter Sprache abgefaßten Schriften und Predigten, durch seine ganze machtvolle, geniale Persönlichkeit der eigentliche „Scheider der Geister" in ein altgläubiges (biblizistisches) und ein neugläubiges Lager, und für Jahrzehnte hat er durch seine Denkweise in allen altgläubigen Gemeinden Bremens den Frömmigkeitstypus weiter, zum Teil sehr einflußreicher Kreise mit eigenartigem Gepräge versehen, wiewohl nur ein bestimmter Ausschnitt aus dem Kreise der von ihm beeinflußten Gemeindeglieder und Theologen im eigentlichen Sinne „Menkenianer" genannt werden konnten, und wiewohl M. selbst sich als ein Mann, dessen Lebenselement die Stille war, an den zur Zeit der Erweckung in Bremen aufkommenden Liebeswerken öffentlich kaum beteiligt hat. Der einzige Schatten, der auf diesem edlen, feinfühligen, in Selbstlosigkeit verzehrten Leben ruht, daß er mit seiner ihm 1806 angetrauten Frau Marie geb. Siebel aus Barmen schließlich doch in (freundschaftlicher) Trennung leben mußte, war ein Schatten nicht der Moral, sondern des Schicksals.

Von ihm: Gesammelte Werke in 7 Bdn., Bremen 1858, dazu Register von E. H. Gildemeister 1865 (Vorrede!). — Briefe des Dr. G. M. an H. N. Achelis, Br. 1859. — Festpredigten aus dem schriftlichen Nachlaß, Br. 1868 (mit wertvoller Vorrede von C. H. Gildemeister). — Biblische Betrachtungen, Br. 1879. — (Die Versöhnungslehre von Dr. G. M. Im wörtlichen Auszug aus dessen Schriften, Bonn 37.)

Seine Briefe in der Bremer Stadtbibliothek; ebenda noch manche Nachschriften seiner Predigten. (In der „Letzten Sammlung christlicher Predigten", mit Zustimmung von Menkens Ww. ed. P. Küpper,

Köln 1841, sind nur drei Predigten von Menkens Hand, 39 Nachschriften von Zuhörern.)

Über ihn: Koterm. — A. D. B. XXI, 356 (F. Iken). R. E.³ (hier noch Literatur). — G. Frank, Geschichte der prot. Theologie. Leipzig III, 1875. — A. Ritschl, Rechtf. und Versöhn. Bonn 1889. I, 612f., III, 525ff. und derselbe, Gesch. des Pietismus, Bonn 1880, Bd. I oft, bes. S. 570, 580. — R. Bendixen, Bilder aus der letzten rel. Erweck. in Deutschl. Leipzig 1897. — R. E.³ XV, S. 713 (Schian über M. als Prediger). — Koch, Gesch. des Kirchenlieds VII, 344f. Ist zu berichtigen nach Kanne, Auserlesene christl. Lieder, gesammelt von einer Freundin 1818 und der Anhang dazu 1838. — S. auch d. Br. Gsgbchr. von 1812 und 1873.

Über Menkens Bedeutung für Bremen u. a.: F. Iken, Geschichte der St.-Pauli-Gemeinde. Ders.: Innere Miss. in Bremen. Ders.: Kirchl. Arbeiten usw., Br. 1889. Kohlmanns schriftl. Erinnerungen, Br. Kbl. 1876. — Büttner, U. L. Fr., Kirche und Gemeinde zu Bremen vor einem Jahrhundert, Br. 1908.

Bilder Menkens: Außer den Stichen (siehe auch die Briefe an Achelis und beide Bände der Gildemeisterschen Biogr.), ein Ölbild im hist. Museum und eines — Original des ersteren? — in der St.-Pauli-Kirche, auf dessen Rückseite in schwarzer Farbe die Angabe steht: G. F. A. Schöner, p. 1813. Büttner.

**Menken**, Gottfried, Maler, geb. 4. März 1799 in Bremen, gest. 25. November 1838 daselbst, Sohn des Folgenden, der sein einziger Lehrmeister war. Schon in früher Jugend verriet sich sein auffallendes künstlerisches Talent. Mit acht Jahren zeichnete er schon vortrefflich; mit neun Jahren handhabte er die Radiernadel. Eine Radierung, Pferde, Wagen, Reiter darstellend, ist bezeichnet: „Von G. Menken als zehnjähriger Knabe gemacht". Mit vierzehn Jahren malte er sein erstes Ölbild. Wie für seinen Vater die mit Eichen bestandene Landschaft, so bildete für Gottfried das Pferd in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Bewegungen einen Hauptgegenstand der künstlerischen Darstellung. Im Jahre 1813 mußten die abenteuerlichen Gestalten der Kosaken auf den jugendlichen Künstler besonders stark einwirken. Die beliebten Menkenschen Kosakenstücke sind vorwiegend von Gottfried gemalt, während Johann Heinrich in diesem Genre nur als Nachahmer seines Sohnes anzusehen ist.

Gottfried hat, im Gegensatz zu seinem Vater, seine Werke stets sorgfältig ausgeführt; er soll auch verfehlte Bilder seines Vaters mit eigenen Zutaten versehen und verbessert haben. Mit seinem Bruder Gustav Wilhelm (1807—84) hat er sich an dem vom Vater betriebenen gewissenlosen Kunsthandel beteiligt.

Hurm, Verz. S. 178ff. Joh. Focke.

**Menken**, Johann Heinrich, Maler, geb. 19. Juli 1766 in Bremen, gest. 1. Januar 1839 daselbst, war der älteste Sohn des Kaufmanns Gootje M., wurde mit 13 Jahren Lehrling in einem Drogengeschäft, erhielt durch seine Bekanntschaft mit dem Kaufmann Peter Wilkens die Mittel, um sich künstlerisch auszubilden. 1792 bezog er die Akademie zu Dresden, wo er namentlich durch J. C. Klengel viele Förderung erfuhr. 1795 kehrte er nach Bremen zurück und verheiratete sich mit seiner Cousine Ida Dreyer, Tochter des Senators Dr. Dreyer. Um 1800 hielt er sich ein Jahr lang in Wetzlar bei seinem Bruder, dem Pastor Gottfried M., auf und war 1802 wieder in Bremen, das er nun nicht wieder verließ. 1805 wurde er an Stelle seines Vaters Vorstadtskapitän mit 250 Taler Gehalt. Durch Goethes Vermittelung wurde M. 1817 von der Universität Jena zum Doktor der Philosophie und 1818 vom Senat seiner Vaterstadt zum Professor der schönen Künste ernannt. 1827 verlor er durch Brandunglück einen wertvollen Teil seines künstlerischen Besitzes. Wenige Wochen vor seinem Tode verstarb sein talentvoller Sohn Gottfried.

Seine zahlreichen Zeichnungen, Radierungen und Gemälde geben meistens Darstellungen aus der Umgegend Bremens. Namentlich sind es die alten Eichen von Oberneuland, die er in immer wechselnden Gruppen mit Bauernhäusern und Feldern, mit der Staffage von Pferden und Vieh wiedergab. Einen besonderen Zweig seiner Kunst bilden die Tierzeichnungen zu Henning de Hahn, zu Äsops Fabeln und zu den redenden Tieren usw. Allmählich wurde seine Kunstübung nachlässig und flüchtig und versiegte seit 1828 gänzlich. Schon seit der französischen Zeit hatte er sich mit dem Restaurieren von Ölbildern und mit einem Kunsthandel beschäftigt, der allmählich bedenkliche Wege einschlug.

Siehe A. D. B. XXI, 357 und Hurm, Verz. S. 163ff., wo auch die Literatur angeführt ist. Joh. Focke.

**Mertens**, Carl Heinrich, ein Sohn von Franz Carl M., wurde am 7. Mai 1796 zu Bremen geboren. Obwohl schwächlich und ungemein reizbar, zeigte er doch eine so entschiedene Begabung, daß ihn der Vater für das Studium bestimmte. Den Elementarunterricht erhielt er durch seine Mutter; dann besuchte er das Pädagogium; seiner Charakterentwickelung wurde der Verkehr mit den reichen Westindiern und sonstigen Ausländern, die als Pensionäre in seinem elterlichen Hause wohnten, gefährlich. Bei seinem zarten Körperbau gab eine auffallende Bläße, die nach einem um 1809 erlittenen heftigen Schrecken zurückgeblieben sein soll, seinen im übrigen angenehmen Zügen einen leidenden Ausdruck. Unter gewöhnlichen Verhältnissen war er umgänglich und verträglich, entwickelte aber in der Erregung eine außerordentliche Leidenschaft und Willenskraft. Schon früh las er besonders gern Reisebeschreibungen. Als er heranwuchs, begleitete er seinen Vater auf botanischen Wanderungen; Schwimmen, Fechten und Reiten übte er mit dem größten Eifer. 1813 entwich er heimlich aus dem Elternhause, wandte sich nach Mecklenburg und schrieb seinem Vater erst, als er in Lübeck in die hanseatische Legion eingetreten war. Obwohl er den Anstrengungen des Dienstes nicht gewachsen war, harrte er doch bis zur Auflösung der Truppe aus. Bei der Rückkehr zeigte er sich erschlafft und unlustig; der Vater versuchte ihn aufzufrischen; es gelang ihm dies schließlich durch den Erwerb des Rohdeschen Herbars, dessen Einordnung ihm lebhafte Anregung gab. Da kam Napoleon von Elba zurück; zunächst gelang es den Eltern, ihren Sohn, mit Rücksicht auf die früheren Erfahrungen, vom Kriegsdienst zurückzuhalten, aber sein dauernder Kummer bewog sie endlich doch, ihm den Eintritt bei den Bösefchen Jägern zu gestatten. Der tatenlose Feldzug endete in Nordfrankreich; der Müßiggang in den Quartieren machte M. ungeduldig; er erwirkte sich einen Urlaub und begab sich nach Paris, wo er, unter Berufung auf den Namen seines Vaters, die berühmten Botaniker (Jussien, Desfontaines, Lamarck, Mirbel, Humboldt) aufsuchte. Sie nahmen den wißbegierigen und kenntnisreichen jungen Mann sehr freundlich auf, öffneten ihm die Sammlungen und suchten ihn in jeder Weise zu fördern. Hier traf er auch den langjährigen algologischen Freund seines Vaters, Dawson Turner, der ihn nach England mitnahm. Er lernte auch dort die angesehensten Botaniker (Hooker, Rob.

Brown) kennen und vertiefte sich in Algenstudien. Sein Vater rief ihn indessen zum April 1816 zurück, um den Schulunterricht abzuschließen. Dann begab er sich zum Studium der Medizin nach Göttingen, setzte daneben jedoch botanische und zoologische Beschäftigungen fort. Zur Lösung einer wissenschaftlichen Frage sehnte er sich nach den Pariser Sammlungen, aber es fehlte ihm das Reisegeld; da wanderte er in den Herbstferien (wohl 1818) mit dem Ranzen auf dem Rücken zu Fuß nach Paris, wo er seine alten Gönner aufsuchte. Die zweite Hälfte seiner Studienzeit verbrachte er in Halle, wo er 1820 den Doktortitel erwarb. Hier war ihm auch das Anerbieten gemacht, die 1819 auslaufende russische antarktische Expedition unter v. Bellingshausen zu begleiten, doch mußte er auf Verlangen seines Vaters diese Reisegelegenheit ablehnen, um seine medizinischen Studien zum Abschluß zu führen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin kehrte er nach Bremen zurück, wo er einige Jahre als Arzt lebte. Als er zu Anfang 1823 von einer neuen russischen Expedition hörte, eilte er mit guten Empfehlungen nach St. Petersburg, fand aber bereits alle Stellen besetzt. Admiral Krusenstern machte ihm jedoch Aussicht auf eine spätere Weltumsegelung; M. fand inzwischen Beschäftigung als Arzt auf dem Gute Pagoreltzy in der Ukraine, lernte dort Russisch, bestand Prüfungen in Moskau und Charkow und wurde im Frühjahr 1826 nach St. Petersburg zurückgerufen, um eine Stelle als Arzt und Naturforscher auf der Korvette Senjawin unter Fr. Lütke anzunehmen. Er hatte auf dem Schiffe den Geologen Postels und den Ornithologen von Kittlitz als Reisebegleiter. Er erwarb sich durch seine Denkweise, durch Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit das Wohlwollen und bald auch die Freundschaft seiner Gefährten und der ganzen Schiffsbesatzung. Als Arzt war er außerordentlich sorgsam, pflichttreu und teilnehmend; übrigens war der Gesundheitszustand während der ganzen Reise gut; er verlor während der drei Jahre keinen seiner Kranken. Sein Wesen änderte sich vollständig, sobald die Möglichkeit geboten war, Forschungen anzustellen. Dann achtete er keinen Widerspruch, krank oder gesund stand er lange tief im Seewasser oder kletterte auf dem Lande umher, so daß er oft beim Botanisieren ohnmächtig zusammenbrach. Die Reise begann im Spätsommer 1826 und dauerte reichlich drei Jahre; sie führte über Rio Janeiro und Kap Horn nach Chile und dann zu den

russischen Besitzungen im Norden des Stillen Ozeans. Von Kamtschatka aus wurden im Winter die südlichen Inselgruppen, insbesondere die Marianen und Karolinen, aufgesucht. Die Rückfahrt erfolgte durch Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung.

M. entwickelte auf der Reise einen außerordentlichen Eifer und Fleiß; er brachte große Vorräte von Pflanzen, namentlich von Algen, so wie von Mollusken, Krustaceen und andern Seetieren zurück. Unterwegs hatte er viel gezeichnet und hatte anatomische Untersuchungen angestellt, hatte auch manche Berichte an wissenschaftliche Zeitschriften gesandt.

Nach seiner Rückkehr gewährte ihm die Kaiserliche Akademie die Muße zur Bearbeitung seiner Sammlungen. Im Winter 1829—30 stellte er drei zoologische Abhandlungen fertig, von denen zwei erst nach seinem Tode im Druck erschienen. Er verheiratete sich nun auch. Da forderte ihn sein Kapitän v. Lütke auf, ihn im Sommer 1830 auf einer Übungsfahrt für junge Seeleute zu begleiten. Island sollte das Ziel sein. Für M. erschien diese Aussicht so lockend, daß er sich von seiner jungen Frau trennte. Als Island in Sicht kam, soll durch eine bis dahin geheim gehaltene Weisung sofortige Umkehr befohlen sein. M. war enttäuscht; die Reise war wissenschaftlich ergebnislos. Auf der Rückfahrt brach auf einem der Schiffe Typhus unter den Kadetten aus; M. hatte schwere Sorgen, konnte aber seine Kranken in Kronstadt ins Hospital bringen; er eilte nach St. Petersburg, begrüßte mit Jubel seine Gattin, mußte aber noch am Tage seiner Ankunft das Krankenlager aufsuchen. Er starb am Typhus am 29. (oder nach russischem Kalender am 17.) September 1830.

Der kurze, stürmisch unstete und doch in seiner Art konsequente Lebenslauf von Heinrich M. ist durch die Weltumsegelung wissenschaftlich ungemein fruchtbar gewesen. Mag man im übrigen auch verschieden über ihn urteilen, so hat er sich doch auf der Reise als ein höchst liebenswürdiger Gefährte gezeigt und hat durch seine Rührigkeit und seinen leidenschaftlichen Forschungsdrang außerordentlich viel geleistet. Er hat namentlich umfangreiche Sammlungen zusammengebracht, hat sie aber nur zum kleinsten Teile bearbeiten können. Seine Schriften sind im Roy. Catalogue verzeichnet. In v. Lütkes Reisewerk, III, S. 132ff., hat er eine Schilderung der Vegetation der Karolinen gegeben. — Seine Algensammlungen sind

wissenschaftlich verwertet in dem Prachtwerke: Postels et Ruprecht, Illustrationes algarum (1840). — Zu vergleichen sind v. Kittlitz, Vegetationsansichten (1844—45).

Lit. A. Postels in Voyage autour du monde par Fr. Lutke, III, p. 337—352 (für die Zeit vor 1823 mit Vorsicht zu benutzen); C. Mertens in Biogr.: zerstreute Notizen unter F. C. Mertens, namentlich S. 319—322, S. 365—377; Buchenau Abh. Nat. Ver. Bremen, XVII, S. 608. W. O. Focke.

**Mertens**, Franz Carl, geb. zu Bielefeld am 3. April 1764, war der Sohn eines preußischen Feldwebels. Er wuchs in engen und manchmal drückenden Verhältnissen auf, doch wurde ihm durch die Hilfe wohlwollender Gönner der Besuch des Gymnasiums in seiner Vaterstadt ermöglicht. Nach allerlei Fährlichkeiten langte er dann im Herbste 1781 auf der Universität Halle an, wo er sich mit sehr knappen Mitteln und unter vielen Entbehrungen dem Studium der Theologie widmete, bis ihm im April 1784 durch Vermittlung eines Freundes eine Hilfslehrerstelle an der Erziehungsanstalt des Pastor Milow in Wandsbeck angeboten wurde. Obgleich er bei seiner Ankunft daselbst Unterrichtsfächer zugewiesen erhielt, mit denen er wenig vertraut war, wagte er es, das neue Amt zu übernehmen; es gelang ihm dann auch bald, sich die erforderlichen Kenntnisse, besonders in neueren Sprachen und Geschichte, anzueignen. Er verlebte drei Jahre unter angenehmen Verhältnissen in der Anstalt und Familie des Pastor Milow, mußte sich aber seines Vaters wegen 1787 entschließen, einem Rufe als Rektor der reformierten Schule in Bielefeld Folge zu leisten. Er hatte dort auch wiederholt als Prediger aufzutreten. Im Sommer 1788 wurde ihm, auf eine gelegentliche Empfehlung Milows hin, eine Lehrerstelle am Pädagogium in Bremen angetragen, wo er in denselben Fächern, wie früher in Wandsbeck, unterrichten sollte. Er trat dieses Lehramt im Herbst 1788 an und fand dadurch in Bremen eine dauernde zweite Heimat. Am 6. Juni 1790 verheiratete er sich mit der ältesten Tochter des Pastor Milow und begründete damit seine sich allmählich vergrößernde Familie. Mertens' Wirksamkeit im Schulunterrichte fand bald in den maßgebenden Kreisen volle Anerkennung; er gewann im Laufe der Jahre immer mehr Einfluß. Als 1817 eine Reorganisation der höheren Schulen stattfand, wurde er zum

Direktor der Handelsschule, etwa den jetzigen Realgymnasien entsprechend, ernannt und erhielt den Professortitel. Bis in die Zeit der Fremdherrschaft hinein hatte er ferner in der eigenen Wohnung ein Pensionat für junge Ausländer. Durch Privatunterricht und durch Übernahme von Lehrstunden in Mädchenschulen suchte er ferner sein bescheidenes Einkommen zu verbessern.

Mit Eifer beteiligte sich M. schon zu Anfang seines Bremer Aufenthalts an den Bestrebungen der Museumsgesellschaft. Er hielt häufig Vorträge, über Gegenstände aus dem Gebiete der Geschichte, der Reiseliteratur oder Naturgeschichte, namentlich der Botanik. Für das Jahr 1812 ist sogar ein Vortrag über die Schutzblattern-Impfungen im Departement der Wesermündungen verzeichnet, den jedoch, nach Barkhausen, der sicherlich fachkundigere Olbers gehalten haben soll. M. war damals Sekretär, Olbers Mitglied des Comité central de vaccine; es liegt daher nahe, zu vermuten, daß der Sekretär dem leitenden Sachverständigen das statistische Material für seinen Bericht geliefert hat. Bemerkenswerte Themen für Mertens' Museumsvorträge sind: 1805 Über den Berberitzenstrauch, 1808 Über elektrische Fische, 1813 Über Frau v. Staëls de l'Allemagne, 1815 Über die Beleuchtung durch Gas. Nach 1817 hat er nur noch einen Vortrag gehalten.

Während der Franzosenherrschaft war M. eine Zeitlang Redakteur des Departementsblattes.

M. war ein vielseitig gebildeter, kenntnisreicher Mann, der es verstand, ohne Pedanterie in anregender Weise zu lehren und vorzutragen. Als Schulmann fand er namentlich die Unterstützung von Smidt. Seine Darstellung war nicht so ausschließlich sachlich wie die der meisten anderen Gelehrten; geschmackvolle Ausdrucksweise, gelegentlich etwas bilderreiche Rede, persönliche Anteilnahme und Begeisterung für die Dinge, die er schilderte, belebten seinen Vortrag und weckten das Interesse seiner Zuhörer. Während des ersten Jahrzehnts seiner Lehrtätigkeit gingen aus seiner Schule zwei treffliche Botaniker, L. Chr. Treviranus und Michael Rohde, hervor. Mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen hat er unter der bremischen Jugend Teilnahme und Verständnis für die lebende Natur erweckt und verbreitet.

Bei aller seiner Vielseitigkeit beruht doch die wissenschaftliche Bedeutung von M. allein auf seiner eifrigen botanischen Tätigkeit.

Schon in Wandsbeck hatte er sich mit Vorliebe mit Garten- und Blumenzucht beschäftigt. In Bremen versuchte er diese Liebhaberei fortzusetzen, doch wollte dies wegen Mangel an Platz und sonstiger ungünstiger Verhältnisse nicht gelingen. Er machte jedoch bald die Bekanntschaft des Dr. Schultz, eines begeisterten Pflanzenfreundes und Schöpfers der Parkanlagen von Höpkensruh, der ihm nicht nur seinen großen Oberneulander Garten zugänglich machte, sondern ihn auch dem Dr. Roth in Vegesack zuführte. Durch diesen damals schon bekannten Botaniker erhielt M. nun weitere Anregung und Anleitung zur Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Pflanzenkunde und insbesondere mit den Algen. Bei Verwandtenbesuchen in Ritzebüttel lernte er die ersten Meeresalgen kennen; etwa um 1798 begann sein Briefwechsel mit dem hervorragenden Algenkenner Dawson Turner in Yarmouth. In dem Jahrzehnt 1801—11 entwickelte sich dann in Bremen—Vegesack ein ungemein reger botanischer Verkehr. Ende 1801 ließ sich Ludolf Chr. Treviranus als Arzt in Bremen nieder, wo er sich mit Eifer botanischen Untersuchungen hingab. Im Sommer 1802 unternahmen Roth und M., die sich nahe befreundet hatten, eine gemeinsame algologische Reise an die Küsten der Nord- und Ostsee bis zur Insel Fehmarn. 1803 folgte ein Besuch der Botaniker Weber und Mohr. Junge Leute, wie die Apotheker Blume und Ballauff, sowie der spätere Pyrmonter Arzt und Malakologe Karl Theodor Menke, nahmen wenigstens an den floristischen Ausflügen und Studien von Roth und M. teil. Besonders erfreulich für M. war aber die Rückkehr seines ehemaligen Schülers Dr. M. Rohde, der sich ihm aufs engste anschloß und ihn in seinen Arbeiten eifrig unterstützte. Aber dies fördernde Zusammenwirken sollte nur wenige Jahre dauern. Rohde starb schon 1812, Treviranus und die jungen Leute verließen Bremen, der lähmende Druck der Fremdherrschaft ließ alles geistige Leben verkümmern.

M. setzte trotzdem seine Algenstudien eifrig fort. 1816 unternahm er im Interesse derselben eine Reise nach Frankreich und England, wo sein Sohn Heinrich im Vorjahre gewesen war. In Paris wurde er von den französischen Botanikern in höchst ehrenvoller Weise und mit großer Artigkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen. So interessant dieser Besuch auch war, so gefiel ihm doch im allgemeinen England besser. Er hielt sich längere Zeit in

Yarmouth bei Turner auf, den er jedoch sehr beschäftigt antraf. An diesen Besuch knüpfte sich ein schweres Mißgeschick. Eine Kiste mit Büchern und dem Manuskript eines großen Algenwerkes nebst zahlreichen zugehörigen Zeichnungen und Originalexemplaren war für Turner zu Schiff vorausgeschickt worden. Sie kam fast völlig ausgeraubt an; geringe Reste von Manuskript und Abbildungen wurden später in einem Kramladen in Vegesack aufgefunden. M. hatte damit die Ergebnisse seiner vieljährigen wissenschaftlichen Arbeit, die einen großen Teil seiner besten Kraft in Anspruch genommen hatte, verloren. Er fühlte sich außerstande, von neuem anzufangen; insbesondere waren seine Augen nicht mehr für das anhaltende Mikroskopieren brauchbar.

Im Jahre 1817, in dem die Reorganisation der Schule vollendet und M. Vorsteher der Handelsschule geworden war, begann er ein neues Werk, die Herausgabe der dritten Auflage von J. C. Röhlings Deutschlands Flora. Er hatte sich mit Dr. W. D. J. Koch in Kaiserslautern verbunden, um diese Aufgabe gemeinsam durchzuführen. Es handelte sich um eine vollständige Umarbeitung, die während längerer Zeit als die wissenschaftlich wertvollste deutsche Flora galt und der Ausgangspunkt für alle späteren Werke über denselben Gegenstand geworden ist. Bis zu Mertens Tode sind drei Bände erschienen.

Von 1818 an machte M. fast in jedem Sommer Erholungsreisen, meistens nach verschiedenen Kur- und Badeorten, einige Male jedoch auch zu wissenschaftlichen Zwecken. 1820 war er in Dänemark und bei dem Algenforscher Agardh in Lund; er berichtete über eine äußerst ehrenvolle und liebenswürdige Aufnahme.

Während der letzten Jahre seines Lebens beschäftigte ihn ganz besonders die große Reise seines Sohnes Heinrich (vgl. dessen Biographie), sowie dessen früher Tod im Jahre 1830.

M. hatte schon seit längerer Zeit häufig gekränkelt; der Tod des Sohnes scheint dann seine Widerstandskraft gebrochen zu haben. Nach mehrwöchentlichem Krankenlager starb er am 19. Juni 1831.

In den Kreisen der Botaniker, insbesondere der Algenkenner, erfreute sich M. eines hohen Ansehens. Durch eine ausgebreitete Korrespondenz war er mit den meisten Fachgenossen in Verbindung getreten und hatte ihnen im brieflichen Verkehr Gelegenheit gegeben, seine wissenschaftlichen Kenntnisse schätzen zu lernen. Durch Be-

kannte, besonders auch durch Schiffskapitäne, erhielt er viel getrocknetes Algenmaterial, welches er zum Austausch mit seinen gelehrten Freunden verwenden konnte. Sein Hauptwerk, welches einen wesentlichen Teil seiner Lebensarbeit darstellte, ist, wie bemerkt, verloren gegangen; aus diesem Grnnde genügt die kleine Zahl seiner Druckschriften eigentlich nicht, das Ansehen, das er zu seinen Lebzeiten genoß, zu rechtfertigen. Er hat kein einziges selbständiges Werk hinterlassen, doch ist sein Anteil an der mit Koch herausgegebenen deutschen Flora immerhin eine bemerkenswerte Leistung: das Autorzitat M. K. (Mertens et Koch) ist den Botanikern allgemein bekannt. Die Zahl der in Zeitschriften und Gesellschaftsschriften zerstreuten Abhandlungen oder Mitteilungen von F. C. Mertens ist nicht groß; im Royal Catalogue werden nur vier aufgeführt, darunter eine (Über Dracaena) gemeinsam mit Berthelot verfaßt. Mehrmals haben botanische Schriftsteller eine neue Pflanzengattung ihrem Freunde M. gewidmet, so daß es lange zweifelhaft blieb, welche Mertensia schließlich allgemeine Anerkennung finden würde. Jetzt steht der Name für die hübsche Rothsche Borraginaceen-Gattung wohl endgültig fest.

Ein Bildnis von M. ist 1824 von seinem Sohne Carl gezeichnet und durch Steindruck vervielfältigt worden. Netzdruckkopien finden sich Abh. Nat. Ver. Bremen, Taf. A 6; Festg. zu S. 262.

Lit. Carl Mertens in Biogr. S. 243; W. O. Focke in Abh. Nat. Ver. Bremen XI, S. 19 (sehr kurz); Festg. S. 263; A. D. B. XXI, p. 470. Br. J. XXIII, S. 27. W. O. Focke.

**Messerer**, Stephan, Maler, geb. 19. Sept. 1798 in Bremen, gest. 19. Jan. 1865 daselbst. Anfangs widmete er sich dem Kaufmannsstande. Mit Unterstützung eines Kunstfreundes begab er sich 1820 nach Düsseldorf, dann nach München und kehrte 1826 nach Bremen zurück. Von 1827—37 war er als Konservator des Kunstvereins tätig und hat die Duntze-Kupferstichsammlung, später auch die Vermächtnisse von Klugkist und Albers geordnet und katalogisiert. Seit 1849 leitete er die Kupferstichabende in der neuen Kunsthalle. Vorher war er kurze Zeit in Oldenburg, länger aber in Petersburg ansässig gewesen, von wo er 1848 nach Bremen zurückkehrte. Hier nahm er eine Buchhalterstelle in einem kaufmännischen Geschäft an und widmete nur seine Mußestunden der Malerei und

Zeichenkunst. Die Kunsthalle besitzt von ihm zwei Gemälde (eins ist eine Kopie) und 24 Handzeichnungen. 1833 veröffentlichte er zwölf Ansichten von Bremen und Umgegend, die von Ermer in Weimar gestochen sind. M. war der Lehrer Carl Steinhäusers, der zum Dank seine Gipsbüste modelliert hat, und des Architekten Heinrich Müller. In der Kunsthalle hat er öfter ausgestellt. M. war vielseitig gebildet und auch musikalisch sehr begabt.

Hurm, Verzeichnis S. 67. Joh. Focke.

**Meyer**, Dr. Alexander, gehörte zwei Jahre, vom Herbst 1864 bis 66, der Redaktion der Weser-Zeitung an; seine — oft von köstlichstem Humor gewürzten — Artikel betrafen die Freihandelslehre, als deren größter Kenner er galt, und suchten Stimmung und Verständnis für Bismarcks deutsche Politik zu erwecken. — Zehn Jahre nach seinem Fortgange von hier nach Breslau als Sekretär der dortigen Handelskammer begann seine parlamentarische Tätigkeit, und zwar als Mitglied der nationalliberalen Partei bis 1880, dann in den Reihen der freisinnigen Vereinigung. Er starb am 27. Juni 1908 in Berlin, wo er am 22. Februar 1832 als Sohn eines Buchhalters eines großen Bankgeschäftes geboren war.

W.-Z. vom 1. Januar 1894 und vom 29. Juni 1908.

A. Lonke.

**Meyer**, Elard, geboren am 8. April 1795 in Bremen als Sohn des Schneidermeisters Joh. Conr. M., Diener, dann Sekretär Smidts, der ihm das Studium ermöglichte, promovierte 1824 in Göttingen zum Dr. jur. auf Grund der Dissertation: De historia legum maritimarum medii aevi celeberrimarum, ließ sich 1825 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, wurde am 10. Januar 1838 zum Stadtbibliothekar ernannt und hat dies Amt mit Beibehaltung seiner Rechtsanwaltspraxis bis zum 3. Juli 1863 verwaltet. Am 3. November desselben Jahres ist er gestorben. Die Gründlichkeit und Klarheit, die seine Dissertation und eine handschriftlich erhaltene allgemeine Geschichte der Handelsschiffahrt und des Seerechts zeigen, hat er auch als Leiter der Stadtbibliothek bewährt. Er hat verstanden, das Institut trotz der geringen zur Verfügung stehenden Geldmittel durch richtige Auswahl der Neuanschaffungen zu fördern, ihm in treuem Festhalten an der Überlieferung unter Anpassung an die Forderungen der Gegenwart den

Charakter der wissenschaftlichen Bibliothek zu wahren und bei energischer Abwehr unnützer Zumutungen des Publikums den Ausbau der Kataloge, namentlich des Realkatalogs, zu betreiben, darin allerdings stark durch den Mangel an Hilfskräften behindert.

H. Seedorf.

**Meyer**, Elard Hugo, namhafter Forscher auf dem Gebiete der Mythologie und Volkskunde, geb. am 6. Oktober 1837 in Bremen als Sohn des Voraufgehenden, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt von 1850—56, studierte 1856 in Bonn, 1857 in Tübingen besonders Geschichte, alte und neuere Philologie. Er setzte seine Studien 1858—60 in Berlin fort und wandte sich unter dem Einfluß seiner Lehrer Maßmann, Moritz Haupt, Müllenhoff und Mannhardt mit besonderer Neigung der Germanistik zu. Er promovierte 1860 in Halle auf Grund einer (nicht gedruckten) Abhandlung „De poesi joculatoria Rhenana saeculi duodecimi", deren Inhalt wohl in die erste, deutsch geschriebene Abhandlung über einige mittelhochdeutsche Spielmannsgedichte (Zeitschr. f. dtsch. Altertum, 1865) übergegangen ist. Von 1860—62 war er Hilfsarbeiter des fast erblindeten Hamburger Archivars und Geschichtsforschers Joh. Mart. Lappenberg, dem er bei der Herausgabe mehrerer Chroniken für die Monumenta Germaniae zur Seite stand. Ostern 1863 trat er in Bremen als wissenschaftlicher Hilfslehrer zuerst an der Vorschule, dann an der Handelsschule ein und wurde Ostern 1865 festangestellt. Schon im Jahre 1876 wurde er infolge seiner pädagogischen Begabung und wissenschaftlichen Bedeutung unter Verleihung des Professortitels zum Direktor der Handelsschule ernannt. Es ist sein Verdienst, den Ausbau der Handelsschule zu einer Realschule erster Ordnung (Realgymnasium) mit Umsicht und Tatkraft vollendet zu haben. Neben seiner Amtstätigkeit fand er Muße, seinen wissenschaftlichen Forschungen mit rastlosem Eifer obzuliegen. Seine Arbeiten über die mittelhochdeutsche Dichtung setzte er in dem Aufsatz über ein Artusgedicht des Pleiers (Zeitschr. f. dtsch. Altertum, 1865) und in der allerdings verfehlten Schrift „Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe" (Bremen 1863) fort. Auch sein Versuch, in den altfranzösischen Epen von Roland (Programm der Hauptschule, 1868) und im Girart de Viane (Zeitschr. f. dtsch. Phil., 1871) mythische Grundlagen nachzuweisen, ist als gescheitert an-

zusehen. Erfolgreicher war er auf dem Gebiete der Bremensien mit Untersuchungen über die Etymologie des Namens Bremen und die Quellen der alten Sprüche des Bremischen Ratsstuhls (Br. Jahrb., 1864), welch letztere er später nochmals mit vertiefter Erkenntnis behandelte (Ztschr. f. dtsch. Altert., 1883). Daß er auch Persönlichkeiten in geschickter, abgerundeter Darstellung zu behandeln wußte, bewies er in den Erinnerungsworten an Lappenberg (Br. Jahrb., 1868) und der eingehenden Biographie, die er diesem widmete (Hamburg, 1867), sowie in der liebevoll eindringenden Schilderung der Studienzeit und Lehrtätigkeit des späteren Bürgermeisters Johann Smidt (im Smidt-Gedenkbuch, Bremen 1873). Er unterzog sich ferner der mühsamen, aber lohnenden Aufgabe, Jakob Grimms „Deutsche Mythologie" in vierter Auflage herauszugeben und in einem wichtigen Ergänzungsband dessen zerstreute Nachweise aus dem Nachlaß hinzuzufügen (1875—78). Die starke Anspannung seines Geistes durch die pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeit, wozu noch Vorträge in Vereinen kamen, haben wohl den Grund zu seiner schweren und schmerzhaften Gesichtsneuralgie gelegt, die ihn nach wiederholten Beurlaubungen nötigte, obwohl er erst 45 Jahre alt war, Ostern 1882 in den Ruhestand zu treten.

Noch in demselben Jahre siedelte er nach Freiburg i. Breisgau über. Das mildere Klima, die größere Ruhe und die aufopfernde Pflege seiner Gattin bewirkten einen Stillstand seines Nervenleidens und ermöglichten es ihm, großangelegte wissenschaftliche Studien, deren Vorarbeiten noch in die Bremer Zeit fallen, abzuschließen. Von seinem umfangreichen Werke „Indogermanische Mythen" erschien der erste Band über die Gandharven-Kentauren im Jahre 1883, der zweite über die Achilleis 1887, dazu im selben Jahre die kleinere Schrift „Homer und die Ilias". Von der indogermanischen wandte sich M. zur germanischen Mythologie. Diese war auch das Thema seiner Vorlesungen an der Freiburger Hochschule, die er im Sommer 1888 als „Privatdozent" begann; im Jahre 1891 wurde er zum Honorarprofessor ernannt. Die wissenschaftliche Frucht dieser Arbeiten wurde in zwei Untersuchungen zur nordischen Mythologie (Völuspa 1889, Die eddische Kosmogonie 1891) niedergelegt, in denen er, Sophus Bugges Spuren folgend, den heidnischen Ursprung der Völuspa bestimmt leugnete und in ihr nur die Umbildung christ-

licher Anschauungen in skaldische, d. h. mit heidnischem Mythenmaterial durchsetzte Form erkannte. Daran schloß sich die als Handbuch für Studierende gedachte, überaus reichhaltige „Germanische Mythologie" (1891). In den nächsten Jahren kehrte er nochmals zur mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung zurück und veröffentlichte wertvolle, stoffgeschichtliche Untersuchungen zum Orendel, Otnit und Wolfdietrich (Zeitschr. f. dtsch. Altert. 1893, 1894). Das genannte mythologische Lehrbuch wurde später unter dem Titel „Mythologie der Germanen" (1903) in fesselnder, gemeinfaßlicher Darstellung umgearbeitet. Das letzte Gebiet seiner Tätigkeit war die Volkskunde. Mit Friedrich Kluge und Friedrich Pfaff gründete und leitete er die „Badische Vereinigung für Volkskunde" (seit 1893) und beteiligte sich selbst auf Wanderungen an der Sammlung volkstümlicher Überlieferungen. Es entsprach seiner kühnen, auf große Zusammenhänge gerichteten Art, wenn er die durch die Sammelarbeit des Vereins erzielten reichen Ergebnisse sogleich mit den bereits vorhandenen Quellen zu umfassenden Darstellungen verwertete. Davon legt seine „Deutsche Volkskunde" (1898) und sein „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert" (1900) beredtes Zeugnis ab. Zu erwähnen bleiben noch die Bearbeitung der dritten Auflage von Wuttkes „Deutschem Volksaberglauben der Gegenwart" (1900), der Aufsatz über die „Indogermanischen Pflügebräuche" (in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, 1904) und der Artikel über Poseidon in Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Auf dem Gebiete der germanischen Mythologie ist M. als der erste, selbständige Nachfolger Jakob Grimms, des Gründers dieses Zweiges der germanischen Wissenschaft, auch dann noch anzusehen, wenn die Grundlagen seiner Anschauungen beim Fortschreiten der Wissenschaft mehr und mehr Widerspruch erfahren. Für die deutsche Volkskunde aber hat er unwidersprochen bahnbrechend und vorbildlich gewirkt. Nachdem sein qualvolles Nervenleiden wieder stärker hervorgetreten war, starb er am 11. Februar 1908. Die Wesensart dieses politisch liberalen und kirchlich zum Protestantenverein gehörenden Mannes hat Pfaff mit den Worten gekennzeichnet: „Neben seiner gehaltenen und ruhigen, echt niederdeutschen Umgangsart ging eine hohe Begeisterungsfähigkeit, leicht hingerissen und dann selbst hinreißend, einher, gemischt mit heller Heiterkeit, die hie und da auch nicht ohne sarkastische Spitzen war."

Vgl. Fr. Pfaff in der Alemannia, III. Folge (1909), Bd. 1, S. 1—30; M. Roediger in der Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, Bd. 18 (1908), S. 234; Fr. Kluge in der Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1908, Nr. 26; (anonym) in der ersten Beilage der Vossischen Ztg. 1908, Nr. 73. Herm. Tardel.

**Meyer** von Bremen, Johann Georg, geb. 28. Oktober 1813 zu Bremen, gest. 4. Dezember 1886 zu Berlin, Sohn des Weißbäckers Heinrich M. Erhielt den ersten Zeichenunterricht von F. W. Bremer, bezog dann die Akademie in Düsseldorf, wo u. a. K. Sohn und W. von Schadow seine Lehrer waren. Ging 1852 nach Berlin und wurde dort Professor. Malte Genrebilder, die auch auswärts, besonders in Nordamerika, sehr beliebt waren. Ehrenmitglied des Kunstvereins in Bremen seit 1843. Die Kunsthalle, in der er häufig ausgestellt hat, besitzt von ihm ein Bild: Die reuige Tochter.

S. Hurm, Verz., S. 69. Fr. W. Alexander, Johann Georg Meyer von Bremen. Das Lebensbild eines deutschen Genremalers. Leipzig. Seemann. 1910. Joh. Focke.

**Meyer**, Johann Heinrich, Literat, schrieb unter dem Pseudonym Paul Julius Immergrün, das er zuletzt auch als bürgerlichen Namen führte, geboren am 5. September 1833 zu Riede bei Syke in Hannover als Sohn eines Brinksitzers, kam nach dem Tode seiner Eltern 1848 zu einem Oberlehrer in Grambke bei Bremen, der ihn zum Lehrerberuf vorbereitete. Nachdem er ein Jahr das Seminar in Hannover besucht und an verschiedenen Orten unterrichtet hatte, war er von 1857—65 Lehrer in Hastedt bei Bremen, wo trotz drückender äußerer Verhältnisse die meisten seiner in den Bänden „Herz, Welt und Vaterland" (1862) und „Gedichte, zweite Sammlung" (1866) veröffentlichten Gedichte entstanden. Wegen Unbotmäßigkeit seines Amtes entsetzt, war er in Bremen kurze Zeit Privatlehrer, dann Mitredakteur der „Morgenpost" und ging 1869 trüber Familienverhältnisse wegen nach Nordamerika, wo er als Buchhändler und Journalist tätig war. Zuletzt widmete er sich vorzugsweise der Bewirtschaftung seines bei Springfield, N.-J., gelegenen Landgutes, arbeitete aber auch dann noch für die „New-Yorker Staatszeitung". Am 29. Dezember 1899 ist er dort gestorben. Er hat

sein lyrisches Talent namentlich an Heine gebildet. Natursymbolik im Sinne des Volksliedes wiegt nach Heineschem Muster vor. Es gelingt ihm wohl gelegentlich ein hübsches poetisches Bild, aber Geziertheit und Mangel an Klarheit stören.

Bettelheims Biogr. Jahrb. und Deutscher Nekrolog 5, 435 (F. Brümmer). H. Seedorf.

**Meyer**, Nikolaus, Arzt und Schriftsteller, geb. am 29. Dezember 1775 in Bremen als Sohn des Senators Heinrich Hermann M., der schon 1782 starb, hatte nach dreijähriger Schulzeit mehrere Jahre Privatunterricht bei Hauslehrern, so bei dem Dichter Friedrich Adolf Krummacher, besuchte vom 14. bis zum 16. Jahre das Athenäum und das Pädagogium seiner Vaterstadt, dann das Pädagogium und das Gymnasium in Halle, wo er Oktober 1793 Medizin zu studieren begann, setzte nach längerer Krankheit vom Herbst 1794 bis zum Frühjahr 1798 in Kiel seine Studien fort und brachte sie in Jena zu vorläufigem Abschluß. Auf der Reise nach Jena besuchte er Goethe, der an dem liebenswürdigen, für ihn begeisterten Reichsstädter aus guter Familie ein solches Gefallen fand, daß sich bald ein engeres persönliches Verhältnis zu ihm ergab. Diese väterliche Freundschaft Goethes ist für M., der sie mit rührender Treue vergolten hat, die Sonne seines Lebens gewesen. Im Winter 1799/1800 während längerer Zeit Goethes Hausgenosse, benutzte er dessen Sammlungen für seine ihm gewidmete verdienstvolle Dissertation: „Prodromus anatomiae murium“, auf die er am 27. Juni 1800 in Jena den medizinischen Doktorgrad erwarb. Auch nachher weilte er längere Zeit in Weimar und verfaßte hier kurz vor seiner Abreise auf Goethes Wunsch Verse zu naturhistorischen Abbildungen von Horny, die 1803 ohne seine Zustimmung von Glatz in Schnepfenthal mit eignen Erzählungen in seinem „Naturhistorischen Bilder- und Lesebuch“ veröffentlicht wurden. Eine beabsichtigte Reise nach Wien wurde in Bamberg durch politische Ereignisse unterbrochen. Nachdem er kurze Zeit ein französisches fliegendes Lazarett geleitet und in Würzburg geweilt hatte, ließ er sich 1801 in Bremen als Arzt nieder, bald in seinem Berufe hoch geschätzt und in freundschaftlichen Beziehungen zu Männern wie Olbers, Treviranus, Ulbers, auch am literarischen Leben der Stadt lebhaft beteiligt und selber dichterisch produktiv. Er dichtete, durch Goethes „Was

wir bringen" angeregt, ein „Vorspiel zum Neujahr (1803) Die Werbung", lieferte Beiträge für Vermehrens Musenalmanach auf 1802 und 1803 (Proben in Kürschners Nationalliteratur, Bd. 135, 3, S. 242—245), eine romantische Zeitschrift, und schwamm überhaupt als Poet fröhlich im Fahrwasser der Romantik, zu der ihn naturgemäß die Verehrung für ihren Heros Goethe zog. Von Goethe, mit dem er durch Besorgung von Wein und Fischen wie durch Übersendung von Antiquitäten und von eignen poetischen Erzeugnissen in dauernder Beziehung blieb, freundlich ermuntert, freilich unter Warnung vor romantischen Künsteleien, gibt er 1804 eine Sammlung eigner Gedichte mit einer Probe romantischer Prosa: „Momente, Briefe aus Victors Nachlaß" unter dem Titel: „Blüthen" heraus, arbeitet Brentanos Singspiel: „Die lustigen Musikanten" mit Beibehaltung des Titels um, versucht sich in einem polemischen Drama „Kalloterpe" (1804 publiziert unter dem Namen Corti), wofür Goethe ihm auf seine Bitte die Masken entwirft, und dichtet ein allegorisches Gespräch zwischen dem Drama und Thespis mit eingelegten Szenen aus Wallenstein, das zu Schillers Totenfeier auf dem Bremer Theater aufgeführt und mit einer poetischen Widmung der Gattin Schillers übersandt wird (1806). Auch manche von seinen späteren Arbeiten wurzeln in dieser Zeit. Kränklichkeit veranlaßte ihn 1808, bald nachdem er mit seiner jungen Gattin Goethe besucht hatte, zu dem Entschluße nach Weimar überzusiedeln, wo er, in dieser Voraussicht vom Herzog zum Rat ernannt, ein Haus dem Goetheschen gegenüber beziehen wollte. Wegen der Unsicherheit der politischen Verhältnisse gab er die Absicht auf, ging jedoch, einmal zur Reise gerüstet, 1809 nach Minden, fand dort bald wieder eine ausgedehnte ärztliche Tätigkeit und war auch dort literarisch sehr regsam. Eine schon 1806 mit Zeichnungen J. H. Menkens nach Weimar geschickte hexametrische Übersetzung einer angeblich dem 16. Jahrhundert entstammenden niederdeutschen Nachdichtung des „Reinke de Voß": „Hennink de Han" von dem bremischen Stadtvogt K. F. Renner (1692—1772), zu der er 1809 und 1811 eine literarhistorische Einleitung schrieb, gab er 1813 heraus. Ihrer Entstehung nach gehören der Roman in Briefen „Victor" (vgl. die obenerwähnte Publikation von 1804) und die „Schwänke und Erzählungen", die der Verleger ohne sein Wissen unter dem Namen N. Langbein im gleichen Jahre (1810) erscheinen ließ, zum größten

Teil der bremischen Zeit an. Die Muße des Winters 1813/14, den er als Rekonvaleszent in Bremen verbrachte, benutzte er zur Mitarbeit an der Neuen Bremer Zeitung und zur Herausgabe einer 1814 mit seinem Bilde erschienenen Sammlung seiner Gedichte, für die das Gleiche gilt. Diese Sammlung, neben der die 1813 unter dem an Klopstock erinnernden Titel „Bardale" veröffentlichten und von Klopstock wirklich beeinflußten Gedichte wenig bedeuten, vereinigt das Beste, was er als Dichter geschaffen hat. Und doch ist das kaum mehr als gewandte Reimerei nach berühmten Mustern, Goethe, Schiller, Bürger und Matthisson vor allem, wobei der zweifellos ehrliche Ausdruck echter Empfindung unwillkürlich die Bahnen der Großen einschlägt. Eigenart liegt höchstens in der Auswahl unter den fremden Tönen, die auf eine optimistische, sanfter Freude und Schwärmerei geneigte Lebensauffassung deutet, und in der anspruchslosen poetischen Gestaltung von kleinen Vorfällen des eignen Lebens. Als er viel später, 1831, in dem poetischen Taschenbuch „Eros" noch einmal eine etwas anders gruppierte Sammlung seiner Gedichte herausgab, die nichts wesentlich Neues bietet, durfte er, wenn Sal. Hirzel recht berichtet, die Freude erleben, daß Goethe sie mit einem freundlich gehaltenen Gedicht „Der neugeborne Eros" begrüßte, worin ein poetisches Lieblingsmotiv Meyers, die schnell verblühende Rose, mit scharfem Blick herausgehoben und verwertet erscheint. Ein Jahr vor dem „Eros" hatte er unter dem Namen Viktor einen Roman „Leonore" veröffentlicht, für den Bürgers Ballade Vorbild gewesen ist. Zwei Jahre später gab er mit dem Kaufmann E. F. Mooyer die kleinen mittelhochdeutschen Erzählungen eines damals in seinem Besitz befindlichen, von ihm rechtmäßig erworbenen, aber 1836 zurückgelieferten Kodex der Bremer Stadtbibliothek (Manuskr. b. 42b), der auch den „Freidank" enthält, unter dem Titel: „Altdeutsche Dichtungen" sehr sorgfältig heraus. Neben solchen Arbeiten läuft außer der Mitarbeit an zahlreichen anderen belletristischen Zeitschriften die 37jährige Redaktion des Mindener „Sonntagsblattes" her (von 1817—53), einer „vaterländischen Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung", die dem geistigen Leben in Westfalen gute Dienste geleistet hat und von Goethe ebenso freudig anerkannt wurde wie die von Meyer im Verein mit Gleichgesinnten gestiftete „Westfälische Gesellschaft für vaterländische Kultur". Auch als Konservator des Mindener Museums, das er selbst reich be-

schenkte, hat er sich verdient gemacht. Suchte er sich der neuen Heimat nach verschiedenen Seiten dankbar und nützlich zu erweisen, so blieb doch auch sein Interesse für die Vaterstadt rege. Unvergessen sei es, daß er es gewesen ist, der Goethe 1829 auf dessen Wunsch mit den Plänen für die Gründung Bremerhavens bekannt gemacht hat. Eine ausgedehnte berufliche Tätigkeit, die sich 1816 mit der Ernennung zum Stadt- und Landphysikus noch erweiterte, bot ihm, wie sie wissenschaftlicher Erträge nicht entbehrte — zwei Arbeiten über den Kaiserschnitt von 1821 und 1835 bezeugen es —, manchen Anlaß, sich dem Zuge des Herzens folgend selbst mit Hintansetzung seiner Familie als Freund der Armen zu erweisen, für deren Wohl er auch vielfach organisatorisch wirkte. 1854 mit dem Geheimratstitel in den Ruhestand getreten, ist der edle Mann am 24. Februar 1855 gestorben. In schönem, mannigfaltigem Streben hat er sich der Freundschaft Goethes dauernd wert erwiesen und so auch der Vaterstadt Ehre gemacht.

Rotermund 2, 35. — Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an N. Meyer [herausg. von Sal. Hirzel], 1856. — Briefe von Goethes Frau an N. Meyer 1887. — Brem. Jb. 14, 172—76. Goedeke, Grundriß zur Gesch. d. d. Dichtung, ² 7, 336 u. 337. Karl Knebel, Nikolaus Meyer als Freund Goethes und Förderer des geistigen Lebens in Westfalen, 1908. H. Seedorf.

**Miesegaes**, Carsten, geb. in Bremen 23. Juni 1767 als Sohn eines Brauers, gest. daselbst 21. Dezember 1846, trat nach dem Schulbesuch im April 1786 als stud. theol. in das hiesige Gymnasium ill. ein. Ob er seine Studien auf einer Universität fortgesetzt hat, ist nicht bekannt. Als er im Jahre 1797 die Tochter eines Kaufmanns heiratete, wird er selbst als Kaufmann bezeichnet. Er ist aber so wenig Kaufmann, wie Theologe geblieben. Er nennt sich später Literat, nachdem er sich schon lange mit historischen Studien beschäftigt hatte. 1825 veröffentlichte er eine deutsche Übersetzung der Hamburger Kirchengeschichte des Meisters Adam (Bremen bei Joh. Georg Heyse), im folgenden Jahre eine Übersetzung der Lebensbeschreibungen Willehads und Ansgars (im gleichen Verlage). Diese von der Kritik freundlich aufgenommenen Übersetzungen bildeten eine Vorarbeit zu seiner „Chronik der freien Hansestadt Bremen", die von 1828—1833 „auf Kosten des Verfassers" in drei Bänden er-

schien. M. hat die ihm zugänglichen handschriftlichen und gedruckten Quellen fleißig benutzt. Sein Bestreben nach kritischer Behandlung ist nicht zu verkennen, aber seine Arbeit steht darin weit zurück hinter der gleichzeitigen Donandts (siehe diesen). Auch die Disposition seines Werkes zeigt große Mängel. Schon die ganze Anlage ist verkehrt: in den beiden ersten Bänden führt er auf zusammen fast 700 Seiten den Leser nur bis 1280, einem für die bremische Geschichte bedeutungslosen Abschnitt, um dann im dritten Bande auf wenig mehr als 400 Seiten die Jahrhunderte von 1280—1830 zu durchfliegen, wobei er dann aus der Erzählung häufig zu dürr chronikalischen Notizen übergeht. Oft aber entläuft er seiner Erzählung völlig, weil ihm beiläufig Tatsachen oder Erscheinungen einfallen, deren Entwickelung er dann durch mehrere Jahrhunderte verfolgt, um endlich zum Ausgangspunkte zurückzukehren. Es ist der gleiche Dilettantismus, den wir später auch bei Duntze wiederfinden. Miesegaes' Arbeit, die in einiger Hinsicht einen Fortschritt gegen Roller bedeutete, hat doch jetzt nur noch antiquarischen Wert.

Bippen.

**Mindermann**, Marie, geb. am 9. Dezember 1808 in Bremen als Tochter eines Drechslermeisters, gest. ebendort am 25. März 1882, zeigte frühzeitig schriftstellerische Anlagen (einige ihrer Gedichte und Erzählungen erschienen anonym im „Bürgerfreund" von Daeves). Die Predigten des religiös freisinnigen und politisch demokratischen Pastors Dulon, den die liberalen Mitglieder der Liebfrauengemeinde 1848 nach Bremen berufen hatten, fesselten sie sehr und veranlaßten sie, als die orthodoxen Gemeindemitglieder zwei Jahre später auf seine Absetzung drangen, für ihn Partei zu ergreifen. Sie schrieb ohne Namennennung drei sehr gewandte Flugschriften zu seinen Gunsten: „An die 23 Streiter des Herrn" (1851), „Die Politik auf der Kanzel" (1851) und „Aufruf zum Kampfe gegen die destruktiven Ideen der Gegenwart" (1852). In einer anderen Streitschrift „Materialia, gesammelt in feierlichen Abendstunden in der Kirche Sankt Wimmerius Simp." (1852) verspottete sie den Pietisten Wimmer der Martinikirche. Als der Senat im Jahre 1852 Dulon suspendierte und dann seines Amtes enthob, beleuchtete sie in den mutigen „Briefen über bremische Zustände von M***" (1852) das ganze Verfahren gegen Dulon. Da sich der Senat durch mehrere Stellen der Schrift beleidigt fühlte, wurde ihre Urheberschaft festgestellt und

eine Klage eingeleitet; das Kriminalgericht glaubte sie zu acht Tagen Gefängnis, die aber durch 20 Taler Geldbuße eingelöst werden konnten, verurteilen zu müssen. Sie wählte die Haft und beschrieb die Geschichte ihres Prozesses in den Briefen „Eigentümlichkeiten der Bremer Neuzeit" (1852). Später wandte sie sich der Jugendschriftstellerei zu und veröffentlichte mehrere, mit gutem Erfolg aufgenommene Sammlungen von Sagen, Märchen und Erzählungen: „Heide und Moos" (1854), „Feldblumen" (1859/60), „Buntes Laub" (1863), „Dramatische Kleinigkeiten" (1867), „Sagen der alten Brema" (1867), „Blumen am Wege" (1873), die Erzählung „Bis zum Senator" (1877) und „Aus dem Leben" (1880). Sie gab ferner „Plattdeutsche Gedichte" (1860) und unter dem Titel „Ranken" (1870) hochdeutsche Dichtungen, sowie eine Anthologie „Spruchschatz" (1879) heraus. Stets für die Hebung der weiblichen Bildung interessiert, nahm sie an der Gründnng des bremischen Frauenerwerbsvereins (1866/67) tätigen Anteil.

Vgl. Bremer Nachrichten vom 27. März 1882 (gez. —l); Metta Meinken, Ein „Bremer Frauenzimmer" im Kampf um Wahrheit und Glauben, dem Andenken M. Mindermanns gewidmet. Bremen o. J. (1909). Herm. Tardel.

**Mohr**, Carl Friedrich Gottfried, geb. in Bremen 9. April 1803, nach absolviertem juristischem Studium seit 1825 Advokat, wurde am 6. April 1839 in den Senat gewählt. Am 8. Mai 1857 nach dem Tode der letzten beiden auf Lebenszeit gewählten Bürgermeister wurde ihm als erstem das durch die Verfassung vom 21. Februar 1854 geschaffene periodische Bürgermeisteramt übertragen, das er mit den gesetzmäßigen Pausen bis Ende 1873 bekleidet hat. Er lehnte demnächst eine Wiederwahl zu diesem Amte wegen vorgerückten Alters ab, blieb aber noch bis gegen Ende 1883 im Senate. Fünf Jahre später, am 13. Dezember 1888, ist er gestorben. M. war in der bewegten Zeit von 1848 ff. Polizeidirektor und hat dann 1852 und 1853 bedeutenden Anteil genommen an den Beratungen, aus denen die im wesentlichen noch heute giltige Verfassung von 1854 hervorging. In den späteren Jahren bildeten seine beiden wichtigsten Dezernate das Unterrichtswesen (Scholarchat), in dem er seit 1852 den Vorsitz inne hatte, und die kirchliche Kommission, deren Leitung er 1857 nach dem Tode Smidts übernahm. Seine liberale

Gesinnung hat er sowohl in den Kirchen- und Schulangelegenheiten, wie in seinem politischen Wirken stets betätigt.

Rose, Brem. Geschichte, 1860, S. 337 ff. Bippen.

**Mohr**, Franz Friedrich, geb. in Bremen am 8. Sept. 1838, gest. daselbst am 20. Juni 1903. Nach Besuch des hiesigen Gymnasiums und Studium der Rechtswissenschaft war er seit 1863 in Bremen als Advokat tätig, ward im Juli 1870 zum Richter gewählt und war seit der Reichsjustizorganisation vom 1. Okt. 1879 Landgerichtsdirektor. Als solcher Vorsitzender der erkennenden Strafkammer hat er der praktischen Strafrechtspflege in Bremen über 20 Jahre lang unvergeßliche Dienste durch seinen klaren Blick und sein Menschenverständnis geleistet. Doch blieb sein Tätigkeitsdrang nicht auf den Beruf beschränkt. Seit 1868 schon Mitglied der Bürgerschaft, war er 1876—1902 ihr Vizepräsident, und die lange Dauer dieser Ehrenstellung weist schon darauf hin, wie hoch seine Mitbürger seinen Charakter und seine Gaben einschätzten. Kurz mag daneben noch seiner weiteren gemeinnützigen Tätigkeit gedacht werden. Gehörte er doch z. B. jahrzehntelang der Verwaltung der Sparkasse in leitender Stellung an. F. von Spreckelsen.

**Mohr**, Johann Nikolaus Richard, Redakteur, geboren zu Bremen am 12. Juli 1826, besuchte unser Gymnasium, studierte in Bonn Philologie und widmete sich nach längerem Aufenthalt in Spanien, Frankreich und England, zuerst in London, dann an der Handelsschule seiner Vaterstadt der Lehrtätigkeit. August 1853 wurde er im Nebenberufe Mitredakteur, seit 1860 (nach Aufgabe seiner Stellung an der Hauptschule) Lammers' Nachfolger als Hauptredakteur der Weser-Zeitung, eine Stellung, die er bis zu seinem am 6. Juli 1886 erfolgten Tode bekleidete. Unter seiner Leitung wurde die für die überseeischen Länder berechnete „Wochenausgabe" als erstes Unternehmen ihrer Art im deutschen Zeitungswesen eingerichtet und besonders das Feuilleton nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert.

(E. Fitger) Weser-Zeitung Nr. 14203 vom 7. Juli 1886. M. Lindeman, Weser-Zeitung Nr. 16914 vom 1. Januar 1894.

A. Lonke.

**Mohr**, Nikolaus Karl Eduard, Sohn des Kaufmanns Niko-

laus M. in Bremen, wurde hier am 19. Februar 1828 geboren und widmete sich ebenfalls dem Kaufmannsstande. Schon als Knabe von unruhiger und abenteuerlicher Natur, ging er frühzeitig in die Fremde. Im Dezember 1848 schiffte er sich nach Baltimore ein, um in Havanna in ein Kontor einzutreten; dort verlockte ihn aber die Kunde von dem kalifornischen Goldlande zu einer Reise um Kap Horn nach San Franzisko, wo er im Dezember 1849 ankam. Nach kurzer Arbeit in den Goldminen begann er ein unruhiges Jagd- und Wanderleben; im Februar 1851 trat er auf der Schonerbrigg „Rena" eine Südseereise an, die ihn nach Honolulu und von hier bis zur Beringsstraße führte. Nachdem er dann von 1852—54 in Unterkalifornien verweilt hatte, um für eine Firma in San Franzisko den Export des Salzes aus den Minen von St. Quentin zu überwachen, begab er sich 1855 von Kalifornien nach Akyab in Hinterindien, wo er einige Jahre in einem von seinem Bruder begründeten Reisgeschäfte mit gutem geschäftlichem Erfolge tätig war. 1863 nach Europa zurückgekehrt, benutzte er einen längeren Aufenthalt in Bremen dazu, sich auf der hiesigen Steuermannsschule in der Praxis der geographischen Ortsbestimmung auszubilden, um dadurch auch für mehr wissenschaftliche Reisen ausgerüstet zu sein. Seine erste Jagdreise unternahm er dann 1866 nach Natal und ins Zululand in Südafrika. 1867 wieder nach Bremen zurückgekehrt, besuchte M. auch noch die Obersteuermannsschule, um sich unter Breusings Leitung noch weiter für wissenschaftliche Reisen auszubilden. Für die „Weser-Zeitung" schrieb M. in dieser Zeit eine Reihe von Feuilletonartikeln, die dann als „Reise- und Jagdbilder aus der Südsee, Kalifornien und Südostafrika" gesammelt als ein kleines Büchelchen (Bremen, Verlag von C. Schünemann, 1868, 110 Seiten) erschienen. Ende 1868 trat M. eine größere Reise nach Südafrika an. Von Durban aus reiste er mit dem Bergingenieur Adolf Hübner durch Transvaal zu den Goldfeldern am Tati, jagte Löwen, Flußpferde und anderes Wild und drang auf einem neuen Wege zu den Viktoriafällen des Sambesi vor. 1870 von seiner Reise zurückgekehrt, lebte M. als Privatmann zumeist in seiner einfachen Landwohnung zu Ottersberg, berichtete aber auch gern mündlich im Naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen und in auswärtigen Vereinen über seine Reiseerlebnisse. Seine wertvollen astronomischen Ortsbestimmungen sind in „Petermanns Mitteilungen"

(1871, S. 161—71) veröffentlicht; eine ausführliche Reisebeschreibung gab er in seinem Werke „Nach den Viktoriafällen des Sambesi" (Leipzig 1875, 2 Bände, mit Porträt).

Mohr traf in dieser Zeit das Unglück, sein nicht unbedeutendes Vermögen zu verlieren. Um so lieber folgte er deshalb der Aufforderung der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrikas, die Expedition an Homeyers Stelle weiterzuführen. M. verließ Europa am 15. Juni 1876 und kam am 16. November in Malanga (in Angola) an, von wo aus er den Kontinent nach der Ostküste zu durchqueren beabsichtigte. Bald nach seiner Ankunft aber verfiel M. in eine tiefe Schwermut, und am 26. Dezember machte er im Fieberwahnsinn seinem vielbewegten Leben ein Ende.

Vgl. eine Selbstbiographie mit Porträt im „Daheim" (1872); D. Rundschau f. Geogr. und Statistik (Wien 1888, S. 240, mit Porträt); A. D. B. 22. Bd., S. 66. W. Wolkenhauer.

**Motz**, Dethard Wilhelm, wurde am 25. Juli 1815 als Sohn des praktischen Arztes Dr. Dethard M. in Bremen geboren, besuchte anfangs hier die Vorschule, dann den Privatunterricht seines Bruders, des Pastors M. in Bützow und darauf die bremische Gelehrtenschule. 1835—39 studierte er Theologie in Jena und Bonn und wirkte darnach als Ministeriumskandidat und Hauslehrer in Bremen, sowie als Hilfslehrer in Bützow. Ostern 1844 übernahm er eine durch den Tod Friedr. Wulsens freigewordene Lehrerstelle an der Vorschule und wurde 1850 zum ordentlichen Lehrer, Ostern 1858 aber bei der Reorganisation der Hauptschule als Nachfolger Ruetes zum Direktor der Vorschule befördert. Dieses Amt hat er 25 Jahre hindurch, während deren die Schülerzahl sich verdreifachte, innegehabt und bei allen, die ihn gekannt haben, wegen seiner Pflichttreue, seiner pädagogischen Fähigkeiten und seines untadeligen Charakters das gesegnetste Andenken hinterlassen. Die durch die Reorganisation gebotene innere Neuordnung der ganzen Vorschule ist sein Werk. Als Lehrer erntete er den größten Ruhm mit seinen Geschichtsstunden, in denen er auch den kleinen Schülern schon die Gestalten des Altertums mit unvergleichlicher Kunst zu veranschaulichen wußte. Neben der Ausbildung der Schüler ging bei ihm die der seiner Leitung anvertrauten jungen Lehrkräfte einher, die nachher meistens an eine der höheren Anstalten übertraten und unter M.

in ihrer Tätigkeit an der Vorschule erst eine Art von pädagogischem Seminar durchmachten. Im Herbst 1883 trat M. in den Ruhestand.

M. bot in seinem Alter das schöne Bild eines freundlichen, überaus wohlwollenden Greises; aber in seinen rüstigen Jahren fehlte es ihm durchaus nicht an männlicher, zielbewußter Energie, und als Vertrauensmann des Vorsitzenden des Scholarchats, des Bürgermeisters Mohr, hat M. lange Jahre zum Segen des Ganzen eine Einwirkung auf das höhere Schulwesen Bremens geübt, die weit über den engen Rahmen seines eigentlichen Amtsbezirks hinausging. So ist er auch von 1859—65 Mitglied der Bürgerschaft und dann bis 1883 beratendes Mitglied der Schuldeputation gewesen. Von 1858—70 war er in der Lehrerprüfungskommission. Nicht weniger nahm er auch im kirchlichen Leben der Stadt seine Stellung, als liberaler, aber gegen Andersgesinnte durchaus duldsamer Theologe. Gemeinnützigen Zwecken hat er seine Zeit und Kraft gern gewidmet. Zusammen mit anderen gründete er den Verein zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen; lange war er Vorsitzender des Vereins zum Roten Kreuz. Ebenso war er eine Zeitlang Vorsitzender der Gesellschaft „Museum". Er gehörte zu den Gründern des Erziehungsvereins und rief in Gemeinschaft mit C. Bulle den Stipendienverein ins Leben. Am 25. März 1897 ist er gestorben.

Groß ist die Zahl derjenigen, die M. in seinem langen Leben mit Rat und Tat unterstützt hat, und kaum einer von allen, die ihn kennen gelernt haben, wird seiner anders gedenken als in Dankbarkeit und Verehrung. In der eigenartigen Ausprägung seiner Tugenden und Ideale war M. einer der besten Vertreter des gebildeten altbremischen Bürgertums in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Einen inhaltreichen Nachruf hat H. Hertzberg geschrieben in der W.-Z. vom 28. März 1897, zweite M.-Ausg. Ein zweiter findet sich aus Anlaß von Motz' Ausscheiden aus dem Amte im Programm der Hauptschule von 1884 von demselben Verfasser.

H. Entholt.

**Müller,** Fritz, Kapitän und Maler, stammte aus Blumenthal, war 1814 geboren, bildete sich als Seemann aus, wurde Kapitän und wohnte seit 1841 in Bremen. Seine Frau war eine geborene

Hildenbrock. Das Historische Museum besitzt außer einer Anzahl von Schiffsbildern von ihm zwei in Öl gemalte Ansichten aus Blumenthal und die Hildenbrocksche Reitbahn vor dem Herrdentore, die dort lag, wo jetzt Hillmanns Hotel steht. Diese Landschaften sind ein Vermächtnis seiner Tochter, der 1910 verstorbenen Lehrerin Auguste M. Im Jahre 1848 empfahl er sich zum Erteilen von Unterricht in der Navigationskunde und im Malen und Zeichnen, namentlich von Marinegegenständen. Er war Hilfsoffizier in der ersten deutschen Flotte (s. Bär, Die D. Flotte von 1848—52, S. 234), ging nach deren Auflösung wieder zur See und reiste nach Ausbruch des Sezessionskrieges nach Nordamerika, um in die nordstaatliche Armee einzutreten. Er ist dort im Kriege bald verschollen. Im Jahre 1854 hat er in der Kunsthalle zwei Ansichten von Rio de Janeiro ausgestellt. Joh. Focke.

**Müller**, Heinrich, Architekt, geb. den 2. Februar 1819 in Oberneuland, gest. den 8. März 1890 in Bremen, eine der markigsten Persönlichkeiten im Bremer Leben seiner Zeit. Die Mutter stammte aus Dedesdorf. Der Vater kaufte ein kleines Haus an der Muggenburg, dem malerischen Winkel an der Weserkante neben den hohen Packhäusern des Stephaniviertels, und betrieb eine Kalkbrennerei. Hier wuchs Heinrich M. heran als der älteste von drei Brüdern. Die Hauptzüge seines Wesens, eine starre Willenskraft, aufbrausende Heftigkeit und unbändige Lebenslust teilt er mit jener Schicht kleiner Meister und Gewerbetreibender, die es im Dienste des Großhandels zu etwas bringen, und in denen bremische Art in Vorzügen und Fehlern sich unverfälschter erhalten hat, als durchweg in den Zöglingen der höheren Schulen oder an den großen Handelskontoren. M. wuchs allerdings bald über seine Kameraden der Kirchspielsschule hinaus und wurde auf die „Gelehrtenschule" geschickt, aber die lateinischen Klassiker, die er später in Rede und Schrift gern zitierte, fesselten ihn nicht lange. Er wollte Baumeister werden, lernte als Maurer und ging mit 19 Jahren nach München ans Polytechnikum, wo besonders Gärtner, der Erbauer der Bibliothek und der Feldherrnhalle, sein Lehrmeister war. Zwei Jahre später arbeitet er unter Strack in Berlin, wo Schinkels edler Klassizismus ihn stark und nachhaltig beeinflußte, und nach dem Hamburger Brande 1842, der eine hochgesteigerte Bautätigkeit zur Folge

hatte, zwei Jahre lang in Hamburg am Atelier Chateauneufs, ebenfalls eines Schinkelschülers.

Nach den künstlerischen Einflüssen dieser Studienjahre lassen sich Heinrich Müllers Bauten in zwei Gruppen unterscheiden, in solche der Berliner und der Münchener Richtung. Im Anfang herrscht noch der Münchener Einfluß vor: in Hillmanns Hotel, an dessen Fassaden übrigens fast nichts unverändert erhalten ist, im Hause L. v. Kapff an der Wachtstraße und der Weser und in der Häusergruppe am Rosenplatz und am Wandrahm. Von diesen ist das Haus von Kapff das letzte und künstlerisch das bedeutendste. Aber fast gleichzeitig oder wenig später entstanden an verschiedenen Punkten der Contrescarpe Privathäuser von starker Eigenart, mit den feinen Gliederungen und wohl abgewogenen Verhältnissen der Berliner Schule. Keines freilich so streng im Geiste Schinkels wie die schöne Fassade des Gröningschen Hauses Am Wall Nr. 113 von J. E. Polzin, dem damals alternden Meister. Eine junge Kraft war an seine Stelle getreten, die freier und skrupelloser mit den überlieferten Formen schaltete, mit dem Willen, sich durchzusetzen und der Vaterstadt ihr Gepräge zu geben. Besonders in der Raumbildung, im Grundriß, zeigte sich M. als kühner Neuerer.

Von seinen Bauten bestehen vor dem heutigen Urteil die Wohnhäuser klassischen Stils wohl am besten. An der Contrescarpe sei nur auf das Haus Rickmers Nr. 181, Melchers Nr. 112 und 113, Wolde (früher Cürman) Nr. 22 hingewiesen. Näheres in „Bremen und seine Bauten", S. 421—23. Weniger abgeschlossen war seine Vorbildung für gotische Baukunst, und gerade hierin wurden ihm große Aufgaben gestellt: die Börse, der Künstlervereinsbau, die Wohnhäuser Chr. Wätjens, die Rembertikirche. Mit der ihm eigenen Willenskraft suchte M. das Fehlende auf Reisen nach Frankreich und England zu erwerben. Mit ungestümer Begeisterung sah er die Kathedrale von Paris und die reichen Holzbögen der Guildhall in London, und aus beiden vereint erstand ihm das Bild des bremischen Börsensaals. Aus den Eindrücken von altenglischen Herrensitzen entwarf er für seinen Freund und Gönner Chr. Wätjen dessen stolzes Wohnhaus am Osterdeich und das malerische Landschloß in Blumenthal. Aus eigenem Kraftgefühl ersetzte er manches, was ihm wohl an tieferem Erfassen des Geistes jener Kunstepochen gebrach. Um dieselbe Zeit, als diese Bauten entstanden, wirkte in

Kassel H. Ungewitter mit heißem Bemühen für die Wiederbelebung der deutschen Gotik, und einer seiner Schüler, Wilhelm Sunckel, wurde Heinrich Müllers treuer Gehilfe, während ein anderer berufener Gotiker, S. Loschen, sich lange und ohne die Gunst des Glücks neben M. zu behaupten suchte. Seine Werke sind wenig bekannt, weil er das meiste als städtischer „Baukondukteur" unter Baudirektor Alexander Schröder gearbeitet hat.

Überhaupt war es für andere schwierig, neben Müllers machtvoller Persönlichkeit aufzukommen. Der ältere Klingenberg, der unter anderem die reizende Villa v. Kapff an der Schwachhauser Chaussee baute, zog nach wenigen Jahren von Bremen wieder fort. Bekanntlich mußte auch Benque, der Schöpfer des Bürgerparks, nach einem Zusammenstoße mit M. das Feld räumen. Erst in J. G. Poppe erwuchs ihm ein jüngerer gleich starker Gegner und Genosse. Beide schufen sich durch Geist, zähe Tatkraft und eine seltene Arbeitsfreudigkeit ihre großen Wirkungskreise, in manchen Zügen an alte Meister der Renaissancezeit erinnernd.

Vor allem aber liegt die Bedeutung H. Müllers in seiner Gabe, die Geister mit sich fortzureißen und nach seinen Zielen zu lenken. Er verstand es, das Kunstbedürfnis seiner Mitbürger zu wecken. Als es galt, für den neu gegründeten Künstlerverein geeignete Räume zu finden, unternahm er es, das alte Refektorium des Domstifts aus hundertjährigem Schutte zu ziehen und in das würdigste Vereinslokal zu verwandeln. Als langjähriger Präsident dieses Vereins wußte er mit dem Zepter des Humors die Geister wachzurütteln, Künstler und Kunstfreunde zu sammeln und auch die Gelehrten eine Zeitlang unter die Fittiche der Kunst zu stellen. Seine feurige Beredsamkeit, seine Kunst zu fabulieren wußten auch aus spröder Masse Funken zu schlagen, und die von ihm geleiteten Feste, durch A. Fitgers Leier verschönt, sind bei den Teilnehmern noch heute unvergessen. Sein Haus am Rembertikirchhofe mit dem lauschigen, durch Springbrunnen und säulengetragene Laubengänge gezierten Vorhofe hallte wider von dem Treiben fröhlicher Gäste, denen die Gattin und die beiden Töchter des Gastgebers bescheiden die Honneurs machten. Angesehene Fremde — nicht nur Künstler, sondern auch Gelehrte, Forschungsreisende, Staatsmänner — weilten unter diesem Dache, und die Herren des Rats fanden es manchmal bequem, sich die Pflicht der Gastfreundschaft gegenüber auswärtigen Notabilitäten

von dem gastfreien Künstler und stets aufgeräumten Gesellschafter abnehmen zu lassen. Dafür fand auch M. Freunde, wohin er kommen mochte. Es ist oft erzählt, wie er einmal auf der Reise zu seinem Börsenbau in Königsberg, anstatt dieses Ziel zu erreichen, von Berlin aus auf das Zureden guter Freunde nach Wien, Venedig und Rom geriet und hier als Gast des deutschen Botschafters von Keudel, mehrere inhaltreiche Wochen auf dem Kapitol verlebte, während der Bau in Königsberg und der des Museums in Bremen warten mußten.

Der Börsenbau in Königsberg war das Ergebnis eines Wettbewerbs unter deutschen Architekten im Jahre 1869. In beherrschender Lage am Ufer des Pregel, der letzte Bau, den M. in antiken Bauformen ausführte, wirkt er mit seiner ruhigen Säulenflucht äußerst vornehm. Es folgte dann in Bremen der Bau der Gesellschaft Museum, ein Putzbau in italienischer Renaissance, im Innern reich und festlich ausgestattet, und bald darnach der Palazzo für Johannes Fritze am Wall in ähnlichen Formen, aber mit Sandsteinfassade. Die Wohn- und Gesellschaftsräume des ersten Obergeschosses gruppieren sich um das prächtig in weißem Marmor ausgeführte Treppenhaus mit umlaufendem Säulengange. Die Ausstattung der Räume zeigt M. auf der Höhe seines Schaffens. Bald darauf, um 1878, hält die Wiederbelebung der deutschen Renaissance auch in Bremen ihren Einzug, und obgleich M. sich ihr mit jugendlichem Feuer in die Arme wirft, zeigen die Bauten der folgenden Zeit doch im ganzen nicht dieselbe Sicherheit in Rhythmus und Durchbildung. Die langwierigen Vorarbeiten für den Bau des neuen Hauptbahnhofs, der ihm schließlich doch nicht übertragen wurde, endlose Verhandlungen mit der preußischen Verwaltung mögen oft lähmend gewirkt haben. Aber sein kräftiger Körper schien allem zu trotzen. Manche Nacht mußte sein Bureaupersonal mit ihm durcharbeiten. Bei der Vorbereitung großer Festlichkeiten hielt er auch Nächte hindurch die Meister und Gesellen zusammen, bald als rasender Ajax, bald mit der Überredungskunst des Odysseus. Nach den Vorbereitungen zur Schillerfeier von 1859, als eben der Festzug am Rathause erwartet wurde, gelang es ihm, die vorgeschriebene Gasse, die von der Menschenmenge plötzlich gesperrt war, durch eine kurze eindringliche Ansprache wieder herzustellen. Nur ein trotziges Schneiderlein spazierte beharrlich in der Gasse: „Mi

het nums wat to seggen!" Kurz entschlossen packte M. ihn am Kragen und am Hosenbein und warf ihn über die Köpfe der Vordersten, worauf er mit lautem Hallo von vielen Händen nach dem Hintergrunde befördert wurde und verschwand.

Manch fröhliches Stückchen von seiner Zecherlaune, von denkwürdigen Streichen mit den Meistern Seekamp und Bummerstedt und von späteren Erlebnissen mit den Genossen vom Künstlerverein und vom Architekten- und Ingenieurverein geht noch heute von Mund zu Mund.

Im Frühjahr 1888 erkrankte M., und seine Kraft schien seitdem gebrochen. Sein siebzigster Geburtstag brachte ihm noch einmal viele Zeichen der Freundschaft und Verehrung und ein Haus voll fröhlicher Zecher. Ein Jahr später erlöste ihn der Tod von seinen langen Leiden. Die am 11. März 1890 in der von M. erbauten Rembertikirche stattfindende Trauerfeier gab dem ihm nahe benachbarten und befreundeten Pastor Kradolfer Anlaß zu einer schönen Würdigung der Persönlichkeit Müllers (W.-Z v. 11. März Abendausg.). Im Künstlerverein aber fand am Abend des 27. März eine Gedächtnisfeier statt, in der Professor Kasten das Wirken und Wesen Müllers in längerer Rede fein charakterisierte (W.-Z. vom 29. März, Morgenausg.).

In „Bremen und seine Bauten", 1900, hat der Unterzeichnete S. 415 ff. H. Müller als Künstler gewürdigt unter Beifügung seines Porträts und der Abbildungen mehrerer seiner Bauten. In demselben Werke, S. 220 ff., ist der größte Bau Müllers, die Bremer Börse, unter Beigabe einer Außen- und einer Innenansicht und des Grundrisses von W. Sunckel ausführlich besprochen.

Ed. Gildemeister.

**Müller**, Hermann, geb. 26. Sept. 1774 zu Bremen, wo er Domschule, Gymnasium und Athenäum besuchte, 1796 stud. theol. in Göttingen, 1798 cand. theol. in Bremen, Hauslehrer in Düsseldorf, 1802 P. sec. in Braunfels, 1809 P. tert. an St. Stephani in Bremen, 1817 prim., gest. 6. Januar 1839. Weiteres s. Rotermund, wo auch s. Schriften, denen hinzuzufügen: Rede bei der Beerdigung des Herrn Dr. A. L. H. Pletzer am 24. Juli 1837 (2. Aufl.). — Über die Wiedervereinigung der beiden prot. Parteien, der Lutherischen und der Reformierten, zu einer evang. Kirche. Br. 1823. — Er war neben Menken der „Vater" der bremischen „Er-

weckungsbewegung", Pflegevater F. Mallets, Onkel seines gleichgestimmten Nachfolgers P. Ludwig Müller (geb. 1800, 1839—64 P. an Stephani). Über ihn: Zwei Predigten nebst einem kurzen Lebensabriß des sel. Herrn P. prim. Müller, von F. Mallet und Ludwig Müller. Br. 1839. — In der „Gedenkschrift zur Einweihung des kirchl. Gemeindehauses der ev.-ref. Gemeinde in Lehe", Lehe 1901, eine schöne Schilderung s. Persönlichkeit von s. Großneffen Generalsup. D. Müller. — Vgl. ferner: Wichern, Briefe u. Tageb. I, 218; Meurer, Mallet, S. 6 f.; C. A. Wilkens, Mallet, S. 4 f.; C. H. Gildemeister, Menken I, 271 f. — E. Achelis, Christl. Welt 1902, S. 345 f. — Ecke, Ev. Landeskirchen im 19. Jahrh., S. 263. — Tiesmeyer, Erweckungsbewegung, Heft 10, u. a. m.

Büttner.

**Müller**, Hermann Alexander, geboren in Bremen den 14. Februar 1814, gestorben in Bremen den 27. Mai 1894, besuchte bis Ostern 1832 die „Gelehrtenschule" seiner Vaterstadt, um sich dann in Bonn, Berlin und München dem Studium der Philologie zu widmen. Von Ostern 1837 an wirkte er zunächst als Hilfslehrer und zwei Jahre später als ordentlicher Lehrer an den kurhessischen Gymnasien zu Rinteln, Cassel und Fulda. Im Herbst des Jahres 1846 wurde er in seine Vaterstadt berufen, wo er Ostern 1847 das Amt eines ordentlichen Lehrers der Hauptschule antrat. Als solcher wirkte er zunächst an allen drei Abteilungen jener Anstalt, seit Ostern 1859 ausschließlich am Gymnasium. Hier wurde er der fast alleinige Vertreter des französischen Unterrichts, dem auch bis 1862 die von ihm verfaßte Schulgrammatik zugrunde gelegt war. Herbst 1878 trat er in den wohlverdienten Ruhestand. Seine Lehrtätigkeit und besonders das ebenso von lebhaftem wissenschaftlichem Interesse, wie von liebenswürdigem Humor gewürzte freundschaftliche Verhältnis zu seinen Amtsgenossen steht allen, die ihm in dieser Weise nahegetreten sind, noch in wohltuender Erinnerung. Auch sonst war er ein gern gesehener Gesellschafter und besonders ein unermüdlicher Gelegenheitsdichter und „gereimter Festredner". Bezeichnend für die, man möchte sagen, gemütliche Art seiner Stellung sowohl Schülern wie Kollegen gegenüber ist der Umstand, daß er bei diesen fast nur mit dem in jüngeren Jahren einmal durch eine auffallende gelbe Weste erworbenen Spitznamen „Yellow" bezeichnet wurde. Aber auch außerhalb seiner amtlichen

Tätigkeit erwarb er sich warm anerkannte Verdienste durch eine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit auf dem Felde der Kunstgeschichte, womit auch seine langjährige, erst kurz vor seinem Tode aufgegebene Stellung als Bibliothekar und Direktionsmitglied des Künstlervereins in Zusammenhang steht. Seine dahin gehörenden Schriften sind: „Die Museen und Kunstwerke Deutschlands", 2 Bde., Leipzig 1857—58. — „Der Dom zu Bremen und seine Kunstdenkmale", Bremen 1861. — „Die Bilderhandschriften in den Bibliotheken der Stadt und der Hauptschule" (1863 als Beilage des Schulprogramms erschienen). — „Die Ruinen des Klosters Hude", Bremen 1867. — „Biographisches Künstlerlexikon der Gegenwart", Leipzig 1882. — Gemeinschaftlich mit O. Mothes gab M. heraus: „Illustriertes archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Altertums, des Mittelalters und der Renaissance", Leipzig 1877—78. — Endlich zusammen mit H. W. Singer: „Allgemeines Künstlerlexikon", 5 Bde., Frankfurt a. M. 1895—1901. — Untersuchungen über die Liebfrauen- und die Anscharikirche in Bremen hat er im Organ für christl. Kunst 1861 und 62, und über die Martinikirche in den Mitteil. der österr. Zentralkommission für Erhaltung der Baudenkmale 1864 veröffentlicht. — Ein sehr brauchbares, später von Hub. Wania fortgesetztes Nachschlagebuch ist auch das 1876 von M. herausgegebene, das Vierteljahrhundert 1851—75 umfassende „Gedenkbuch der freien Hansestadt Bremen".

Vgl. Br. J. XXIII, S. 78. Gust. Kißling.

**Müller**, Wilhelm Christian, geb. am 7. März 1752 zu Wasungen im Meiningischen, verlebte seine Jugend in Unterkatz, einem Dörfchen östlich der Rhön, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er in Meiningen das Gymnasium absolviert hatte, studierte er von 1770—74 Theologie in Göttingen. Als Hauslehrer bei Professor Zachariae folgte er diesem dann nach Kiel und beendete dort seine Studien. Theologische Engherzigkeit verleidete ihm aber bald den mehr vom Vater gewünschten als von ihm gewählten Beruf; er gab ihn daher bald auf und wurde in Altona Hauslehrer beim Konferenzrat von Baur. Nach einem kurzen Aufenthalt als Lehrer am Philanthropin in Dessau kam er 1778 als Privatlehrer nach Bremen, gründete hier 1781 ein eigenes Erziehungsinstitut, das er mit einigen Unterbrechungen bis 1814

leitete. 1784 wurde er der Nachfolger des Domkantors Grimm und damit auch Lehrer an der lateinischen Domschule, wo er Mathematik und Physik in den oberen Klassen dozierte. 1817 ward er mit einer Pension von 800 Talern in den Ruhestand versetzt. Er starb am 13. Juli 1831. Von Jugend auf liebte und pflegte er die Musik. Seine mannigfachen Kompositionen waren indessen nicht so wertvoll wie seine schriftstellerische Tätigkeit auf dem Gebiete der Theorie dieser Kunst; besonders seine „Ästhetisch-historischen Einleitungen in die Wissenschaften der Tonkunst" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1831) erregten allgemeines Aufsehen. Als Kantor, Lehrer und beliebter Gesellschafter wirkte er überall anregend und fördernd für musikalische Bildung in Bremen, und der gewaltige Aufschwung Bremens auf dem Gebiete der Konzertmusik, welcher im Anfange des 19. Jahrhunderts erfolgte, ist hauptsächlich ein Ergebnis seines direkten und indirekten Einflusses. — Eine Anzahl pädagogischer und poetischer Werke zeugen von frischem, natürlichem Geiste und wahrer Herzenstiefe, ihr Wert ist aber vielfach durch eine gewisse Oberflächlichkeit seiner wissenschaftlichen Methode beeinträchtigt. Für eingehendere Fragen verweise ich auf meinen demnächst erscheinenden Aufsatz „Der Bremer Domkantor Dr. W. Chr. Müller, ein Beitrag zur Bremer Musik- und Kulturgeschichte".

Seine Kinder, Elise (geb. 1782) und Adolf (geb. 1784), zeichneten sich beide durch hohe musikalische Begabung aus. Der Sohn erlag als beliebter Arzt 1811 dem Typhus, die Tochter, als ausgezeichnete Pianistin besonders im Vortrage Beethovenscher Werke gerühmt, starb 1849. Sie ist die Spenderin der heute noch vielumworbenen Elisen-Stiftung für treue Dienstboten.

Quellen: Rotermund, Musiklexika von Eitner, Gerber, Schilling, Mendel u. a., Manuskripte und Druckschriften W. C. Müllers (Bremer Stadtbibliothek), Akten des Bremer Staatsarchivs (Dom- u. Hauptschule) und des Domarchivs, Leipz. allg. Musik-Ztg., 1807—31.

Fr. Wellmann.

**Munter,** David Heinrich, Maler, geb. 22. Dezember 1816 in Bremen, gest. 4. April 1879 daselbst, war Sohn eines Branntweinbrenners in der Neustadt, besuchte die Schule von Bertram und erhielt Zeichenunterricht bei Bruns und Grabau. Nach seines Vaters Tode übernahm er anfangs dessen Brennerei, dann ging er auf zwei Jahre nach Düsseldorf. Er war Landschafter und hat viele An-

sichten aus der Umgegend von Bremen gemalt. Der Baumeister D. Seekamp und der Kaufmann Gräving sollen ihn öfter unterstützt haben. Zwischen 1847 und 1870 hat er in der Kunsthalle häufig ausgestellt. Manchmal soll er in Schnellmalerei gearbeitet haben.

S. Hurm, Manuskript. Joh. Focke.

**Murtfeldt**, Amalie, Malerin, geboren den 22. März 1828 zu Bremen, gestorben daselbst den 28. Juni 1888. Ihren ersten Zeichenunterricht erhielt sie von Karl Kirchner. Im Mai 1849 ging sie mit einem Stipendium des Senats versehen nach Düsseldorf, wo sie Schülerin von Karl Sohn wurde. Ihr erstes Bild, in der Heimat unbeachtet geblieben, rief in Rostock eine glänzende Kritik des Kunstschriftstellers Prof. Friedrich Eggers hervor. 1852 kopierte sie in Berlin verschiedene Meisterwerke des dortigen Museums. Im Oktober 1853 reiste sie nach Paris und studierte dort teils im Atelier Coutures, teils im Louvre. 1857 kehrte sie nach Bremen zurück, gab noch neun Jahre lang Zeichenunterricht in einer höheren Töchterschule und errang allmählich ihrer Kunst Anerkennung. 1868/69 lebte sie in Italien. Zwischen 1850 und 1874 hat sie in der Kunsthalle häufig ausgestellt. Sie malte Blumenstücke, namentlich aber Porträts. Ihre Malweise zeichnete sich durch weiche Konturen, goldig leuchtende Farben und eine Art der Idealisierung aus, die ihre Werke als von Damenhand herrührend erkennbar machte. Eine Ausstellung ihrer Gemälde und Zeichnungen fand im Mai 1889 in der Kunsthalle statt.

A. Fitger in d. W.-Z. am 4. Juli 1888. Begleitwort zur Ausstellung der Werke im Mai 1889 und Besprechung der Ausstellung in der W.-Z. v. 22. Mai 1889, beides von demselben.

Hurm, Manuskript und Verzeichnis, S. 75. Joh. Focke.

**Murtfeldt**, Karl Ludwig, Ingenieurkapitän, gest. 6. November 1820 in Bremen, 75 Jahre alt. Er kam 1788 vom Wilhelmstein im Steinhuder Meer aus Schaumburg-Lippeschen Kriegsdiensten nach Bremen. Hier erfolgte seine Anstellung als Ingenieurkapitän beim Artilleriekorps und als Architekt. An Gehalt bezog er 395 Taler, wofür er sich die Artillerieuniform zu beschaffen hatte. An Nebeneinnahmen erhielt er für die Vermessung von Immobilien durch-

schnittlich 80 Taler und für die Ausmessung der Torfschiffe, die mit einem eingebrannten Stempel gemärkt wurden, 8 Taler. Für allerlei Arbeiten, die ihm bisher einzeln honoriert waren, empfing er 1801 eine feste Zulage von 200 Taler.

Im Jahre 1796 erschien sein von Georg H. Tischbein gestochener Stadtplan (95×62 cm), wofür ihm der Rat ein Geschenk von 50 Taler machte. Es ist der beste ältere Plan der Stadt, den alle späteren bis zur jetzigen Zeit benutzt haben. 1799 entwarf er Pläne von Wohnungen für den Mittelstand und der Rat beschloß, daß nach diesen Plänen Wohnungen gebaut werden sollten. Während der französischen Zeit war N. beim Chausseebau Hastedt-Tenever mit einem Gehalt von 1500 Fr. angestellt. 1815/16 beschäftigte ihn die Anlage der Chaussee nach Horn, die anfangs mit Pappeln, von denen noch einzelne erhalten sind, später mit Linden, bepflanzt wurde. Sein Porträt aus der Peter Wilckensschen Sammlung besitzt das Historische Museum; eine vergrößerte Kopie von Amalie Murtfeldt im Besitze der Nachkommen.

S. Brem. Werkmeister, Buchenau, Fr. Hans. Bremen 1900, S. 5.

Joh. Focke.

**Nachtigall,** Oscar von, geb. 4. Oktober 1828 zu Ottmachau in Schlesien. Nach Besuch der Militärschule in Oldenburg wurde er am 1. Nov. 1847 zum Leutnant im „Kombinierten Lübeck-Bremischen Bataillon" ernannt. 1848 nahm er mit den bremischen Truppen an dem Feldzuge gegen Dänemark in Schleswig teil und wurde dann mehrfach, schon als junger Offizier, zu besonderen Dienstleistungen zur preußischen und hannoverschen Armee kommandiert. 1857 zum Hauptmann, 1865 zum Major befördert, war N. von 1865—1866 in Frankfurt a. M. „bremischer Bevollmächtigter bei der Militär-Kommission des Deutschen Bundes". Im Feldzuge 1866 führte er bei der Main-Armee das Füsilier-Bataillon Bremen in den Gefechten bei Werbach und Würzburg. Nach Auflösung des Bremischen Truppen-Kontingents trat er in die preußische Armee, und wurde am 19. Juli 1870 Kommandeur des 30. Inf.-Regts., welches er im Korps Werder bei der Belagerung von Straßburg, bei Belfort und in den Schlachten an der Lisaine ruhmvoll führte. N. erhielt das eiserne Kreuz I. Klasse und wurde am 15. Juni 1871 in Anerkennung seines tapferen

Verhaltens vor dem Feinde in den Adelstand erhoben. 1887 trat er als General der Infanterie in den Ruhestand und starb am 17. April 1890 zu Berlin. v. Engelbrechten.

**Nagel**, Karl August Wilhelm, geb. am 14. Dezember 1805 zu Halle a. S., gest. am 26. Oktober 1864 zu Bremen, wo er seit 1842 als Prediger an St. Remberti wirkte, hat einen hochbedeutsamen und bleibenden Einfluß ausgeübt nicht nur auf die Entwicklung des kirchlichen Lebens in Bremen, sondern auch auf den ganzen Geist unserer Stadt. Wer eine Geschichte des geistigen Lebens Bremens schreiben will, kann an N., diesem Markstein des bremischen Liberalismus, nicht vorübergehen. Sein Wirken war grundlegend für den späteren Liberalismus. Er war ein Mann von hervorragender philosophischer, wie künstlerischer Begabung, von rastlosem Fleiß, von schlichtem, offenem, manchmal rauhem und rücksichtslosem Wesen, aber ein Mann von Gesinnungstüchtigkeit und Überzeugungstreue und heiliger Liebe für die Wahrheit. In seinen zahlreichen Predigtsammlungen, die zusammen gleichsam ein Ganzes ausmachen, ist die Entwicklung seines Lebens niedergelegt. Rationalismus, Kritizismus und ein lebendiges Christentum, auf naturphilosophischer Grundlage beruhend, waren die wesentlichsten Stufen seiner theologischen Entwicklung. Sein Lebensziel war ein Christentum bauen zu helfen, das mit dem geistigen Fortschritte, der Wissenschaft und der menschlichen Vernunft in vollem Einklange steht, ein Christentum der Wahrheit und der Liebe. Angeregt durch die Vorträge, die er auf der 1844 in Bremen tagenden Naturforscherversammlung gehört hatte, forderte er in einem Aufsatze in der Weser-Zeitung eine völlige Umgestaltung der altkirchlichen Dogmatik. Der heftige Kirchenstreit, der daraus entbrannte, in welchem die Gegner Nagels auf dessen Absetzung drangen, wurde durch die unter Bürgermeister Smidts Einfluß zustande gekommene Senatserklärung beendet, „daß, da sogenannte Glaubensgerichte im Bremischen Freistaat ordnungsmäßig nicht bestehen, es auch keiner Behörde gestattet sei, sich eigenmächtig dazu aufzuwerfen". (Ausführliche Literatur bei Weiß, Bilder s. u.) N. trat auch als Dichter unter dem Namen Angelstern auf, und besaß gute musikalische Anlagen. Der Wahlspruch, den er unter sein Bild setzte, begann mit den Worten: „Kraft geht vom Willen aus."

Nagel ist hier nur kurz behandelt, weil Ausführliches anderwärts zu finden ist.

Die Daten seines Lebens sowie die Titel seiner sämtlichen Werke in Bd. 23, S. 216—218 der A. D. B. (Motz), im Bremer Sonntagsblatt 1864, Nr. 46, in der bremischen Morgenpost 1864 N. 305, 308, 310—312 und in den Bildern aus der brem. Kirchengeschichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts von Bruno Weiß (Bremen Gustav Winter 1896). Bruno Weiß.

**Nicolai**, D. Johann David, geb. am 25. Februar 1742 in Hamburg, kam 1771 als Subrektor an die Domschule in Bremen, wurde 1778 Rektor, 1781 Domprediger, 1810 Primarius. 1821 feierte er, von der Gemeinde hochgeehrt („unser Luther"), sein 50jähriges Jubiläum am Dome und starb nach fast 54jähriger Amtstätigkeit am 3. April 1825. Er war ein Führer des Rationalismus in Bremen und gab eine Erklärung des N. T. in fünf Bänden heraus, auch viele Predigten, Kasualreden und Streitschriften. Sein Name ist unlöslich mit dem „Nicolaischen Kirchenstreite" (1802—10) verbunden, worin er mit Eifer und Erfolg die Rechte und Ansprüche des Domes verfocht, als dieser durch den Reichsdeputationshauptschluß der Stadt einverleibt wurde. Als beim Reformationsjubiläum 1817 die Union der Reformierten und Lutheraner geplant wurde, hielt sein Einfluß die Domgemeinde vom Eintritte in die Verhandlungen ab. Sein Grabstein ist an der äußeren Chorwand des Doms aufgestellt.

Siehe A. D. B., Bd. 23, S. 593ff. Roterm. II. Tl., S. 64ff. Br. J. XI., S. 58ff., A. Kühtmann, Der Nicolaische Kirchenstreit. O. Veeck.

**Niebour**, Johann Georg, geb. 2. Oktober 1813 zu Hannover, stand von 1830—58 in oldenburgischem Militärdienst, besuchte die Kriegsakademie zu Berlin, die Militär-Lithographieschule zu Paris und nahm 1848 am Feldzuge gegen Dänemark teil. 1858 trat er als Major in Bremische Dienste. Im Kriege 1866 führte er als Oberstleutnant das Bremer Bataillon, dessen letzter Kommandeur er war, doch kam er selbst, infolge eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde, nicht zu kriegerischer Tätigkeit. 1867 als Oberst verabschiedet, war er während des Feldzuges 1870—71 auf seinen Wunsch dem „Gouvernement für den Küstenschutz an der Weser"

zur Dienstleistung zugeteilt. Im Ruhestande wurde er durch seine lebhafte Teilnahme an gemeinnützigen Bestrebungen, namentlich Gründung von Volksbibliotheken, weiteren Kreisen bekannt. N. starb am 31. Dezember 1895 zu Bremen.

v. Engelbrechten.

**Nieter**, Heinrich Ludwig Gustav, geb. den 5. Juni 1806, wurde, von Halberstadt kommend, am 11. Januar 1846 als bremischer Domprediger eingeführt. Durch mächtige, geistvolle Reden, durch seine sympathische und energische Persönlichkeit hat er nachhaltig gewirkt in seiner Gemeinde, die dem von Unglück und Krankheit schwer heimgesuchten Manne durch eine „Nieter-Stiftung" ihre Verehrung bezeugte. Er starb am 9. Mai 1868. In der Leichenpredigt schildern ihn seine Kollegen Merkel und Bulle als einen Mann von mildem, christlichem Charakter, als eifrigen Patrioten, als welchen er sich besonders im Jahre 1848 bewiesen hatte und als Freund der Kunst und Wissenschaft. N. hat noch in der Zeit der politischen und kirchlichen Reaktion einem neuen kirchlichen Liberalismus in Bremen die Wege bahnen helfen.

N. hat einige Predigten veröffentlicht, darunter: Worte am Grabe des Bürgermeisters Dr. Johann Smidt, gesprochen am 11. Mai 1857, Strack, Br. 1857, und Leitfaden für den Unterricht der Konfirmanden, C. Schünemann, Br. 1856, von mild liberalem Standpunkte aus.

O. Veeck.

**Norwich**, Adam Heinrich, geb. zu Bremen im Mai 1771, gest. daselbst 28. Februar 1858, lebte in seiner Jugend lange als Kaufmann in England, wo er die Anregung zur Anlegung naturgeschichtlicher Sammlungen empfangen haben soll. Nach dem Tode seines Onkels und Stiefvaters Georg Heinrich N. (geb. zu Homberg in Kurhessen um 1757, in Bremen Bürger geworden 1773, gest. daselbst 30. Juni 1814) ließ er sich 1815 in Bremen nieder. Seine Sammlungen von Konchylien und Insekten, namentlich von Käfern, haben anscheinend einen großen Teil des Materials für das Verzeichnis der bei Bremen vorkommenden Weichtiere und Gliedertiere geliefert. Unter seinem Einflusse scheint auch sein Vetter Galenus N. (Mai 1787 bis 8. April 1860) ähnliche Sammlungen angelegt zu haben. Im Museumsberichte von 1871 und bei Brüggemann in Abh. Nat. Ver. III, 441. und 443 ist von A. G. N. die Rede;

vielleicht ist das „A. G." aus „Adam und Galenus" entstanden; es dürfte aus den Sammlungen beider Vettern, die offenbar untereinander in nahem Verkehr standen, eine Auswahl an die Museumsgesellschaft gelangt sein. — Keiner der genannten drei Norwichs scheint mit dem N. identisch zu sein, den L. C. Treviranus unter den befreundeten Botanikern nennt, mit denen er während seines Aufenthalts in Bremen (1801—12) verkehrte. Möglicherweise war ein Sohn von Georg Heinrich N. gemeint, nämlich der Dr. jur Arnold N. (24. März 1778 bis 1. August 1810), der ein etwas älterer Mitschüler von Treviranus war.

Notizen in Abh. Nat. Ver. XI, S. 21 u. 29.

W. O. Focke.

**Ochernal,** Karl Friedrich, geb. 1782 zu Dahme (Kreis Jüterbog), kam auf des Domkantors W. Chr. Müller und Riems Veranlassung nach Bremen, nachdem ihm Krieg und Familienverhältnisse den Aufenthalt in Zürich nach siebenjähriger Tätigkeit als Musikdirektor verleidet hatten. Neujahr 1815 übernahm er in Bremen zunächst die Direktion der Opernkapelle, wollte aber das Umherziehen der Schauspielertruppe nicht mitmachen und blieb in Bremen. 1815 wurde er als Löwes (s. diesen oben S. 291.) Nachfolger zum städtischen Musikdirektor gewählt und hat als solcher mit dem Domorganisten Riem und dem Dr. W. Chr. Müller erfolgreich für die Veredelung der Bremer Musik und des Musikgeschmackes, besonders durch treffliche Aufführungen der klassischen Symphonien gewirkt. Mit dem Organisten Grabau von St. Remberti zusammen veranstaltete er eine Zeitlang Abonnementskonzerte, in denen gute Chorwerke zur Aufführung gelangten; später begründete er einen eigenen Singechor. Er starb am 20. Januar 1832. Sein Sohn August war als hervorragender Geiger in Bremen allgemein beliebt.

Wellmann.

**Oelrichs,** Karl Theodor, geb. in Bremen am 20. August 1804, gest. daselbst am 2. September 1871. Nach Absolvierung des hiesigen Gymnasiums studierte er die Rechtswissenschaft in Heidelberg und Göttingen und promovierte 1828 zum Dr. jur. Seit Ende 1828 lebte er in Bremen als Obergerichtsanwalt, seit 1845 als Notar. Neben der Praxis wandte sich sein Interesse anfänglich insbesondere

der Ordnung des bremischen Gesetzmaterials, als einer unentbehrlichen Vorarbeit für die Bearbeitung des bremischen Rechts zu, wobei er u. a. mit Recht auf die offizielle Ausgabe eines bremischen Gesetzblattes drang. Zusammen mit H. D. Watermeyer gab O. unter dem Titel „Bremische Blätter" eine Zeitschrift heraus, von der 1835 und 1836 fünf Hefte erschienen sind, bestimmt das öffentliche Leben anzuregen. O. hat im ersten Hefte unter dem Titel „Kunstverein" einen kleinen Beitrag zur bremischen Künstlergeschichte; im vierten Hefte (1836) Statistische Notizen über die Bevölkerung Bremens beigesteuert. Im Jahre 1837 gaben die beiden Freunde unter dem Titel „Beiträge zur Kenntnis des Rechtes der freien Hansestadt Bremen" einen Band heraus, der als Erster bezeichnet ist, aber keine weitere Folge gefunden hat. Von O. ist in diesem Bande nur das unten erwähnte Realregister für die Jahre 1831—35 geliefert. In späteren Jahren war es hauptsächlich das Gewerbewesen seiner Vaterstadt, dem O. sein besonderes Augenmerk schenkte. Im Gewerbe- und Industrieverein lebt noch heute sein Andenken als das eines tätigen Förderers seiner Interessen fort.

Schriften: 1. 1832: Realregister über die Verordnungen und Proklame des Senats der freyen Hansestadt Bremen 1600—1830. 2. 1837: Fortsetzung für die Jahre 1831—35 in seinen und Watermeyers Beiträgen zur Kenntnis des Rechts der freien Hansestadt Bremen.

F. von Spreckelsen.

**Olbers**, Heinrich Wilhelm Matthias, wurde am 11. Oktober 1758 im Pfarrhause zu Arbergen, einem am Rande der Weserniederung, etwa acht Kilometer oberhalb Bremen gelegenen Dorfe, geboren. Beide Eltern stammten aus lutherischen Predigerfamilien Die Vorfahren väterlicherseits hatten seit sechs Generationen, von Vater auf Sohn gerechnet, in den Gegenden zwischen der unteren Elbe und Weser ländliche Pfarrämter verwaltet.

Der Vater, Johann Georg O. (1716—72), der als ein vielseitig gebildeter Mann geschildert wird, wurde als Dompastor nach Bremen berufen. Als er am 14. Mai 1760 sein Amt antrat, war sein Sohn Wilhelm (das achte Kind) wenig mehr als anderthalb Jahre alt. Der zukünftige Astronom hat daher alle Eindrücke, die seine spätere Entwickelung bestimmten, in der Stadt, in welcher er aufwuchs, empfangen. Die Erziehung und Schulbildung, welche er

genoß, waren die zu jener Zeit üblichen. Den ersten lateinischen Unterricht erteilte der Vater selbst; es folgten der Besuch des Pädagogium und des Athenäum, d. h. des lutherischen Gymnasium, sowie schließlich auch des Gymnasium illustre, einer Vorstufe zur Universität. Aus erhaltenen Proben ist ersichtlich, daß der junge O. in den klassischen Studien selbständig über das von der Schule geforderte Maß hinaus arbeitete. Aus dem Jahre 1776 haben sich einige poetische Versuche von ihm erhalten, aus denen hervorgeht, daß auch er ein noch ungeklärtes religiös-klassisches Entwickelungsstadium mit schwermütigen Stimmungen durchzumachen hatte.

Erst nach dem Tode seines Vaters erwachte seine Neigung für die Sternkunde. Es war im August 1772, als ihn der Anblick des Siebengestirns zur Beschäftigung mit der Astronomie anregte. Er wollte Näheres über die auffallende Sterngruppe erfahren und verschaffte sich Bücher und Sternkarten, die ihn dann zu eingehender Beschäftigung mit dem gesamten für ihn völlig neuen Wissensgebiete veranlaßten. Bald erkannte er, daß er nur mit Hilfe der Mathematik tiefer in dasselbe eindringen könne; er erwarb sich daher durch eifriges Studium gute mathematische Kenntnisse. 1774 konnte er schon den Lauf der Planeten verfolgen, und 1777 beobachtete er eine Sonnenfinsternis.

Im Herbste jenes Jahres ging er nach Göttingen, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Er tat dies mit Eifer und Gründlichkeit, konnte es sich jedoch nicht versagen, auch Kästners anregende Vorlesungen zu hören und sich dadurch in die streng wissenschaftliche Mathematik und Astronomie einführen zu lassen. Im Jahre 1779 beobachtete er einen von Bode entdeckten Kometen und berechnete seine Bahn; er hat, wie Kästner erzählte, „in einer Nacht, da er bei einem Kranken wachte, seine Konstruktion entworfen". Am 18. Oktober 1780 entdeckte er, gleichzeitig mit Montaigne, einen Kometen, der aber nur sehr unvollständig beobachtet werden konnte. Am Schlusse des Jahres 1780 erwarb O. die medizinische Doktorwürde unter Einreichung einer Dissertation „De oculi mutationibus internis". Während vieler Jahrzehnte ist die in dieser Schrift entwickelte Ansicht über die Anpassung des Auges an Fern- und Weitsehen unwiderlegt geblieben, wenn sie auch nicht allgemein angenommen wurde; jetzt wissen wir, daß die von O. in scharfsinniger Weise als notwendig nachgewiesene Formveränderung

nicht, wie er glaubte, den ganzen Augapfel, sondern nur die Kristalllinse betrifft.

Im Frühling 1781 wandte sich Olbers nach Wien. Er widmete sich hier seiner medizinischen Ausbildung, wurde aber zum Schlusse seines Aufenthalts wieder auf das astronomische Gebiet abgelenkt. Am 17. August jenes Jahres fiel ihm ein kleiner Stern auf, der am 19. nicht mehr genau auf derselben Stelle stand. Diese Beobachtung veranlaßte ihn, die Wiener Sternwarte aufzusuchen, wo man den beweglichen Himmelskörper bisher noch nicht gesehen hatte. Es zeigte sich, daß er das „Georgsgestirn" war, welches W. Herschel am 13. März 1781 entdeckt hatte. Man hielt es damals allgemein für einen Kometen; als schließlich die planetarische Natur des Gestirns sicher erkannt war, nannte man es Uranus.

Den Aufenthalt in der leichtlebigen Kaiserstadt benutzte O. übrigens nicht ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken. Er war empfänglich für heiteren Lebensgenuß, bei welchem Ungarwein, Prater und Theater eine Rolle spielten. Insbesondere gelang es ihm auch, Zutritt zu vornehmen und hochgebildeten Kreisen zu finden, in denen er sich die geselligen Umgangsformen und Sitten, insbesondere auch im Verkehr mit Damen, aneignete. Im Herbste desselben Jahres kehrte er in die Heimat zurück.

Noch vor Schluß des Jahres 1781 ließ er sich als praktischer Arzt in Bremen nieder. Seine Gewandtheit im Verkehr mit Menschen aller Bevölkerungsschichten, seine Pflichttreue und seine Tüchtigkeit im Berufe verschafften ihm bald einen bedeutenden Wirkungskreis. Nach einigen Jahren konnte er an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken. Am 15. Juni 1785 verheiratete er sich mit Dorothea Elisabeth Köhne (24. Dez. 1767 bis 20. Mai 1786), einer Waise aus angesehener Familie. Die Verbindung mit der inniggeliebten Frau gewährte nur ein kurzes Eheglück; sie starb 14 Tage nach der Geburt einer Tochter. Im Jahre 1789 schritt O. zur Verheiratung mit Anna Adelheid Lürssen, geb. am 17. Dez. 1765; sie bewährte sich als eine treffliche Hausfrau und anspruchslose Lebensgefährtin. Nur ein einziges Kind entsproß dieser Ehe, nämlich der am 11. August 1790 geborene Georg Heinrich O. (gest. als bremischer Senator 26. Mai 1861).

Durch seine ärztliche Tätigkeit geriet O. wider Erwarten in eine

literarische Fehde, in der sich seine besonnene vorurteilslose Denkweise offenbarte.

Er hatte an der Beobachtung einiger durch seinen Freund Wienholt mittels des sogenannten tierischen Magnetismus behandelten Krankheitsfälle teilgenommen. Die unbefugte Veröffentlichung eines Privatbriefes, in welchem er darüber berichtet hatte, zog ihm heftige Angriffe in der Presse zu, namentlich seitens des Dompastors Nicolai. O. hatte sich nach zwei Fronten hin zu verteidigen; in zwei 1787 und 1788 erschienenen Aufsätzen wandte er sich einerseits gegen „Schwärmerei, mystischen und theosophischen Unsinn", andererseits gegen die Aufklärer, welche alle Tatsachen leugnen, wenn sie nicht in ihr System passen. Sehr interessant sind einige gelegentliche naturphilosophische Ideen.

Wenn auch in dem Zeitraume von 1781—97 Olbers' ärztliche Tätigkeit seine astronomischen und physikalischen Studien zurückdrängte, so blieb doch sein lebhaftes Interesse für dieselben stets rege. Von 1786 an bekundete er seine Beschäftigung mit diesen Dingen durch häufige Vorträge in der seit 1776 bestehenden Museumsgesellschaft. Er sprach dort vorzüglich über astronomische, meteorologische und physikalische Gegenstände. Von besonderer Bedeutung wurden für O. die Beziehungen, welche sich allmählich zwischen ihm und dem Amtmann Schröter (vgl. Schumacher in Abh. Nat. Ver. Bremen XI, 34 ff.) knüpften. Seit 1782 war dieser in Lilienthal angestellt und hatte sofort begonnen, sich dort eine Sternwarte einzurichten. Er war kein rechnender Astronom, vielmehr war sein Bestreben darauf gerichtet, durch möglichst stark vergrößernde Instrumente, wie sie Herschel gebaut hatte, etwas von den Oberflächen des Mondes und der Planeten kennen zu lernen. Am 2. Februar 1786 schrieb er zuerst an O., aber erst am 5. November 1789 kam dieser zu ihm zum Besuch. Allmählich mehrten sich die Beziehungen, die beiderseits vielfache Anregungen gaben, besonders nachdem Harding 1796 als Gehilfe Schröters eingetreten war, der in seinen Arbeiten bald ganz den Anregungen von O. folgte. Im Juli, in der Zeit, in welcher die geringsten Ansprüche an die Ärzte gemacht werden, unternahm O., nach Verabredung mit den befreundeten Kollegen Bicker und Wienholt, dreiwöchentliche Reisen, die ihn anfangs gewöhnlich zu Besuchen bei seinen Geschwistern führten. 1794 unternahm O. eine etwas weitere Reise, deren schließliches Ziel

Gotha war, wo an der Sternwarte auf dem nahen Seeberge der rührige v. Zach wirkte. Dieser eifrige Astronom hatte durch seine literarischen Unternehmungen und seinen ausgebreiteten brieflichen Verkehr vielfache wissenschaftliche und persönliche Beziehungen zwischen deutschen und ausländischen Fachgenossen vermittelt. Seit seiner Niederlassung als Arzt hatte O. nur einen einzigen astronomischen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er die Unzulänglichkeit der Gründe, auf welche man die Annahme des Erscheinens eines großen Kometen gestützt hatte, auseinandersetzte. Als er nun aber 1795 und 96 Kometen beobachtet und ihre Bahnen berechnet hatte — den von 1796 hatte er selbst zuerst entdeckt —, da wurde sein Interesse für diese Himmelskörper immer lebhafter. Er hatte für seine Berechnungen eine neue und einfachere Methode benutzt, als bisher üblich gewesen war. Nun beschrieb er sein Verfahren in einer sorgfältig ausgearbeiteten Abhandlung, die er zu Anfang 1797 der Göttingischen Sozietät der Wissenschaften einsandte. Kästner erstattete darüber einen außerordentlich günstigen Bericht, und v. Zach erbat sich dann die Arbeit zur Kenntnisnahme. O. fragte an, ob er sie veröffentlichen solle; statt aller Antwort vermittelte v. Zach sofort die Drucklegung. Das Werk: „Abhandlung über die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen" fand bald allgemeine Anerkennung unter den Fachmännern; es ist nach 50 Jahren noch einmal und später noch zweimal neu herausgegeben worden.

Vor der Schilderung des wichtigsten Abschnittes in Olbers' Leben mögen hier einige Worte über seine Familienverhältnisse Platz finden. Mit seiner zweiten Frau lebte er glücklich und harmonisch. Als Gauß zum ersten Male einige Wochen bei ihm zum Besuche gewesen war, pries er an ihm das reine Glück ohne Schatten, das er im Kreise seiner liebenswürdigen Familie genieße. Umgekehrt schrieb O. am 5. Oktober 1806 seinem seit einem Jahre verheirateten Freunde Gauß: „Auch Sie werden jetzt mit mir überzeugt sein, daß die häuslichen Freuden die größten, reellsten und reinsten in diesem Erdenleben sind." Ähnliche Äußerungen finden sich oft in Olbers' Briefen. Die Tochter verheiratete sich früh; der Sohn blieb im Elternhause bis zum Abgang zur Universität.

Zu seiner Erholung nach den Berufswegen legte O., ein vortrefflicher Gesellschafter, großen Wert auf Verkehr in befreundeten

Kreisen. Mit seinen Altersgenossen, den Senatoren A. G. Deneken und J. L. Iken scheint er besonders oft und gern zusammengetroffen zu sein. Astronomisches Verständnis fand er namentlich bei dem Senator Joh. Gildemeister, dem ausgezeichneten Geometer und Topographen (vgl. oben S. 170ff).

Als seinen berufsmäßigen Wirkungskreis betrachtete O. ausschließlich die ärztliche Praxis, der seine ganze Tagesarbeit angehörte. Er ging aber nicht über die Tätigkeit als Privatarzt hinaus; abgesehen von der Zeit der Franzosenherrschaft hat er keinerlei amtliche Pflichten übernommen, ist auch nicht als ärztlicher Schriftsteller hervorgetreten (vgl. Barkhausen in Biogr., 623 ff.; sonstige Angaben sind unzutreffend). Zur Erholung und zu wissenschaftlichen Arbeiten standen für ihn fast nur die Abendstunden zur Verfügung; helle Nächte wurden für astronomische Beobachtungen benutzt, so daß für den Schlaf oft nur wenige Stunden übrigblieben. Im Sommer wurde die regelmäßige Arbeit wie bisher durch die drei Ferienwochen, die zu kleinen Reisen, meistens zu einem Aufenthalte in Rehburg, benutzt wurden, unterbrochen. 1798 machte er mit einigen Freunden einen Ausflug nach Helgoland und hielt sich dann noch 14 Tage in Lilienthal auf, wo er von Schröter „mit gewohnter Güte" empfangen wurde.

Durch sein 1797 erschienenes Werk über die Berechnung der Kometenbahnen war O. unter den Fachgenossen ein angesehener Astronom geworden. Mittels eines kurzen Lebensabrisses in den Geogr. Ephemeriden vom November 1799 stellte v. Zach ihn den Männern der Wissenschaft vor. Auch er selbst dachte an eine Erweiterung seiner astronomischen Tätigkeit. Das Haus, welches er bewohnte, gehörte zu den hannoverschen Besitzungen in Bremen; es wurde 1799 und 1800 vollständig umgebaut. Bei dieser Gelegenheit ließ sich O. einige günstig gelegene Zimmer des Obergeschosses als eine kleine Sternwarte einrichten; außerdem konnte für besondere Fälle auch eine Dachfläche benutzt werden. v. Zach, der im September 1800 zu O. zum Besuch kam, hat eine sehr anerkennende Schilderung dieser Einrichtungen gegeben. v. Zach war in Begleitung des Oberappellationsrates F. A. am Ende aus Celle, eines guten Astronomen, gekommen; am 17. September begab er sich mit ihm nach Lilienthal, wo sich auch O. und Gildemeister einfanden. Mit Einschluß von Schröter und Harding waren somit sechs Astro-

nomen in dem kleinen Dorfe versammelt; bei dieser Gelegenheit beschloß man am 20. auf v. Zachs Anregung, eine Vereinigte astronomische Gesellschaft zu stiften. Die kriegerischen und verworrenen Zeitverhältnisse ließen trotz einiger Anläufe zu Veröffentlichungen diesen Plan nicht zur Verwirklichung gelangen, aber der Gedanke an ein Zusammenarbeiten der Astronomen bildete doch ein Band welches keineswegs bedeutungslos blieb. Harding, der mehr und mehr der Leitung von O. folgte, begann mit der Ausarbeitung genauer Sternkarten, deren Notwendigkeit man erkannt hatte. Die Planetoidenentdeckungen spornten alsbald zu gemeinsamer Tätigkeit an.

Schon Kepler hatte einen zwischen Mars und Jupiter kreisenden Planeten vorausgesagt. Da entdeckte Piazzi in Palermo am 1. Januar 1801 die Ceres. Nachdem er sie wenige Male beobachtet hatte, erkrankte er; nachher war der neue Stern der Sonne zu nahe gerückt und in deren Strahlen unsichtbar geworden. Es galt nun, ihn wieder aufzufinden, nachdem seine Stellung günstiger geworden war. Viele Astronomen suchten darnach, meist unter Voraussetzung einer Kreisbahn; O. hatte mehr Vertrauen zu einer von Gauß in Braunschweig aus Piazzis Beobachtungen berechneten elliptischen Bahn. Es gelang ihm in der Tat, am 1. und 2. Jan. 1802 die vermißte Ceres nahe der Stelle, wo er sie suchte, wiederzufinden. Der Erfolg legte ein glänzendes Zeugnis ab für die Genauigkeit von Piazzis Beobachtungen und von Gauß' Rechnung. Die Ehre der Wiederauffindung der Ceres hatte O. übrigens mit v. Zach zu teilen, der sie schon früher als er, nämlich am 17. Dez. 1801, gesehen hatte, der aber erst durch weitere Beobachtungen im Januar Sicherheit über ihre Bewegung gewinnen konnte. Als Gauß die Nachricht von Olbers' Fund erhalten hatte, wandte er sich brieflich an ihn mit der Bitte um nähere Mitteilungen. Damit war der Briefwechsel zwischen den beiden Forschern angeknüpft. Als O. nun eifrig weitere Beobachtungen der Ceres anstellte, entdeckte er in deren Nähe am 28. März 1802 einen zweiten kleinen Planeten, den er Pallas nannte. Es dauerte einige Wochen, bis man sicher war, keinen Kometen vor sich zu haben. O., und bald auch v. Zach, stellten möglichst zahlreiche Beobachtungen an, die dann Gauß berechnete. O. nahm von vornherein an, daß noch mehr solche kleine Planeten vorhanden sein müßten, die er nach Herschel als „Astero-

iden" bezeichnete. Es sei hier zunächst bemerkt, daß, nachdem die Pallas im Spätsommer 1802 wegen ihrer Stellung zur Sonne unsichtbar geworden war, Harding sie am 19. Februar 1803 wieder auffand, und zwar fast genau an der von Gauß berechneten Stelle. Am 1. September 1804 entdeckte Harding einen dritten kleinen Planeten, die Juno, am 29. März 1807 fand O. den vierten, die Vesta. Es dauerte dann 40 Jahre, bis der fünfte entdeckt wurde. Seitdem sind mit den Hilfsmitteln, welche die Neuzeit zur Verfügung stellte, einige hundert solcher Planetoiden aufgefunden worden, vermutlich noch nicht die Hälfte der wirklich vorhandenen. Die große Zahl führt leicht dazu, die Bedeutung der ersten Funde zu unterschätzen. Nach Piazzi, dem die erste Entdeckung der Ceres gelungen war, sind alle Fortschritte, die in der Kenntnis der vier ersten Planetoiden gemacht wurden, insbesondere auch die genauen Beobachtungen und Bahnberechnungen, von O. und seinen Freunden Gauß, v. Zach und Harding ausgegangen, so daß Schröter ein gewisses Recht hatte, die ganze Planetoidenkunde (einen neuen Wissenszweig!) seiner astronomischen Gesellschaft gutzuschreiben. Für die Vorstellungen über unser Sonnensystem war die durch die Planetoiden erfolgte Ausfüllung der auffallenden Lücke zwischen Mars und Jupiter von der größten Bedeutung, während andererseits die Vertretung eines großen Planeten mit seinen Monden durch einen Planetoidenschwarm eine ganz beispiellose Tatsache war. Der Eindruck dieser Entdeckungen war daher ein außerordentlicher. Bode in Berlin wollte lange Zeit durchaus nicht an die planetarische Natur der Pallas glauben, weil dies gegen die „Mechanik des Himmels" verstoßen würde. Gauß sprach am 18. Mai 1802 brieflich von „Phänomenen, die nach unseren Kenntnissen einzig in ihrer Art sind und von denen sich vor anderthalb Jahren kein Mensch das mindeste hätte träumen lassen". O. meinte am 8. Mai 1802: „Zu welchen Spekulationen über die Entstehung und Geschichte unseres Planetensystems wird die Pallas noch Anlaß geben." Die Entdeckungen gaben dem Eifer der Astronomen einen mächtigen Antrieb. O. war unermüdlich; er arbeitete mehrere Jahre hindurch bei Nacht wie bei Tage so rastlos, daß seine lange Widerstandskraft gegenüber solchen Anstrengungen wunderbar erscheint. Bessel sagte über diese „Asteroiden"-Zeit: „Olbers ist der Mittelpunkt dieses fördernden Treibens der Astronomen. Selbst der Eifrigste, vereint

er mit der Fähigkeit, es richtig zu leiten, persönliche Eigenschaften, welche ihm unbedingtes Zutrauen erwerben." In einem Briefe an O. (23. Dez. 1818) nannte Bessel jene Zeit „die goldene Zeit der Astronomie in Deutschland".

Ceres und Pallas brachten für O. noch einen besonderen Gewinn dadurch, daß sie seine Beziehungen zu Gauß vermittelten, der die Bahnen der neuen Gestirne berechnete. Der briefliche Verkehr wurde bald sehr lebhaft. O. bewunderte die Geistesschärfe und die überlegene Klarheit des jungen Braunschweiger Gelehrten. Dieser wiederum lernte O. mehr und mehr schätzen. Nach dem ersten Besuche, den er in Bremen gemacht hatte, am 19. Juli 1803, schrieb er: „Teuerster Olbers, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft; ich will alles tun, ihrer wert zu sein." Später (3. September 1806) schrieb er einmal: „Wer eine Braut hat, wie ich, und einen Freund, wie Sie sind, kann sich über solche Kleinigkeiten schon hinwegsetzen." Es hatte sich übrigens schon 1802 für O. eine Gelegenheit geboten, im Interesse von Gauß tätig zu sein. Dieser hatte nämlich einen anscheinend vorteilhaften Ruf nach Petersburg bekommen; O. wandte sich nun nach Göttingen mit einer warmen Empfehlung von Gauß für die Leitung einer dort neu zu erbauenden Sternwarte. Er fand entschieden guten Willen vor, aber es fehlte unter den traurigen Zeitverhältnissen noch längere Zeit an den Mitteln, so daß der 1802 angeregte Plan erst 1807 verwirklicht wurde. O. war noch wiederholt in derselben Angelegenheit tätig.

Die Aussicht auf die Sternwarte in Göttingen war in der Zwischenzeit für Gauß sehr wertvoll; das Verdienst, ihn der deutschen Wissenschaft erhalten zu haben, gebührt zunächst dem Herzog von Braunschweig, der seine Stellung verbesserte. Die Universität Göttingen hat indessen alle Ursache, O. für seine Bemühungen dankbar zu sein.

Einige Jahre später als Gauß lernte O. den Kaufmannslehrling Bessel kennen, der ihm am 28. Juli 1804 eine Kometenbahnberechnung übergab (vgl. oben die biogr. Mitteil. über Bessel). Durch Olbers' Vermittelung wurde er zu Anfang 1805 Hardings Nachfolger an der Schröterschen Sternwarte. Aus dem schüchternen Schüler wurde allmählich ein warmer Freund und Verehrer von Olbers. Zunächst wurde durch Bessel die Verbindung von O. mit der Lilienthaler Sternwarte besonders fest geknüpft. — Noch andere

persönliche Bekanntschaften und Beziehungen entstanden in jener Zeit, z. B. zu Benzenberg und Brandes.

Seit einer längeren Reihe von Jahren hatte O. nach seiner mühevollen Tagesarbeit seinen Überschuß an Leistungsfähigkeit abends und nachts für die Astronomie verwendet. Der Eifer, mit dem er von 1802 an seine Entdeckungen verfolgte, hatte ihn aber verleitet, seinen Kräften allzu viel zuzumuten. Im Herbst 1805 klagte er über sein Befinden; er wurde von Husten gequält und fürchtete schwindsüchtig zu werden. Im Winter nahm die Berufsarbeit ihn ungewöhnlich stark in Anspruch; dabei litt er in jeder Nacht an heftigen Brustbeklemmungen. Am 29. Januar 1806 schrieb er an Gauß geradezu einen Abschiedsbrief; er glaubte an sein nahes Ende. Schließlich entschloß er sich, seine ärztliche Praxis für „eine geraume Zeit" ganz niederzulegen. Schon am 29. April konnte er melden daß er sich seit vier Wochen merklich besser fühle. Im Mai blieb er längere Zeit in Lilienthal, wo er sich sichtlich erholte. Dann besuchte er den „unvergleichlichen Gauß" in Braunschweig. Er wandte sich von dort nach Berlin; unterwegs suchte er in Wittenberg Chladni auf, den er schon 1793 in Bremen kennen gelernt hatte, als er dort und in Lilienthal seine Klangfiguren vorführte. In Berlin wurde O. sehr ausgezeichnet und verkehrte namentlich viel mit dem Astronomen Bode. Recht oft sah er auch den „bewundernswürdigen Humboldt", bei dem er viele Stunden zubrachte. Auf der Rückreise hielt er sich in Göttingen auf, war am 11. und 12. Juli auf dem Brocken und kehrte dann über Pyrmont und Rehburg nach Bremen zurück. Das Reisen bekam ihm vortrefflich, aber schließlich stellte sich doch das Heimweh ein. In Bremen kehrten nach einigen Wochen Katarrhe und Brustbeschwerden nochmals wieder, so daß die ärztliche Praxis nicht vor November aufgenommen werden konnte.

Zwar hatte O. am Schlusse des Jahres 1806 außer der Berufstätigkeit auch seine astronomischen Beobachtungen wieder begonnen, aber er war nunmehr notgedrungen vorsichtig geworden. Er durfte sich namentlich der Kälte der klaren Winternächte nicht mehr so oft und so lange aussetzen, wie er es im rüstigsten Alter getan hatte. Die Astronomie gab ihm aber auch im Zimmer überreichlichen Stoff zur Beschäftigung. Es sei hier auf eine Bemerkung von Encke (Olbers Kometenbuch, 2. Aufl., S. XXXII) aufmerksam

gemacht: „Kaum wird es in der damaligen Zeit einen jüngeren oder älteren Astronomen, wenigstens in Deutschland, gegeben haben, sowie gewiß außer den eigentlichen Astronomen noch viele Physiker und Mathematiker, mit welchen Olbers nicht in Korrespondenz und zum Teil in lebhafte Korrespondenz getreten wäre und welchen er durch seine Kenntnisse der Sache und der Literatur nicht wesentliche Unterstützung gewährt hätte."

In die Jahre 1807—09 fällt ein häufiger Verkehr mit Schröter und Bessel, sowie zwei Besuche von Gauß in Bremen und Lilienthal. Das wichtigste Ereignis für O. war aber in jener Zeit die am 29. März 1807 erfolgte Entdeckung des Planeten Vesta, auf die er bis an sein Lebensende besonders hohen Wert gelegt hat. Er fand ihn an der Stelle, an der er einen neuen Weltkörper vermutet und gesucht hatte. Die Namenswahl für das neue Gestirn überließ er Gauß, dem Hardings Juno wegen des Charakters ihrer mythologischen Patin nicht genehm gewesen war. Für die Denkweise der beiden Freunde O. und Gauß sind die Namen der Planeten Pallas und Vesta keineswegs bedeutungslos.

Im April 1809 hatte O. seinen Sohn zum Studium der Rechte nach Göttingen ziehen lassen. Noch mehr aber änderte sich seine Lage mit dem gegen Ende 1810 erfolgenden Beginn der Franzosenherrschaft. Die nächsten drei Jahre bilden in seinem Leben den äußerlich glanzvollsten, aber in den Endergebnissen unfruchtbarsten Abschnitt seiner Laufbahn. Als vollendeter Weltmann wurde er von den vornehmen französischen Beamten und sonstigen Fremden in jeder Weise ausgezeichnet, sowie auch gern in Krankheitsfällen zu Rate gezogen. Dazu kam, daß er durch seinen wissenschaftlichen Ruhm der bekannteste Bürger Bremens war. Mit Schmerz hatte er den Untergang der republikanischen Freiheit gesehen; er sprach es Gauß gegenüber aus, wie sehr er an der bisherigen glücklichen Verfassung gehangen habe. Aber die Unhaltbarkeit der staatsrechtlichen Stellung wie auch vieler innerer Einrichtungen Bremens war jedermann längst klar. O. war gewohnt, sich in das Unabänderliche zu fügen. Anscheinend bot damals die Einverleibung in das große Kaiserreich mehr Aussicht, wieder zu geordneten Zuständen zu gelangen als jede andere Möglichkeit; das russische Abenteuer und dessen Folgen konnte man nicht voraussehen. Weder vor noch nach der Franzosenzeit hat O. irgendwelche öffentliche Ämter übernommen;

unter der Fremdherrschaft mußte er es tun und tat es auch wohl in der Hoffnung, seinen Mitbürgern nützlich sein zu können. Als Arzt wurde er, gemeinsam mit Albers, Mitglied des Jury médical und 1812 auch des Comité central de vaccine. Dies letzte Amt gab wenigstens einige wissenschaftliche Anregung und bot ihm Anlaß zu einer Vorlesung im Museum „über die Kuhblattern".

Im April 1811 wurde er plötzlich nach Paris berufen, um als Vertreter der Stadt Bremen der Taufe des Königs von Rom beizuwohnen. Auf der Rückreise machte er am 16. Juli einen Besuch bei Gauß in Göttingen. Am 24. August wurde ihm von der Präfektur seine schon am 13. Mai 1811 durch Napoleon vollzogene Ernennung zum „membre du conseil municipal de la ville de Brême" mitgeteilt. Im April 1812 ernannte ihn der Kaiser zum Mitglied des Corps législatif. Da sich an die Sitzungen eingehende Verhandlungen der hanseatischen Deputierten mit den Ministern anschlossen und dann endlich die Erlaubnis zur Rückkehr erst nach längerer Frist von dem in Rußland weilenden Napoleon zu erhalten war, dauerte 1812 die gesamte Reise etwa fünf Monate. Nur vom 6. September 1812 bis zum 18. Januar 1813 konnte O. in Bremen bleiben. Im Februar und März folgten dann abermals Sitzungen des Corps législatif in Paris. Einberufen wurde O. sogar noch zu der Tagung vom 2. Dezember 1813.

Der dreimalige längere Aufenthalt in der glanzvollen Kaiserstadt mit ihren mannigfaltigen Anziehungspunkten, sowie die Bekanntschaft mit den berühmten Pariser Gelehrten boten für O., namentlich bei dem ersten Besuche, vielerlei Anregendes. Von den Fachgenossen wurde er mit französischer Artigkeit aufgenommen; auch knüpfte sich an die ersten Begegnungen öfterer gelegentlicher Verkehr, aber keinerlei nähere Beziehungen.

Als O. zu Anfang April 1813 heimkehrte, stand Bremen schon unter dem Drucke der brutalen Vandammeschen Schreckensherrschaft. Gegen Ende des Monats nahm er den aus dem am 21. April niedergebrannten Lilienthal geflüchteten Schröter bei sich auf. Der Sommer verlief ruhiger. Bei der Beschießung Bremens am 13. Oktober schlug eine Granate in Olbers' Haus und platzte in dem Zimmer, in welchem er sich gerade befand, unter Anrichtung großer Zerstörungen, aber ohne ihn zu verletzen.

Nach dem endgültigen Abzuge der Franzosen gewann O. wieder

Zutrauen zu einer gedeihlichen Entwickelung der deutschen Verhältnisse und sprach seine Freude über die Wendung der Geschicke offen aus. Aber andererseits erwartete er von seinem Sohne, der in französischem Dienste in Hamburg stand, daß er sich nicht von seinen Vorgesetzten trenne. Für O. gab es keinen Zwiespalt der Pflichten; unverbrüchliche Treue gegen den einmal geleisteten Diensteid war für ihn selbstverständlich. Da er selbst in den letzten Jahren durch seine amtlichen Stellungen mit den bremischen öffentlichen Angelegenheiten vertraut geworden war, wurde er von seinen Mitbürgern vielfach zu den Beratungen über die neue Verfassung herangezogen. Erst allmählich kehrte er aus den ihm während der Fremdherrschaft aufgenötigten Geschäften ganz wieder zu der früher geübten Art der Tätigkeit zurück. Für seine Sommerferien wählte er meistens Pyrmont, aber 1818 noch einmal, wie früher, Rehburg. 1819 hatte er gegen Ende Juli die Freude, Bessel bei sich zu sehen. — Viele Unruhe bereitete ihm von 1813—16 sein Sohn, der zunächst auf französischer Seite die Belagerung von Hamburg, dann mit den Hanseaten als Auditeur den Feldzug von 1815 mitmachte, schließlich aber nach der Rückkehr im Februar und März 1816 sehr schwer am Typhus erkrankt lag. Als diese sorgenvollen Zeiten glücklich überstanden waren, da starb plötzlich nach kurzer Krankheit am 8. Oktober 1818 die einzige Tochter. Diese liebenswürdige und geistvolle Frau hatte ihrem Vater unter allen seinen Angehörigen seelisch am nächsten gestanden. Er vermochte sich von dem erlittenen Schlage sehr schwer zu erholen. Erst nach Monaten gewann er es über sich, seinen Freunden Bessel und Gauß über seinen Verlust zu schreiben. Fünf Vierteljahre später verlor er auch seine treue Lebensgefährtin, die es verstanden hatte, ihm seine Häuslichkeit während dreier Jahrzehnte behaglich zu gestalten. Er stand unter dem Eindrucke, daß auch seine Laufbahn im wesentlichen abgeschlossen sei. Ende 1820 zog er sich vollständig von der ärztlichen Tätigkeit zurück.

Seine astronomischen Beschäftigungen hatte er auch während der Fremdherrschaft nicht vollständig ruhen lassen; wurde er doch, bevor er „législateur“ war, von den französischen Behörden oft einfach als „astronome“ tituliert. In den folgenden Jahren konnte er zeitweise noch ziemlich viel beobachten und hatte 1815 einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen, indem er am 6. März einen kleinen

Kometen entdeckte, der sich wegen seiner verhältnismäßig kurzen Umlaufszeit als sehr merkwürdig erwies und den Namen des Olbersschen erhielt.

Im Kreise der eigenen Familie — Sohn, Schwiegersohn und sechs Enkelkinder — erfuhr O. während der letzten 20 Jahre seines Lebens keine Verluste; von 1832 an verheirateten sich mehrere Enkel, und ein junges Geschlecht von Urenkeln erblühte um ihn her. Der Sohn blieb zu des Vaters Bedauern unverheiratet; er lebte von 1822 an im väterlichen Hause, zuerst als Syndikus, dann wurde er 1825 zum Senator erwählt. Äußere Umstände beunruhigten somit Olbers' Alter nicht. Dagegen ließ sein eigener Gesundheitszustand manches zu wünschen übrig. Er war früh gealtert und in allen körperlichen Leistungen behindert; Husten und Engbrüstigkeit wurden ihm oft beschwerlich. Indessen war der Zustand wechselnd, so daß zeitweise bessere Monate und Jahre kamen, doch nahm der Kräftezustand im allgemeinen unter vielen Schwankungen allmählich ab.

Im Jahre 1821 machte Bessel den Vorschlag, O. möge ein umfassendes Werk über die Kometen bearbeiten, doch traute dieser sich die Bewältigung einer so großen Aufgabe nicht mehr zu. Er suchte sich möglichst mit den Fortschritten der Wissenschaft vertraut zu halten, setzte den brieflichen Verkehr mit seinen Freunden eifrig fort und vermochte während einer Reihe von Jahren noch manche astronomische Beobachtungen anzustellen. Mit großem Interesse verfolgte er die durch Gauß geleitete hannoversche Landesaufnahme, namentlich als in den Jahren 1824—26 die Arbeiten bis in die Nähe von Bremen vorrückten. Er hatte dann öfter die Freude, Gauß bei sich zu sehen, unternahm es auch einmal, zu Anfang Mai 1825, ihn in Zeven zu besuchen, wo er noch den Kirchturm bestieg. An weitere Reisen wagte er sich nicht mehr; er war zuletzt 1819 bei Gauß in Göttingen gewesen; seitdem scheint er selbst Pyrmont oder Rehburg nicht wieder aufgesucht zu haben.

Einen Abschnitt in dem Zeitraum der letzten 20 Jahre von Olbers' Leben bildet die Feier seines goldenen Doktorjubiläums am 28. Dezember 1830. Er konnte dies Fest in verhältnismäßig recht gutem Gesundheitszustande begehen; abgesehen von den üblichen Begrüßungen, Zuschriften, Orden, Diplomen gelehrter Gesellschaften usw. wurde ihm auch ein Senatsbeschluß mitgeteilt, nach welchem seine Büste an einem öffentlichen Orte aufgestellt werden sollte. Es

geschah dies durch die aus Rauchs Meisterhand hervorgegangene Büste, welche sich auf der Stadtbibliothek befindet. So fern Olbers auch Eitelkeit lag, wußte er doch diese Aufmerksamkeiten zu würdigen. Sein Enkel Dr. jur. Wilh. Focke schrieb darüber: „Ich habe es oft aus seinem Munde gehört, daß er Belohnungen und Anerkennungen, welche Völker und Fürsten ausgezeichneten Männern angedeihen lassen, in die Reihe der kräftigsten Hebel des Fortschritts in Wissenschaften und Künsten setzte."

Stille, aber schöne Festtage brachten für O. während der letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens die Besuche ausgezeichneter Gelehrten, welche ihn noch einmal persönlich begrüßen wollten. Er pflegte dann ein auserlesenes Diner zu geben, sein Keller spendete die edelsten Weine; auch war er besorgt, daß Tafelschmuck und Bedienung den höchsten Ansprüchen genügten. Aber den größten Genuß bereitete er seinen Gästen durch die heitere Stimmung, welche er um sich zu verbreiten wußte, durch den Geist einer maßvollen Lebensfreude, einer abgeklärten Weltanschauung und eines unbegrenzten Wohlwollens.

Eine Ehrung besonderer Art wurde O. 1828 zuteil, als die Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Berlin tagte. A. von Humboldt brachte in seiner Begrüßungsrede den Veteranen der Naturforschung, denen ihr Alter nicht mehr erlaubt hatte, persönlich zu erscheinen, seine Huldigung dar; er nannte vier Namen: Goethe, Olbers, Sömmering und Blumenbach.

Vor und nach seinem Jubiläum (28. Dezember 1830), nämlich im Winter 1829/30, und vom Januar bis April 1832, war O. so schwer krank (Engbrüstigkeit, Herzklopfen und Schwindelanfälle), daß er selbst sein Ende nahe glaubte. Er meinte 1832 Barkhausen gegenüber, der Monat März, der ihm die schönsten Erfolge (Pallas, Vesta, Olbersscher Komet) gebracht hatte, werde auch sein Todesmonat sein; erst acht Jahre später ging diese Vorahnung in Erfüllung. Es folgten dann noch längere verhältnismäßig befriedigende Zeiten, aber langsam neigte sich doch der Lebensabend seinem Ende zu. Zu seiner Sternwarte konnte er während der letzten Jahre nicht mehr hinaufsteigen, doch ließ er sich von seinem Enkel, dem Dr. jur. W. Focke, über die bemerkenswertesten Vorgänge und Erscheinungen berichten. Im täglichen Leben und im brieflichen Verkehr mit seinen Freunden bewährte er noch volle Urteilskraft.

Für alle bemerkenswerten Ereignisse zeigte er bis zuletzt rege Teilnahme; immer seltener sah er seine Familie in geselligem Kreise um sich, immer seltener konnte er sein Haus verlassen, bis endlich im Winter 1839/40 die Beschwerden von 1832 sich wiederholten und ihn selbst sein baldiges Ende wünschen ließen. Er starb am 2. März 1840.

Aus den zahlreich eingelaufenen Beileidsschreiben mögen hier nur zwei Stellen Platz finden. Gauß schrieb am 6. März 1840:

„Die Freundschaft des reichen Geistes und des edelsten Menschen war die köstlichste Perle meines Lebens."

In Bessels Brief vom 9. März 1840 findet sich die Stelle:

„Wahrlich kann ich sagen, daß kein Mensch auf dieser Erde meine Verehrung ungestörter genossen hat als Olbers, dem ich in frühen Jahren Aufmunterung verdanke, der mir seinen weisen Rat nie versagte, der mich durch sein Beispiel überzeugte, daß die Wissenschaft das Glück des Lebens begründen kann, — der nie, nie meinen nie von ihm gewandten Blicken eine menschliche Schwäche, sondern nur hell leuchtenden Edelmut zeigte."

Solche Worte aus solchem Munde bedeuten denn doch etwas anderes als Orden und Diplome. Es mag nur noch hinzugefügt werden, daß ähnliche Zeugnisse über Olbers' Persönlichkeit von den verschiedensten Seiten einliefen.

Jede noch so kurze und skizzenhafte Charakterschilderung würde aber unvollständig sein ohne das bekannte, seinem Gedächtnisse geweihte Wort von Bessel: „An jede Stunde, die ich mit ihm verlebte, knüpft sich die Erinnerung einer edlen Äußerung, eines lichtvollen Urteils über Gegenstände, eines nachsichtigen über Menschen."

---

Außer der mehrfach erwähnten Abhandlung über die Berechnung der Kometenbahnen hat O. kein selbständiges Buch, sondern nur zerstreute Aufsätze und Mitteilungen in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht. Gesammelt sind seine Arbeiten in dem von Dr. Schilling herausgegebenen Werke „Wilhelm Olbers", Bd. 1. Bd. 2 enthält den Briefwechsel zwischen O. und Gauß; der Briefwechsel zwischen O. und Bessel (herausgeg. v. A. Erman) ist schon 1852 erschienen. In Fachkreisen galt und gilt O. allgemein als Kometenastronom; er hat zahlreiche Beobachtungen und Ansichten mitgeteilt, nicht allein über die Bahnen, sondern auch über die

physische Beschaffenheit dieser Weltkörper und ihrer Schweife. Wirklich neu entdeckt hat er nur wenige Kometen; größer ist die Zahl derjenigen, die er zwar in Deutschland zuerst gesehen hat, die aber schon einige Tage früher in Marseille oder anderen Orten unter günstigeren Wetterverhältnissen beobachtet waren. Nach allen Kometen, von denen er Kunde erhielt, spähte er an jedem klaren Abende aus und suchte deren Positionen zu bestimmen. Über seine Planetenentdeckungen ist bereits bei der Lebensbeschreibung das Wichtigste mitgeteilt worden. Von seinen Freunden wird hervorgehoben, daß seine ungewöhnliche Vertrautheit mit dem Sternenhimmel ihn besonders dazu befähigt habe, die kleinen Planeten unter den zahllosen Fixsternen herauszufinden. — Daß O. keineswegs nur Kometen- und Planetoidenastronom war, geht aus den zahlreichen kleinen Aufsätzen und Mitteilungen hervor, die in dem Schillingschen Olbers-Werke gesammelt sind. Sie beschäftigen sich mit Fixsternen, Sternschnuppen, Geschichte der Astronomie (Fabricius, Tycho de Brahe), Mond und Wetter usw. — Meteorologische Beobachtungen in Bremen sind Abh. Nat. Ver. Bremen II, 141, veröffentlicht.

Ungemein hoch wird von den Zeitgenossen der persönliche Einfluß geschätzt, den O. auf die Astronomen durch seinen brieflichen Verkehr ausgeübt hat. Nach allen Seiten hat er Kenntnisse und Anregungen ausgestreut.

---

Olbers' Wohnhaus mit der Sternwarte ist im Jahre 1906 durch einen Neubau ersetzt worden, der eine Gedenktafel trägt; abgebildet ist es öfter, u. a. kurz vor dem Abbruche Abh. Nat. Ver. Bremen XIX, Taf. 4. — Es gibt außerdem verschiedene ältere Aufnahmen in Steindruck oder Netzdruck.

Die wertvolleren Instrumente aus Olbers' Nachlasse wurden von der St. Petersburger Sternwarte (Pulkowa) erworben. Ein Rest blieb noch mehrere Jahrzehnte in dem Olbersschen Hause, wurde dann dem Bremer altstädtischen Gymnasium überwiesen und dort im Turmzimmer aufgestellt.

Die auf der Stadtbibliothek befindliche, von Rauch angefertigte Olbersbüste ist bereits oben erwähnt worden. Ein Denkmal wurde nach seinem Tode in den Bremer Wallanlagen errichtet; die Festrede zur Einweihung des Platzes hielt gelegentlich der Naturforscher-

versammlung am 23. September 1844 der Astronom Mädler aus Dorpat; das Denkmal selbst wurde von Carl Steinhäuser ausgeführt; die Enthüllung fand am 11. Oktober 1850 statt. Die Festrede bei dieser Gelegenheit hielt Dr. Carl Kottmeier, dem Bürgermeister Smidt in einer kurzen Ansprache antwortete.

F. v. Zach in Allg. geogr. Ephem. IV, S. 283 ff. (Nov. 1799); F. W. Bessel, Astron. Nachr. XXII, S. 205; G. Barkhausen, Biogr., S. 593; J. F. Encke in Olbers' Kometenbuch, 2. Aufl., S. XXIII; Prof. Dr. J. Fiedler im Jahresber. Gymn. Leobschütz 1868; Prof. Scherk in Abh. Nat. Ver. Bremen VI, S. 1; H. Faye, Biogr. univ. XXXI, S. 224 ff. (vortrefflich); Günther in A. D. B. XXI, S. 236 (enthält manche Ungenauigkeiten, die nach H. A. Schumacher auf den Uhrmacher Peter Wolf zurückzuführen sind); H. A. Schumacher in Abh. Nat Ver. XI, S. 164.

Ferner O. betreffende oder von ihm herrührende Mitteilungen in: Briefe von Doris Focke, geb. Olbers, 1886, nicht im Buchhandel; Abh. Nat. Ver. Bremen II, 141; XI, 17; XV, 1; XIX, 181; Festg. S. 260. — Ein großes Sammelwerk, in dem jedoch ein biographischer Teil fehlt, ist: C. Schilling, Wilhelm Olbers (zwei starke Bände). Vgl. ferner den Briefwechsel zwischen O. und Bessel.

Über die zahlreichen Bildnisse, welche von O. erhalten sind, vgl. F. v. Spreckelsen in Jahrb. Br. Samml. IV (1911), S. 45. Als das beste Bild bezeichneten Zeitgenossen dasjenige, welches in der zweiten (Enckeschen) Auflage von Olbers' Kometenwerk in Steindruck wiedergegeben ist. Neue Netzdruckkopien finden sich in Abh. Nat. Ver. Bremen XI, Taf. A 4 und A 9, sowie Festg. zu S. 260.

W. O. Focke.

**d'Oleire**, Heinrich Daniel David, wurde zu Bremen am 7. März 1780 geboren. Er besuchte keine Gelehrtenschule, sondern wurde zunächst bei einem Chirurgen in Bremen, dann bei einem Regimentsarzte in Basbeck an der Oste als Lehrling beschäftigt. Nach dieser Vorbereitung für den ärztlichen Beruf folgte von 1799 bis 1803 das Universitätsstudium, welches mit dem Erwerbe der Doktorwürde zu Erfurt abschloß. Während mehrerer Jahrzehnte (1804—1841) war d'O. einer der angesehensten und geschätztesten Ärzte Bremens. Als er einmal den Badeort Nenndorf besucht und auch den dortigen Arzt vertreten hatte, berief man ihn 1828 als Brunnenarzt dorthin. Er verlebte dort nunmehr jährlich drei Sommer-

monate als kurfürstlich hessischer Hofrat. — Seit 1823 gehörte er dem bremischen Gesundheitsrate an; die letzte Würde, die ihm in seiner Vaterstadt zuteil wurde, war die eines Professors an der medizinischen Fakultät des schon halb vergessenen Gymnasium illustre. Nach mehrmonatlicher Erkrankung starb er am 22. Februar 1842.

Im Jahre 1836 gab er eine Schrift über „Die Schwefelwasserquellen zu Nenndorf" heraus. Der chemische Teil des Buches, die Analysen enthaltend, ist von dem berühmten Göttinger Professor F. Wöhler verfaßt.

Lit.: J. E. Thulesius in Biogr. S. 663—83.

W. O. Focke.

**Ordemann**, Nikolaus Arnold, am 15. Juli 1826 als Sohn eines hiesigen Schlachters geboren, gründete nach harter Schule des Lebens in dem „Bremer Courier" unsere erste Lokalzeitung ausgesprochen liberaler Richtung, die seit dem 1. Januar 1846 als „Der Courier an der Weser" erschien. Hatten auch Bürgermeister Duckwitz und Konsul H. H. Meier als erste ihre Namen unter die Subskriptionsliste des neuen Unternehmens gesetzt, so nahm dasselbe doch erst seit 1848 einen großen Aufschwung. Seitdem gehörte O. bis an seinen am 16. Mai 1882 erfolgten Tod zu den führenden Mitgliedern der Linken unserer Bürgerschaft. Im Jahre 1852 hat O. im eigenen Verlage unter dem Titel „Chronik der Stadt Bremen" eine nützliche Zusammenstellung der Geschehnisse der Jahre 1848—1852 veröffentlicht.

A. Lonke.

**Overbeck**, August Friedrich (Fritz), Maler, geb. am 15. Sept. 1869 zu Bremen, gest. am 7. Juni 1909 zu Bröcken bei Vegesack. Sohn des technischen Direktors des Nordd. Lloyd Overbeck. Nachdem er in Bremen das Gymnasium absolviert hatte, setzte er es durch, nach Düsseldorf gehen zu dürfen, wo er Schüler Fehrbergs war. Von Modersohn überredet, nach Worpswede überzusiedeln, hat er dort 14 Jahre zugebracht und sich den Darstellungen der einsamen Moorlandschaften gewidmet. Anfangs arbeitete er gern mit ungebrochenen Farben, ging aber später zu zarten Tönen über. Nachdem Worpswede bekannt geworden und von Scharen Neugieriger aufgesucht wurde, zog er mit seiner Familie nach Bröcken bei Vegesack, malte Strand- und Dünenlandschaften der Nordseeinseln, um schließlich sich in die Schönheiten der Alpenwelt zu ver-

tiefen. In München und Dresden hatte er 1897 die kleine goldene, in Oldenburg 1905 die große goldene Medaille erhalten.

S. Leipziger Illustrierte Zeitung v. 17. Juni 1909, S. 1240.

Joh. Focke.

**Paniel**, Carl Friedrich Wilhelm, D. theol. et phil., geb. den 19. April 1803 in Mannheim, studierte in Heidelberg unter H. E. G. Paulus, dem Rationalisten, wurde aus badischem Kirchendienste 1839 nach St. Ansgarii in Bremen berufen und starb hierselbst am 4. Oktober 1856. P., ein gelehrter Theologe, vertrat einen „christlichen Rationalismus". Gegen eine am 12. Juli 1840 auf der Ansgariikanzel gehaltene Gastpredigt des Fr. W. Krummacher aus Elberfeld, Sohnes des an Ansgarii stehenden Parabeldichters Fr. Ad. Krummacher (s. d.), worin der jüngere K. den Rationalismus scharf angegriffen hatte („Verfluchungspredigt"), trat P. auf den Plan, woraus ein „Kampf des Offenbarungs- und des Vernunftglaubens auf Leben und Tod" sich entwickelte, der das ganze theologische Deutschland in Anspruch nahm (s. C. W. F. Paniel kontra F. W. Krummacher, zwei starke Konvolute der Bremer Stadtbibliothek, Brem. c, 960/61). Auch im Kampfe, den W. Nagel, Prediger an St. Remberti (s. d.), gegen das Venerandum Ministerium führte, stand P. auf seiten der Bekenntnisfreiheit (s. Bruno Weiß, Bilder aus der bremischen Kirchengeschichte. Bremen 1896, M. Nößler). — Außer verschiedenen Predigtsammlungen gab P. heraus: Homiletisches Magazin über ausgewählte Stellen des N. T. Heidelberg 1836, K. Groos. — Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit und Homiletik. 2. Bde. Leipzig 1839—41, G. Wuttig. — Bremisches Magazin für ev. Wahrheit gegenüber dem modernen Pietismus, mit Dr. Rothe, Dr. Weber u. a. Bremen 1841 f., C. Schünemann. 3 Hefte. — Zur Erinnerung an das 600jährige Jubiläum der St. Ansgariikirche im Jahre 1843. Bremen 1843, C. Schünemann, worin ihm J. M. Kohlmann (s. d.) erhebliche Ungenauigkeiten nachweist.

O. Veeck.

**Papendieck**, Christoph Hellwig, geb. in Bremen am 25. November 1839, gest. zu Territet am 17. November 1891, Sohn des Kaufmanns Anton P., erhielt seine kaufmännische Ausbildung im Tabakgeschäft der Firma Holler & Grote, die ihn bereits 1863 als

Teilhaber aufnahm. Nach dem Tode seiner beiden Mitinhaber führte er das Geschäft fort, seit 1875 unter der Firma Chr. Papendieck & Co. So schlicht dieser berufliche Hergang, so vielseitig und bedeutsam war die Entwickelung, die P. im öffentlichen Leben nahm, emporwachsend zum Führer der bremischen Kaufmannschaft in wichtiger, schwieriger Zeit. Von 1868 bis zu seinem Tode Mitglied der Bürgerschaft, 1875—89 und, nach verfassungsmäßiger einjähriger Unterbrechung, wieder seit dem 1. Januar 1891 Mitglied der Handelskammer, hat er namentlich in diesen beiden Korporationen seine glänzenden Eigenschaften entfaltet: eine klare, rasch das Wesentliche erkennende Auffassung, eine mutige, oft stürmische Initiative, eine treibende Tatkraft und eine ungewöhnliche Geschicklichkeit zu debattieren und andere zu beeinflussen. Den Zollanschluß, dem er, besorgt um die Unabhängigkeit Bremens, zunächst widerstrebt hatte, förderte er mit Nachdruck, als er ihm unabwendbar erschien, denn nun galt es ihm, möglichst schnell die Bahn frei zu machen, um die Entwickelung Bremens voranzubringen; beim Freihafenbau drang er auf große, dem zukünftigen Verkehr genügende Maße; und namentlich war es das dritte große Unternehmen Bremens in jener Zeit, die Korrektion der Unterweser, die von P. unablässig betrieben wurde. Die öffentliche Meinung für das geniale Franziussche Projekt gewonnen zu haben, ist wesentlich sein Verdienst. Auch bei anderen Gelegenheiten überwand seine kluge und hinreißende Überzeugungskraft im Verein mit seinem Glauben an Bremens glückliche Zukunft oft kleinmütige Bedenken. Nicht zum mindesten trug sein freimütiges, manchmal scharf kritisches Auftreten gegenüber dem Senat dazu bei, sein Ansehen bei den anderen Gruppen der Bürgerschaft zu stärken. Wenn er es wiederholt abgelehnt hat, sich zur Wahl in den Senat aufstellen zu lassen (E. Fitger in der W.-Z. vom 17. November 1891, Nr. 16 146), so entsprach dies seiner Natur, die sich nicht unterordnen konnte; der Allgemeinheit ist so sein freier Schaffensdrang auf vielen gemeinnützigen und wirtschaftlichen Gebieten voll erhalten geblieben. Nur einige Hauptbeweise seiner Vielseitigkeit können noch erwähnt werden. Seit 1879 war er Vorsitzender des Verwaltungsrats der Sparkasse, auf deren Entwickelung er schon vordem einen bestimmenden Einfluß geübt hatte. Er gehörte zu den Anregern und eifrigen Förderern des Bürgerparks und war mehrere Jahre Mitglied des Vorstandes des zu seiner Anlage

und Unterhaltung gebildeten Vereins. Ein großes neues Tätigkeitsfeld erschloß sich ihm, als 1881 zur Vermehrung der direkten transozeanischen Schiffsverbindungen Bremens, namentlich im Verkehr mit Ostindien, die Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa" ins Leben gerufen wurde und das vorbereitende Komitee, zu dem auch P. gehörte, ihn ersuchte, an die Spitze des Unternehmens zu treten. Widerstrebend nur, weil er bis dahin der Reederei ferngestanden, sagte er zu; glänzend aber bewährte sich bald seine Fähigkeit, neue Verhältnisse zu durchdringen und zu beherrschen, und glücklich hat er als Vorsitzender des Aufsichtsrats zusammen mit dem ihm bald zur Seite tretenden trefflichen Direktor Ahlers die „Hansa" schon in ihrem ersten Jahrzehnt zu günstigen Ergebnissen geführt. Schnell festigte sich sein Einfluß unter den bremischen Reedern, die ihm bei der Gründung des Vereins der Reeder des Unterwesergebiets 1884 den Vorsitz übertrugen. Wie andere weitsichtige bedeutende Männer vor und nach ihm, richtete er seinen Blick auch auf die Notwendigkeit, dem Seeverkehr leistungsfähige, billige Zufuhr- und Absatzwege von und zum Inland zu schaffen. 1886 war er mit Rud. Tewes und Franz Schütte Hauptgründer der Bremer Schleppschiffahrtsgesellschaft; auch diese leitete er als Vorsitzender des Aufsichtsrats von der Gründung bis zu seinem Tode. Für den Bau eines Kanals vom Rhein zur Elbe wirkte er auf das eifrigste in der Handelskammer, sowie in dem von Hannover aus tätigen sogenannten Hammersteinschen Ausschusse, insbesondere seitdem die großen neuen bremischen Häfen bereit standen. Nachdem der Zollanschluß und die Vertiefung der Unterweser die Möglichkeit geschaffen hatten, Industrie auf bremischem Staatsgebiet anzusiedeln, beteiligte sich P. alsbald in hervorragendem Maße an der von Bernhd. Loose und Albert Haasemann angeregten Gründung der Jutespinnerei und -Weberei „Bremen". Zugleich rief er mit Johann Smidt den gemeinnützigen Bremer Bauverein ins Leben, um in unmittelbarer Nähe der neuen Hafenanlagen, wo auch die Jutespinnerei errichtet wurde, den Arbeitern Wohngelegenheit zu schaffen in Einzelhäusern, die sie unter günstigen Bedingungen sollten erwerben können.

Das letzte große Lebenswerk Papendiecks wurde die Nordwestdeutsche Gewerbe- und Industrie-, Marine-, Handels- und Kunstausstellung, die 1890 in Bremen standfand. Allseitiges Vertrauen

erkor ihn zum Vorsitzenden des Ausstellungskomitees. Er ging mit der ihm eigenen Schwungkraft zu Werke und zeigte auch hierbei seinen großzügigen Blick, indem er nur von einem großen Maßstabe einen würdigen Erfolg erwartete. Als dieser eingetreten war, benutzte der Senat die Gelegenheit, um die mannigfaltigen außerordentlichen Verdienste, die sich P. um Bremens Wohl erworben hatte, zu ehren durch Verleihung der bremischen goldenen Medaille, die vorher zum letzten Male 1866 H. H. Meier erhalten hatte.

In demselben Jahre, in dem die Ausstellung stattfand, ließ P. sich bewegen, eine Kandidatur zum Reichstage für den Wahlkreis Bremen anzunehmen. Er war aufrichtig liberal gesinnt. Wirtschaftspolitisch ein überzeugungstreuer Freihändler stand er in den Kämpfen gegen das Tabakmonopol, gegen die Schutzzölle sowie noch im Frühjahr 1891 in der Bewegung für eine Wiederaufhebung der Kornzölle in erster Reihe. Parteipolitisch zuerst nationalliberal, neigte er nach der Trennung der Sezessionisten von den Nationalliberalen im allgemeinen den Grundsätzen und praktischen Zielen der deutsch-freisinnigen Partei zu, ohne indessen der Taktik der Reichstagsfraktion beizupflichten (E. Fitger a. a. O.). In dieser Auffassung hatte er die große Mehrzahl der bürgerlichen Wähler Bremens hinter sich. Er unterlag jedoch gegen einen Sozialdemokraten, dem sich in der Stichwahl ein Teil der verhältnismäßig geringen Stimmenzahl zuwandte, die für den freisinnigen Kandidaten Dr. Barth abgegeben war.

Die Anstrengungen des doppelt aufregenden Jahres 1890 hatten die Gesundheit Papendiecks erschüttert; er suchte Erholung im Süden, doch vergebens; im Alter von erst 52 Jahren wurde er von der Höhe seines reichen, dem Gemeinwohl aus der Fülle gewidmeten Lebens hinweggerafft. J. Rösing.

**Papendiek**, George Ernest, geb. am 22. Juli 1788 in Windsor, gest. den 5. Februar 1835 in Bremen. Seine Vorfahren waren im Gefolge des hannoverschen Königshauses nach England gekommen. Sein Vater und seine Mutter standen im Hofdienst. George Ernest war von Beruf Kaufmann, nebenher betrieb er mit Glück das Aquarellieren und soll Schüler des John Varley gewesen sein. 1817 kam er zuerst nach Deutschland und auch nach Bremen, wo er seine

ersten Ansichten aus der Stadt malte. Vier Jahre später war er zum zweiten Male hier, wie sich aus den Jahreszahlen auf einigen seiner Aquarelle ergibt. Er scheint sich schon damals hier als Kaufmann niedergelassen zu haben, was ihm durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu der bremischen Familie P. erleichtert sein mag. Seit Anfang 1825 war er großbritannischer Vizekonsul und hannoverscher Konsul in Bremen. Aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens stammen seine meisten Bremer Ansichten. P. hatte Sinn für die malerischen Reize alter Gebäude und Plätze; den selbstgewählten Aufgaben ist seine Kunst stets gerecht geworden. Vier Bremer Ansichten befinden sich in den von ihm 1817 und 21 herausgegebenen beiden Folgen von Lithographien: Six Sketches in Germany und Vier Lithographien aus Bremen und Hannover. Die Kunsthalle besitzt von ihm über 30 Aquarelle oder aquarellierte Federzeichnungen und Radierungen, die Ansichten aus Bremen oder dem Landgebiet darstellen, ein Ölbild (der Dragonerstall) und außerdem noch eine Reihe anderer Blätter, auf denen namentlich Ansichten aus englischen und deutschen Städten wiedergegeben sind.

Siehe Hurm, Verzeichnis, S. 82. Jahresbericht des Kunstvereins 1909/10, mit Abbildungen. Jahrbuch der Bremer Sammlungen III, 1, S. 1 ff. (mit Abbildungen). Joh. Focke.

**Pauli**, Emil August, ein Sproß der alten Danziger Gelehrtenfamilie (vgl. Briefe König Friedrich Wilhelms I. von Preußen an Herm. Reinh. Pauli, herausgeg. und eingeleitet von F. Frensdorff. Göttingen 1893. Abhandl. der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen), wurde am 25. April 1794 in Hamburg als Sohn des Pastors an der reformierten Gemeinde Georg Ludwig P. geboren, besuchte daselbst Gymnasium und Johanneum, nahm teil an der bewaffneten Erhebung Hamburgs März 1813, studierte von 1813 an Theologie in Kiel, Göttingen und (1816) Berlin, war nach hier bestandenem Examen drei Jahre lang Domkandidat daselbst, wurde 1821 an der Friedrichswerder und Dorotheenstädtischen Gemeinde fünfter Pastor, verließ im Mai 1825 Berlin, nachdem er wegen unrechtmäßiger Einführung der Agende und Liturgie in der Gemeinde sein Amt niedergelegt hatte, und wurde am 11. Juni 1825 als Pastor zu Neuenkirchen a. W., am 2. Dezember 1827 zu St. Michaelis in Bremen, am 17. Oktober 1830 als P. tert. zu U. l.

Frauen introduziert, wurde 1847 daselbst P. prim. und starb als solcher am 18. Mai 1863. — P. war ein Schüler Schleiermachers und dem Meister auch persönlich tief dankbar verbunden; das blieb auch, als P. sich in Bremen der Menkenschen Theologie zuwandte; daß er, der hochgeachtete charaktervolle Seelsorger großer vornehmer Kreise diese in ihrem religiösen Leben mit Menkens Geist erfüllt hat, ist seine eigentliche Bedeutung in Bremens kirchlicher Entwickelung. Von ihm ist gedruckt: Antrittspredigt 1830. — „Luther redet zu uns, wiewohl er gestorben ist." Predigt am 18. Februar 1846. Artikel im „Kirchenboten". — Vermutlich hat er das „Bekenntnis brem. Pastoren in Sachen der Wahrheit" (Bremen 1840) verfaßt. Handschriftlich verbreitet sind drei „Vorbereitungsreden" von ihm. Für sein Charakterbild wichtig sind seine (noch unzugänglichen) handschriftlichen chronikartigen Eintragungen in seiner Familienbibel und vor allem das seinen Sohn, den Göttinger Historiker, betreffende Buch: Reinhold Pauli. Lebenserinnerungen nach Briefen und Tagebüchern, zusammengestellt von Elisabeth Pauli (als Manuskript gedruckt, Halle 1895).

S. auch: Elvers, V. A. Huber I, 334. Parthey, Jugenderinnerungen II, 231. — Gedächtnisrede von P. C. R. Vietor. Bremen 1863.

Büttner.

**Pauli**, Ernst Bernhard, geb. zu Berlin am 30. März 1825, gest. zu Bremen am 26. März 1895, kam in früher Jugend nach Bremen, wo sein Vater Prediger wurde. Von 1844 an studierte er Medizin und wirkte seit 1849 als praktischer Arzt in seiner Heimatstadt. Insbesondere war er am Kinderkrankenhause, später am Diakonissenhause und im Gesundheitsrate tätig. Während der letzten zehn Jahre seines Lebens war er Geschäftsführer des genannten Kollegiums. Schriftstellerisch trat er durch hygienische Berichte als Mitarbeiter an den Veröffentlichungen des Gesundheitsrates und an der Festgabe hervor.

Lit.: H. Pletzer, Nachruf in W.-Z. v. 3. April 1895.

W. O. Focke.

**Pavenstedt**, Johann, als Sohn des Ältermanns Joh. Eberhard P. geb. in Bremen am 1. November 1777, studierte in Göttingen die Rechte und wurde dort im April 1800 zum Doktor promoviert. Nach dem Eintritt der französischen Herrschaft wurde P.

im Jahre 1811 zum Präfekturrat ernannt. In dieser Eigenschaft hat er mannigfache Gelegenheit gehabt, die fremde Verwaltung für seine Vaterstadt und für das Departement erträglicher zu machen; in ganz besonderem Maße ist ihm das im Arrondissement Oldenburg gelungen, wo er vom Herbst 1811 bis in den September 1812 die Stelle des Unterpräfekten versah. Er hat es verstanden, sich dort so viel Freundschaft bei der Bevölkerung zu erwerben, daß der Herzog nach der Rückkehr in sein Land daran dachte, P. in seine Dienste zu ziehen. Aber auch in Bremen hatte sein geschicktes und taktvolles Benehmen, insbesondere im Herbst 1813, in der Zeit von der ersten Befreiung Bremens bis zu der Wiederaufrichtung des bremischen Staates, als P. den geflüchteten Präfekten vertrat, einen so guten Eindruck gemacht, daß P. am 30. März 1816 als erster nach dem Erlaß des neuen Ratswahlstatuts, durch das die Bürgerschaft einen gewissen Anteil an den Wahlen erhielt, in den Senat gewählt wurde. Im Senate hat er lange Jahre hindurch als Landherr auf dem linken Weserufer, als Mitglied der Kommission für auswärtige und Bundesangelegenheiten, in der Schiffahrtskommission und in anderen Verwaltungen eine mannigfaltige Tätigkeit entwickelt und durch seinen Charakter sowohl wie durch seine Kenntnisse eine sehr geachtete Stellung eingenommen. Am 5. März 1849, unmittelbar vor dem Inkrafttreten der neuen demokratischen Verfassung, trat er in den Ruhestand. Er hat den Ruhestand u. a. dazu benutzt, um im Jahre 1857, in seinem achtzigsten Lebensjahre, seine Erinnerungen an die bewegteste Zeit seines Lebens, 1810—15, niederzuschreiben. Er hatte dafür zu seinem eigenen Bedauern kein Tagebuch zur Verfügung, und so konnte es nicht ausbleiben, daß in die, von fragmentarischen Aufzeichnungen abgesehen, nur auf sein Gedächtnis gestützte Darstellung sich einzelne Irrtümer einschlichen, und daß der Leser manchesmal die Angabe genauer Daten vermißt. Gleichwohl sind seine als Manuskript vornehmlich für seine Kinder und Kindeskinder gedruckten Erinnerungen von dauerndem Werte für unsere Kunde über die Franzosenzeit in Bremen.

Bippen.

**Pflugfelder,** Johann Gottfried, Kupferstecher, kam 1805 aus Düsseldorf nach Bremen und ist hier mit seinen Arbeiten bis 1813 nachweisbar. Er hat die Porträts von Simon Hermann Post, von Olbers, Prof. Joh. Heineken, Joh. Böse, Bürgermeister Dan. Klugkist,

von einer Reihe von Pastoren usw. gestochen. Auch verfertigte er außer Stichen nach anderen religiösen Darstellungen einen Stich nach dem Altargemälde von W. Tischbein in der Ansgariikirche: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Hurm zählt als seine letzten in Bremen verfertigten Porträts diejenigen des Dompastors H. G. B. Franke und des Hinrich Böse von 1813 auf.

Siehe Nagler, K. L. und Hurm, Manuskr. Joh. Focke.

**Plate**, Georg Ernst, Schulmann, wurde geboren am 25. Mai 1784 in der Nähe von Göttingen, besuchte hier die Schule und seit 1801 als Student der Theologie und Philologie die Universität. Er wurde dann Hauslehrer bei einer adligen Familie in Livland, 1805 Oberlehrer am Gymnasium zu Wiborg, dann ebendort Rektor bis zum Ende des Jahres 1815. Als Studiendirektor ging er darauf an das Erziehungsinstitut von Jacquinot in St. Petersburg, vertauschte diese Stelle aber noch 1816 mit der eines Oberlehrers an der dortigen deutschen Schule zu St. Petri und folgte 1818 einem Rufe als ordentlicher Lehrer an die Vorschule in Bremen. 1828 wurde er zweiter Lehrer an der Handelsschule und 1833 ihr Vorsteher. Dieses Amt hat er bis zu seinem Tode am 20. Juni 1856 inne gehabt und seiner Schule einen bedeutenden äußeren und inneren Aufschwung gegeben.

In Gemeinschaft mit W. Th. Hundeiker gab er ein französisches Lesebuch heraus, dessen dritte Auflage er 1835 allein besorgte. Außerdem erschien von ihm in Bremen 1833 der Nouveau choix de poésies des meilleurs poètes français contemporains.

Pl. war ein etwas nüchterner und unpersönlicher, aber überaus gewissenhafter, erfahrener und umsichtiger Schulmann und Direktor, der dem bremischen Schulwesen und besonders der Handelsschule die ersprießlichsten Dienste geleistet hat. Mit seinen Zeitgenossen und langjährigen Kollegen Menke, Tappenbeck, Strack und Ruete stellt er die bremische Hauptschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dem Umfang ihrer Leistungsfähigkeit wesentlich dar.

Genaueres über ihn siehe H. Entholt, D. brem. Hauptschule von 1817—58. Br. J. Bd. 23. H. Entholt.

**Pletzer**, August Friedrich, geb. am 26. Januar 1823 in Bremen, besuchte die bremische Gelehrtenschule, studierte seit 1841

in Leipzig, Halle und Berlin vorzugsweise Philologie und Geschichte und promovierte in Halle. In die Heimat zurückgekehrt, war er an Privatlehranstalten tätig und beteiligte sich an der Redaktion der „Weserzeitung". Nachdem er eine Zeitlang als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Gelehrtenschule beschäftigt gewesen war, trat er Michaelis 1857 in den Verband der Handelsschule über, wurde dort Ostern 1859 als ordentlicher Lehrer fest angestellt und ging im Mai 1866 an Stelle Rupertis zum Gymnasium über, um hier in den oberen Klassen den Geschichtsunterricht zu übernehmen. Er wird als ein ganz vortrefflicher Lehrer gerühmt, dem sein Beruf Herzens- und Gewissensache geworden war. Er war eine feine, sittlich feste, anschmiegsame und vermittelnde, eine wesentlich künstlerische Natur. Sein starker Betätigungssinn gestattete ihm, neben seinem Amte noch seinen vielseitigen gesellschaftlichen, literarischen und musikalischen Neigungen obzuliegen, in zahlreichen geselligen Kreisen Zutritt und Einfluß zu gewinnen und gleichgesinnte Männer heranzuziehen, um in gemeinsamem Wirken das geistige und künstlerische Leben Bremens zu heben und zu veredeln. Zwei dahinzielende Unternehmungen sind von weitreichender Bedeutung geworden. Er gründete im Jahre 1853 das „Bremer Sonntagsblatt", das bis zum Jahre 1866 in 14 stattlichen Bänden erschienen ist, und schuf damit einen Mittelpunkt aller in Bremen literarisch interessierten und produktiven Kräfte. Von einheimischen Schriftstellern beteiligten sich daran: Otto Gildemeister, Hermann Allmers, Ruperti, Willatzen, Nikolaus Delius, Joh. Wilhelm Schäfer, August Lammers, Victor Precht, H. A. Müller, Thom. Arens u. a. Von auswärtigen steuerten Bodenstedt, K. Frenzel, Gerstäcker, Holtei, Julius Mosen, Adolf Pichler, Heinr. Pröhle, Levin Schücking und manch andere Beiträge bei. Pl. selbst bewies sich als umsichtiger, freundlich anspornender Redakteur und verständnisvoller Kritiker. Als er sich im Jahre 1864 aus Gesundheitsrücksichten genötigt sah, die Leitung niederzulegen, ging das Blatt nach zweijährigem Bestehen ein und fand seitdem keine gleichwertige Nachfolge. Bis auf den heutigen Tag besteht eine andere Schöpfung Pletzers, der „Künstlerverein", dessen geistiger Urheber er ist. Diese im Jahre 1856 gegründete Vereinigung wählte ihn anfangs zu ihrem Vizepräsidenten, von 1858—64 zum ersten Vorsitzenden. Als solcher förderte er, selbst ein sehr kenntnisreicher und urteilsfähiger Freund

der Musik, das musikalische Leben in Bremen durch Aufführung klassischer und moderner Werke, deren tieferes Verständnis er durch einleitende Vorträge zu vermitteln suchte. Diesen mannigfaltigen selbstauferlegten Verpflichtungen, zu denen zeitweise noch die Teilnahme an den Verhandlungen der Bürgerschaft hinzukam, war seine Gesundheit auf die Dauer nicht gewachsen. Er erkrankte 1864 an einem Nervenleiden, und bald stellte sich ein chronischer Brustkatarrh ein, von dem ihm weder ein längerer Winteraufenthalt an der Riviera (1865—66) noch ein solcher auf Madeira (1866—67) zu befreien vermochte. Er starb, nachdem er noch mehrere Reisebeschreibungen für die Weserzeitung verfaßt hatte, am 9. Juni 1868. Nach seinem Tode gab sein Bruder Heinrich aus seinem Nachlaß einen Manuskriptdruck „Bilder aus dem Süden und zerstreute Blätter" (Bremen 1868) heraus, unter denen besonders die Briefe an die Mutter, Frau Mumschi genannt, einen liebenswürdigen, herzerwärmenden Humor verraten.

Vgl. W. Hertzbergs Nekrolog in der W.-Z. v. 13. Juni 1868, wieder abgedruckt am Anfang der genannten Schrift Pletzers und im Br. J. 1869, Bd. 4, S. 476 ff. (vgl. S. VII). Ernst Neuling. Der Künstlerverein in Bremen 1855—1906 (gedruckt als Festgabe 1907), S. 23 ff., 95 ff. Herm. Tardel.

**Pletzer**, Ehrhard Friedrich Gustav Heinrich, geb. zu Bremen 29. November 1819, Bruder von Friedrich P., wandte sich dem Studium der Medizin zu. Sein Lebensgang bietet wenige äußere Ereignisse, deren Bedeutung über den Kreis des Familienlebens hinausragt. Nur zwei Daten mögen aus seiner Jugend als Merksteine angeführt werden: den Doktortitel erwarb er am 13. August 1842; die bremische ärztliche Staatsprüfung bestand er am 11. Januar 1844. Gut vorgebildet trat er die praktische Tätigkeit an. Obgleich von zartem Körperbau erwies er selbst sich als ungemein leistungsfähig, doch traten in seiner Familie (Geschwister und Kinder) viele Fälle von Schwindsucht auf. Er war zweimal verheiratet; die erste Ehe war von kurzer Dauer gewesen; die zweite treffliche und liebenswürdige Frau überlebte ihn; die Mehrzahl seiner Kinder sah er kränkeln und früh ins Grab sinken.

Pl. erwarb sich bald eine bedeutende Praxis; etwa von 1860 bis 1890 galt er allgemein als der angesehenste der bremischen

Ärzte, sowohl durch den Umfang seiner Tätigkeit als durch die hohe Achtung, deren er sich erfreute. Er war eifrig bemüht, sich mit allen Fortschritten der Medizin vertraut zu halten und suchte im Verkehr mit Berufsgenossen stets zu lernen. Als Menschenkenner und wirklicher Menschenfreund zeigte er überall eine warme Teilnahme, die sich vielfach weit über das gesundheitliche Gebiet hinaus erstreckte. So war er gleichzeitig vertrauter Freund und einsichtiger ärztlicher Berater; er war daher vielen Familien ein treuer Hausarzt im besten Sinne des Wortes.

Auch dem öffentlichen Leben wandte er rege Aufmerksamkeit zu. Er förderte alle wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen; während mehrerer Jahrzehnte konnte in Bremen kaum ein gemeinnütziges Unternehmen geplant werden, an dem Pl. nicht in irgendeiner Weise beteiligt war.

Im Jahre 1869 wurde er zum Mitglied des Gesundheitsrates ernannt, dessen Vorsitzender er von 1886 bis 1900 war. Die enge Verschmelzung der sachlichen und persönlichen Teilnahme, die Pl. für die Privatpraxis so förderlich war, erwies sich für ihn manchmal als ein Hemmnis, wissenschaftlichen Fortschritten schnell zu folgen; er blieb unhaltbar gewordenen Anschauungen möglichst lange treu, wenn er deren Vertretern freundlich gesinnt war. Andrerseits fügte er sich leicht solchen Berufsgenossen, denen er eine tiefere Einsicht in die verhandelten Fragen zutraute. Er trat daher im Gesundheitsrate entschieden für die hygienischen Fortschritte ein, die Lorent anbahnte, unterstützte auch später die weitere Fortbildung der gesundheitlichen Einrichtungen.

Pl. verfügte über eine unermüdliche Arbeitskraft, durch die er nicht nur seine umfangreiche Praxis bewältigte, sondern sich auch im ärztlichen Vereine und im Gesundheitsrate zu betätigen vermochte. Daneben hatte er immer noch Zeit, sich seiner Familie zu widmen und namentlich sich durch das Studium fachmännischer Werke und Zeitschriften fortzubilden. Und oft genug fand er selbst freie Zwischenstunden, die er zu schriftstellerischen Arbeiten verwendete. Auf seinen Erholungsreisen benutzte er, wenigstens in jüngeren Jahren, schlechtes Wetter oder Viertelstunden des Wartens, um seine Eindrücke für weitere Kreise zu schildern. Unter den Kurorten gefiel ihm namentlich das dem großen Weltgetriebe entrückte Waldidyll von Kreuth in den Bayrischen Alpen. Auf rein ärztlichem

Gebiete beschäftigten ihn ganz besonders die Aufgaben, die in der Praxis am häufigsten an ihn herantraten; so schrieb er über Säuglingsernährung und bemühte sich um die Heilstätten für Schwindsüchtige, um Sanatorien und Seehospize; namentlich interessierte er sich für derartige Anstalten auf Norderney und in Rehburg. Die meisten seiner Aufsätze, namentlich gesundheitliche Anregungen und Schilderungen sowie in früherer Zeit Reiseeindrücke, finden sich in der Tagespresse, besonders in der Weserzeitung; seine letzte Mitteilung (über eine frühere Bremer Pestepidemie) ist 1897 (W.-Z. 25. und 26. März) geschrieben. Zu den Berichten des Gesundheitsrates und in der Festg. hat er wichtige Beiträge geliefert. Verstorbenen ärztlichen Freunden (Stachow, Lorent, Pauli) widmete er Nachrufe. — Nach Pletzers Tode hat die Familie seine zahlreichen, aber sehr zerstreuten Schriften nicht zu sammeln vermocht; es muß auch anerkannt werden, daß die meisten dieser Aufsätze nur für eine augenblickliche Wirkung bestimmt waren.

Als im Jahre 1890 die Versammlung der Naturforscher und Ärzte in Bremen tagte, lag die Geschäftsleitung noch in den Händen des jedesmaligen örtlichen Präsidiums. Auf der 1889 zu Heidelberg abgehaltenen Versammlung war Pl., als der angesehenste Arzt Bremens, zum ersten Vorsitzenden erwählt worden. Dies Amt, welches ihn in Beziehung zu vielen ausgezeichneten Gelehrten brachte, hat ihm große Befriedigung gewährt.

In seinen Erholungsstunden war Pl. ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter; er liebte die Kunst, namentlich Malerei und Skulptur, besaß auch selbst als Schmuck seiner Wohnräume geschmackvoll ausgewählte Gemälde. Der Vaterstadt schenkte er, im Andenken an seinen Bruder Friedrich, den Wilhadibrunnen, der vor dem Dome steht.

Etwa von 1891 an zeigten sich bei Pl. nach und nach immer deutlichere Anzeichen des Alters. Schwere Schicksalsschläge, der Verlust zweier jung verheirateter Kinder, veranlaßten ihn zu dem Versuche, mit gebrochenen Kräften durch emsige Tätigkeit nach gewohnter Weise gegen Kummer und Sorge anzukämpfen. Nur mit tiefer Teilnahme konnte man der unruhigen Geschäftigkeit des einst so arbeitskräftigen und arbeitsfreudigen Mannes zusehen. In den letzten Jahren versagten die Fähigkeiten vollständig. Er starb am 30. Mai 1901.

Unter seinen medizinischen Schriften werden seine Mitteilungen über Icterus epidemicus in Festg. S. 325—330 vielleicht gelegentlich wieder Beachtung finden.

Lit. W. O. Focke in W.-Z. vom 5. Juli 1901. W. O. Focke.

**Polzin**, Jacob Ephraim, Architekt, geb. in Labiau bei Königsberg 1778, gest. in Bremen am 18. November 1851, war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der namhafteste Baukünstler in Bremen. Einige Jahre älter als Schinkel, der Wiederbeleber hellenischer Baukunst, ist er von diesem doch offenbar stärker beeinflußt als von dem (noch jüngeren) Hansen, für den er den Bau des Schlosses Christiansborg in Kopenhagen eine Zeit lang leitete. (Nekrolog in der W.-Z. vom 20. November 1851). Was P. veranlaßte nach Bremen zu ziehen, ist nicht bekannt. Er heiratete hier 1814 die Tochter des Ratszimmermeisters J. G. Poppe und erhielt zahlreiche Aufträge aus den kunstliebenden Bremer Kreisen, wobei ihm die durch die neu geschaffenen Wallanlagen eröffnete Bebauung des Walles und der Contrescarpe zustatten kam. Von ihm sind wahrscheinlich die 1828 entstandenen Torgebäude am Ostertor, vielleicht auch am Hohentor, bestimmt die schöne Fassade des von Gröningschen Hauses am Wall 113, die in ihrer kraftvollen Eigenart an Palastbauten von Schinkel anklingt. Ein feiner griechischer Säulenportikus von einem für den Konsul Lürman erbauten Wohnhause ist bei dem Neubau desselben Hauses durch Heinrich Müller (Contrescarpe 22) erhalten geblieben. Auch bei Restaurationsarbeiten am Rathaus und an der Liebfrauenkirche war er tätig. Einige der schönen Landhäuser in Oberneuland sind augenscheinlich aber nicht nachweisbar nach Polzins Entwürfen erbaut.

Wir dürfen P. zu den besten Baukünstlern seiner Zeit rechnen, und sein Einfluß ist noch eine Zeitlang zu verfolgen. Seine Söhne Christoph und Ferdinand P. und sein Neffe Carl Poppe bauten eine Anzahl jener ruhig vornehmen Vorstadthäuser, die noch heut das Auge wohltuend berühren. Von Christoph P. stammt der gotische Turm der Stephanikirche 1856.

Bremen und seine Bauten, S. 413. E. Gildemeister.

**Poppe**, Simon Albrecht, geb. zu Vegesack 8. Juni 1847, war der Sohn eines tüchtigen Schiffskapitäns, der auch ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur hatte. In den Jahren 1861

bis 1868 wohnte die Familie in Bremen, wo der Sohn das Gymnasium besuchte. Kurz vor der bevorstehenden Schlußprüfung versagten jedoch bei seinem schwächlichen Körper die Kräfte so vollständig, daß er auf ärztlichen Rat am 15. Januar 1868 die Schule verlassen mußte. Ein vorteilhaftes Zeugnis des Direktors gewährte ihm indessen die Möglichkeit die Universität zu beziehen. Da seine Eltern nach Bremerhaven übersiedelten, begleitete er dieselben und ging dann nach einer dreimonatlichen Ruhepause nach Tübingen, um Medizin zu studieren. Schon nach wenigen Monaten fühlte er sich wieder unfähig zur Arbeit und kehrte zu seinen Eltern zurück. Ein im folgenden Sommer gemachter Versuch, in Göttingen das akademische Studium wieder aufzunehmen, mußte bald aufgegeben werden. Er beschäftigte sich nun in Bremerhaven mit ethnographischen, vorgeschichtlichen und zoologischen Studien je nach dem Maße seiner Kräfte und nach den Anregungen, die ihm geboten wurden, bis am 11. Dezember 1875 sein noch in rüstigem Alter stehender Vater durch die Thomasexplosion seinen Tod fand. Von der durch diesen Unglücksfall verursachten Erschütterung erholte der Sohn sich nur langsam. 1876 zog er mit seiner Mutter nach Bremen. Der Versuch einer Anstellung als anthropologischer Assistent am Städtischen Museum mißlang schon nach kurzer Zeit zu Anfang 1879. Im Sommer 1882 verheiratete er sich; seine Frau hatte von vornherein die Pflichten einer Pflegerin für ihren Mann und für dessen alte Mutter zu übernehmen. Aus der Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen. Obwohl er in Bremen durch den Verkehr mit wissenschaftlichen Freunden mancherlei Anregung fand, zog er es doch 1883 vor, nach Vegesack überzusiedeln, wo er ein freundliches Haus mit einem freigelegenen Garten erwarb. Hier lebte er, vorzugsweise mit zoologischen Studien beschäftigt, bis zum 17. Februar 1907.

Seit seiner Schulzeit hat P. sich in jedem Jahre mindestens für einige Monate arbeitsunfähig gefühlt; er war jedoch hinreichend bemittelt, um nicht zu einer Erwerbstätigkeit gezwungen zu sein. Bei besserem Gesundheitszustande nahm er stets seine wissenschaftlichen Studien wieder auf, so daß er, trotz aller Unterbrechungen, eine ansehnliche Zahl von Abhandlungen und Mitteilungen veröffentlichen konnte. Seine erste Arbeit handelte über die Hausmarken des Unterwesergebietes; dann folgte eine Beschreibung vor-

geschichtlicher Feuersteinbeile; nach 1880 hat er fast nur zoologische Untersuchungen veröffentlicht, namentlich über Milben und Kopepoden. Sehr dankenswert sind auch seine Zusammenstellungen der zoologischen Literatur über das nordwestdeutsche Tiefland. Er war ein kenntnisreicher und ungemein zuverlässiger Beobachter, der es auch verstand, seine Untersuchungen durch sorgfältig ausgeführte Zeichnungen zu erläutern. Eine beträchtliche Zahl kleiner Gliedertiere hat er zuerst beschrieben.

P. hat ausschließlich Spezialarbeiten geliefert; auch sind seine zoologischen Studien nur für Fachgenossen benutzbar. Er hat jedoch anderen manche Anregungen zu ähnlichen Untersuchungen gegeben; in den letzten Jahren seines Lebens, von 1901 an, leitete er einen Verein für Naturkunde für Vegesack und Umgegend, gab auch einige Hefte von „Mitteilungen" desselben heraus. So zurückgezogen er im allgemeinen auch lebte, so hat er doch nach verschiedenen Richtungen hin Interesse für die organische Natur zu verbreiten gewußt.

Ein nahezu vollständiges Verzeichnis seiner Veröffentlichungen hat Fr. Borcherding in Abh. Nat. Ver. Bremen XIX, S. 200—203 gegeben. Hinzuzufügen ist sein Bericht über Vorgeschichtliche Altertümer in Festg. S. 250—236 (1890). Aus seinem Nachlasse hat H. Fahrenholz einige Beschreibungen mit schönen Zeichnungen von Myobien veröffentlicht (Abh. Nat. Ver. Bremen XIX, S. 359—378, Taf. XIII—XXI).

Lit. W. O. Focke in W.-Z. v. 1. März 1907; Fr. Borcherding, Abh. Nat. Ver. Brem. XIX, S. 193—203 nebst Bildnis, Taf. VI.

W. O. Focke.

**Post**, Albert Hermann Dr. jur., wurde am 8. Oktober 1839 in Bremen geboren als Sohn des Gerichtssekretärs Chr. A. P. Nach zurückgelegtem Rechtsstudium und nach kurzer Anwaltstätigkeit wurde er 1866 zum Obergerichtssekretär ernannt und 1874 zum Richter erwählt. Er starb am 25. August 1895. P. begann seine schriftstellerische Tätigkeit mit einer systematischen Darstellung des praktischen bremischen ehelichen Güter- und Erbrechts: „Das Samtgut" (H. Gesenius, 1. Aufl. 1864; 2. Aufl. 1879). Rein juristisch. Höchst willkommene Orientierungsschrift für den bremischen Praktiker. Trotzdem P. durch seine amtliche Tätigkeit stark in Anspruch genommen wurde, vermochten sein Arbeitsfleiß und seine leichte Schaffenskraft eine Reihe von Arbeiten, teils der Rechts-

wissenschaft, teils anderen Gebieten angehörend, aufeinander folgen zu lassen. Wenn auch in einigen der früheren Zeit eine gewisse jugendliche Überschätzung des eigenen, von ihm für völlig original gehaltenen Standpunktes und der von hier aus gewonnenen neuen juristischen und philosophischen Fernsichten hervortritt, so fesseln sie doch alle durch die frische und selbständige Art, wie alte Probleme in ein neues Gewand gekleidet werden. Die späteren ethnologisch-juristischen Werke aber zeigen völlige wissenschaftliche Reife. P. wird nicht nur als einer der Begründer der vergleichenden Rechtswissenschaft genannt, sondern als ihr bedeutendster Vertreter neben Kohler jetzt allgemein anerkannt.

In der literarischen Tätigkeit Posts kommen zwei Richtungsziele zum Ausdruck. Zunächst wird eine Fülle von Stoff zusammengetragen und systematisiert, um dadurch die Vorarbeit für eine Universalrechtsgeschichte zu liefern, sodann der juristische Gesichtskreis erweitert, um die Wurzeln des Rechts aus einer philosophischen Lebensansicht hervorsprießen zu lassen. Das rein juristische Denken gewährte P. keine volle Befriedigung. Sein geistiges Auge wollte alles sub specie aeternitatis überschauen. Deshalb machte er sich die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft, der Philosophie Kants, Schopenhauers und später Wundts sowie die der vergleichenden Religionswissenschaft und Sprachwissenschaft zu eigen. Diesen Wissenskreisen allein gehören folgende vier Schriften an:

Kirchenglaube und Wissenschaft (H. Gesenius, 1868). Untersuchungen über den Zusammenhang der christlichen Glaubenslehre mit dem antiken Religionswesen nach der Methode vergleichender Religionswissenschaft (H. Gesenius, 1869). Die Unsterblichkeitsfrage und die Naturwissenschaft unserer Tage (Schulzesche Buchhandlung, Oldenburg 1872). Wismund, ein Mysterium in acht Szenen (Schulzesche Buchhandlung, 1873), gibt Spekulationen über die Lösung des Welträtsels: Was ist der Mensch? poetischen Ausdruck.

1866 ließ P. den ersten Band des Entwurfs eines gemeinen deutschen und hansestadt-bremischen Privatrechts auf Grundlage der modernen Volkswirtschaft erscheinen (H. Gesenius), dem bis 1871 zwei weitere, 1887 ein vierter Ergänzungsband folgten. Das Werk war die erste zusammenhängende Darstellung des damaligen bremischen Privatrechts mit reichhaltiger Präjudiziensammlung, das den jungen Juristen das Studium des aus so verschiedenen Quellen

fließenden heimischen Partikularrechts bedeutend erleichterte. Es sollte dies Studium aber zugleich auch dadurch vertieft werden, daß alle Rechtsinstitute und Rechtsverhältnisse mit den wirtschaftlichen Verhältnissen in Wechselbeziehung gesetzt wurden, weil Wirtschaft und Recht eines Volkes eng miteinander verwachsen seien. Der in der Einleitung des ersten Bandes begonnene Kampf gegen die bisherige Rechtsphilosophie wird in der 1867 erschienenen Schrift „Das Naturgesetz des Rechts" (H. Gesenius) fortgesetzt, in der P. die Grundlage für eine neue Rechtsphilosophie gelegt zu haben hoffte.

Diese Abneigung gegen die abstrakten Rechtsbegriffe und die deduktive Methode führte P., als er mit der Ausarbeitung seines Privatrechts beschäftigt war, zu soziologischen und ethnologischen Studien, aus denen ihm nach induktiver Methode ein neuer Zweig der Rechtswissenschaft, die ethnologische Jurisprudenz, hervorwuchs. Diese richtet sich zunächst auf Herstellung einer universellen Entwickelungsgeschichte des Rechts. Tritt dazu die Ableitung seiner allgemeinen Bildungsgesetze sowie die psychologische Untersuchung des individuellen Rechtsbewußtseins und seines Zusammenhangs mit dem Recht als sozialem Lebensgebiet, so wird die universelle Entwicklungsgeschichte zur Rechtsphilosophie der Zukunft.

In der Einleitung zu einer Naturwissenschaft des Rechts (1872) kommt dieser Gedanke zum erstenmal zum Ausdruck. Alle darauffolgenden, gleich aufzuführenden Schriften haben denselben Zweck: an der Hand der Ethnologie die Tatsachen des Rechtslebens bei allen Völkern der Erde zu sammeln und ihren Ursachen nachzugehen. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß in den späteren der philosophische Ausgangspunkt zurücktritt oder ganz verlassen, das aus Reisewerken zusammengetragene Material immer massenhafter, dessen Einordnung in juristische Kategorien immer sorgfältiger, die Polemik immer maßvoller wird, die Anforderungen an sich selbst dagegen immer höher gestellt werden.

1872: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. 1876: Der Ursprung des Rechts. 1878: Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. 1880—81: Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis. 2 Bde. 1884: Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwicklungsgeschichte. Leitgedanken für den Aufbau

einer allgemeinen Rechtswissenschaft auf soziologischer Basis. 1887: Afrikanische Jurisprudenz. 1889: Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts. 1891: Über die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. 1894 und 95: Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. 2 Bde. Alle diese Schriften sind in der Schulzeschen Buchhandlung in Oldenburg erschienen.

Außerdem veröffentlichte P. eine Anzahl kleinerer Aufsätze in den Deutschen geographischen Blättern, im Ausland, im Globus, in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft und in „The Monist".

Zu früh hat der Tod dem bedeutenden Mann die Feder aus der Hand genommen. Aber die Anerkennung seines Wirkens hat er noch erlebt und in der Vorrede zur Ethnologischen Jurisprudenz freudig nnd befriedigt ausgesprochen, daß ein System der Grundformen des Rechts schon jetzt in seinen wesentlichen Fundamenten aufgebaut werden könne „in der Weise, daß künftige Zeiten imstande sein werden, ohne daß es eines radikalen Neubaues bedarf, eine immer glänzendere Ausführung des Baues im einzelnen zu geben."

Außer den angeführten Schriften sind noch folgende zu erwähnen:

Die Wohnungsmiete nach stadtbrem. Recht (Gesenius 1871). Bremer Leben. Satirische Gedichte (Gesenius 1872).

Eine ausführlichere zusammenhängende Darstellung der wissenschaftlichen Tätigkeit Posts existiert noch nicht. Kurze Nekrologe sind erschienen in der Weserzeitung (5. Sept. 1895) von Thomas Achelis und in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft (XII. Bd., 1897) von J. Kohler.

Sehr anerkennende Beurteilungen einzelner Werke in der Zeitschrift für Ethnologie (1882 und 88) von Bastian und Virchow; in der Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft (N. F., Bd. IV) von Bernhöft; im Juristischen Literaturblatt (1. Oktober 1895) von Schwarz; in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie (1882, 3. Heft) von Kühtmann.

A. Kühtmann.

**Reddersen**, Heinrich Otto, wurde geboren am 14. Juni 1827 als Sohn des Opfermannes R. an der Andreaskirche in Verden. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, dann das Seminar in Stade und war kurze Zeit auch als Lehrer am Gymnasium in Verden tätig, bis er 1857 einem Rufe des Direktors Gräfe an die damalige Bürgerschule, die spätere Realschule in der Altstadt, zu Bremen folgte. Hier wirkte er bis zu seiner Pensionierung am 1. Oktober 1894. Als Lehrer galt sein Interesse hauptsächlich den Unterrichtsfächern der Biblischen Geschichte und des Turnens, wofür er auch schriftstellerisch tätig war; 1862 nahm er an der Gründung des Lehrerturnvereins teil. Nachhaltigeres und Bedeutenderes noch leistete er auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge, der die zweite Hälfte seines Lebens und besonders die 14 Jahre des Ruhestandes, die ihm noch vergönnt waren, in immer wachsendem Maße gewidmet waren. So trieb ihn ein Herz voller Liebe und eine innige christliche Frömmigkeit, der große Kinderfreund zu werden, und besonders den Bedürftigen und Schwachen unter ihnen galt seine unermüdliche Hingabe. Klarheit und ruhige Überlegung verbanden sich in ihm mit einem nicht gewöhnlichen Organisationstalent, mit einer bemerkenswerten Fähigkeit, weite Kreise für seine Ideale zu interessieren, mit einer sicheren Kunst, die Menschen zu erkennen und zu behandeln. Schon 1878 trat er in den Vorstand des Erziehungsvereins ein und war von 1879—1903 dessen Vorsitzender. Suchte man hier sittlich gefährdeten Kindern durch Unterbringung in ländliche Familien zu helfen, so gründete er 1880 auf Anregung des Züricher Pfarrers Bion die Ferienkolonien, in denen erholungsbedürftigen Schulkindern während der Sommerferien eine Kräftigung ihrer Gesundheit gegeben werden sollte. Aus kleinen Anfängen hat sich diese Gründung zu bedeutendem Umfang entwickelt, und reicher Segen ist aus ihr erwachsen. 1883 folgte die Gründung des Vereins für Knabenheime, in denen schulpflichtigen Knaben, die nach der Schulzeit im Elternhause keine genügende Beaufsichtigung finden, Aufenthalt, nützliche Beschäftigung und Beköstigung gewährt wird. Die Eltern bezahlen dafür ein kleines Wochengeld. Im Laufe der Zeit sind sechs solcher Heime in den verschiedenen Vorstädten entstanden, von denen das letzte, das 1909 ein eigenes Haus erhielt, zum Andenken an den Begründer den Namen „Knabenheim Reddersen" erhielt. 1889 gründete R. den Verein für Haushaltungs-

schulen, der in drei Anstalten Mädchen während der letzten beiden Schuljahre Unterweisung in den verschiedenen Zweigen der Haushaltung zukommen läßt. 1898 entstand durch seine Anregung die Idiotenanstalt, jetzt „Haus Reddersen" genannt, wie auch das aus der Menschenfreundlichkeit Fr. Mißlers hervorgegangene Erholungsheim auf Wangerooge Reddersens Namen trägt. Endlich gründete und leitete er noch bis zuletzt die Knabenhandarbeitsschule. R. starb am 18. Juli 1908 in Ballenstedt a. H. und ist in Bremen begraben.

Neben zahlreichen Aufsätzen für die bremischen Tageszeitungen und den fortlaufenden Jahresberichten für die von ihm gegründeten Anstalten war er beteiligt an der Herausgabe der Erzählungen aus der Biblischen Geschichte von Müller und Reddersen und verfaßte die Schrift: Das Turnen und die Schule, ein Beitrag zur Orientierung auf dem Gebiete des Schulturnens. Verlag von Fr. Steudel, Stade 1862. Sodann: Beiträge zur Geschichte des Schulturnens in Bremen, im Programm der Realschule in der Altstadt zu Bremen, 1889.

Nachruf in Br. Nachr. v. 20. Juli 1908. Über die Beerdigung Br. Nachr. v. 23. Juli 1908. Über das Knabenheim Reddersen Br. Nachr. v. 21. Nov. 1909. H. Entholt.

**Reindahl**, Anna Clara Elisabeth (Elise), Dichterin, geboren am 26. März 1780 in Bremen als Tochter des Kirchendieners am Dom Rullmann, gest. am 3. September 1825 als Frau des Malers Ferdinand R., mit dem sie seit 1800 verheiratet war, vom Vater früh zu poetischer Betätigung angeregt, veröffentlichte zwei Sammlungen eigner Dichtungen, „Blüthen des Gefühls, gesprossen in meinen Erholungsstunden" (zwei Abteilungen, 1819) und „Wahrheit und Phantasie" (gleichfalls zwei Abteilungen, 1824). Die erste enthält lyrische Gedichte, in denen die Ideale Vaterland, Tugend und Religion mit Schillerschem Schwung, freilich ohne Schillersche Gedankentiefe gefeiert werden, ferner „patriotisch-dramatische Beiträge", nämlich Prologe zu Theateraufführungen, kurze allegorische Szenen und ein dreiaktiges Trauerspiel in Prosa „Eleonore Prochaska, Opfer der Vaterlandsliebe", eine nach sehr exaltierter Einleitung zu maßvoller Realistik durchdringende Darstellung der Schicksale jenes weiblichen Lützowschen Jägers, dessen Vorbild die Bremerin Anna Lühring zu der gleichen patriotischen Verleugnung ihres Ge-

schlechts bestimmt hat. Die zweite Sammlung bietet außer weiteren lyrischen Gedichten, in denen ihre Kunst reifer erscheint, Legenden, Erzählungen und Sagen in Versen, darunter die ansprechende strophische Dichtung romantischen Gepräges „Der Maler und das Madonnenbild" (es beschützt ihn durch ein Wunder vor dem Sturz vom Gerüst), sowie fünf Erzählungen, die alle die Treue verherrlichen. Die kurze Skizze „Das Monument bei Servoz" gilt einem treuen Bergführer, die romantische Malergeschichte „Giulia oder stille Weihe", in der Raphael auftritt, die realistische Novelle aus dem Kaufmannsleben „Ende gut, alles gut", die einheitliche Stimmung und Spuren guter Charakteristik zeigen, und die beiden anderen wortreich zerfließenden treuer Liebe. In eine spielen die Freiheitskämpfe hinein. Und die patriotische Begeisterung, die so oft in ihren Dichtungen einen kraftvollen, wenn auch nicht durchweg glücklichen Ausdruck findet, wurzelt ja in derselben menschlichen Eigenschaft, die augenscheinlich den Grundzug ihres Wesens ausmachte, der Treue.

Goedeke, Grundriß z. Geschichte d. deutschen Dichtung 3 (1881), 1111. — Eckart, Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

H. Seedorf.

**Reinthaler**, Karl Martin, wurde geboren am 13. Oktober 1822 zu Erfurt, wo sein Vater das „Martinstift", eine im dortigen Lutherhause gelegene Erziehungsanstalt leitete. Obwohl seine musikalische Begabung und Neigung schon früh hervortrat und im Elternhause auch nachhaltige Förderung erfuhr, widmete er sich zunächst dem Studium der Theologie, dem er seit Ostern 1841 an der Berliner Universität bis zur Ablegung des Kandidatenexamens oblag. Doch gewann durch die reichen Eindrücke des Berliner Musiklebens das Interesse für die Tonkunst bei ihm allmählich so sehr die Oberhand, daß er sich bald entschloß, ganz in ihren Dienst zu treten. Nachdem er als Privatschüler von B. Marx seinem musikalischen Wissen einen festen Grund gegeben hatte, wozu er sich die Mittel durch Erteilung von Gesangunterricht zu erwerben wußte, wurde ihm 1849 durch ein königliches Stipendium ein dreijähriger Studienaufenthalt im Auslande ermöglicht. Ein Semester in Paris und zweiundeinhalbes Jahr in Rom wurden vorzugsweise der

Theorie des Gesanges und der Kompositionslehre gewidmet, auf welch letzterem Gebiete seine schon in Berlin erfreulich hervorgetretene Begabung bald schöne Früchte zeitigen sollte.

Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er 1853 eine Anstellung am Kölner Konservatorium und vollendete dort das schon in Rom begonnene Oratorium „Jephtha und seine Tochter", dessen Text er nach dem Vorbilde Mendelssohns selbst aus Worten der heiligen Schrift zusammengestellt hatte. Der bedeutende Erfolg dieses seinem königlichen Wohltäter zugeeigneten Werkes, das damals zahlreiche Aufführungen erlebte, lenkte nach dem im April 1857 erfolgten Tode des „alten Riem" die Aufmerksamkeit der hiesigen Kreise, die dem verdienten Manne einen würdigen Nachfolger zu geben hatten, auf den vielversprechenden jungen Künstler, und gern folgte dieser dem immerhin ehrenvollen, wenn auch unter etwas eigenartigen Umständen erfolgenden Rufe in die alte Hansestadt. Es war eine ziemlich buntscheckige, noch nach altväterischer Art zugeschnittene Stellung, die man ihm bot. Ihren eigentlichen, der Besoldung nach wesentlichsten Kern bildete das kirchliche Amt des Domorganisten. In Personalunion damit verknüpft war dann erstens die Leitung der „Singakademie" und wieder gänzlich davon gesondert die der „Privatkonzerte", Stellungen, mit denen zwar eine bedeutsame künstlerische Tätigkeit, aber ein auch für damalige Verhältnisse nur bescheidenes Gehalt verbunden war, so daß trotz dieser dreifachen Einnahmequelle doch die Aussicht auf gut bezahlte Singstunden ein erheblich in Betracht kommendes Lockmittel abgeben mußte. Einen weiteren Übelstand bildete der gänzliche Mangel einer eigentlich autoritativen Befugnis gegenüber den größtenteils dem Theaterorchester angehörenden und von dem dortigen Direktor in erster Linie abhängigen Musikern. Die drei vorgesetzten „Behörden" des neuberufenen Künstlers suchten ihm denn auch wenigstens einen moralischen Halt von einiger Wirksamkeit dadurch zu geben, daß sie beim Senate beantragten, ihn schon gleich mit dem 1841 an Riem verliehenen und damals mit einer persönlichen Gratifikation von jährlich 100 Talern verbundenen Titel eines „Städtischen Musikdirektors" zu bedenken. Diesem Antrage wurde zwar bereitwillig entsprochen, jedoch nicht ohne ausdrückliche Betonung, daß jener Titel nach wie vor ein unbesoldetes Ehrenamt bedeute, an das demgemäß auch greifbare Rechte und Pflichten nicht weiter geknüpft

wurden. Betreffs der Bewilligung einer persönlichen Gratifikation müsse man erst abwarten, wie der Neuangestellte sich in den von ihm zu lösenden Aufgaben bewähren werde.

Es waren, wie man sieht, keine einfachen und bequemen Verhältnisse, in die sich der hier ganz fremde Künstler plötzlich versetzt fand. Zunächst freilich war seine Tätigkeit von bestem Erfolge gekrönt, seine Stellung so angenehm, wie er nur wünschen konnte. Brachte man schon dem Komponisten des Jephtha an sich großes Vertrauen entgegen, so fanden ebenso seine künstlerischen Leistungen auf der Orgel wie auf dem Podium warme Anerkennung, die auch in den kritischen Stimmen jener Tage widerspruchslos zum Ausdruck kommt. Und sicherlich war der gediegene Sinn, der unter Riem jahrzehntelang die Pflege der Tonkunst geleitet und schon Beethovens Anerkennung gefunden hatte, der auch später in Männern wie Dr. Töpken und Friedrich Möller noch starken Rückhalt fand, in dem neugewonnenen Leiter nicht minder lebendig und erhielt durch ihn noch eine durch Jugendfrische und gründliche Bildung wohltätig befruchtete Erneuerung.

Außer einer ausgedehnten Wiederbelebung Händelscher Oratorien sowie der Einführung Gadescher und Volkmannscher Orchesterwerke richtete sich diese besonders auf die liebevolle Pflege von Max Bruchs zum Teil hier zuerst aufgeführten Chorkompositionen und vor allem auf die ausgiebige Förderung des erst allmählich zu allgemeinerer Anerkennung gelangenden Johannes Brahms, für den als Bahnbrecher zu wirken, R. als eine besonders ehrenvolle und bedeutsame Aufgabe betrachtete. Mehrere seiner Werke, darunter das ihn allein schon den größten Meistern anreihende „Deutsche Requiem", sind gleichfalls hier in Bremen aus der Taufe gehoben.

Noch eine Reihe anderer freundschaftlicher Beziehungen legen glänzendes Zeugnis ab von der Anerkennung, deren sich der Führer unseres musikalischen Lebens in weiten Kreisen zu erfreuen hatte, wie sie andererseits für die wertvolle Gestaltung unserer Konzerte von glücklichem Einflusse waren. Zu solchen mehr oder weniger nahen Freunden des Reinthalerschen Hauses gehörten unter anderen noch Joachim nebst Gattin, Klara Schumann, Stockhausen, Anton Rubinstein, Hermine Spieß, die wir sämtlich auch als häufig wiederkehrende Zierden unserer Konzerte begrüßen durften. Es ist keine Schönfärberei, wenn man behauptet, daß unsere großen Konzerte

auch damals in bestem Rufe standen und der Name ihres Leiters nicht nur durch seine Schöpfungen einen guten Klang gewonnen hatte.

Dazu kam noch, daß R. auch als Gesanglehrer hier sehr geschätzt wurde und auf diesem Gebiete gleichfalls eine Wirksamkeit entfaltete, von der noch heute lebende Zeugen erfreuliche Erfolge künden. Endlich trug seine geistvolle und vielseitig gebildete Persönlichkeit nicht wenig dazu bei, ihm eine sehr angesehene Stellung zu verschaffen, die durch seine im Jahre 1861 erfolgte Vermählung mit einer Tochter des Senators Bredenkamp noch eine nicht zu unterschätzende Stütze erhalten hatte.

Natürlich kam dieses Ansehen auch in der Erweiterung und Steigerung seines künstlerischen Einflusses zu weitgehender Geltung. Schon 1859 hatte die „Liedertafel", ein gesellschaftlich hochangesehener, musikalisch mit trefflichen Kräften ausgestatteter und damals auch gesanglich sich in vorzüglichen Leistungen betätigender Männergesangverein, R. zu ihrem Liedermeister erwählt, was ihm besonders für die Unterstützung der an chronischem Herrenmangel leidenden Akademie sehr wertvoll war. Ebenso hatte er gleich anfangs, „zunächst" ohne Entgelt die Leitung des damals freilich noch wenig bedeutenden Lehrergesangvereins übernommen. Wichtiger für ihn war, daß man ihm nach dem 1872 erfolgten Tode Heinrich Kurths auch die Leitung des 1856 von diesem gegründeten und auf eine recht achtunggebietende Höhe gebrachten Domchores übertrug. Bezeichnend für die Wertschätzung, deren er sich seinem Vorgänger gegenüber erfreute, war der Umstand, daß ihm dabei ohne weiteres eine ganz erhebliche Gehaltserhöhung zugebilligt wurde, während die den beiden zugemuteten Anforderungen und im ganzen auch wohl die gebotenen Leistungen eher in umgekehrtem Verhältnisse standen. Und von nicht geringem Gewichte war endlich auch die einflußreiche, in musikalischen Fragen in der Regel ausschlaggebende Stellung, die sich R. in dem mehr und mehr aufblühenden Künstlerverein zu erringen wußte und die während der Jahre 1868—72 auch in seiner Erwählung zum Vizepräsidenten zum Ausdruck kam.

Daß sich bei dieser Sachlage die mit ihm in Wettbewerb tretenden Kräfte auf die Dauer neben ihm nicht zu behaupten vermochten, ist begreiflich. Selbst der von dem Pianisten Diedrich Engel trefflich geleitete, künstlerisch höchst leistungsfähige sogenannte „Engel-

verein" sah sich aus finanziellen Schwierigkeiten zur Auflösung genötigt, und mehr und mehr schien R. nicht nur nahe daran, die Ziele, die er sich bei Übernahme der hiesigen Stellung gesteckt hatte, vollkommen zu erreichen, sondern auch eine Art musikalischen Herrscherthrons einzunehmen. Und doch bewahrheitete sich gerade an ihm in vollem Maße der weise Ausspruch, mit dem der alte Solon die Wandelbarkeit irdischen Glückes predigte. Ganz allmählich nur und fast unmerklich trat der Umschwung ein, der das Ansehen des alternden Künstlers wankend machen und seine letzten Jahre schmerzlich verbittern sollte.

Es waren mancherlei Ursachen, die zusammenwirkten, dem tatkräftigen Manne hier zahlreiche Widersacher zu erwecken.

Freilich würden sie für den angesehenen, von der Gunst einer starken und einflußreichen Anhängerschaft getragenen Künstler schwerlich ernste Schwierigkeiten herbeigeführt haben, wenn nicht im Laufe der Jahre Gegensätze und Ausstellungen, die auf rein künstlerischem Gebiete lagen, mehr und mehr hervorgetreten wären.

So verdienstlich die entgegenkommende Förderung war, die R. den Schöpfungen eines Bruch und vor allem eines Brahms zuteil werden ließ, so ablehnend verhielt er sich der anderen neuen Richtung gegenüber, die damals recht eigentlich ihren Siegeszug begann. Es kann ihm in der Tat der Vorwurf bedauerlicher Einseitigkeit nicht erspart werden, wenn man sieht, daß ein Richard Wagner während der fast drei Jahrzehnte, in denen R. an der Spitze unserer großen Konzerte stand, für diese kaum vorhanden war. Diese absichtliche Außerachtlassung wird durch eine mir damals gemachte Mitteilung Arthur Fitgers so scharf gekennzeichnet, daß ihr hier eine Stelle gegönnt sei. Kurz nach seiner Niederlassung in Bremen wurde Fitger von dem ihm befreundeten R. aufgefordert, doch für das nächste Konzert ein Musikstück zu nennen, das er gern hören würde. Als Fitger, der übrigens nichts weniger als ein Wagnerschwärmer war, sich dann die Tannhäuserouverture ausbat, wurde ihm erwidert: „Nein, von dem machen wir bei uns nichts." In der Tat ist das vor R. auch im Konzertsaal schon mehrfach gebrachte, heute noch immer einen Magneten ersten Ranges bildende Meisterwerk während des Zeitraumes von 1858—86 im Rahmen der Privat-, später Abonnementskonzerte niemals auf dem Programm erschienen. Und auch sonst ist der Name Wagner dort nur in ganz

vereinzelten Ausnahmefällen zu finden. Man kann sich denken, wie sehr diese grundsätzliche Zurücksetzung die an Zahl und Einfluß mehr und mehr zunehmenden begeisterten Anhänger des großen Meisters erbittern mußte.

Und noch ein anderer Umstand bot Reinthalers Gegnern einen mehr und mehr erkennbar werdenden Angriffspunkt. Gewiß hatte er mit gutem Grunde stets für einen tüchtigen Dirigenten gegolten. Seine Darbietungen zeigten durchaus gediegenen Geschmack und wurden von gesundem und auch warmem Gefühl geleitet. Insbesondere standen die Aufführungen großer Chorwerke in dem Rufe vorzüglicher Leistungen. Aber es stellte sich doch bald heraus, daß es dem weder in eigentlicher Orchesterschulung groß gewordenen, noch durch die Bühnenroutine gegangenen Künstler bei schwierigeren Aufgaben nicht selten an der vollen Sicherheit fehlte, ein Punkt, in dem sich der ausgezeichnete Theaterkapellmeister Theodor Hentschel ihm weit überlegen zeigte. Und vor allem wurde ein Mangel an Feinheit und Reichtum des Ausdrucks um so fühlbarer, je mehr der alles ergreifende Einfluß Wagners und seiner Jünger die Kunst des Dirigierens auf eine bis dahin ungeahnte, höchstens von einzelnen gottbegnadeten Naturen erreichte Höhe gehoben hatte. War dies der großen Mehrzahl der hiesigen Musikfreunde früher kaum zum Bewußtsein gekommen, so wurde es mit der Gewalt einer plötzlichen Offenbarung allen klar, als der in dieser Richtung erfolgreichste Apostel des großen Reformators, Hans von Bülow, hier in den Jahren 1882—85 mit seiner Meininger Kapelle dartat, wie orchestrale Kunstwerke, ob sie nun der klassischen, romantischen oder modernen Richtung angehörten, zum Leben erweckt werden müßten.

Es ist wirklich ein tragischer Vorgang, wie die ausgezeichneten Leistungen dieses aus Wagners Schule hervorgegangenen großen „Pultvirtuosen" den Gegnern unseres um die Kunst doch auch nicht wenig verdienten Meisters die schärfste Waffe gegen ihn in die Hand drückten. Eröffnet wurde der Kampf vor allem von dem hier sehr geschätzten Klavierlehrer Diedr. Graue. Zunächst freilich hatten seine scharfen in den Konzertberichten des Courier erscheinenden Angriffe eben ihrer maßlosen Übertreibungen wegen kaum die beabsichtigte Wirkung. Aber immerhin hatten die nicht ganz unbegründeten Herabsetzungen dem Ansehen Reinthalers einen harten Stoß versetzt. Und erheblich verstärkt wurde dieser noch durch einen

in einer Leipziger Musikzeitung erscheinenden Artikel Bülows, der unter der Überschrift „Rheinberger und Reinthaler" zwischen beiden Tondichtern einen für den letzteren wenig schmeichelhaften Vergleich zog.

Eine vielleicht noch empfindlichere Schädigung endlich zog sich der durch alle jene Anfeindungen schwer Gekränkte durch eigene Unbesonnenheit zu, die ihm den Vorwurf eintrug, Berichte über seine Konzerte selbst verfaßt oder doch stark beeinflußt zu haben. Die Art, wie die an sich wohl ziemlich harmlose Sache in starker Aufbauschung an die Öffentlichkeit gebracht wurde, trug nicht wenig dazu bei, den keineswegs freiwilligen Abgang des doch in vieler Hinsicht verdienten und tüchtigen Mannes zu beschleunigen.

Vielleicht war es ein ganz glückliches Zusammentreffen, daß ein an sich recht trauriger Unfall diesen Rücktritt in etwas andere Beleuchtung rückte. Beim Zimmerturnen hatte der greise Meister das sich später sogar noch einmal wiederholende Mißgeschick, sich die Kniescheibe erheblich zu verletzen. Die andauernde Vertretung, die dadurch nötig wurde, bildete zugleich den Anlaß, nach einem Nachfolger Umschau zu halten. Im Mai 1887 erließ die Direktion der Abonnementskonzerte die Mitteilung, daß Musikdirektor Karl R. von der Leitung der Konzerte zurücktreten und Hans von Bülow sie übernehmen werde. Da dieser übrigens nicht daran dachte, seinen Wohnsitz nach Bremen zu verlegen, trug diese Nachfolge nur den Charakter eines Interregnums, dem denn auch schon zwei Jahre später durch die Ernennung Max Erdmanndörfers ein Ende gemacht wurde.

Daß diese unter ganz neuen, wesentlich günstigeren Bedingungen erfolgte, als sie R. bis zuletzt genossen hatte, war nicht geeignet, die Bitterkeit des doch sehr gegen seinen Wunsch herbeigeführten Abganges zu mildern. Und wenn ihm seine Tätigkeit am Dom noch bis zum Herbste des Jahres 1893 gewahrt blieb, war dies nur ein schwacher Trost, zumal der Domchor damals nicht entfernt auf der Höhe stand, zu der er seitdem unter der Leitung Eduard Nößlers emporgediehen ist.

Bei allem Ungemach, das die späteren Jahre des alternden Künstlers trübte, konnte ihm indes der Erfolg seiner schöpferischen Tätigkeit immer noch ein Hochgefühl seines Künstlertums geben. Daß er nicht zu den Großen gehörte, nicht etwas wirklich Eigenes

zu geben hatte, dessen war er sich selbst sehr wohl bewußt. Zu dem elf Jahre jüngeren Brahms sah er in aufrichtigster Bewunderung empor, und an ungebührlicher Selbstüberschätzung hat er wohl nicht gelitten. Wohl aber hat er in bescheideneren Grenzen mit unermüdlichem Eifer um die Lorbeern des Tondichters gerungen und, wenn ihm die Gattung der unverwelklichen auch versagt war, doch manchen ehrenvollen Kranz davongetragen. Allerdings traf ihn auch hier das Los, am Beginne seiner Laufbahn das Bedeutendste geschaffen zu haben. Doch gelangen ihm auch späterhin, besonders im kleineren Rahmen noch recht glückliche Würfe, denen es dann auch an erfreuender Anerkennung keineswegs gefehlt hat.

Besonders Gehaltvolles gab er in seinen geistlichen Chorgesängen, über die man nähere Angaben in der A. D. B. Bd. 53 findet. Jedenfalls sind sie in Arbeit und Erfindung durchaus darnach angetan, die häßliche, seinerzeit hier vielfach geraunte und geglaubte Verleumdung zu widerlegen, daß er sich bei seinem Jephtha mit fremden Federn geschmückt habe. Großer Verbreitung erfreut sich hier noch sein „Bremisches Choralbuch", obgleich es im Satze wohl nicht gerade das Ergebnis sorgfältiger Arbeit ist.

Auch unter den weltlichen Chor- und Einzelliedern findet sich manches recht Wohlgelungene. Von letzteren wird „Glockentürmers Töchterlein" noch heute gern und viel gesungen. Überhaupt liegt R. der schlicht volkstümliche Ton besonders gut, wie er zum Beispiel in dem seinerzeit sehr beliebten Liede „Gruß aus der Ferne", op. 22, Nr. 2, zu reizendem Ausdruck kommt. Prächtig getroffen ist er auch in dem Männerchore „Kein schön'rer Tod" und in dem von kleineren Vereinen noch häufig gesungenen „Da liegt nun die liebe, die traute Stadt".

Minder glücklich war der fleißige Komponist in seinen größeren Chorwerken „In der Wüste" und „Das Mädchen von Kola" oder gar in seiner Symphonie. Mit seiner Komposition der Gottschallschen „Bismarckhymne" errang er 1876 den von der Stadt Dortmund ausgesetzten Preis, ohne daß sich das gar zu akademisch gehaltene Werk jedoch weiter Bahn gebrochen hätte. Auch seine beiden Bühnenwerke, die hier 1875 zur ersten Aufführung gelangte Oper „Edda" und das sechs Jahre später erschienene „Käthchen von Heilbronn" haben keine nachhaltige Verbreitung gefunden, wie sie auch wohl kaum innerem Schaffensdrange entsprossen sind. Doch hatte R. die

Freude, das letztere Werk in Frankfurt gleichfalls preisgekrönt zu sehen. Eine noch bedeutsamere Ehrung war es, wenn er 1882 in Berlin zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Künste gewählt wurde, und 1888 fügte der Bremer Senat — in diesem Falle freilich ein Pflaster auf die Wunde — der früher verliehenen Würde eines Städtischen Musikdirektors noch den Professortitel hinzu.

So konnte der ja von manchen Enttäuschungen und Kränkungen heimgesuchte Künstler doch an seinem Lebensabend mit Genugtuung auf ein an Erfolgen und Freuden ungewöhnlich reiches Leben zurückblicken. Auch zog er sich keineswegs in Verbitterung von den Stätten seiner früheren Wirksamkeit zurück. Fast bis zu seinem am 13. Februar 1896 erfolgten Tode sah man ihn — zuletzt im Rollstuhle — häufig als Zuhörer in den Konzerten, wo er so lange den Herrscherstab geschwungen hatte. Und ungeachtet der berührten Mängel und Unterlassungssünden trug jene Zeit doch keineswegs das Gepräge des Niederganges. War Reinthalers Tätigkeit im wesentlichen doch stets der Pflege des Edelsten und Besten gewidmet, hat er doch lange Jahre hindurch allem Genüge getan, was in hervorragender Stellung von ihm erwartet wurde, und schon seine liebevolle Förderung des Brahmsschen Genius sichert seinem Namen für immer ein ehrenvolles Andenken. Gustav Kißling.

**Riem**, Wilhelm Friedrich, geb. am 17. Dezember 1779 zu Kölleda bei Jena als Sohn eines Advokaten, zeichnete sich als Wunderkind durch musikalische Begabung und Talent für das Klavierspiel aus. Früh verlor er die Eltern. Auf Wunsch des Großvaters besuchte er die Thomasschule in Leipzig und mußte Jura studieren. Nach bestandenem Examen widmete er sich aber ganz der Musik, und Hiller, der ihn bereits von der Thomasschule her kannte und schätzte, sorgte für seine Ausbildung. Bis 1814 blieb er in Leipzig, trat wiederholt als Solopianist in den Gewandhauskonzerten auf und bekleidete von 1807 ab die Organistenstelle an der reformierten Kirche. Von Leipzig kam er oft nach Halle hinüber; und hier in den musikalischen Gesellschaften bei Niemeyer, Reichardt und Wücherer, wurde er mit dem Studenten der Medizin Adolf Müller, dem Sohne des Bremer Domkantors bekannt und befreundet. Durch dessen begeisterte Berichte gelangte Riems Ruf nach Bremen. Elise Müller spielte seine Klavierkompositionen

in den Privatkonzerten des Kantors, und dieser erkannte schnell die Bedeutung des jungen Talentes. Auf seine Veranlassung bewarb sich R. 1814 um die durch Rauschelbachs Tod erledigte Organistenstelle am Dom und erhielt sie sofort. Über 40 Jahre ist er darin verblieben und hat für Bremens Musik segensreich gewirkt. Bereits 1814 begründete er die „Singakademie" und leitete sie mit großem Erfolge. Eine erstaunliche Menge der bedeutendsten Chorwerke wurden bald aufgeführt, im Vereine mit dem von Ochernal vortrefflich geschulten Orchester. Müller, Riem und Ochernal arbeiteten nun gemeinsam an der Hebung des Bremer Musikgeschmackes und des Konzertwesens. Nach und nach vereinigte R. in seiner Person die verschiedensten Dirigentenstellen. Er wurde Direktor der Privatkonzerte, seit 1832 auch Musikdirektor des städtischen Orchesters. Außerdem war er Lehrer am Seminar und unterwies im Privatunterricht die musikbeflissene bremische Jugend. Dadurch ist sein Einfluß auf die Entwickelung der Musik ein außerordentlich großer geworden. Der Bremer Berichterstatter für die Leipziger allgemeine Musikzeitung schreibt (Mai 1833) begeistert: „Als Musikdirektor hat er das Konzertorchester zu einer hohen Bildungsstufe zu erheben gewußt, als Organist dem Gottesdienst die rechte Weihe gegeben, als Lehrer den Sinn für das wahre Schöne unter allen Klassen verbreitet und als Direktor der Singakademie eine wahre Begeisterung für die Werke unserer alten Heroen der deutschen Musik erregt." Das große Hanseaten-Musikfest im Jahre 1817 legte bereits ein beredtes Zeugnis ab für die hohe Stufe des Könnens, die man in den letzten Jahren zu Bremen erreicht hatte (vgl. über das bremische Konzertwesen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert meinen demnächst erscheinenden Aufsatz „Der Bremer Domkantor Dr. Wilh. Chr. Müller").

Riems Kompositionen, deren erste 1804 im Druck erschien (7 Klavierstücke, op. 1), wurden anfänglich von der Kritik mit großer Anerkennung aufgenommen und auch später, trotz manchen Vorwurfes verstandesmäßiger Künstelei, wiederholt wegen ihrer Eigenart und theoretischen Feinheit gelobt; sie waren aber doch nicht bedeutend genug, um den Wechsel des musikalischen Geschmackes zu überdauern. Ein Streichquintett, op. 6, das sich in der Bremer Stadtbibliothek befindet, ist stark von Beethovens ersten Quarttetten beeinflußt. Die Cantate zum 25. Jubelfeste des Schlachttages von Leipzig, nach

einem vom Gymnasialdirektor Weber gedichteten Text, ist handschriftlich im hiesigen Staatsarchiv erhalten. Sie erinnert in ihrer Art an Rombergs „Lied von der Glocke", und ist durchaus ansprechend und wirkungsvoll komponiert. Müller nennt die Cantate auf das Jubelfest der Augsburger Konfession (1830) sein bestes Werk. Daß R. selbst von den bedeutendsten Kennern als Komponist geschätzt wurde, geht aus einer Bemerkung Beethovens hervor, der zu Dr. Müller bei dessen Besuche in Wien 1820 sagte: „Sie haben ja Riem. Das ist ein tüchtiger Mann." — Ein Verzeichnis seiner Werke geben Rose und Eitner (Quellenlexikon), aber eine große Anzahl derselben, und zwar nicht die schlechtesten, sind nicht im Druck erschienen. Für die weitere musikalische Welt verschwindet sein Name etwa 1834 von der Liste der neuschaffenden Künstler, für seine Singakademie und seine Domgemeinde aber hat er nach diesem Jahre noch manches Schöne und Bedeutende geschaffen. Noch in den letzten Tagen seines Lebens arbeitete er an einem Oratorium „Der Erlöser". Es wurde jedoch erst nach seinem Tode aufgeführt. Im Jahre 1856 verlieh ihm die Leipziger Fakultät die philosophische Doktorwürde. Er hat sie nicht lange getragen. Am 20. April 1857 starb er, von allen betrauert, die seinen lauteren Charakter geschätzt und seine bis ins Greisenalter hinein für sein Ideal, die Musik, flammend begeisterte Seele geliebt und bewundert hatten.

Quellen: A. D. B., 28 S. 554 f. Rose, Br. Gesch. — Roterm. — Eitners Quellenlexikon., Leipz. allg. Musikztg., W. Chr. Müller, „Einleitung i. d. Wissensch. d. Tonkunst" und „Briefe aus Italien" (1824). Adolf Müller, „Briefe von der Universität" (aus d. Nachlaß Varnhagens v. Ense). Kalischer, „Beethoven-Briefe". Akten des Staatsarchivs.

Fr. Wellmann.

**Rippe**, Johannes, Architekt, geb. in Bremen 1838, gest. daselbst 1908, bekleidete längere Jahre eine einflußreiche Stellung am Stadtbauamt unter Baudirektor Schröder und hat nennenswerte Staatsbauten entworfen und ausgeführt, darunter die architektonisch bedeutende Anlage der Strafanstalt in Oslebshausen. Ferner sind von ihm die Wilhadikirche, die Friedenskirche, die Jakobikirche (Neustadt), Kahrwegs Asyl und das stadttorartige Packhaus auf dem Theerhofpfeiler der Kaiserbrücke, alle in gotischem Backsteinbau. Weniger glücklich war er in seinen Renaissancebauten, meist Privat-

häusern in überladenem Zementputz, doch sind als verdienstvolle Wiederherstellungen alter Giebelfassaden hervorzuheben das Stisserſche Haus, Langenstraße Nr. 16, und das Kaunesche Haus am Markt Nr. 10. R. war ein gründlicher Kenner seiner Vaterstadt. Seine rastlose langjährige Tätigkeit als Bürgerschaftsmitglied würde erfolgreicher gewesen sein, hätte nicht seine scharfsinnige, aber ätzende und oft persönlich gefärbte Kritik die Widerstände hervorgerufen und viele gegen ihn eingenommen. So stand er auch abseits von den neuzeitigen Wandlungen und Errungenschaften der Baukunst.

Ed. Gildemeister.

**Ritterhoff**, Albert, Maler, geb. am 18. Juli 1869 zu Bremen und gest. daselbst am 26. Dezember 1910. Durch Unterstützungen wurde es ihm möglich, die Kunstgewerbeschule in München zu besuchen, um sich als Dekorationsmaler auszubilden. Nach seiner Rückkehr und Niederlassung in der Vaterstadt gelang es ihm bald, sein Geschäft zu Ansehen und Entwickelung zu bringen. Er hat mit Bollhagen an der Ausmalung des Domes nach den Schaperschen Entwürfen gearbeitet, hat dann als eigene Arbeiten die Martini- und die Rembertikirche, das Krematorium, das Schauspielhaus und viele Privathäuser ausgemalt. Auch auswärts, in Hildesheim, Braunschweig usw. ist er tätig gewesen. In seinen Mußestunden widmete er sich der Kunstmalerei und brachte es zum tüchtigen Porträtisten, der die verdiente Anerkennung fand.

Siehe Brem. Nachr. v. 27. und 29. Dezember 1910.

Joh. Focke.

**Rocco**, Friedrich Wilhelm, plattdeutscher Dichter, geb. am 22. März 1819 in Bremen als Sohn des aus Genua stammenden Bereiters Franz R., der unter Napoleon als Stallmeister beim französischen Agenten Lagau nach Bremen gekommen war, nach dem Tode des Vaters (1831) im Waisenhause erzogen, längere Zeit mit gutem Erfolg als Schauspieler tätig, besonders in komischen und Charakterrollen, von 1849 an Universitätstanzlehrer in Halle, wo er am 19. Oktober 1897 gestorben ist, zeigte auch in Halle lebhaftes Interesse für die Vaterstadt, zumal für ihr Plattdeutsch, beteiligte sich an Bestrebungen zu dessen Erhaltung und wurde durch solches Interesse zum plattdeutschen Dichter. Nach kleineren Arbeiten, die im „Eekboom" und in anderen plattdeutschen Zeitschriften erschienen, veröffentlichte er in den „Bremer Nachrichten" vier größere Er-

zählungen in bremischem Plattdeutsch, die dann auch in Buchform gedruckt wurden: „Vor veertig Jahr" (1880), „Scheermann & Co." (1881), „Kinner un ohle Lüde" (1882) und „De Komödjanten-Mudder" (1895), außerdem lediglich in Buchform eine kleinere plattdeutsche Prosaskizze „Bi Großmudder Lührßen" (1885). Die erste dieser Geschichten bezeichnet er als „plattdütsche Geschichte ut'n Bremer Lanne", aber bis auf die in Hamburg lokalisierte „Komödjanten-Mudder" spielen auch die übrigen in Bremen und dessen Umgegend. Die Fabel ist überall sehr einfach und von einer gewissen Gleichförmigkeit. Sie verwertet Motive des bürgerlichen Schauspiels alter Zeit. Mehr und mehr rückt die Charakteristik bei ihm in den Vordergrund. Gelingen ihm in der ersten Erzählung schon lebensvolle Gestalten, wie die hochmütige Mutter des reichen Bauernmädchens, das sich mit dem armen Lehrer verlobt, die freundliche Vermittlerin und der köstliche „Snideramtsmeister und Likenbidder" Pfeifer, den er dann auch wieder in „Großmudder Lührßen" auftreten läßt, so gewinnt später die Charakteristik noch an individuellem Reiz und an Feinheit. Sein letztes Werk, „De Komödjanten-Mudder", steht in der Beziehung am höchsten. Die geschickte Verwertung von Jugenderinnerungen, die auch anderen Bremern bekannt waren, die natürliche Lebhaftigkeit der Darstellung, die Echtheit der Sprache, die selbst kleine charakteristische Wendungen treu bewahrt, und vor allem der glückliche Humor von spezifisch bremischer Färbung, der überall hervorleuchtet, lassen es durchaus begreiflich erscheinen, daß die ersten Erzählungen das helle Entzücken seiner Landsleute erregten. In den späteren, die künstlerisch den ersten nicht nachstehen, ist das bremische Lokalkolorit nicht so deutlich oder es fehlt ganz. „Vor veertig Jahr" und „Scheermann & Co." haben sich in der Gunst der Bremer bis heute besonders lebendig erhalten, woran Dramatisierungen von Gottlob Bünte teilhaben. Alle Geschichten Roccos gehören der guten Volkskunst an und stellen, wenn ihn auch die größere Kunst Fritz Reuters beeinflußt hat, doch auch Reuters Art gegenüber etwas Eignes dar, worin niedersächsische und zumal bremische Bürger = wie Bauernart eine wahrhaft erfreuliche künstlerische Darstellung von bleibendem Wert gefunden hat.

Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 4. Aufl. — Bremer Nachrichten 1897, Nr. 290. — Niedersachsen, 3. Jahrg., Nr. 3.

H. Seedorf.

**Rohde**, Michael, geb. zu Bremen am 25. Juli 1782 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, besuchte die bremischen Schulen, insbesondere das Pädagogium, unter dessen Lehrern Mertens ihn zu eifriger Beschäftigung mit Botanik anregte. 1800 bezog er die Universität Göttingen, studierte anfangs „Kameralwissenschaften", dann aber Medizin. Nachdem er am 30. August 1804 die Doktorwürde erworben hatte, suchte er seine medizinische Ausbildung in Würzburg und später in Wien zu vervollständigen; im Winter 1806/7 hielt er sich in Paris auf. Im Sommer unternahm er größere botanische Wanderungen, und zwar 1805 in Kärnthen und der östlichen Schweiz, 1806 um Wien, 1807 in Südfrankreich. Er knüpfte zahlreiche Verbindungen mit österreichischen und französischen Botanikern an. Im August 1808 kehrte er nach Bremen zurück und wurde nach bestandener Prüfung am 3. Februar 1809 zur Praxis zugelassen.

R. war drei Jahre lang praktischer Arzt in Bremen. Er verkehrte sehr viel mit Mertens und arbeitete regelmäßig in dessen Herbar. Auch mit den anderen damaligen bremischen Botanikern, Roth und L. C. Treviranus, war er befreundet und nahm eifrig an der Erforschung der bremischen Flora teil.

Gleich manchen seiner Berufsgenossen wurde er während der Franzosenherrschaft vom Flecktyphus ergriffen und starb am 28. März 1812.

R. verfaßte 1804 eine Schrift: Monographiae Cinchonae generis tentamen; seine Doktordissertation ist ein Auszug aus derselben. An der Mittelmeerküste entdeckte und benannte er die Medicago littoralis. Sein Herbar wurde 1814 von Mertens angekauft und ist mit dessen Sammlungen an den botanischen Garten in St. Petersburg gelangt; manche Duplikate enthält das städtische Bremer Herbar und Roths Herbar in Oldenburg.

Roth widmete dem verstorbenen Freunde 1821 die Araceengattung Rohdea.

Lit.: Buchenau in Abh. Nat. Ver. Bremen I, S. 237—44; XI, S. 348, Anm.

W. O. Focke.

**Rohland**, Julius Georg Bernhard, geb. im Dezember 1826 in Brake, gest. am 23. Januar 1882 in Bremen, war Kaufmann in Bremen, verbrachte aber den Schluß seines Lebens zeitweise in Berlin. Da er in kinderloser Ehe lebte, so setzte er durch ein mit

Zustimmung seiner Frau am 14. Dezember 1875 errichtetes Testament die Stadt Bremen zur Haupterbin seiner Hinterlassenschaft ein, und zwar mit der Bestimmung, daß die Zinsen „zur Verschönerung der Stadt Bremen" verwandt werden sollten. Er wollte dadurch ausgesprochenermaßen den Sinn der Bevölkerung für wahre Kunst wecken und die Liebe zur Vaterstadt beleben. Das Testament läßt der mit der Verwaltung der Stiftung betrauten Kommission freie Hand, ob sie die Zinsen mehrerer Jahre für ein größeres Werk oder jährlich für kleinere dem Sinne der Stiftung entsprechende Zwecke verwenden will. Ganz gleichartige Bestimmungen traf das Testament zugunsten der Stadt Oldenburg durch einen dem Großherzog von Oldenburg vermachten Erbteil. Nach dem am 18. Februar 1897 erfolgten Tode der Frau Rohland kamen die beiden Stiftungen, denen 1882 nur eine Teilsumme ausgezahlt worden war, in den Vollbesitz des ihnen nach dem Testament zustehenden Vermögens. In Bremen hat „die Julius-Rohland-Stiftung für die Verschönerung der Stadt Bremen" seither selbständige künstlerische Aufgaben ausgeführt und andere vielfach unterstützt.

Bippen.

**Rohlfs**, Friedrich Gerhard, Dr. phil. h. c., Hofrat, Afrikareisender, geb. am 14. April 1831 als Sohn eines Arztes in Vegesack, trat, 18 Jahre alt, zuerst in den bremischen, dann in den schleswig-holsteinischen Militärdienst, nahm an dem Befreiungskriege gegen die Dänen teil und wurde zum Offizier befördert. Dann studierte er in Göttingen, Heidelberg und Würzburg Medizin, gab dieses Studium aber aus unbekannten Gründen wieder auf, und 1855 finden wir ihn nach einer abenteuerlichen Reise durch Österreich, Italien und die Schweiz plötzlich in Algerien in der französischen Fremdenlegion wieder. Nachdem er volle sechs Jahre in dieser gedient, auch die Feldzüge gegen die unabhängigen Kabylen mitgemacht hatte, reiste er im April 1861 nach Tanger und kam von hier als verkleideter Mohammedaner (als Medizinmann) zunächst zum Großscherif von Uesan, den er für sich gewann und der ihn mit Empfehlungen an die einflußreichsten Persönlichkeiten im Atlas ausrüstete. Mit dem Jahre 1862 beginnen dann Rohlfs' eigentliche Entdeckungsreisen. In demselben Jahre erforschte er als erster Europäer die Oase Tafilet, 1864 drang er ebenfalls als erster Europäer über den Großen Atlas nach Tuat vor. Im Jahre

1865 ging R. von Tripolis zum Tsadsee und von hier auf völlig neuen Wegen nach Lagos. Für diese Durchquerung Nordafrikas wurden R. große Ehrungen zuteil, die Geographischen Gesellschaften in Paris und London verliehen ihm ihre goldenen Medaillen. Im Jahre 1867 beteiligte sich R. an der englischen Expedition nach Abessinien, 1868 durchreiste er die Cyrenaika und die Oasen Audschila, Dschalo und Siwah. Im Verein mit Zittel, Jordan und Ascherson unternahm er 1873—74 die erfolgreiche Reise durch die Libysche Wüste, 1878 durchzog er mit Strecker die Sahara von Tripolis nach der Oase Kufra, und 1880 überbrachte er dem Negus Johannes ein Schreiben des Deutschen Kaisers. Rohlfs' letzte Afrikareise 1885 war eine diplomatische nach Sansibar.

Seit 1870 war R. mit einer Nichte Georg Schweinfurths verheiratet und hatte seinen Wohnsitz in Weimar, seit 1885 in Rüngsdorf bei Godesberg a. Rhein. Hier starb er am 3. Juni 1896 im 66. Lebensjahre; seine Asche wurde auf dem Friedhofe in Vegesack beigesetzt.

Fast mehr noch als durch seine außerordentlich rege literarische Tätigkeit ist R. in den weiteren gebildeten Kreisen durch seine Vorträge in den größeren und kleineren Städten Deutschlands bekannt geworden.

Mit R. ist einer der letzten deutschen Afrikaforscher aus der alten klassischen Schule dahingegangen. Neben Heinrich Barth und Gustav Nachtigal wird Gerhard Rohlfs' Name immer genannt werden als der Erforscher der Sahara und der Atlasländer.

Von Rohlfs' zahlreichen Schriften seien hier nur wenige hervorgehoben:

„Reise durch Marokko" (Bremen 1868); „Von Tripolis nach Alexandrien" (Bremen 1871); „Quer durch Afrika" (Leipzig 1874/75); „Drei Monate in der Libyschen Wüste" (Kassel 1875); „Kufra" (Leipzig 1881); „Angra Pequeña" (Leipzig 1884); „Quid novi ex Africa" (Kassel 1886).

Vgl.: Weserzeitung 1896, Nr. 17793; D. Geograph. Blätter (Bremen) 1896, XIX. Bd., mit einem Verzeichnis der Schriften Rohlfs' von W. Wolkenhauer; Petermanns Mitteil. 1896, 6. Heft; Deutsche Rundsch. f. Geogr u. Statistik 1897, XVIII, mit Porträt; Leipz. Illustr. Zeitung 1896, Nr. 2763, mit Porträt; A. Bettelheims Deutscher Nekrolog für 1896 von Fr. Ratzel; Vossische Zeitung 1896, Nr. 275 und 287 (Sonntagsbeilage) von Georg Schweinfurth.

W. Wolkenhauer.

**Romberg**, Heinrich Wilhelm Ludwig, wurde am 28. März 1833 zu Bromberg als Sohn des Oberkonsistorialrats D. Heinrich R. geboren. Als ältester unter zehn Geschwistern verlebte er im Bromberger Pfarrhause eine glückliche Jugend, und machte, früh begabt, das Gymnasium in Bromberg bis zur Obersekunda durch. Aber als im März 1848 die Revolution ausbrach, da wurde auch der fünfzehnjährige Obersekundaner in Begeisterung für die deutsche und freiheitliche Sache hineingezogen in den Strudel und nahm lebhaft und aktiv an der Bewegung gegen die Polen teil. Der damit in R. erwachte Freiheitsdrang, die Sehnsucht, die Welt zu sehen, und das Beispiel eines Kameraden haben zusammen gewirkt, um R. zu veranlassen, nunmehr das Gymnasium ohne Beendigung der Studien zu verlassen und in Begeisterung für die deutsche Flotte den Seemannsberuf zu ergreifen. Warnungen vor den Entbehrungen und Strapazen wirkten nur anfeuernd auf den Knaben. Zunächst versuchte R. bei der deutschen Kriegsmarine eine Stellung zu erhalten, aber als dies mißlang, entschloß er sich, seine seemännische Laufbahn auf einem Kauffahrteischiffe zu beginnen. Im Herbst 1849 durch Vermittlung des Dompastors Knippenberg zu Bremen auf der Wätjenschen Bark „Herder" als Schiffsjunge angemustert, verdankte R. der Liebenswürdigkeit seines Kapitäns von Hagen den Vorzug, daß er in seiner Freizeit sich in allen seemännischen theoretischen Wissenschaften, Mathematik und Naturwissenschaften selbständig unterrichten durfte. Bis Juni 1854 fuhr R. auf diesem Segler nach Ostindien, Australien und China, und alsdann bis Mai 1855 auf dem Segelschiffe „Joseph Heyden", dem Walfischfange in der Südsee nachgehend. Bei dem darauf folgenden Schulbesuche der Seefahrtschule zu Bremen, 1855 in der Untersteuermannsschule, 1857 in der Obersteuermannsklasse, zeichnete R. sich so weit aus, daß er auf den dringenden Rat seines Direktors Dr. Breusing sich entschloß, das Studium an Hochschulen aufzunehmen, um Navigationslehrer zu werden. Nach einem Studium von vier Semestern an der Technischen Hochschule zu Hannover und in Berlin gelang es R. im August 1859 zu Jena zum Doktor zu promovieren, und unmittelbar darauf wurde er noch 1859 Lehrer an der Seefahrtschule zu Bremen, der er bis zum Jahre 1892 als Lehrer und alsdann bis zum 1. Dezember 1897 als Direktor angehörte. Seine hervorragende Lehrbefähigung und sein liebenswürdiger Humor erwarben

ihm die Anerkennung und Freundschaft seiner Schüler, die ihn auch gern nach dem Verlassen der Schule über seemännische Angelegenheiten um Rat befragten oder ihm interessante Erlebnisse mitteilten.

Neben seiner Lehrtätigkeit fand R. eine besondere Freude an schriftstellerischen Arbeiten. Schon von seinen Seereisen als Schiffsjunge und Matrose wußte er anschauliche Schilderungen an Zeitschriften einzusenden, die für einen jugendlichen Leserkreis bestimmt waren. Sein Interesse und Verständnis für militärische Angelegenheiten hat sich besonders während des Krieges 1870—71 gezeigt, wo er militärischer Mitarbeiter der Weserzeitung wurde. Dauernd gab er seine Erfahrungen und Erwartungen über die Entwicklung der deutschen Schiffahrt in gern gelesenen Artikeln in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften heraus. Das Interesse für seerechtliche Fragen äußerte sich vor allem in einer Monographie, die unter dem Titel: „Das Straßenrecht auf See" im Jahre 1870 erschien; dies wurde die erste Veranlassung dazu, daß nach Einrichtung der Seeämter im Jahre 1877 R. als Reichskommissar für das Seeamt in Bremerhaven bestellt wurde, eine Tätigkeit, die ihm die besondere Anerkennung der Reeder wie der Schiffsoffiziere, der Regierung wie der Juristen einbrachte, und zur Folge hatte, daß R. bald als Vertreter Bremens in die Technische Kommission für Seeschiffahrt berufen wurde. Im Jahre 1897 trat er in den Ruhestand und beschäftigte sich bis zu seinem am 29. Dezember 1906 erfolgten Tode mit der Aufzeichnung von Lebenserinnerungen und philologischen Studien.

C. Schilling.

**van Ronzelen**, Johannes Jakob, geboren am 12. Juni 1800 in Amsterdam, gestorben als Baurat am 30. November 1865 in Bremerhaven. R., der seine technische Ausbildung nach den in Holland geltenden Vorschriften dort erworben hatte, trat bereits 1819 in den niederländischen Staatsdienst und wurde wenige Jahre später Wasserbaudirektor in Amsterdam. Im Jahre 1826 trat Bürgermeister Smidt mit ihm in Verbindung, um ihn zu einem Gutachten über die Anlage eines Hafens auf dem an der Geestemündung belegenen Gelände zu veranlassen, dessen Erwerb Bremen in Aussicht genommen hatte. Die von R. erteilte Auskunft muß günstig gelautet haben, denn der Vertrag mit Hannover wegen Ab-

tretung der erforderlichen Flächen kam am 11. Januar 1827 zustande. Ein eingehendes Projekt legte van R. bereits am 12. März 1827 dem Senate in Bremen persönlich vor, es fand Zustimmung und wurde der späteren Ausführung zugrunde gelegt. Bei dieser Gelegenheit wurde mit R. wegen seines Übertritts in den bremischen Dienst verhandelt; diese Verhandlungen führten dahin, daß er am 16. Mai 1827 zum Hafenbaudirektor und Baurat für das gesamte Wasser-, Deich- und Landbauwesen des bremischen Staates ernannt wurde, gegen ein jährliches Gehalt von 2000 Talern und eine Vergütung für Reisekosten von 150 Talern. Der erste Spatenstich für den Hafen an der Geestemündung geschah bereits am 1. Juli 1827, am 12. Juli 1828 konnte der Grundstein zum nördlichen Teile des inneren Hauptes der Schleuse gelegt werden. 1829 wurden das Hafenbecken und die Schleuse fertiggestellt, am 12. September 1830 der Hafen dem Verkehr übergeben. Gesamtkosten etwa 3000000 Mark. Damit war ein Hafenwerk, dessen Becken 720 m Länge und 58 m Breite besaß, hergestellt, das in ganz Deutschland berechtigtes Aufsehen erregte und dem Bauleiter große Ehren einbrachte. Bereits 1846 genügten die Hafenanlagen dem Verkehr nicht mehr, in der Zeit von 1847—52 wurde unter van R. der neue Hafen erbaut, der 1858 eine Erweiterung und 1862—63 eine Verlängerung erfuhr. Der alte Hafen wurde 1860—62 verbreitert. Der im Jahre 1856 in Betrieb genommene Leuchtturm Hoheweg, der nach Plänen Ronzelens und unter seiner Leitung erbaut wurde, ist als besonders bemerkenswertes Bauwerk hervorzuheben. R. wurde auch zu Wasserbauarbeiten in der Stadt Bremen herangezogen, und war vielfach für andere Regierungen tätig, so leitete er den Hafenbau in Kiel, entwarf für die preußische Regierung Küstenbefestigungspläne und erhielt für einen Hafenplan fur Cuxhaven einen Ehrenpreis. Sein 1864 aufgestelltes Hafenprojekt für Helgoland ist nicht zur Ausführung gekommen. Er hatte an der Südseite der Insel einen Hafen entworfen mit einem Becken von 40 ha Größe, das 1500000 Mark kosten sollte. Alle seine Bauten zeugen von einer hervorragenden genialen technischen Begabung und großen Voraussicht, so daß es nicht ausbleiben konnte, daß er besonders in Bremen ein sehr hohes Ansehen genoß. Wenn auch die von ihm in Bremerhaven geschaffenen Anlagen den heutigen Verkehrsansprüchen nicht mehr genügen, so geben sie doch davon Zeugnis, daß sie ihr Ent-

stehen einem Techniker verdanken, der den schwierigen örtlichen Verhältnissen in vollem Maße gewachsen war, sie sind für spätere Bauten vorbildlich geworden.

Sein hohes Ansehen hat ihn allerdings nicht vor Verleumdung bewahrt. 1855 mußte er ein langwieriges gerichtliches Verfahren über sich ergehen lassen, es war ihm von Untergebenen vorgeworfen, beim Leuchtturmbau Unrechtmäßigkeiten begangen zu haben, er erhielt aber durch Gerichtsurteil volle Genugtuung und es blieb kein Makel an ihm haften. Bücking.

**Rose**, Ludwig Wilhelm, war am 12. Februar 1824 in Eschwege geboren und hat als Lehrer an der St. Petri-Kirchspielschule seit dem April 1856 dreizehn Jahre in unserer Stadt gelebt; April 1869 wanderte er nach Nordamerika aus. Außer einem Lustspiele „Vater Blücher am Rhein. 1863" verfaßte er: Der Bremer Wall 1860. Bremische Geschichte für das Volk 1860. Kleine bremische Geschichte und Heimatskunde 1860. Diesen bescheiden anspruchslosen Arbeiten wird man das Verdienst zuerkennen müssen, das Interesse für Bremens Vergangenheit in weiten Kreisen geweckt und lebendig erhalten zu haben. A. Lonke.

**Roth**, Albrecht Wilhelm, Sohn des Pastoren Gottfried Wilhelm R., wurde am 6. Januar 1757 im Pfarrhause zu Dötlingen bei Wildeshausen geboren. Die Umgebungen des Heimatdorfes, in welchem der junge R. aufwuchs, zeichnen sich durch landschaftliche Reize aus, wie sie nicht überall im Tieflande gefunden werden. Sowohl durch die Natur als auch durch den Geist, der im Elternhause herrschte, empfing der Knabe mancherlei Anregungen. Insbesondere gab der Vater ihm auch die erste Anleitung zur Beschäftigung mit der Pflanzenwelt. Die höhere Schulbildung empfing er von 1771 an zu Oldenburg i. G. und Halle a. S.; dann folgte das Studium der Medizin zu Halle und zu Erlangen, wo er am 17. September 1778 die medizinische Doktorwürde erwarb. Ein Versuch, sich in Dötlingen eine ärztliche Praxis zu gründen, schlug fehl; nunmehr wandte er sich im September 1779 nach dem damals kurhannoverschen Vegesack. Schon 1781 wurde er zum Landphysikus für einen recht ausgedehnten Bezirk ernannt. Bis zu seinem Tode hat er von seinem neuen Wohnorte aus eine mühselige und im

allgemeinen nur kärglich lohnende Praxis betrieben. Als 1802 der Ort Vegesack in engster Umgrenzung an Bremen zurückgegeben wurde, behielt R. sein hannoversches Bürgerrecht und sein hannoversches Amt bei.

Anfangs, von 1780—87, hat R. eine Anzahl ärztlicher Mitteilungen in der Fachliteratur veröffentlicht; seine wissenschaftliche Bedeutung beruht jedoch ausschließlich auf seinen botanischen Studien und Werken.

Bald nach seiner Niederlassung in Vegesack hatte die Regierung ihm einen am Steilufer der Weser gelegenen wüsten und zum Teil mit Flugsand bedeckten Platz geschenkt, auf welchem er sich sein Haus erbaute und allmählich mit großer Mühe einen reizvollen Garten anlegte, der einen weiten Ausblick bot.

Während der Universitätsjahre war R. durch Leysser und Schreber in die damalige wissenschaftliche Botanik eingeführt worden. Er stellte bald eigene Untersuchungen an, über die er seit 1781 manche Mitteilungen veröffentlichte. Es reifte dann aber ein großer Plan, zu dem er die Anregung 1779 zu Dötlingen durch den dort zum Besuch anwesenden G. C. Oeder, den Herausgeber der Flora danica, empfangen hatte. Der Aufmunterung dieses angesehenen Botanikers folgend, ließ R. 1788 den ersten Band seines Tentamen florae Germanicae erscheinen, den Versuch einer systematischen Zusammenstellung aller in Deutschland einheimischen Gewächse. Bis dahin hatte noch niemand sich an ein solches Unternehmen gewagt. Die folgenden Bände oder Halbbände brachten nähere Beschreibungen, Erläuterungen und Berichtigungen. Bei den Blütenpflanzen, Farrn und Mooſen konnte R. die Arbeiten anderer Botaniker benutzen; als er nun aber zu den Algen kam, vermißte er brauchbare Vorarbeiten und sah sich im wesentlichen auf neue eigene Untersuchungen angewiesen. Er zog seine Freunde Mertens und Trentepohl zur Mitarbeit heran und ließ im dritten Bande des Tentamen eine Algenflora erscheinen, die, trotz aller Unvollkommenheiten, der Ausgangspunkt für die weitere Algenforschung in Deutschland geworden ist. Roths Tentamen ist ein Versuch geblieben, der mit unzulänglichen Hilfsmitteln unternommen ist, der daher schon von vornherein manche offenbare Mängel zeigte. Aber die Schwierigkeiten der Aufgabe waren durch diese Arbeit wesentlich vermindert worden; die Nachfolger fanden den Weg nicht nur gewiesen, sondern auch geebnet.

Außer dem Versuche einer deutschen Flora hat R. noch eine beträchtliche Zahl botanischer Untersuchungen und Beobachtungen in drei verschiedenen mehrbändigen Sammelschriften veröffentlicht. Beachtenswert ist seine 1782 beschriebene Entdeckung, daß die europäischen Drosera-(Sonnentau-)Arten insektenfangende Pflanzen sind. Es war eine beträchtliche Summe von tatsächlichen Kenntnissen und Verbesserungen der Systematik, die in Roths Schriften geboten wurde. Während des ersten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts gehörte er zu den angesehensten deutschen Pflanzenkennern. Wie Lilienthal den Astronomen, so erschien Vegesack den Botanikern damals als eine mit Bremen zusammenhängende Pflanzstätte der Wissenschaft. R. erhielt 1803 einen Ruf als Professor nach Jena, 1810 einen solchen nach Erlangen; es ist auffallend, daß er diese Anerbietungen ausschlug. 1802 machte er mit Mertens eine Reise an die Küsten der Nordsee und westlichen Ostsee, vorzüglich um Meeresalgen kennen zu lernen.

Die Franzosenherrschaft störte Roths wissenschaftliche Tätigkeit; nach 1810 hat er nur noch drei Werke herausgegeben; 1821 beschrieb er indische Pflanzen, 1827 folgte nochmals ein erster Teil einer deutschen Flora und 1830 ein Auszug daraus unter dem Titel Manuale botanicum. Diese späteren Schriften leiden noch weit mehr als die früheren unter dem Mangel an ausreichenden wissenschaftlichen Hilfsmitteln.

Mit zunehmendem Alter blieb R. neben seiner Berufsarbeit kaum ein Überschuß von Kraft für schriftstellerische Leistungen. Immerhin sicherten ihm seine früheren Werke die dauernde Anerkennung seiner Fachgenossen.

Am 17. September 1828 wurde sein goldenes Doktorjubiläum im Kreise zahlreicher Freunde und Verehrer gefeiert; auch die Regierungen der drei deutschen Staaten, denen er durch Geburt, Amt und Wohnsitz angehörte und deren Grenzen fast vor seinem Garten auf der Weser zusammenstießen, sprachen ihm ihre Glückwünsche aus.

Er starb nach kurzer Krankheit am 16. Oktober 1834.

Roths Herbar hat das Großh. Naturh. Museum in Oldenburg erworben; Andenken an ihn werden auf der Bremer Stadtbibliothek aufbewahrt. Ein für ihn errichteter Denkstein steht vor der Vegesacker Kirche. — Pflanzengattungen sind ihm von verschiedenen

Botanikern gewidmet; geblieben ist der Persoonsche Name Rothia für eine Leguminosengattung.

Schriftenverzeichnisse finden sich in Pritzel, Thes. litt. botan., sowie bei Heineken in Biogr., S. 402—414.

Ph. Heineken in Biogr., S. 395 ff.; W. O. Focke in Abh. Nat. Ver. Bremen XIX, S. 280, nebst Bildnis, Tafel 7.

W. O. Focke.

**Rotermund**, D. Heinrich Wilhelm, geb. am 1. März 1761 in Schleiz, machte als Hofmeister größere Reisen, war Rektor in Buxtehude, Pastor in Horneburg, und kam 1798 an den Dom in Bremen, 1827 Primarius, trat 1845 in den Ruhestand und starb am 25. April 1848 hochbetagt. Er stand auf seiten des Rationalismus und ist einer der literarisch tätigsten Pastoren Bremens gewesen, dem auch von Göttingen und gelehrten Gesellschaften viele Ehren zuteil wurden. Seine Veröffentlichungen betrafen hauptsächlich, neben Predigten und Kasualreden, das historische Gebiet, besonders die Reformationszeit. Wertvoll bleiben, wenn auch in Einzelheiten ungenau, wegen fleißiger Stoffsammlung das Lexikon aller Gelehrten in Bremen (1818, zwei Bände) (siehe darüber das Vorwort zu dem vorliegenden Werke) und Geschichte der Domkirche St. Petri zu Bremen und des damit verbundenen Waisenhauses und der ehemaligen Domschule (1828). Seine naturgeschichtlichen Bücher, Nutzbarkeit der Frösche (1787), Naturgeschichte des Krebses (1793), sind längst veraltet und fordern heute fast den Spott heraus.

S. Roterm., II. T., S. 132 ff., und A. D. B., Bd. 29, S. 501 ff.

O. Veeck.

**Rothe**, Moritz, geb. am 11. Oktober 1800 in Schneeberg, studierte in Leipzig, wurde 1827 Pastor in Schönefeld bei Leipzig, von wo er 1837 als luth. Pastor nach St. Ansgarii in Bremen berufen wurde. Hier wirkte er bis 31. Mai 1875 und starb am 31. Januar 1888. Er war Dr. phil. und D. theol. von Leipzig. Ein Feind der Pietisterei, eifriges Mitglied der Loge, verkündigte R. ein humanes Christentum. Auch hielt er Vorlesungen über das N. T. in der Sakristei von Ansgarii. In den kirchlichen Kämpfen der Zeit (Krummacher-Paniel, Nagel, Dulon) übte er, soweit möglich, Zurückhaltung, obwohl er theologisch der freieren Richtung zuneigte. R. veröffentlichte einen Band Predigten (Bremen 1839).

Siehe Dr. med. Edmund Rothes, seines Sohnes: Erlebtes und Erstrebtes, Lebenserinnerungen. Bremen 1899. S. 4 ff.

O. Veeck.

**Ruete**, Edmund, wurde am 1. Oktober 1858 zu Bremen geboren. Sein Vater war der Gerichtssekretär Dr. Edm. R., sein Großvater Direktor der Vorschule, und weiter hinauf sind seine Ahnen als Pastoren im Hannöverschen nachweisbar. R. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen Direktor, Wilh. Hertzberg, auf ihn eine starke Wirkung übte, und studierte in Bonn und Straßburg klassische Philologie und Geschichte. Er bestand die Doktorprüfung und 1883 das Staatsexamen und besuchte dann noch ein Semester die Universität Berlin. Nach Bremen zurückgekehrt, wurde er Hilfslehrer und 1886 ordentlicher Lehrer am Gymnasium, 1905 Professor und Ostern 1908 auf sein Gesuch aus Gesundheitsgründen in den Ruhestand versetzt.

So sehr R. noch in seinen letzten Zeiten den Beruf des Lehrers als einen der höchsten und schönsten gepriesen hat, so wenig ist diese Tätigkeit ihm selbst zum Segen geworden. Zunächst viele Jahre ungebührlich lange auf den unteren Stufen festgehalten, wo sein reiches Wissen kaum Gelegenheit zur Verwendung fand, hat er doch auch, als er — viel zu spät — endlich in die Primen vorrückte, unaufhörlich mit den aus der Sache sich so oft ergebenden Widerständen ringen müssen, die seine zarte Gesundheit vorzeitig untergruben. Zugleich wurde seine ausgebreitete, durchaus verarbeitete Gelehrsamkeit, die des produktiven Triebes nicht entbehrte, dadurch gehindert, sich in dem Maße wissenschaftlich zu betätigen, wie es sonst wohl geschehen wäre, und auch seine bedeutende dichterisch-künstlerische Veranlagung mußte dadurch beeinträchtigt werden. Neben den ursprünglichen Arbeitsgebieten hatte er die Theologie und Philosophie, vor allem aber Ästhetik und Literatur in den Kreis seiner Studien gezogen. Als feinsinniger Ästhetiker von ausgebreiteter Belesenheit, bei dem Ästhetik und Literaturgeschichte nicht anders als bei Hertzberg sich gegenseitig befruchteten, hat er auf seine Umgebung einen tiefgehenden Einfluß geübt, und seine anregende Persönlichkeit, deren Wirkung durch seine Ehrlichkeit, Herzensgüte und Liebenswürdigkeit gleichmäßig unterstützt wurde, kam zumal in der Literarischen Gesellschaft des Künstlervereins zu vollster Entfaltung.

Rein wissenschaftlich war seine Doktordissertation über die Korre-

spondenz Ciceros in den Jahren 44 und 43 (Marburg, Elwert, 1883), wofür ihm in Nissens Bonner Seminar das Interesse geweckt war. Und nicht minder wird man seine letzten Arbeiten als wissenschaftliche ansprechen müssen, seinen Bulthaupt-Nekrolog in Bettelheims Biographischem Jahrbuch (12, 293 ff.) und die Bearbeitung desselben Artikels in dem vorliegenden Werke, für das er noch weitere Beiträge geplant hatte. Erst nach seinem Tode ist Ruetes Aufsatz über Paul Heyse erschienen. Auch an der Veröffentlichung der politischen Essays von O. Gildemeister, die die Literarische Gesellschaft 1909 vornahm, war R. als Mitherausgeber beteiligt.

In all seinen Arbeiten zeigt R. seine kritische und fein nachempfindende Begabung und seine schöne Fähigkeit, mit der Kritik fruchtbare Anregungen zu verbinden. Sie zeichnet auch seine Rezensionen aus, die er in großer Zahl, vor allem in den beiden Jahren nach seiner Pensionierung, über Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Literatur, der Geschichte sowie über theologische Fragen in den bremischen Tagesblättern, zumal in der Weserzeitung und auch im Protestantenblatt veröffentlichte. Auch als Theaterrezensent war er noch eine Zeitlang tätig. Sehr deutlich lassen auch diese kleinen Aufsätze den Umfang seines Wissens und die geistige Regsamkeit erkennen, die er mit hartnäckiger Energie bis in seine letzten Zeiten sich erhalten hat.

Ruetes beste Jahre und seine reifsten Leistungen aber sind der dichterisch gestaltenden Arbeit gewidmet. und in seinen mit feinstem Gefühl künstlerisch nachschaffenden Übersetzungen englischer Dichter hat er eine über Bremens Mauern hinausgehende allgemeine Bedeutung für das literarische Deutschland sich errungen. 1890 erschien seine Übersetzung ausgewählter Gedichte des Schotten Rob. Burns (Bremen, M. Heinsius Nachf.), die trotz der schon vorhandenen stattlichen Anzahl von Übertragungen sich durch den treuen, aber doch geistreichen Anschluß an das Original und durch Hinzufügung mehrerer bisher nicht übersetzter Gedichte eine ehrenvolle Beachtung verschafften. Ruetes Neigung und Befähigung, abgelegene und schwerverständliche Gedankengänge zu erfassen und virtuos wiederzugeben, konnte sich noch mehr in seinem zweiten Werke betätigen, der Übertragung ausgewählter Gedichte von Rob. Browning (Bremen, M. Heinsius Nachf., 1894), denen er 1897 noch den

„Handschuh" und andere Gedichte desselben Autors folgen ließ. 1910 schloß sich daran die gleiche Arbeit an Brownings Tragödie „Luria" (Bremen, Gust. Winter). Die Übersetzung von Brownings „Heimkehr der Druſen" liegt im Manuskript vor, ist aber nicht erschienen. Der Beifall, den er auf diesem Wege in steigendem Maße auch außerhalb Bremens fand, ermutigte ihn, nun auch mit Proben eigener Dichtungen hervorzutreten, die in der Sonne eines spät gefundenen ehelichen Glückes herangereift waren. Eine erste Sammlung, die er „Lebensmühen" betitelte, erschien 1906, ein zweite, „Gedichte", 1909. Besonders wertvoll sind darin die balladenartigen Stücke, während er in der eigentlichen Lyrik, von mehreren glücklichen Würfen abgesehen, nicht ebenso erfolgreich ist.

In seiner Art und ganzem Wesen erscheint R. als einer der spätesten und liebenswürdigsten Vertreter einer bereits abgelaufenen Epoche, wo die deutschen Dichter und Denker ihren Idealen und Studien nachhingen, fern von dem rauhen Luftzug der Wirklichkeit mit ihren scharfen Gegensätzen und ihrem robusten Handeln. Eine langwierige und schließlich tödliche Erkrankung des Gefäßsystems machte den Hoffnungen seiner zahlreichen Freunde, die gerade, nachdem die Bürde des Amtes von ihm genommen war, von diesem wahrhaft edlen und klugen Manne noch manche reife Frucht seiner Arbeit erwarteten, ein vorzeitiges Ende. R. starb am 7. März 1910.

Eine wertvolle Würdigung von Ruetes geistiger Bedeutung bietet der Nachruf von G. Hellmers, W.-Z. v. 18. März 1910. Außerdem ein Nachruf von H. Entholt in den Br. Nachr. v. 20. März 1910.

H. Entholt.

**Rump**, Henrich, Schulmann und Stadtbibliothekar, geboren in Horn bei Bremen als Sohn des Pastors Diedrich Hermann R. am 27. Dezember 1768, besuchte von 1784—86 das Lyzeum, dann das Gymnasium in Bremen, ging Ostern 1789 nach Göttingen, um Philologie zu studieren, wurde 1793 Hofmeister der jungen Herren von Grote in Hannover, am 21. Mai 1794 Lehrer der klassischen Sprachen am Pädagogeum seiner Vaterstadt, am 1. April 1796 Professor am hiesigen Gymnasium und am 7. Dezember desselben Jahres Stadtbibliothekar. 1829 verzichtete er auf sein Schulamt und widmete sich ganz der Stadtbibliothek, die er bis zu seinem am 7. März 1837 erfolgten Tode verwaltet hat. Ein feiner Kopf, bei guter

philologischer und philosophischer Bildung voll regsten Interesses für die Forderungen seiner Zeit, gewandt und liebenswürdig, zu harmonischer Lebensgestaltung geneigt und ihrer fähig, hat er als Lehrer, Redner und Bibliothekar einen starken Einfluß auf das geistige Leben seiner Vaterstadt geübt. Seine Schrift „Über die veränderte Einrichtung des Pädagogei der freien Reichsstadt Bremen" (1802), die an zwei 1799 und 1801 von ihm im „Hanseatischen Magazin" publizierte Aufsätze „Über die öffentlichen Schulanstalten der freien Reichsstadt Bremen" anknüpft, ist eine klare Darlegung der neuen Schulverhältnisse und beweist, wie sehr er mit der neugeschaffenen Möglichkeit einer schulmäßigen Vorbildung für praktische Berufe sympathisierte. Seine „Vorlesungen pädagogischen Inhalts vornehmlich über den Wert der Muttersprache und der Geschichte als allgemeiner Bildungsmittel gehalten im Museo zu Bremen 1822 und 23" (1824) zeigen ihn als durchaus modern denkenden Schulmann. Andere im Museum gehaltene Vorlesungen bekunden in gleichem Maße sein modernes Empfinden und seinen scharfen Blick für das Wesentliche. Die beiden Vorträge über das Thema „Was ist der Geist des Museums und was heißt in diesem Geiste fortfahren?" (1806) betonen überzeugend die Notwendigkeit der Rücksicht auf den veränderten Zeitcharakter, die Rede „Über Vaterland und Vaterlandsliebe" (1814) mit ihrer dreifachen Steigerung Heimat, Staat, Nation und ihrer Mißbilligung des Staatenmordes ist heute noch von Interesse, und die „Vorlesungen über einige in der Geschichte der Deutschen hervortretende Züge der Volkseigentümlichkeit" (1815), die Familiensinn, Freiheitssinn und Himmelssinn der Deutschen preisen, verdienen trotz der hier wie auch sonst wohl bemerkbaren Weitschweifigkeit das gleiche Lob. Als Bibliothekar hat er, wie seine Buchführung zeigt, bei aller Knappheit der Mittel, die Schätze seines Instituts höchst verständnisvoll bereichert, vermehrte Öffnungszeiten durchgesetzt, den Druck des alphabetischen Gesamtkatalogs wie zweier Spezialkataloge zustande gebracht (1833, 34) und den Forderungen seiner Zeit überall nach Kräften Rechnung getragen. Er meinte sogar, man nähme hier am besten die „jetzigen Zeitverhältnisse zum Augenmerk, ohne sich weiter daran zu binden, in welcher Hinsicht früherhin die Bibliothek gestiftet und erweitert" wäre. Er wollte den alten wissenschaftlichen Charakter der Stadtbibliothek ausdehnen oder umbilden.

Damit schoß er übers Ziel hinaus, aber auch das beweist sein lebendiges Interesse für die Gegenwart. In seinen Vorlesungen „Einige Gedanken über eine auf Nationalbildung berechnete öffentliche Büchersammlung für eine deutsche, besonders norddeutsche Stadt" (1817) stellt er das Ideal einer Bibliothek auf, die alles umfassen soll, was wahre Bildung, zumal Nationalbildung, fördern kann, aber nicht die wissenschaftliche Fachliteratur, und berührt sich so mit der Lesehallenbewegung unserer Tage. Er plante auch die Herausgabe von „Blättern aus der Bibliothek". Während der Franzosenherrschaft hat er durch nicht falsche, aber verzögerte und klug verhüllende Berichterstattung verhindert, daß die Kostbarkeiten seiner Bibliothek nach Frankreich wanderten. Übrigens besitzt die Stadtbibliothek von ihm noch eine Reihe handschriftlich erhaltener Vorlesungen, eine handschriftliche Bibliographie zur bremischen Geschichte und zum bremischen Recht sowie eine nach dem Vorwort von ihm nur herausgegebene, aber von seinem Freunde Smidt verfaßte kirchengeschichtlich interessante Veröffentlichung: „Gamaliels und seiner Freunde Abendunterhaltungen über die bevorstehende Predigerwahl . . . zu St. Ansgarii" (1836).

Rotermund 2, 141. — Neuer Nekrolog der Deutschen 15, 2, 1219. — Entholt im Br. Jahrb. 22, 47; 23, 12.

H. Seedorf.

**Runge**, Gustav, Architekt, geb. 1822 in Bremen, gest. daselbst 1900, war einer von sieben Brüdern, die sich durch stark ausgeprägte Charakterzüge oder durch künstlerische, vorwiegend musikalische Begabung auszeichneten. Der älteste, Dr. med. Hermann R., hinterließ als abgeschlossenes Werk eine vortreffliche Übersetzung aller Dramen Shakespeares. Dem Plane, sie zu veröffentlichen, hatte er nach dem Erscheinen der Gildemeister-Bodenstedtschen Übersetzung entsagen müssen. Der jüngste, Otto R., Kaufmann, aber von Herz und Gaben Musiker, war lange Zeit der temperamentvolle Vorsitzende der sogenannten „Literarischen Gesellschaft", jenes feuchtfröhlichen Antiphilisterkreises, dem in den sechziger und siebziger Jahren viele der besten und geistvollsten Bremer — meistens ältere Akademiker — angehörten.

Gustav R. hatte neben der Musik einen ausgesprochenen Sinn für technische Dinge und wählte das Baufach. Seine Lehrjahre bei dem trefflichen Baumeister J. E. Polzin machte er gemeinsam mit

Karl Gildemeister durch und bezog dann das Polytechnikum in Karlsruhe, das in künstlerischer Hinsicht nicht auf der Höhe der Berliner Bauakademie stand, doch gab es ihm eine gründliche und vielseitige bautechnische Ausbildung. Zu der Zeit, als Heinrich Müller in Bremen seine Tätigkeit begann, suchte sich R. in Nordamerika einen Wirkungskreis, und es gelang ihm infolge eines Wettbewerbs, den Bau des neuen Opernhauses in Philadelphia zu erhalten und mit Ehren durchzuführen. Besondere Anerkennung fanden die sinnreichen Anordnungen der Heizung, Lüftung und sonstiger praktischer Erfordernisse.

Als ein Vierziger kehrte R. nach Bremen zurück. Sein guter Humor, Pflichteifer und Zuverlässigkeit im großen wie im kleinen erwarben ihm bald Freunde und Auftraggeber. Sein bedeutendster Bau, das Schloß Mühlental für Baron L. v. Knoop in St. Magnus (1868—71) wurde in englischer Gotik, leider in Zementputz, aufgeführt und scheint vielleicht das Schicksal eines frühen Verfalls mit anderen Prachtbauten aus dieser Zeit teilen zu sollen. An öffentlichen Bauten sind von R. das Zolldirektionsgebäude an der Kaiserstraße und die Badeanstalt am Breitenweg zu nennen, letztere in jener Zeit (1875) in mehrfacher Hinsicht vorbildlich für gute Schwimmbäder. Von Privathäusern sind mehrere in „Bremen und seine Bauten" aufgeführt und einige abgebildet. Sie zeigen im Äußeren meistens einen schlichten, breiten, behäbigen Renaissancecharakter mit Vermeidung antiker Formen.

Ein dauerndes Gedenkzeichen für Runges Kunst wird das schöne gotische Grabmal der Familie v. Knoop auf dem Waller Friedhofe bleiben.

Bremen und seine Bauten, S. 343, 429, 592.

E. Gildemeister.

**Ruperti**, Wilhelm Friedrich, geb. den 23. Februar 1805 in Neuenkirchen im Osnabrückischen, war kurze Zeit Kadett in der hannoverschen Armee, besuchte das Gymnasium in Bremen und bezog 1824 die Universität Jena, um Geschichte und neuere Sprachen zu studieren. Er war seit 1830 an der Hauptschule in Bremen beschäftigt, wurde dort Ostern 1834 als ordentlicher Lehrer angestellt und trat 1858 in den Verband des Gymnasiums über. Er starb am 11. Mai 1867 bald nach seiner Pensionierung. Er war eine offene, biedere, für sich anspruchslose Natur, ein Mann von

kerndeutscher Gesinnung und umfassenden Kenntnissen auf dem Gebiet der Geschichte und Literatur; er wirkte durch Vorträge und Reden weit über seinen Berufskreis hinaus. Seine Dichtung wurzelte in der patriotisch-politischen Lyrik der vormärzlichen Zeit und ging bald unter Benutzung zahlreicher Stoffe der Weltliteratur in die geglätteten Geleise epischer und balladenhafter Kunst über. Er veröffentlichte „Gedichte" (1844), „Politische Sonette" (1848), „Erzählende Gedichte" (1850) und „Dunkles Laub" (1851). Daran schloß sich ein Lustspiel „Ein Tag im Gasthofe" (1853) und eine Sammlung von Übersetzungen „Poetische Kleinigkeiten" (ebenfalls 1853). Sein vielleicht bestes Gedicht ist das Epyllion „Nächte der Kleopatra" (1857), dem eine Stelle aus Aurelius Victor („Cleopatra tantae pulchritudinis fuit, ut multi noctem illius morte emerint") zugrunde liegt. Die erste Sammlung der „Gedichte" erschien 1859 in zweiter, sehr vermehrter Auflage und brachte neben formgewandten Balladen einige soziale Gedichte. Mit Adolf Laun gab er weitere Übersetzungsproben unter dem Titel „Fremde Dichtungen in deutschem Gewande" (1862) heraus. Von geringerer dichterischer Bedeutung sind die „Reime und Bilder aus dem Ratskeller und der Künstlerhalle in Bremen" (1862) und die Novellensammlung „Einfache Geschichten" (1863). Herm. Tardel.

**Rutenberg**, Diedrich Christian, geb. in Bremen 11. Juni 1851, war ein Sohn des Baumeisters Lüder R. Schon während seiner Schulzeit zeigte er eine ausgesprochene Liebe für die Natur, insbesondere für die Pflanzenwelt, hatte auch Freude an Leibesübungen und größeren Wanderungen. Im Frühjahr 1870 bezog er die Universität Jena, um Medizin zu studieren, meldete sich bei Ausbruch des Krieges (Juli) als freiwilliger Krankenpfleger und war als solcher insbesondere in Forbach tätig. Unter Führung von Ernst Häckel nahm er im August und September 1872 an einer schönen und lehrreichen Reise nach Tirol, Dalmatien und Montenegro teil; bei einer anderen Gelegenheit erstieg er das Matterhorn. Am 20. Oktober 1875 erwarb er zu Heidelberg die Doktorwürde, und besuchte dann noch mehrere Universitäten um sich in Augenheilkunde fortzubilden. Als er im Juli 1876 in Wien war, wurde nach Ausbruch des serbisch-türkischen Krieges dringend ärztliche Hilfe gesucht; R. war nun drei Monate lang in serbischen

Lazaretten und im Felde tätig. Im November desselben Jahres begab er sich im Interesse seiner augenärztlichen Studien nach London; dort ergriff ihn die Reiselust, so daß er sich am 9. April 1877 nach Kapstadt einschiffte. Während der südlichen Wintermonate durchwanderte er Südafrika, besuchte Kimberley, erstieg zwei hohe Gipfel an der Grenze des Basutolandes, ging nach Natal und schiffte sich, als er keine Gelegenheit fand, seine Reise in der Richtung auf Mozambique fortzusetzen, in Durban nach Mauritius ein, wo er am 3. September landete. Sein Ziel war jetzt Madagaskar; er erreichte die Insel am 3. Oktober in Vohémar. Hier begann er seine Reise mit einer Durchquerung des Nordens, die ihn nach Helleville auf Nossibé führte. Soweit sich der Machtbereich der Hovaregierung erstreckte, herrschten damals auf der Insel leidlich geordnete Zustände; nicht nur von den Missionaren, sondern auch von der einheimischen Bevölkerung wurde R. vielfach sehr freundlich aufgenommen. Von November 1877 bis Juli 1878 führte er eine Reihe von Wanderungen im Innern Madagaskars aus, wollte dann aber auch von der Westküste südlich von Majunga in das von völlig unabhängigen Sakkalaven bewohnte Binnenland vordringen; gleich beim Eintritt in die Wildnis wurde er im Schlafe durch zwei seiner Träger am 25. August 1878 ermordet. — Der Reisende J. M. Hildebrandt besuchte die Stelle im Auftrage des Vaters im folgenden Jahre; es gelang ihm einen großen Teil der Tagebücher und Sammlungen zu retten. Durch Vermittelung von Professor Buchenau wurden die Sammlungen, die manche Neuheiten enthielten, wissenschaftlich verwertet. Eine Moosgattung erhielt durch Geheeb und Hampe den Namen Rutenbergia.

Außer einigen medizinischen Aufsätzen, die in Fachblättern erschienen sind, hat R. selbst nichts veröffentlicht.

Auf Grund der stenographischen Notizen Rutenbergs hat Dr. H. Neuling Mitteilungen aus seinem Tagebuche herausgegeben in W.-Z. 1880, 22. Februar bis 25. April; D. Geogr. Blätt. III, H. 2. u. 3., mit Bildn.

Die Bearbeitungen der Sammlungen finden sich Abh. Nat. Ver. Bremen, Bd. VII, IX, X.

Dr. H. Neuling, Zur Erinnerung an Dr. Chr. Rutenberg, 1879; W. Wolkenhauer in Arendts D. Rundsch. f. Geogr. u. Stat. 1879, S. 423; Fr. Buchenau in Abh. Nat. Ver. Bremen VII, S. 1;

XIII, S. 87; W. O. Focke in Festg., S. 277, mit Bildnis; D. Geogr., Bl. XXXIV, S. 1.

W. O. Focke.

**Salzmann**, Max, Dombaumeister, geb. 1850 in Breslau, gest. am 6. Februar 1897 in Bremen. Es war ihm beschieden, die bedeutendste Bauaufgabe zu lösen, die Bremen im 19. Jahrhundert an einen Künstler zu vergeben hatte. Die Westfront des Domes war seit dem Einsturz des Südturmes (1638), also seit 250 Jahren, ein halbe Ruine. Sie und die Türme neu zu errichten, dazu die lange und öde Nordseite auszubauen und das Gesamtbild würdig zu gestalten war die Aufgabe des Wettbewerbs, den die Domgemeinde 1888 ausgeschrieben hatte. Unter zahlreichen Bewerbern, darunter klangvolle Namen, erhielt S. den ersten Preis, den zweiten Karl Schäfer in Karlsruhe, den dritten der jüngere Bremer Architekt Chr. Bummerstedt; und der Salzmannsche Entwurf, dessen Westfront bis auf die dem Limburger Dom nachgebildeten gedrungenen Turmdächer und oberen Turmgeschosse im wesentlichen der jetzt ausgeführten Form glich, wurde wegen seiner überzeugend einfachen und wuchtigen Fassade und der glücklichen Anfügung des Vierungsturmes dem Bau zugrunde gelegt.

Salzmanns künstlerischer Lebenslauf hatte schon einige Erfolge und Ehrungen aufzuweisen. Nach Absolvierung des Gymnasiums in seiner Vaterstadt Breslau machte er als Zwanzigjähriger den deutsch-französischen Krieg mit, studierte dann an der Berliner Hochschule und erhielt bei der Bauführerprüfung 1874 die Auszeichnung durch die silberne Medaille, vier Jahre später den Schinkelpreis des Berliner Architektenvereins. Es folgte die Baumeisterprüfung und eine Studienreise durch Südfrankreich und Italien, sodann seine Anstellung an bedeutenden Bauten seiner Vaterstadt, vornehmlich Universitätsbauten, und die selbständige Ausführung des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums nach seinen Plänen. Darauf zum Bauinspektor ernannt wurde er bei der Regierung in Marienwerder angestellt. Bei seiner Übersiedelung nach Bremen war er 38 Jahre alt. Ein kleiner, lebhafter Mann mit dunklem Kraushaar und slawischem Gesichtstypus, von umfassender Bildung und gewinnender Beredsamkeit.

Auf dem Domhof wurde ein großer Platz ganz nach mittel-

alterlicher Bauweise als Bauhütte umfriedet und hier jeder Quader, jedes Ornament von den Steinmetzen an Ort und Stelle behauen. Unermüdlich arbeitete S. an seinem Modell. Immer neu wurde probiert, verworfen, wieder hergestellt. Allmählich reifte die jetzige Form der Türme, das Festhalten an der schönen alten Vierteilung des Portalgeschosses, die Zwerggalerie darüber. Mit großer Gewissenhaftigkeit wurden die alten Teile nachgebildet und die neuen nach guten alten Vorbildern geformt und auf ihre Wirkung geprüft. Nach fünf Jahren war die Westfront vollendet, ein Werk von reifer, kraftvoller Schönheit. Das neue oberste Turmgeschoß mit den reich gegliederten großen Schallöffnungen war an die Stelle des früheren, einfach würfelförmigen Uhrgeschosses getreten. Bis an dieses Geschoß hinauf war die ursprüngliche Form des Bauwerks rein wieder zum Ausdruck gekommen, abgesehen von der neuen, sehr wirkungsvollen Zwerggalerie und von der leider fehlenden Alterspatina, die durch den fast gänzlichen Abbruch des Alten verloren ging. Die Turmhelme setzen ein Geschoß höher an als in alter Zeit, geben aber in ihrer mäßig gedrungenen Form der Fassade den schönsten harmonischen Ausklang.

Weit mehr Schwierigkeit machte die nun in Angriff genommene Nordfront. Von dem Entwurf stark abweichend, war sie auf den Rat der Preisrichter mehr dem Schäferschen Entwurf genähert, außerdem war die Grundform der alten massigen Strebepfeiler von Grund aus verändert.

Während diese Arbeiten ihren ruhigen Fortgang nahmen und bald auch im Innern zur Aufnahme des Vierungsturmes mit der schwierigen Unterfangung der Pfeiler begonnen wurde, konnte S. mit den tüchtigen am Dombaubureau angestellten Hilfskräften auch andere Aufträge übernehmen. Aus einem engeren Wettbewerbe ging der Entwurf für die Fassade der Ratsapotheke hervor, die im Jahre 1895 vollendet wurde, ferner entstanden um diese Zeit zwei Privathäuser nahe dem Bischofstor. Es folgte die Wiederherstellung des Westportals der Liebfrauenkirche und — für den Marktplatz von besonderem Wert — die Fassade des Schüttings, zu welcher die Pläne 1895 genehmigt und alle Einzelheiten bis ins kleinste gezeichnet wurden. Aber schon hatte die tückische Krankheit die Arbeitsfähigkeit des Meisters unterbunden. Noch auf dem Schmerzenslager, sogar im Dauerbade sitzend, korrigierte er die letzten

Zeichnungen zum Schütting. Leider sollte er sein Hauptwerk, den Dom, nicht vollendet sehen. Er mußte ihn, wie die Ausführung des Schüttingsbaues, den Händen seines kundigen Nachfolgers, des Dombaumeisters Ehrhardt überlassen, der aus eigener Verantwortlichkeit noch manches veränderte oder neu schuf, unter anderem das Portal des Schüttings nach eigenem Entwurf gestaltete. S. starb nach achtundeinhalbjährigem Aufenthalt in Bremen, von vielen betrauert. Aus dem warmen und sachkundigen Nachrufe des Archivars Dr. von Bippen in der Weserzeitung Nr. 18039 sei der Schlußsatz hier beigefügt:

„Er war ein Mann, der die humanistische Bildung seiner Jugend in keinem Zuge seines Wesens verleugnete, der an den Schätzen der Vorzeit seinen Formensinn geläutert hatte und der die raschbelebten Gestalten seiner reichen Phantasie in die strenge Zucht klassischer Vorbilder zu nehmen gewöhnt war. Daß nur das Einfache und Wahre den Reiz der Schönheit dauernd bewahrt, hatte er früh gelernt, und selten ist er einen Schritt über diese Linie hinausgerückt. So werden seine Werke, wird vor allem sein Hauptwerk, der Dom, der menschlichem Ermessen nach die Stürme von Jahrhunderten überdauern kann, noch fernen Geschlechtern die Spuren seines feinen und reichen Geistes übermitteln."

E. Gildemeister.

**Sanders**, Wilh. Conrad, wurde am 9. Oktober 1766 als Sohn eines Kaufmanns in Bremen geboren und besuchte hier die lutherische Domschule sowie ihren akademischen Aufbau, das Athenäum. Nach Absolvierung seiner theologischen und philosophischen Studien in Jena und Göttingen gründete er 1789 in seiner Vaterstadt eine Privatschule und trat 1794 als Kollaborator an die Domschule über. Beim Übergang der Schule aus hannoverschem in bremischen Besitz 1803 wurde S. Subrektor, 1805 Rektor der bald darauf Lyzeum genannten Schule. Nachdem S. bei der 1812 erfolgten Vereinigung dieser Anstalt mit dem reformierten Pädagogeum die Leitung der humanistischen Oberabteilung übernommen hatte, wurde er bei der Begründung der sogenannten Hauptschule 1817 zum Vorsteher der Gelehrtenschule ernannt und verblieb in dieser Stellung bis zu seiner Pensionierung 1829. S. vereinigte Vornehmheit der Gesinnung mit Gelehrsamkeit und Nächstenliebe, ermangelte aber der durchgreifenden Energie und der eigentlichen

organisatorischen Begabung, was auf die von ihm geleitete Anstalt nicht ohne nachteilige Rückwirkung blieb. Besonders seit dem Tode seiner Gattin Kunigunde Meier, einer Tochter des Bürgermeisters Diedr. Meier, die ihm nach nur achtjähriger glücklicher Ehe 1817 durch den Tod entrissen wurde, zog sich der kinderlose Witwer mehr und mehr von der Öffentlichkeit zurück.

1822 gründete er mit Gleichgesinnten den Verein der Lehrerfreunde, zur Unterstützung seminaristischer Lehrer und ihrer Familien, der noch heute segensreich wirkt. Am 23. November 1842 ist S. gestorben.

D. A. Noltenius, Prof. W. C. Sanders und seine Zeit. Bremen 1902. H. Entholt, D. brem. Gymn. von 1817—57. Br. J. 23.

H. Entholt.

**Sattler**, Wilhelm, geb. den 1. September 1827 in Bremen, besuchte die Bremer Gelehrtenschule, studierte 1846—49 alte Sprachen in Bonn und Göttingen, begab sich 1851 nach England, war dort seit 1854 Tutor im Hause des engl. Premierministers Lord John Russell und legte hier den Grund zu seiner genauen Kenntnis der englischen Sprache und englischen Kultur. Er kehrte 1857 nach Bremen zurück, wurde hier zuerst als wissenschaftlicher Hilfslehrer und 1858 als ordentlicher Lehrer am Gymnasium angestellt, 1879 zum Professor ernannt und trat nach vierzigjähriger verdienstlicher Amtstätigkeit in den Ruhestand. In mehreren pädagogischen Abhandlungen vertrat er, durch englische Schulverhältnisse angeregt, die Notwendigkeit der körperlichen Ausbildung der Jugend, die Beschränkung der Arbeitszeit und der Unterrichtsstunden und forderte die Aufhebung des Nachmittagsunterrichts (so in den Programmen von 1865 und 71). Er bemühte sich sehr um die Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens, war 1870—98 Vorstandsmitglied des „Kaufmännischen Vereins" (Union) und gründete und leitete die Unterrichts- und Vortragskurse desselben. Auf wissenschaftlichem Gebiet schrieb er eine größere Reihe essayartiger Darstellungen über englisches Kulturleben in Pletzers Bremer Sonntagsblatt und in der Weserzeitung. Seine Hauptaufgabe sah er in der Erforschung des modern-englischen Sprachgebrauchs auf Grund der literarischen Quellen und in enger Beziehung mit den kulturellen Bedingungen. Er veröffentlichte, abgesehen von Einzelarbeiten, in der Festschrift zum Bremer Philologentage 1899 „Proben eines deutsch-englischen

Wörterbuchs" und danach das „Deutsch-englische Sachwörterbuch" (1905), das für die Wissenschaft und Praxis von bleibendem Werte sein wird. Ein Mann von freien Anschauungen und vornehmer, edler Gesinnung, war er auch im Dienste der Wohlfahrtspflege unermüdlich tätig. Er starb am 26. September 1908.

Vgl. H. Spieß, Englische Studien, Bd. 40 (1909), S. 467 ff.

Herm. Tardel.

**Schaefer**, Johann Wilhelm, Schulmann und Literarhistoriker, Bruder des Historikers Arnold Dietrich S., Universitätsprofessors in Greifswald, dann in Bonn (1819—83), geboren als Sohn eines Lehrers in Seehausen bei Bremen am 17. September 1809, gestorben in Bremen am 2. März 1880, kam 1820 auf die Vorschule in Bremen, besuchte dann das hiesige Gymnasium, studierte von 1827—31 Philologie und Geschichte in Leipzig, wo er 1829 den philosophischen Doktorgrad erwarb, wurde 1831 provisorisch, 1835 definitiv als Lehrer an der Handelsschule in Bremen angestellt und hat hier, 1867 zum Professor ernannt, bis 1876 gewirkt. Ein trefflicher Lehrer ist er von seinem Beruf aus zu schriftstellerischer Produktion gekommen. Auf dem Gebiete der klassischen Philologie hat er sich als Verfasser zweier Schulbücher betätigt, einer „Formenlehre der griechischen Sprache, vorzüglich des attischen Prosadialekts, für die unteren Classen gelehrter Schulen" (1835, 2. Ausg. 1840) und eines unter dem Titel „Propylaea" veröffentlichten „Lateinischen Lesebuchs für Realschulen und mittlere Gymnasialklassen" (1849). Der Schwerpunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit lag aber auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte. 1836 veröffentlichte er einen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur", der sich als ein brauchbares Schulbuch erwies und 1877 in zwölfter Auflage erschienen ist, 1838 eine „Auswahl deutscher Gedichte des 18. und 19. Jahrhunderts, nach der Zeitfolge der Dichter geordnet und mit einer literarhistorischen Übersicht eingeleitet" (4. Aufl. 1893), 1853 „Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur, zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanstalten bearbeitet" (2. Aufl. 1869), 1861 „Literaturbilder, Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker, zur Belebung des Unterrichts und zur Privatlektüre" (2 Teile, 2. Aufl. 1874). Aus dem „Grundriß" erwuchs ein „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur" (2 Teile, 1842, 2. Aufl. 1855); eine bei einer Schulfeier

zu Goethes hundertstem Geburtstage gehaltene und noch 1849 gedruckte Rede über Goethe erscheint als eine Vorstudie zu seinem bekannten Buche „Goethes Leben" (2 Bände, 1851, 3. Aufl. 1877), dessen Anfänge allerdings viel weiter zurückreichen. Für die in Leipzig bei Brockhaus erschienenen „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung der allgemeinen Bildung" lieferte er eine kurze Biographie Schillers (um 1853), für eine andere im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig erschienene Sammlung „Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft" eine dreibändige „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen" (1855—57, in zweiter umgearbeiteter Auflage 1881 von Franz Muncker, dem hervorragenden Klopstockforscher, herausgegeben) und besorgte 1859 die zweite Auflage von „Oesers Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen". Reden und Aufsätze faßte er 1864 unter dem Titel „Zur deutschen Literaturgeschichte" zusammen (2. Aufl. 1873). Ihn zeichnet als Literarhistoriker sorgfältige Benutzung der Quellen, gute Urteilsfähigkeit, Sinn für übersichtliche Ordnung und klare, wenn auch nicht sehr anschauliche Darstellung aus. Er betont richtig die Zusammenhänge zwischen Leben und Dichtung, vor allem bei Goethe, aber er leugnet die Hemmung unglücklicher Talente wie Bürger und Lenz durch umgebende Einflüsse. Im allgemeinen urteilt er vorsichtig und milde. Sein politischer Liberalismus trübt ihm die Klarheit des ästhetischen Blicks kaum, was um 1848 nicht wenig bedeutet. Daß er Gottsched zu tief stellt, den Romantikern und Späteren nicht gerecht wird, Platen und Rückert für die größten Dichter der neuesten Zeit hält, erklärt sich aus allgemeinen damaligen Anschauungen. Selbständigkeit des Urteils ist ihm im übrigen nicht abzusprechen. Seine verdienstvollste wissenschaftliche Leistung ist sein Buch über Goethe, womit er, Verstreutes geschickt zusammenfassend und klug verwertend, der Goethebiographie einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Außerhalb dieses Kreises steht sein „Historischer Bericht von der Erfindung, Verbreitung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, eine Festgabe zur diesjährigen vierten Säkularfeier" (1840). Auch als Dichter hat er sich versucht. Er verfaßte den Text zu dem Riemschen Oratorium „Der Erlöser" (1839) und ließ unter dem Titel „Liebe und Leben" eine kleine Sammlung eigener Gedichte erscheinen (1852, 2. Aufl. 1859).

Rose, Bremische Geschichte, S. 369. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten des 19. Jahrh., 4. Aufl. Brockhaus, Konv. Lex. (1903) 14, 373. — Entholt, Br. J. XXIII, 94.

H. Seedorf.

**Schau**, Martin, Schmied, wurde getauft am 16. Februar 1759 in Bremen und ist verstorben daselbst am 16. März 1850. Seine Werkstatt war Auf der Hofe bei St. Stephani. Von ihm kunstvoll in Eisen getriebene, in den Jahren 1816—31 verfertigte Porträts (Friedrich der Große, Alexander, Minerva usw.) befinden sich im Besitz der Nachkommen. Ähnliche Sachen oder die nämlichen waren in der Kunstausstellung von 1833 und in der Gewerbeausstellung von 1846 ausgestellt. Seine Kunstfertigkeit hatte er ererbt von seinem Vater Martin Andreas Sch., ca. 1730—1809, von dem sich feingetriebene und geschmiedete Arbeiten: eine korinthische Säule, Insekten, Porträts, im Historischen Museum befinden. Der Kunstverein besitzt von ihm eine mit Martin Schau bezeichnete Radierung, angeblich von 1790, die der Zeitbestimmung nach freilich auch von dem Sohne angefertigt sein könnte. Martin Andreas Sch. hat sich auch wie sein Sohn Martin Sch. als junior bezeichnet, da sein Vater ebenfalls Martin hieß. Die Schaus sind eine alte Bremer Schmiedefamilie, ein Andreas Schouw wird schon 1668 erwähnt.

Joh. Focke.

**Schellhaß**, Carl Emanuel, geb. in Bremen am 28. April 1788, gest. daselbst am 7. August 1864, Kaufmann und Teilhaber einer Zuckerfabrik, widmete seine Mußestunden durch viele Jahre der Sammlung von Münzen aller Zeiten und Länder (mit Ausschluß jedoch der antiken) und verwandte die größte Mühe und Sorgfalt insbesondere auf die Sammlung der Münzen des Erzbistums und der Stadt Bremen, sowie der Herzogtümer Bremen und Verden, des Bistums Verden und der Stadt Stade. Er hat dadurch nach sachverständigem Urteil (Jungk, Bremische Münzen, S. IX) die bremischen numismatischen Denkmale in einer Vollständigkeit zusammengebracht, deren nur wenige münzberechtigte Städte Deutschlands sich werden rühmen können. Nach seinem Tode haben seine Erben die bremische Münzsammlung, um sie ihrer Vaterstadt zu erhalten, im Jahre 1870 gegen eine sehr geringe Zahlung an die Stadt abgetreten. Sie ist seither in der Stadtbibliothek aufgestellt.

Bippen.

**Scherk**, Heinrich Ferdinand, geb. zu Posen am 27. Oktober 1798, gelangte schon im zarten Alter nach Breslau, wo er seine ganze Jugend verlebte. 1818 begann er dort seine akademischen Studien; er wandte sich der Mathematik zu, für die er sich so begabt zeigte, daß der Professor H. W. Brandes ihm auf eine seiner Arbeiten hin ein Stipendium verschaffte, welches ihm eine längere Fortsetzung seiner Studien ermöglichte. Er ging dann nach Königsberg, um Bessel, und nach Göttingen, um Gauß zu hören. Nachdem er am letzten Orte am 27. August 1823 die Doktorwürde erworben hatte, trat er mathematische Lehrämter als Privatdozent in Königsberg und seit 1826 als Professor in Halle und Kiel (1833 bis 52) an.

Zur Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung zeichnete er sich durch seine deutsch-patriotische Gesinnung aus. Nach dem Siege der Dänen wurde er 1852 abgesetzt. Es wurde ihm nicht leicht, eine neue Stellung zu finden, bis er am 12. Juni 1854 zum Direktor der neu errichteten Gewerbeschule in Bremen ernannt wurde. Diese Anstalt entwickelte sich nicht und ging schon 1857 wieder ein. Sch. mußte daher eine Lehrerstelle an der Hauptschule (Abt. Handelsschule) annehmen, wurde aber erst am 22. Mai 1863 zum ordentlichen Lehrer ernannt. Er blieb in diesem Amte bis zum Frühjahr 1874 tätig. Es war ihm vergönnt, noch während einer Reihe von Jahren verhältnismäßig rüstig seinen Lebensabend zu genießen. Er starb am 4. Oktober 1885.

Als Sch. nach Bremen kam, hatte er bereits die Höhe des Lebens überschritten. Immerhin hat er hier noch 30 Jahre zugebracht und 20 Jahre in voller amtlicher Wirksamkeit gestanden. Er war ein kenntnisreicher, tüchtiger Lehrer, der klar und anschaulich vorzutragen verstand. Aber sein Hauptvorzug war die eindrucksvolle Weise, durch welche er den Hörern seine Worte einzuprägen wußte, und zwar niemals durch berechnete rhetorische Kunstgriffe, sondern nur durch die Wucht der eigenen Überzeugung. Während der ersten Winter seines Aufenthalts in Bremen hielt er eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über Astronomie. Einen so feurigen gelehrten Redner, wie er war, hatte man in Bremen noch nicht kennen gelernt. Durch die Lebhaftigkeit seiner Darstellung gelang es ihm, die Begeisterung, die ihn selbst erfüllte, auf seine Zuhörer zu übertragen; dadurch eroberte er sich im Sturme den Beifall

der gebildeten Kreise der Stadt. Es liegt in der Natur der Sache, daß derartige Vorträge sich nicht öfter wiederholen lassen. Sch. hat indessen auch in späteren Jahren oft vor kleineren oder größeren Kreisen über astronomische und verwandte Gegenstände gesprochen. Im Naturwissenschaftlichen Vereine hielt er während des Jahrzehnts 1865—74 19 Vorträge, und noch 1883 machte er eine Mitteilung über die neuen Marsbeobachtungen. Gern kam er auf seinen verehrten Lehrer Bessel zu sprechen, dem er schon 1846 in Kiel einen eindrucksvollen, begeisterten Nachruf gewidmet hatte. An Bessel knüpfte auch sein 1866 gehaltener Vortrag über den Begleiter des Sirius an, der seinem wesentlichen Inhalte nach in Abh. Nat. Ver. Br. I, S. 121 ff., wiedergegeben ist und in weiten Kreisen Interesse erregt hat.

Scherks Wirken hat in Bremen sowohl innerhalb wie außerhalb der Schule viele klarere Anschauungen vermittelt und mannigfaltige Anregungen gegeben. Sein Idealismus durchdrang sein reiches tatsächliches Wissen bis in alle Einzelheiten; auf die lichte reine Wahrheit war sein Streben gerichtet. Neben seinem Wissensdrang war echte Menschenliebe der Hebel zu allem seinem Tun; edel, wahr und klar war sein Charakter. Sein äußerer Lebenslauf war kein einfach aufsteigender; er mußte sich mit einer bescheideneren Wirksamkeit begnügen, als ihm nach seinen früheren Leistungen gebührte. Es war ihm vergönnt, sowohl sein goldenes Doktorjubiläum als auch seine goldene Hochzeit festlich zu begehen; diese Gedenktage boten vielen Gelegenheit, ihm ihre Hochachtung, Liebe und Verehrung zu bezeigen.

Abgesehen von Aufsätzen in der Tagespresse sind die erwähnte Arbeit über den Begleiter des Sirius und eine Lebensskizze von Olbers (Abh. Nat. Ver. VI, S. 1) für weitere Leserkreise bestimmt. Über die wichtigsten seiner mathematischen Schriften und über die Gedächtnisrede für Bessel vgl. Müller-Erzbachs Nachruf, S. 260 u. 262.

W. Müller-Erzbach in Abh. Nat. Ver. Bremen IX, S. 257 ff.; Bildnis ebendas. XI, Taf. 6; W. O. Focke in Festg., S. 272, mit Bildnis.

W. O. Focke.

**Schmalhausen**, Bernhard, Prof. Dr., wurde am 12. Dez. 1805 als Sohn eines Volksschullehrers in Bremen geboren. Er

besuchte selbst zuerst die Volksschule, trat dann aber, als man seine Begabung erkannte, in die Hauptschule ein, die er verließ, um in Leipzig und Jena, wo Luden eine besondere Wirkung auf ihn übte, Geschichte, Deutsch und Französisch zu studieren. In diesen Fächern hat er dann, zurückgekehrt, lange Jahre erst an der Vorschule, dann an der Handelsschule viele Generationen mit großem und verdientem Ansehen unterrichtet. 1835 wurde er ordentlicher Lehrer und am 22. Januar 1869, schon 63 Jahre alt, noch zum Vorsteher der Handelsschule ernannt, die er schon seit Ostern 1867 geleitet hatte. Bis zu seinem Tode am 10. September 1875 ist er im Amte geblieben. Eine schriftstellerische Tätigkeit hat er nicht ausgeübt, denn er wollte sein Leben lang nichts anderes sein als ein tüchtiger Schulmann. Das ist er auch in vollem Maße gewesen; fast ein halbes Jahrhundert war sein Name mit dem höheren Schulwesen Bremens eng verknüpft. Seine Liebe zu seinem Stande hat einen besonders schönen Ausdruck dadurch gefunden, daß seine 1892 verstorbene Witwe zum Andenken an ihren Gatten in ihrem Testament die sogenannte Schmalhausenstiftung begründete, ein Kapital, aus dessen Zinsen den Töchtern von Lehrern der Hauptschule eine Beihilfe gewährt werden kann, wenn sie sich für den Lehrerinnenberuf ausbilden würden. 1893 ist dieses Stipendium in Wirksamkeit getreten und später, bei der Teilung der alten Hauptschule, auch auf die Lehrer der anderen Vollanstalten ausgedehnt worden. H. Entholt.

**Schmidt**, George, geb. am 21. März 1801 in Detmold, zeigte bereits als Kind auffallendes Talent für das Violinspiel. Den ersten Musikunterricht genoß er bei seinem Vater, einem Detmolder Stadtmusikus; 1816 kam er zu Spohr nach Frankfurt a. M. und erhielt auf dessen Empfehlung seine erste Anstellung am Orchester dieser Stadt. Von 1822 ab war er Domkapellmeister in Münster. 1832 folgte er einem Rufe als Musikdirektor nach Halle und blieb dort bis 1841, während seine Frau (Tochter des Krefelder Musikdirektors Wolf), eine hervorragende Sängerin, in den Konzerten von Mendelssohn und Friedrich Schneider als beliebte Solistin mitwirkte. 1841 wurde er als Nachfolger Mühlenbruchs zum Konzertmeister des bremischen Orchesters ernannt. Man ließ ihn in Halle nur ungern ziehen. Mit Erlaubnis des Bremer Senates durfte er dort erst noch die große Aufführung des „Messias" zum drei-

hundertjährigen Jubelfeste der Reformation leiten. In Bremen fand er an Riem einen wertvollen Freund, und bis 1847 dirigierten beide abwechselnd die „Privatkonzerte", bei denen Frau Sch. als Solosängerin mitwirkte. 1853 gründete er den Cäcilienverein und brachte mit diesem im Laufe der nächsten Jahre eine ganze Reihe großer Chorwerke zur Aufführung: Oratorien von Händel, Fr. Schneider, Hiller, Mendelssohn, Haydns „Schöpfung" und „Jahreszeiten", Mozarts „Requiem" u. a. — Als Komponist hat sich Sch. in einigen Kammermusikwerken und Chorliedern betätigt, ist aber auf diesem Gebiete ohne Bedeutung geblieben. Sein Hauptverdienst beruht in seiner Tätigkeit als Violinvirtuose, Dirigent und Lehrer der Musik. Als Konzertmeister hat er für eine genauere Festsetzung der bis dahin etwas unklaren Rechte und Pflichten dieses Postens gekämpft. Er starb im Januar 1861. Sein Nachfolger wurde Theodor Böttjer.

Quellen: Rose, Br. Gesch., Akten des Staatsarchivs.

Fr. Wellmann.

**Schoene**, Christian Hermann, geb. in Bremen am 10. Februar 1763 als Sohn des schon 1765 gestorbenen Syndikus Dethard S., studierte die Rechte, wurde nach einer längern Auslandsreise 1788 Professor der Rechte am bremischen Gymn. ill., 1792 Vizesyndikus und 1804 ordentlicher Syndikus des Senats. In der französischen Zeit wurde er zuerst Munizipalrat, bald aber Präfekturrat. Gleichzeitig war er auch für die Stelle eines Kammerpräsidenten bei der cour imperiale in Hamburg in Aussicht genommen, lehnte aber diese, vom Kaiser schon vollzogene Ernennung ab. Er hat in Bremen die von der französischen Regierung an Stelle des Kollegs der Ältermänner gesetzte Handelskammer ins Leben geführt und die Organisation des neuen Handelsgerichts geschaffen, zu dessen Präsidenten er dann ernannt wurde. Er hat dieses Amt vom November 1812 bis Ende März 1814 und also noch fünf Monate über das Ende der französischen Herrschaft fortgeführt, obwohl er gleich nach der Befreiung sein Syndikusamt wieder übernommen hatte. Wie er in dieser Eigenschaft am 22. Dezember 1810 in der letzten Versammlung der Bürgerschaft vor der Einverleibung die Hoffnung des Senats ausgesprochen hatte, daß er heute nicht zum letzten Male öffentlich zu seinen Mitbürgern rede, so hatte er auch die Freude, die Bürgerschaft am 6. November 1813 zum ersten Male wieder zu begrüßen.

Am 24. Dezember 1817 wurde S. zum Bürgermeister erwählt und starb am 18. Februar 1822.

Siehe Das französische Handelsgericht u. d. französische Handelskammer in Bremen im Br. Jahrb., Bd. XXIII, 1911.

Bippen.

**Schöner**, Georg Friedrich Adolf, Maler, geb. 1774 in Maßbach bei Schweinfurt, gest. am 10. März 1841 in Bremen. Er war anfangs Schüler des Malers Geiger zu Schweinfurt, studierte dann in Dresden unter Graff, später in Paris unter David. Längere Zeit lebte er in Bern, wo er 1804 ein Porträt Pestalozzis, 1806 ein Profilbild Napoleons malte. 1807 war er in Italien, 1813, 1816 und 1820 in Bremen, wo er dann blieb. Im bremischen Privatbesitz befinden sich viele Porträts von seiner Hand. Er malte die Bildnisse von Bürgermeister Heineken (3), von Dräseke, Senator Vollmers, Arn. Duckwitz, H. H. Meier und Frau geb. Warneken, Gottfried Menken in der St. Paulikirche; bei B. Gleim, Bremen, ist auch ein Porträt Chodowieckys nach F. A. Sch. erschienen.

Erwähnt in Webers Sendschreiben über die Ausstellung von 1843 (S. 33) und in den Br. Bl. 1835, Heft I, S. 35.

S. Hurm, Manuskript.

Joh. Focke.

**Scholz**, Jean Paul Friedrich, Arzt und Schriftsteller, nach Johann (Jean) Paul Friedrich Richter, dem großen Humoristen, genannt, geboren am 18. Oktober 1831, also am gleichen Tage wie Kaiser Friedrich III., der ihm nach seinen Worten „leuchtendes Vorbild edler Menschlichkeit" war und ihn mehr angezogen hat als Jean Paul, doch auch mit diesem durch den humoristischen Zug seines Wesens verknüpft, stammte aus Buchwald in Schlesien und war das fünfte unter sechs Kindern eines Pfarrers, dessen Vater noch höriger Bauer gewesen war. In Steinau a. O. vorgebildet von seinem Vater, der dorthin als Superintendent versetzt wurde, besuchte er vom zwölften Jahre an das Gymnasium in Liegnitz, das er als Primaner verließ, um Seeoffizier zu werden. Zur Vorbereitung auf diesen Beruf nahm er eine Stelle als Schiffsjunge auf einem bremischen Kauffahrteischiff an, wo er zwei Jahre Seemannsdienste getan hat. Als er, durch eine schwere Krankheit gezwungen, längere Zeit an Land bleiben mußte, ermöglichte ihm sein Reeder Vietor, der ihm die nötigen Geldmittel zusicherte, in Breslau Medizin zu

studieren. Die älteren Brüder hatten durch die Kosten ihres Studiums die Geldmittel des Vaters erschöpft. Er machte seine Examina im neunten Semester, war drei Jahre Assistent bei dem Chirurgen Middeldorpf in Breslau, dann praktischer Arzt in dem schlesischen Städtchen Guhrau und darauf in Steinau, wo er 1864 zum Kreisphysikus ernannt wurde, und erhielt, von bremischen Freunden zur Bewerbung angeregt, wenige Jahre später die Stelle des Direktors der Kranken- und der Irrenanstalt in Bremen, die er von 1868—96 innegehabt hat. Neben den Verwaltungsgeschäften lag ihm die ärztliche Oberleitung der innern, der geburtshilflichen Abteilung und der Irrenanstalt ob. Der letzteren widmete er seine besondere Aufmerksamkeit und ist hier nachdrücklich für die Schaffung moderner hygienischer Verhältnisse wie für moderne humane Behandlung der Geisteskranken eingetreten, vor allem durch Abschaffung der Zwangsjacke und der Tobzelle, die damals von den meisten Irrenärzten noch für nötig gehalten wurden. Auch durch die Einführung moderner Behandlungsarten bei akuten Infektionskrankheiten hat er sich besonders verdient gemacht. Eine wichtige Seite seiner Tätigkeit war ihm weiter die Ausbildung und die geistige wie soziale Hebung des Pflegerpersonals. Allen Schwierigkeiten glaubte er in dieser Beziehung am besten durch Heranziehung Bodelschwinghschen Personals zu begegnen, aber in der Irrenanstalt ergaben sich nach zehn Jahren Differenzen, infolge derer die Bielefelder diese verließen, während sie im Krankenhause blieben, und mit diesen Differenzen hängt es auch zusammen, daß S. später die Direktorstelle niederlegen mußte. Er erhielt jedoch eine Pension zugebilligt, auf die er gesetzlich keinen Anspruch hatte, und ist bis zu seinem am 25. April 1907 erfolgten Tode in Bremen noch privatärztlich tätig gewesen. Seinen Bemühungen um die Ausbildung des Pflegerpersonals danken seine ersten größeren schriftstellerischen Arbeiten ihre Entstehung, die aus seinen diesem Personal gehaltenen Vorträgen erwachsen sind, populäre Darstellungen aus der Medizin und den Nachbargebieten, und solche hat er auch später veröffentlicht: „Vorträge über Irrenpflege" (1882, 2. Aufl. 1895), „Die Physiologie des Menschen als Grundlage einer naturgemäßen Gesundheitslehre, 16 Vorträge" (1883), „Naturgemäße Gesundheitslehre auf physiologischer Grundlage, 17 Vorträge" (1884), „Leitfaden der Gesundheitslehre, für Schulen" (1886, 2. Aufl. 1904), „Schlaf und Traum, eine populär-

wissenschaftliche Darstellung" (1887), „Die Diätetik des Geistes" (1887, 2. Aufl. 1890), „Die Charakterfehler des Kindes, eine Erziehungslehre für Schule und Haus" (1891, 2. Aufl. 1894), „Prostitution und Frauenbewegung" (1897). Größere, streng wissenschaftliche Veröffentlichungen setzen erst später ein. 1889 ließ er ein „Handbuch der Irrenheilkunde für Ärzte und Studierende" erscheinen, 1892 ein umfangreicheres „Lehrbuch der Irrenheilkunde für Ärzte und Studierende", 1894 eine therapeutische Studie: „Die Behandlung der Bleichsucht mit Schwitzbädern und Aderlässen", dann Arbeiten „Über Fortschritte in der Irrenpflege" (1894), „Über Reform der Irrenpflege" (1896) und über „Die moralische Anästhesie" (1904). Wie hier sind seine reichen ärztlichen Erfahrungen verwertet in dem schönen allgemeiner gehaltenen Buche, das doch in erster Linie Ärzten zugute kommen soll: „Von Ärzten und Patienten, lustige und unlustige Plaudereien" (1900, 3. Aufl. 1906), und solche Erfahrungen bilden naturgemäß auch einen wesentlichen Bestandteil der durch Inhalt und Form gleich anziehenden, von feinem Humor durchzogenen Autobiographie: „Werden u. Wachsen" (1. Teil 1896, anonym, in 2. Aufl. u. 2. Teil 1899). Diese Schriften und die beiden Sammlungen von Reden, die er in der bremischen Freimaurerloge „Friedrich Wilhelm zur Eintracht" gehalten hat — er war lange ihr Leiter —, „Sursum corda!" (1898) und „Parerga, maurische Tischreden" (1907), gewähren tiefe Einblicke in die Art dieses temperamentvollen, klugen und tapferen Mannes, der bei der Verfechtung seiner Ansichten, wenn er gereizt wurde, bis zur Ungerechtigkeit schroff werden konnte und dem doch ein so gütiges Herz eignete. Als Anhänger eines trotz allem Erdenleid in der Gewißheit ewiger Güter frohgemuten Idealismus hat er sein ganzes reiches Sein immer bewußter in den Dienst edler Menschlichkeit gestellt, wie er sie in Kaiser Friedrich III. verkörpert sah.

Bremer Nachrichten 1907, Nr. 115 (Kunoth) u. Nr. 118 (Trauerrede Pastor Dr. Portigs, Auszug). — Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, Bd. 64, 534—46 (E. Scholz).

H. Seedorf.

**Schramm**, Karl Rudolf, geb. am 28. Juni 1837 zu Brüssow in der Mark, studierte in Berlin und Erlangen Theologie und Philosophie, Dr. phil., wirkte als Prediger am Friedrichs-Waisen-

haus zu Rummelsburg bei Berlin, Archidiakonus in Königsberg, N.-M., Konsistorialrat und Hofprediger in Arolsen, von wo er am 16. Februar 1875 als Domprediger nach Bremen berufen wurde. Seine Wahl an die Jakobigemeinde in Berlin wurde vom brandenburgischen Konsistorium nicht bestätigt. Er starb hierselbst nach langem schmerzlichem Krankenlager am 7. Februar 1890, tief betrauert von einem großen Kreis treuer Anhänger in der ganzen Stadt.

Sch. war ein Mann von glänzenden Geistesgaben und verstand es, eine große, dankbare Gemeinde um sich zu scharen. Ausgegangen von der Vermittlungstheologie, ist er allmählich ein Bekenner und Verteidiger des freien Protestantismus und eifriges Mitglied des Protestantenvereins geworden, der durch gelehrte Schriften, durch Erbauungsbücher und viele Vorträge das Recht der freisinnigen Richtung in der Kirche zu erkämpfen suchte. Er hatte an Arbeit und Kampf seine Freude und verschmähte im Streite auch nicht die Waffen des Humors und der Satire, die er schonungslos gegen Gegner anwandte, deren Frömmigkeit ihm nicht ehrlich, aufrichtig und keusch genug erschien. Viele Reisen, auch nach Amerika, wo er vor den Unitariern Vorträge in englischer Sprache hielt, bereicherten seinen Geist und trugen reiche Früchte für seine ausgebreitete Wirksamkeit als Prediger und Schriftsteller, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellen wollte.

Vgl. über ihn: H. Frickhöffer: Gedächtnisrede am Sarge des Dompredigers Dr. phil. Karl Rudolf Schramm, und W. Sonntag: An Pastor Dr. Schramms Grabe im Deutschen Protestantenblatt, Jahrg. XXIII, Nr. 7 vom 15. Februar 1890.

Von seinen Schriften, die für seine gründliche, umfassende Bildung und seinen weiten Gesichtskreis zeugen, heben wir hervor: Die Versailler Friedensverhandlungen. Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift „Glossen", Band I, Heft 3. Mailand 1876, Verlag von R. Schramm. — Die Erkennbarkeit Gottes in der Philosophie und in der Religion. Ein Beitrag zu der religionsphilosophischen Frage und Prolegomena zu jeder Dogmatik. Bremen 1876, Heinsius. — Geographie von Palästina, zum Gebrauch in Seminaren, beim Katechumenenunterricht und für Lehrer. Bremen 1876, Heinsius. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, durchgesehen und mit Vorwort von Dr. Konrad Furrer. Bremen 1882. — Unser Glaube.

Ein Wegweiser auf religiösem Gebiet für denkende Christen und eine Gabe zur Konfirmation. Leipzig 1878, J. A. Barth. 1884². — Worte des Lebens. Bibl. Andachten. Leipzig 1881, Barth. — Briefe moderner Dunkelmänner. Herausgegeben von Eckart Warner (R. Schramm). Leipzig 1883, O. Wigand. II. Teil 1885, mit einem Vorwort über das Recht der Satire in der Religion, ebenda. — Italienische Skizzen. Wanderungen durch Rom und Neapel. Leipzig 1881, R. F. Albrecht. — Die Grenzen der Lehrfreiheit. Vortrag auf dem nordwestdeutschen Protestantentag in Kiel. Bremen 1884, C. W. Roussel. — Die Gefahren der Erneuerung des Klosterwesens für Deutschland, in: Deutsche Zeit und Streit-Fragen. Neue Folge. Zweiter Jahrg., Heft 12. Hamburg 1887, J. F. Richter.

O. Veeck.

**Schröder**, Alexander, Baudirektor, geb. in Dessau, verwaltete das gesamte Hochbauwesen der Stadt in den Jahren 1846—75. Das erste bedeutende Bauwerk dieser Periode, das Empfangsgebäude des Hauptbahnhofs, der 1887 der jetzigen Anlage weichen mußte, war von S., während er noch im dessauischen Staatsdienst stand, auf besondere Berufung 1845 begonnen. Die durch zwei Türme gegliederte Fassade war von schönem Rhythmus der Verhältnisse und zeigte in ihrem Rundbogenstil die damals auch durch Heinrich Müller eingeführten Münchener Einflüsse.

Unter Schröders Leitung und tätiger Mitarbeit wurde 1847 die große Krankenanstalt, 1852 das Irrenhaus erbaut, ferner die Realschule in der Anstalt durch Umbau des alten Katharinenklosters, viele Volksschulen und 1872—75 die Hauptschule, die das alte Gymnasium, die Handelsschule und eine Vorschule umfaßte. Unter den von ihm erbauten Privathäusern ist das vornehme Landhaus Coose an der Lesum zu nennen. Nach der im Jahre 1875 erfolgten Neuorganisation des bremischen Bauwesens wurde S. zum 1. Jan. 1876 mit seiner Zustimmung in den einstweiligen Ruhestand versetzt und siedelte darauf nach Dresden über, wo er am 6. Februar 1877 starb.

E. Gildemeister.

**Schröder**, Friedrich, geb. in Bremen am 29. März 1775, gest. daselbst am 3. Oktober 1835, ein Kaufmann, dessen Andenken vornehmlich dadurch lebendig geblieben ist, daß er den schon 1815 von Justus Erich Bollmann gehegten Plan einer Dampfschiffahrt

auf der Weser im Jahre 1817 verwirklichte. Sein bei Joh. Lange in Vegesack erbautes Dampfschiff „Die Weser" befuhr die Unterweser bis 1833; neben ihm von 1819—30 noch ein zweites Schiff „Herzog von Cambridge". In der französischen Zeit hat S. als Munizipalrat, von Ende 1813 als Mitglied der provisorischen Regierungskommission sich manche Verdienste um die Stadt erworben. Das Staatsarchiv besitzt ein im Frühling und im Herbst 1813 während dreier Monate von S. geführtes Tagebuch von Interesse.

A. D. B. 32, S. 512. Kindt in Abh. Nat. Ver. Br. 1868, I, S. 329. Modell des Dampfers „Weser" im Hist. Museum.

Bippen.

**Schumacher**, Hermann Albert, Sohn des gleichnamigen Senators (1808—87), Enkel des Bürgermeisters Isaac H. A. S. wurde in Bremen geboren am 15. Dezember 1839 und ist hier am 22. Juni 1890 gestorben. Die Mannesjahre seines reichen und arbeitsvollen Lebens gehören nur zur Hälfte seiner Vaterstadt, zur andern Hälfte aber dem überseeischen Reichsdienste. Allein die kurze Zeit, die ihm in einem allzu kurz bemessenen Leben für die Vaterstadt zu wirken vergönnt war, ist so reich an Erfolgen und an Anregungen auf verschiedenen Gebieten gewesen, daß ihm ein dankbares Gedächtnis gebührt. Und in ganz besonderem Maße ist die Historische Gesellschaft ihm verpflichtet.

S. hatte nach Beendigung des Gymnasialunterrichts sich zum Studium der Rechtswissenschaft auf die Universität begeben, aber er hat darneben in Jena wie in Göttingen eifrig historische Studien betrieben, denen er in allen Lebenslagen treu geblieben ist. Er hat eben diese Studien auch nach dem glänzend bestandenen juristischen Staatsexamen eine Zeitlang in Berlin noch fortgesetzt. Und im Herbst 1863, kaum zurückgekehrt nach Bremen, wo die Anwaltspraxis ihn wenig reizte, nahm er sogleich den lebhaftesten Anteil an den historischen Arbeiten, die kurz zuvor in dem Verein für bremische Geschichte und Altertumskunde einen Mittelpunkt gefunden hatten.

Es ist erstaunlich, zu sehen, wie er die verschiedenartigsten Aufgaben zugleich angriff und in allen durch scharfsinnige Kritik und klares Urteil die Kenntnis der seiner Betrachtung unterliegenden Gegenstände zu fördern und zugleich durch lebhafte, anregende Darstellung das Interesse für sie beim Leser zu wecken wußte. Das

seiner Rückkehr nach Bremen folgende Jahr 1864 steht an literarischer Fruchtbarkeit allerdings über allen späteren, aber man wird die wissenschaftliche Tätigkeit Schumachers auch in den folgenden Jahren bedeutend finden, wenn man in Betracht zieht, daß sie nicht, wie zu Anfang, fast seine einzige Beschäftigung, sondern nur die einiger Mußestunden war, die ihm neben mannigfachen praktischen Aufgaben übrig blieben.

Denn das wissenschaftliche Interesse, so lebendig es in ihm war, hat doch seiner Tatkraft niemals genügt. Es drängte ihn, am öffentlichen Leben teilzunehmen, das eben damals sich auf vielen Gebieten regte. Schon 1865 ließ er sich in die Bürgerschaft wählen, im folgenden Jahre wurde er Syndikus der Handelskammer, bald darnach auch Generalsekretär der 1865 begründeten Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. So steckte er mitten in den Aufgaben, die unser Staats- und Gemeindeleben, unser Handel und unsere Schifffahrt, namentlich seit der Norddeutsche Bund konstituiert worden war, in einem täglich wachsenden Maße zu erfüllen hatte. Als Syndikus der Handelskammer hat er bedeutenden Anteil genommen an den Arbeiten, die die Umwandlung der deutschen Handelsmarinen in eine einheitliche erforderten, wie auch an den Entwürfen zu Verträgen und Gesetzen, durch die der Norddeutsche Bund und demnächst das Deutsche Reich die Beziehungen unseres Handels und unserer Schiffahrt zum Auslande, das Auswandererwesen, das Konsulatswesen und anderes auf neue Grundlagen stellte. Die Anerkennung, die man Schumachers Tätigkeit auf diesen Gebieten in Bremen zollte, fand einen besondern Ausdruck darin, daß ihn das Haus Seefahrt am 15. Februar 1870 zum Ehrenmitgliede ernannte.

Als Sekretär der Rettungsgesellschaft hat S. in sechsjähriger Wirksamkeit viel dazu beigetragen, die von seinem Vorgänger Emminghaus geschaffene Organisation des rein humanen und zugleich eminent praktischen Unternehmens zu erweitern und dem schönen Werke in allen Teilen des Vaterlandes Herzen zu gewinnen.

Schon im Jahre 1865 hatte Schumachers Teilnahme an den Vorbereitungen für das in Bremen stattfindende zweite deutsche Bundesschießen in ihm, wie in einigen anderen, den Gedanken wachgerufen, die auf der Bürgerweide für die flüchtigen Augenblicke des Festes geschaffenen Gartenanlagen durch ihre Umwandlung in einen großen Waldpark zu einer dauernden Erholungsstätte der Bevölke-

rung Bremens zu machen. In dem zur Ausführung dieses Planes gebildeten Komitee ist S. die treibende Kraft geblieben, bis das Werk durch die Hand Wilhelm Benques seiner glänzenden Verwirklichung zugeführt wurde.

Es mag endlich noch daran erinnert werden, daß der Künstlerverein seine im Jahre 1871 ins Leben getretene neue Organisation, die sich seither durch vierzig Jahre bewährt hat, S. verdankt, und daß vornehmlich er es war, der die Bildung der Literarischen Gesellschaft des Künstlervereins hervorrief.

Daß er neben all diesen Aufgaben Muße fand, seine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen, ist gewiß ein Zeugnis seiner außerordentlichen Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit.

Im Jahre 1864 hatte die soeben in Wirksamkeit getretene neue bremische Strafprozeßordnung ihm die Anregung zu seiner historischen Erstlingsarbeit gegeben, einer auf umfangreichen literarischen und archivalischen Studien beruhenden Untersuchung über den „Ersten Schwurgerichtshof in Bremen", die eine von der fachmännischen Kritik beifällig aufgenommene Darstellung des Strafrechtsverfahrens in der Zeit der französischen Herrschaft von 1811—13 gab (Br. J. II, 539). Fast gleichzeitig mit dieser Schrift erschien der erste Band des von der Historischen Gesellschaft herausgegebenen Bremischen Jahrbuchs, zu dem S. nicht weniger als vier Aufsätze beisteuerte. Das Studium des kurz vorher erschienenen ersten Heftes des Bremischen Urkundenbuches führte ihn zu einer längern Abhandlung über die „älteste Geschichte des Bremer Domkapitels" und zu einer kürzern „über die bremischen Immunitätsprivilegien". Eine dritte Abhandlung gab, in Anknüpfung an Donandts vor dreißig Jahren veröffentlichte Arbeiten über das bremische Stadtrecht, eine Untersuchung über „das bremische Kistenpfandrecht an liegendem Gute", für die die mühselige Durcharbeitung des ältesten Lassungsbuches und des ältesten Schedebuches, beide dem 15. Jahrhundert angehörig, den Stoff boten. Ein vierter Aufsatz endlich „Zur Geschichte der bremischen Kirchenarchitektur" knüpfte an H. A. Müllers Arbeiten über mehrere bremische Kirchen an. Aber diese verschiedenartigen Leistungen, die sämtlich eine wesentliche Förderung der historischen Erkenntnis bedeuteten, genügten Schumachers Schaffenslust noch nicht. Ein im Juli des Jahres von der Historischen Gesellschaft erlassenes Preisausschreiben für eine Arbeit

über irgendein Thema der norddeutschen Geschichte lockte S. zu einer Untersuchung über das im 13. Jahrhundert verketzerte Stedingervolk. In einem Zeitraum von wenigen Wochen hat er da eine sehr umfangreiche Literatur durchgearbeitet und eine Arbeit geliefert, die von den besten Kennern der bremischen Geschichte des Preises würdig erkannt wurde, obwohl sie noch keineswegs druckreif war. Erst nach neuer Durcharbeitung erschienen „Die Stedinger" im folgenden Jahre 1865, ein Werk, das dem tapfern Bauernvolke zum ersten Male historische Gerechtigkeit widerfahren ließ, und das sowohl wegen seiner Darstellung wie wegen seiner umfassenden kritischen Behandlung Schumachers Namen in weiten Kreisen der deutschen Historiker geschätzt machte (Br. J. III, 179 ff.). Es darf wohl noch heute für das bekannteste unter Schumachers Werken gelten. Aber auch damit noch nicht genug, hat S. noch im Herbst 1864 gemeinsam mit Ehmck das von diesem schon 1862 nach einem allzu engen Plane begonnene Werk über unser Rathaus in einer vornehmlich von S. völlig umgearbeiteten Gestalt als ersten Band der „Denkmale der Geschichte und Kunst Bremens" herausgegeben, eine Arbeit, die freilich bei dem damaligen Stande der baugeschichtlichen Kenntnisse unserem schönsten alten Profanbau nicht völlig gerecht werden konnte.

Ihren Abschluß fand diese gemeinsame Arbeit der beiden Freunde zwei Jahre später durch die Herausgabe des Rechnungsbuches über den Rathausbau des 15. Jahrhunderts im zweiten Bande des Bremischen Jahrbuchs. Der gleiche Band brachte von S. einen Aufsatz über „Die Deutschherren-Kommende in Bremen"; der dritte Band eine Abhandlung über „Bremen und das sächsische Herzogtum". Im fünften Bande finden wir neben der (oben S. 296 dieses Werkes zitierten) Erinnerung an den Lützower Jäger Anna Lühring eine Arbeit „Zur Geschichte des Schüttings". Der sechste Band endlich gibt eine sorgfältige Darstellung der „bremischen Erzbischofsfehde zur Zeit des großen Sterbens, 1348—51". Wichtiger als dieser Aufsatz sind aber zwei in demselben Bande abgedruckte Berichte Schumachers, von denen der erste die Bearbeitung der bremischen Geschichtsquellen und der zweite die Vorarbeiten für eine historische Sammlung betrifft. Jener wurde seiner Absicht entsprechend die Veranlassung zur Wiederaufnahme der einige Jahre lang unterbrochenen Herausgabe der Bremischen Urkunden. Der

Bericht über die Sammlung aber, der nur die kirchlichen Altertümer umfaßt, hat seinen Wert einer allgemeinen Orientierung über die uns aufbewahrten und über viele verlorene Teile des Kunstbesitzes unserer Kirchen bis heute behauptet. Er erinnert uns zugleich daran, daß S. mit lebendigem Eifer an der Schaffung eines historischen Museums in Bremen teilgenommen hat.

Dieser Bericht war die letzte der historischen Arbeiten, die S. während seiner ersten Mannesjahre in Bremen veröffentlicht hat.

Bald darnach gelangte an ihn die Aufforderung, in den Reichsdienst überzutreten, um Deutschlands überseeische Interessen auf einem neugeschaffenen Posten als Ministerresident in Kolumbien zu vertreten. Am 7. März 1872 verließ er nach ehrenvollen Abschiedsfeiern, an denen sich viele Kreise unserer Stadt beteiligten, seine Vaterstadt und schiffte sich nach Südamerika ein. Er hat drei Jahre als Ministerresident in dem weltentlegenen Bogotá, dann acht Jahre als Generalkonsul in Newyork und nochmals drei Jahre als Ministerresident in Lima zugebracht. Wie er in diesen Stellungen die Interessen und das Ansehen des Deutschen Reiches gefördert und zahllose Anliegen deutscher Landsleute unterstützt hat, das darzustellen ist nicht Aufgabe dieser Skizze. Wohl aber muß hier darauf hingewiesen werden, daß S. auch jenseits des Meeres, auf den Höhen der Anden wie am Hudson und am Stillen Ozean, genau so wie in der Heimat, kein Genüge fand an den amtlichen Geschäften, auch wenn sie so anstrengend waren wie in Newyork oder so aufreibend und manchmal gefahrvoll wie auf dem Boden Perus. Nein, unermüdlich ist er auch drüben den idealen Aufgaben nachgegangen, die ihn daheim beschäftigt hatten. Insbesondere war es die Geschichte der Entdeckung Amerikas, die ihm fast von dem Augenblick an, wo er seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte, als hohes Ziel seiner wissenschaftlichen Tatkraft vorschwebte. Er hat dafür im Lande der Konquistadoren, wie in den Bibliotheken Newyorks viel gesammelt. Aber es ist ihm nicht vergönnt gewesen, den Plan auszuführen, der ihn bis an seinen frühen Tod begleitet hat.

Noch wenige Wochen vor seinem Ende veröffentlichte S. in der Weserzeitung einen mit diesen Studien zusammenhängenden Aufsatz über Welserfabeln. Aus dem gleichen Studienkreise ist als selbständige Schrift nur eine Untersuchung Schumachers über Petrus Martyr, den Geschichtsschreiber des Weltmeeres, Newyork 1879, er-

schienen. Hier ist zum ersten Male an die Werke des Landsmanns und Zeitgenossen des Kolumbus, der zuerst die neue Welt wissenschaftlich darzustellen bestrebt gewesen ist, die kritische Sonde gelegt, die S. in ausgezeichnetem Maße zu handhaben verstand.

Übrigens beschränkte sich Schumachers historisches Interesse für Amerika nicht auf die älteste Zeit. Auch die Periode, in der sich die neuspanischen Staaten vom Mutterlande losrissen, und die dem Freiheitskampfe folgenden Jahrzehnte fesselten seine Aufmerksamkeit. Zeuge dessen ist sein umfangreichstes Werk, die „Südamerikanischen Studien. Drei Lebens- und Kulturbilder, Mútis, Cáldas u. Codazzi, Berlin 1884.

Inzwischen waren ihm auch drüben die Angelegenheiten der Heimat niemals fremd geworden. Der Vater und andere versorgten ihn beständig mit den neuesten bremischen Publikationen, und bei gelegentlichen Besuchen Bremens wurden die alten Fäden wieder angeknüpft und neue hinzugesponnen. Das ermöglichte ihm, als er in der Mitte des Jahres 1886 nach Bremen zurückkehrte, hier rasch wieder Boden zu fassen.

Er war infolge einer schweren Krankheit und durch manche persönliche und amtliche Aufregungen in seiner Gesundheit erschüttert, zu Anfang des Jahres zur Disposition gestellt worden. Die lange Seefahrt, die ihn von Lima aus um die Südspitze Amerikas herum mit Frau und Kindern nach Deutschland zurückbrachte, hatte wohl kräftigend und erfrischend auf ihn gewirkt, aber völlig hat er doch von da an seine Gesundheit nicht wiedergewonnen.

Dennoch hielt er an seinem großen Plane, der Entdeckungsgeschichte Amerikas, und an seinen anderen amerikanischen Studien beständig fest. Und mit ihnen verwoben sich bald, angeregt durch seine Beschäftigung mit den drei genannten südamerikanischen Gelehrten, Studien über die großen Naturforscher, die um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert in Bremen und seiner Umgebung gewirkt und den Ruhm unserer Stadt erhöht hatten. Olbers, Bessel, Schröter, Harding und manche andere geringeren Ranges zogen ihn an. In einem umfangreichen Aufsatze über Joh. Hieronymus Schröters Lilienthaler Sternwarte, der 1889 in Bd. XI der Abh. Nat. Ver. erschien, hat S. mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragen und lebendig erzählt, was er über den ganzen Kreis von Freunden und Arbeitsgenossen der eben genannten hervorragenden

Männer aus den verschiedenartigsten Quellen entnommen hatte. In einem anderen Aufsatze „Bessel als Handlungslehrling in Bremen" (Br. J. XV, 1889) hat er die Anfänge des berühmten Astronomen dargestellt. In einem kürzern Artikel, der im Dezember 1888 in den Bremer Nachrichten erschien (wieder abgedruckt Abh. Nat. Ver. Bd. XV, 1901) wurde der ausgezeichnete Mechaniker Ludolf Treviranus behandelt. Die von Dr. Schilling unternommene Herausgabe der Werke von Olbers (s. oben S. 374) geht auf eine von S. gegebene Anregung zurück.

In direktem Zusammenhange mit seinen Amerikastudien stand Schumachers Beschäftigung mit J. G. Kohl, der vierzig Jahre vor S. gleichartige Pläne verfolgt hatte. Daraus ging der schöne Aufsatz über J. G. Kohls amerikanische Studien hervor, den die Deutschen geogr. Bl. 1888 in Bd. XI veröffentlichten.

Aber auch seine alten Studien über bremische Geschichte nahm S. bald wieder auf. Bei der Feier des 25 jährigen Bestehens der Historischen Gesellschaft hielt er am 19. März 1887 einen inhaltreichen Vortrag über die neueren Arbeiten für bremische Geschichte (abgedr. Br. J. XIV, 88 ff.). Aber auch sonst trug er ältere und neue Arbeiten in der Histor. Gesellschaft vor, von denen nur eine nach seinem Tode im Br. J. XVI abgedruckt worden ist, die über Bremen und die portugiesischen Handelsfreibriefe handelte. Lebhaft beschäftigte ihn ein Plan, die Charakterbilder merkwürdiger bremischer Persönlichkeiten des 18. und 19. Jahrhunderts zu zeichnen. Von ihnen ist indes nur eins fertiggestellt, das den Schiffskapitän und spätern Reeder Carl Philipp Cassel (1742—1807) in anziehender Weise darstellt, aber bisher nicht veröffentlicht worden ist.

Noch einmal hat S. auch an einer praktischen Aufgabe, an den Vorbereitungen für die im Sommer 1890 in Bremen abgehaltene große Gewerbe- und Industrieausstellung, mit lebhaftem und anregendem Interesse sich beteiligt. Aber mitten während dieser Arbeiten ergriff ihn im Winter 1889/90 die grausame Krankheit, der er bald nach der Eröffnung jener Ausstellung, wenig über 50 Jahre alt, erlag.

Ein Mann von eminenter Begabung, von der noch reiche Früchte hätten erwartet werden können, ist mit S. viel zu frühzeitig aus dem Leben geschieden. Es war vielleicht ein Fehler, daß S., nicht auf eigenen Antrieb, sondern auf Veranlassung anderer, in den aus-

wärtigen Dienst gezogen wurde, in dem er nach ihrer Meinung noch besser als im heimischen seine großen Fähigkeiten nutzbar machen würde. Denn eben für eine diplomatische Tätigkeit, wie er sie in den südamerikanischen Staaten ausüben sollte, fehlten ihm doch manche Erfordernisse. In der Heimat, in der ihm eine Stelle im Senate schwerlich verschlossen geblieben sein würde, hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach nützlicher wirken können als draußen und neben den praktischen Aufgaben, die ihn reizten, auch auf wissenschaftlichem Gebiete seinem Namen ein noch höheres Ansehen erworben haben, als nun der Fall gewesen ist.

Nachruf vom Unterzeichneten in der W.-Z. vom 29. Juni und 1. Juli 1890.

Bippen.

**Schurtz**, Heinrich, wurde geboren am 11. Dezember 1863 in Zwickau (Sachsen) als Sohn eines Arztes. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und bezog Ostern 1885 die Universität Leipzig, wo er Naturwissenschaften im allgemeinen und — hauptsächlich unter Friedrich Ratzel — Geographie und Ethnologie im besonderen studierte. 1889 promovierte er, habilitierte sich 1891 an der Universität Leipzig für Geographie und folgte im Frühjahr 1893 einem Rufe als Assistent an das städtische Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen. Am 2. Mai 1903 ereilte ihn in dieser Stellung der Tod.

S. wird als ein stiller und in sich gekehrter, allem Äußerlichen abholder Mensch geschildert, der sich nicht gern in einem größeren Kreise bewegte; er ist darum auch in der Öffentlichkeit wenig hervorgetreten. Um so reicher war sein Innenleben, bestimmt durch eine selten hohe wissenschaftliche Begabung; sein Arbeitszimmer war seine eigentliche Welt. Eine ausgesprochene Neigung führte ihn der intensiven Beschäftigung mit den Naturwissenschaften zu.

Der Eintritt in das Geographische Seminar der Universität Leipzig hat richtunggebend auf Schurtz' Studien im einzelnen eingewirkt, und die Anregungen, die er im Verkehr mit seinem Lehrer und späteren Freunde Friedr. Ratzel empfing, sind maßgebend geworden für die ganze Entwickelung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. Das Streben der Ratzelschen Schule, an ihrem Teile mitzuwirken bei den Bemühungen, die Ethnologie, diesen jungen Zweig der Geographie, auf eine wohlbegründete wissenschaftliche Basis zu

stellen und ihr die Geltung einer selbständigen Universitätsdisziplin zu erringen, fand in S. einen verständnisvollen und tätigen Mitarbeiter; die von Ratzel postulierte und dem sogenannten „Völkergedanken" gegenübergestellte „geographische Methode" machte auch er zur Grundlage seiner wissenschaftlichen Untersuchungen. In enger Verbindung mit einer ethnographischen Sammlung wie der Bremens, deren Bedeutung schon durch ihr verhältnismäßig hohes Alter charakterisiert ist, und die unter der Leitung des Direktors Schauinsland, der S. nach Bremen berief, immer mehr zu einer der ersten völkerkundlichen Sammlungen des Kontinents heranwuchs, entfaltete S. die in ihm schlummernden Kräfte. Hier schuf er in emsiger zehnjähriger Arbeit, nur unterbrochen durch Studienreisen nach Spanien, Nordafrika und Kleinasien, seine gedankenreichen Werke, die zu den besten der ethnologischen Literatur gehören und der wissenschaftlichen Völkerkunde teilweise ganz neue Wege gewiesen haben.

Den Schwerpunkt seines Ingeniums bildete seine philosophische Begabung, und somit war die psychologische Seite der Probleme, die er in Angriff nahm, diejenige, die ihn am meisten anzog. Folgerichtig lag es in seiner Art, jede Materie von einer höheren Warte aus zu beurteilen, und auch seine Einzeluntersuchungen führten ihn leicht dazu, weit über sein spezielles Material hinausblickend Thesen von allgemeinerer Gültigkeit aufzustellen. Vielerwärts in seinen Schriften tritt die Tendenz offen hervor, zu systematisieren; sein Streben geht immer darauf hinaus, das Ganze zu erfassen. Daß er somit die deduktive Methode gegenüber der induktiven bevorzugte, lag nahe; ob sie ihn immer zu den richtigen Schlüssen geführt hat, diese Frage kann hier nicht diskutiert werden und ist heute vielleicht überhaupt noch nicht zu beantworten. Jedenfalls ist S. seiner Zeit in vielem vorausgeeilt. Ein tragisches Geschick hat ihm, dessen Geist zahllose Ideen und Pläne bewegten, die Feder aus der Hand genommen, lange bevor man die reifsten Früchte seines universellen Wissens und seines tiefgründigen Denkens hätte erwarten dürfen.

Von seinen Werken, die — zumeist in geistvoller, glänzender Sprache geschrieben — eine Unmenge von Material verarbeiten, eine Fülle von neuen Gedanken bringen und reiche Anregung bieten, seien nur die folgenden kurz charakterisiert.

Seiner Dissertation, die „Das Wurfmesser der Neger" auf Grund der geographischen Methode behandelt (Internat. Arch. f. Ethno-

graphie, Bd. II, 1889), folgten die „Grundzüge einer Philosophie der Tracht" (Cotta, Stuttgart 1891), die den Anfang seiner soziologischen Arbeiten bilden. 1893 (J. J. Weber, Leipzig) erschien der „Katechismus der Völkerkunde", der die Haupttatsachen der wissenschaftlichen Ethnographie, soweit sie bis dahin als sicher bekannt waren, in knapper, übersichtlicher Form zusammenfaßt. Eine vergleichende Untersuchung über „Das Augenornament und verwandte Probleme" (Hirzel, Leipzig 1895) zeigte einen neuen Weg, wie man verwandtschaftliche Beziehungen zwischen räumlich getrennten Völkerschaften auffinden kann. In seinem „Grundriß einer Entstehungsgeschichte des Geldes" (Felber, Weimar 1898) beschäftigt er sich eingehend mit dem Begriff Geld, indem er ihn nicht nur nach der ethnologischen, sondern auch nach der nationalökonomischen Seite hin aus einem umfassenden Material heraus entwickelt und scharf umgrenzt. Seiner eingehenden Monographie über „Das afrikanische Gewerbe" (Teubner, Leipzig 1900) wurde von der Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig ein Preis zuerkannt. Noch in demselben Jahre erschien im Verlage des Bibl. Instit. die „Urgeschichte der Kultur", Schurtz' Hauptwerk (neben dem folgenden). Eine gewaltige Menge von Material und Ideen mit souveräner Hand zusammenfassend und ordnend läßt der Verfasser hier vor den Augen des Lesers unter dem Gesichtspunkte der Entwickelung in gedrängtester Form eine Menschheitsgeschichte entstehen, deren Hintergrund seine eigene Weltanschauung bildet; die „Urgeschichte" ist sein persönlichstes Werk. Zu den vielen Problemen, die S. in dieser Arbeit in übersichtlicher Kürze erörtert hatte, beabsichtigte er nach und nach in Einzeluntersuchungen noch intensiver Stellung zu nehmen; nur für die Grundformen der Gesellschaft aber hat er dieses Vorhaben noch ausführen können in „Altersklassen und Männerbünde" (Reimer, Berlin 1902); hier kommt er zu neuen Ergebnissen hinsichtlich der Entstehung der menschlichen Gesellschaft: als eines ihrer wichtigsten Elemente erkennt und würdigt er neben der Familie vor allem auch die Verbindungen der Männer untereinander.

Die zahllosen kleineren Schriften Schurtz', auch die erst nach seinem Tode erschienene „Völkerkunde" (Deutike, Wien 1903), können hier leider im einzelnen nicht behandelt werden. Nicht unerwähnt lassen dürfen wir aber seine Mitarbeit an der Helmoltschen Weltgeschichte, die auf enthropogeographischer Grundlage aufgebaut ist, und für die

er vor allem die Abschnitte Hochasien, Westasien, Afrika und Pyrenäische Halbinsel im Sinne der Ratzelschen Schule schrieb.

Die Persönlichkeit und das Lebenswerk Schurtz' fanden bisher ihre eingehendste Würdigung durch Fr. Ratzel in den Deutschen Geogr. Blättern, Bd. 26, S. 51 ff. J. Weißenborn.

**Schütte**, Franz Ernst, geb. 21. November 1836, gest. 11. Febr. 1911, Sohn des Kaufmanns, späteren Ältermanns Albrecht Nicolaus S., war in der Lehre bei der Tabakfirma Lüttge & Horst, bildete sich weiter in mehrjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika und trat am 1. Januar 1861 als Teilhaber in das Geschäft seines Vaters, das fortan die Firma Albt. Nics. Schütte & Sohn führte und zu jener Zeit Waren verschiedener Art aus den Vereinigten Staaten importierte. Nach des Vaters Tode, 1862, trat auch der jüngere Sohn Carl, aus Amerika zurückkommend, in die Firma ein. Als bald darauf das in Pennsylvania 1859 zuerst in ergiebiger Ausbeute erbohrte Erdöl auf den europäischen Markt kam, nahmen die Brüder S. den neuen Artikel auf, während andere Importhäuser es verschmähten, sich mit einer so feuergefährlichen und widerwärtigen Ware zu befassen; sie traten mit dem Geestemünder Spediteur Wilh. A. Riedemann in Verbindung und betrieben ein regelmäßiges Einfuhrgeschäft, das namentlich seit der Fertigstellung des ersten transatlantischen Kabels (1869) rasch aufblühte. Die Firma wurde bald maßgebend für das deutsche Petroleumgeschäft, und die Tatkraft ihrer Inhaber hat Bremen trotz seiner ungünstigen Wasserverbindungen mit dem Inlande für Jahrzehnte zum größten deutschen Petroleumeinfuhrhafen erhoben. Franz S. war es insbesondere, der Mitte der achtziger Jahre, während bis dahin das Petroleum in Fässern mit Segelschiffen angebracht werden mußte, den Übergang zur Beförderung in Tankschiffen durchsetzte, bei der Feuergefährlichkeit der Ware ein Wagnis, das jedoch nach anfänglichen Schwierigkeiten zu einem ungeahnten Aufschwunge des Geschäfts führte; 1886 fuhr der erste, in England gebaute Tankdampfer über den Ozean. Als gegen Ende dieses Jahrzehnts die seit 1872 in Amerika bestehende Rockefellersche Standard-Oil-Company Anstalten traf, die Petroleumeinfuhr in Deutschland selbst zu übernehmen, fand sie in der Schütteschen Firma eine Macht vor, die sie nicht ohne weiteres beiseite schieben konnte. Die Firma, die bis

dahin mit der St.-O.-C. nicht in Verbindung gestanden hatte, einigte sich mit ihr 1890 zur Gründung der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft mit dem Sitz in Bremen, deren Aktienkapital genau zur Hälfte auf die St.-O.-C. und zur anderen Hälfte auf die beiden Schütte und Riedemann verteilt wurde. Schließlich drängte allerdings die zunehmende Übermacht der Amerikaner zu einer Auseinandersetzung, die 1904 vollzogen wurde durch Übernahme des gesamten Aktienkapitals seitens der St.-O.-C. unter Verlegung des Sitzes der deutschen Gesellschaft nach Hamburg.

Diese Verhältnisse forderten starke, bis zur Rücksichtslosigkeit entschlußfähige Persönlichkeiten. Franz S. war eine solche. Schon seine äußere Erscheinung, sein wuchtiger, vollbärtiger Kopf mit breitgewölbter Stirn und energisch aufgeworfenen Lippen, verkündete eine urwüchsige Willenskraft. In seinem Handeln wie in seinem Sprechen war er ohne Umschweife; schlicht und klar traf er schnell den Kern der Sache; wenn die Gelegenheit sich bot, stachelte ihn ein ursprünglicher, mitunter derber Humor. Ein scharfer, praktisch-logischer Verstand kam ihm nicht nur in seinem Beruf, sondern auch bei den vielen anderen Aufgaben, die an ihn herantraten, zustatten. So bewährte er sich, seit 1869 Mitglied der Handelskammer, 1874 als Vertreter des Handelsstandes in einer vom Bundesrat berufenen, größtenteils aus Juristen bestehenden Kommission zur Vorberatung des Entwurfs einer Reichskonkursordnung und ebenso im Jahre 1895 als Mitglied einer Kommission des Reichsjustizamts zur Revision des Handelsgesetzbuches, in der er mit dem Präsidenten des hanseatischen Oberlandesgerichts, Dr. Sieveking, die Hansestädte vertrat. Die Handelskammer zählte ihn zunächst bis 1885, dann von 1887 bis 1901 zu ihren Mitgliedern; in der zweiten Periode widmete er sich namentlich Verkehrsangelegenheiten, an erster Stelle der Förderung des Mittellandkanals. Auch in der Bürgerschaft hat er zwölf Jahre, von 1867 bis 1878, mitgearbeitet. Arbeit war ihm zu allen Zeiten seines Lebens ein Bedürfnis, er konnte die Hände nicht in den Schoß legen; kaum hatte er ein Unternehmen zustande gebracht, beschäftigten ihn schon wieder neue Pläne, und mit überraschender Schnelligkeit führte er sie meist aus.

Als ihm aus seinen glücklichen Geschäftserfolgen erhebliche Mittel zur Verfügung standen, trieb es ihn, seiner Vaterstadt damit zu dienen. 1876 trat er zuerst einem Ziele näher, das ihm nach der gelegentlichen

Aussage eines Altersgenossen schon als jungem Manne vorgeschwebt hatte: der Restaurierung des Bremer Doms. Er überwies damals dem Doneldeyfonds der Domgemeinde (so benannt nach dem im 14. Jahrhundert um den Ausbau des Doms verdienten Ratmann D.) eine namhafte Summe für Prämien bei einer, — allerdings erst später ausgeschriebenen —, Konkurrenz. In demselben Jahre wurde er zum Mitgliede des Vorstandes des seit 1866 bestehenden Bürgerparkvereins gewählt, dessen Vorsitz er 1877 übernahm. Dom und Bürgerpark waren von nun an bis zu seinen letzten Tagen seine liebsten Werke. Reiche Geschenke hat er für beide gemacht, aber er verstand es auch, andere vermögende Mitbürger für sie zu interessieren. So konnte bis 1901 die Domkirche, zu deren Bauherrn S. seit 1881 gehörte, einschließlich der von ihm allein gestifteten inneren Ausmalung vollendet werden; der Bürgerpark wurde eine immer schönere Erholungsstätte der bremischen Bevölkerung, 1906 erweitert durch ein dem Staate gehörendes Areal für einen „Stadtwald", dessen Anlagekosten S. schenkte. In beiden Richtungen, der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt und der Verschönerung seiner Vaterstadt, hat Franz S. seine schöpferische Freigebigkeit wie auch seinen Gedankenreichtum beständig walten lassen. Er schuf 1902 bei seiner silbernen Hochzeit eine „Schillerstiftung" für jährlich sechs Theatervorstellungen für Volksschüler. 1904 folgte die Schenkung eines botanischen Gartens nebst dem Unterhaltungskapital. An Kunstwerken verdankt Bremen ihm allein das Reiterstandbild Kaiser Friedrichs und einen die Wallanlage zierenden Rosselenker, beide von Tuaillon, ferner zwei kleinere reizvolle Werke von Dennert, den Turmbläserbrunnen neben dem Dom und eine Marmorgruppe im Bürgerpark. Als Vorsitzender des Komitees für die Errichtung eines Bismarckdenkmals konnte S. noch im Juli 1910, freudig bewegt, das neben dem Dom stolz aufragende Meisterwerk des von ihm hochgeschätzten Bildhauers Adolf Hildebrand dem Senat übergeben. Nicht erlebt hat er die Vollendung eines anderen von ihm angeregten Kunstwerkes in der Nachbarschaft des Doms, des von Gabriel v. Seidl aufgeführten neuen Stadthauses. Die Baukosten hatte er dem Staat verschafft, indem er zum Ankauf eines umfangreichen staatlichen Baugeländes eine Aktiengesellschaft gründete. Aber auch manche intimere Stiftung ist von ihm ausgegangen, so die Ausschmückung des großen Saales

des Künstlervereins mit Wandgemälden von Arthur Fitger. Er liebte es, aus eigenem Antriebe vorzugehen, war aber auch Anregungen anderer zugänglich.

Neben der Fülle seines gemeinsinnigen Wirkens steht das unermüdliche Streben, das S. bewiesen hat, um Bremens Handel, Schiffahrt und Industrie zu fördern. In seiner Antwort auf die Glückwünsche der Handelskammer zu seinem siebzigsten Geburtstage bezeichnete er es als seinen großen Kummer, daß es nicht in seiner Macht gelegen habe, das von ihm aufgebaute große Petroleumgeschäft Bremen zu erhalten; er sei jedoch seit Jahren bemüht gewesen, neue Geschäfte heranzuziehen und neue Unternehmungen ins Leben zu rufen. Diese Bemühungen setzten in großem Maße schon bald nach der Gründung der D. A. P. G. ein. Zusammen mit dem Bankier Bernh. Loose, mit dem er auf die Tüchtigkeit des die Joh. Langesche Werft in Vegesack leitenden Schiffsbauingenieurs Nawatzki aufmerksam geworden war, nahm er 1893, als sich die deutsche Schiffbauindustrie in lebhafter Entwickelung befand, eine Gelegenheit wahr, jene Werft anzukaufen. Die hieraus entstandene Aktiengesellschaft „Bremer Vulkan" hat sich unter dem Vorsitz Schüttes im Aufsichtsrat blühend entwickelt. In das folgende Jahr fiel, ebenfalls in gemeinsamer Unternehmung mit Loose, die Gründung der Bremen-Vegesacker Heringsfischereigesellschaft, durch die im Wettbewerb mit Emden, dem Stammsitz der deutschen Heringsfischerei, dieser Erwerbszweig an der Weser zuerst angesiedelt wurde. Zwei Jahre weiter wieder ein neues Unternehmen: die Dampfschiffahrtsgesellschaft „Argo", die, zunächst für die Fahrt in der Ostsee und nach Westindien bestimmt, im zweiten Jahre ihres Bestehens die englischen Linien des Norddeutschen Lloyd übernahm. Als sie 1901 auch eine regelmäßige Verbindung mit dem Mittelmeer einrichtete, nahm S., der Vorsitzer ihres Aufsichtsrats, einen schon vorher von anderer Seite erfolglos betriebenen Plan wieder auf, der sowohl dem Verkehr der neuen Linie dienen als auch einen bis dahin zurückgebliebenen Handelszweig Bremens, den Südfruchthandel, besonders mit Apfelsinen, ausgestalten sollte, die Einführung von Früchteimportauktionen nach englisch-hamburgischem Muster. So entstand 1902 die Fruchthandelgesellschaft m. b. H. unter Schüttes Vorsitz im Aufsichtsrat. Auf dem Gebiete der Schiffahrt sind noch zu verzeichnen seine frühere Beteiligung an der

Gründung der beiden bremischen Schleppschiffahrtsgesellschaften, 1886 für den Oberweserverkehr und 1890 für die Unterweser, ferner 1905 seine Mitwirkung bei der Gründung der den direkten Verkehr Bremens mit der Westküste Südamerikas neu aufnehmenden „Rolandlinie". Nicht alle diese Unternehmungen waren stets glücklich in ihren Ergebnissen. S. hat aber zähe festgehalten an seinen Zielen, die in erster Linie darin lagen, Bremens Bedeutung zu heben, und seine Mitunternehmer haben ihm ihr Vertrauen bewahrt. Nicht zum wenigsten bestand aber der Einfluß Schüttes auf kaufmännischem Gebiete in seiner vielfachen kommanditistischen Beteiligung an kleineren und größeren Handelsgeschäften verschiedener Zweige, in dem Ansporn, den er hierdurch und mit seinem praktischen Rat manchem jungen Kaufmann gegeben hat. Auch als er eine eigene Geschäftstätigkeit nicht mehr ausübte, blieb er eine charakteristische Erscheinung an der Börse, mit dem lebhaftesten Interesse alle Vorgänge verfolgend, befruchtend und ermutigend wirkend. Die Handelskammer hat diesen großen Kaufmann dadurch geehrt, daß sie schon bei seinen Lebzeiten im Börsensaal sein Relief in Marmor angebracht hat, neben denen anderer großer Förderer von Handel und Schiffahrt, Arnold Duckwitz, H. H. Meier, Chr. Papendieck. Der Senat würdigte 1901, nach der Vollendung des Doms, durch die Verleihung der goldenen Staatsmedaille die vielseitigen Verdienste des unter seinen Mitbürgern so mächtig emporragenden und doch mit ihnen durch seine volkstümlichen Schöpfungen so innig verbundenen Mannes.

J. Rösing.

**Segelken**, Melchior Hermann, Dr. med., geb. den 29. Januar 1814 in Bremen, gest. daselbst den 13. Dezember 1885. Er studierte in Halle, Heidelberg und Würzburg und ließ sich 1840 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. S. betrieb neben seinem Beruf außer der Pflege der Musik besonders eifrig das Studium der Kunstgeschichte. Sein Hauptinteresse widmete er dem italienischen Holzschnitt, den er in einem ausführlichen Werke behandelte. Das Manuskript dieser Arbeit und seine große wertvolle Sammlung altitalienischer Holzschnitte vermachte er letztwillig dem Kunstverein.

S. Hurm, Verz., S. 158. Joh. Focke.

**Smidt**, Heinrich, geb. in Bremen am 28. Januar 1806, gest. daselbst am 20. August 1878, Sohn des Folgenden, studierte noch

in Heidelberg die Rechtswissenschaft, als er im Jahre 1827 berufen wurde, den Senator J. C. F. Gildemeister nach Rio de Janeiro zu begleiten, wo ein Handelsvertrag zwischen den Hansestädten und Brasilien abgeschlossen wurde. Nach der Rückkehr beendete er seine Universitätsstudien mit der Doktorpromotion; 1829—32 bekleidete er das Amt eines Sekretärs der Senatskommission für auswärtige Angelegenheiten, war auch in dieser Eigenschaft mit dem Vater zeitweise in Frankfurt. Im Jahre 1832 gab er daneben das Politische Wochenblatt für die freie Hansestadt Bremen heraus. Von Ende 1832 bis Ende 1843 war er Archivar in Bremen, ein Amt, das seinen Fähigkeiten und seinen Interessen in besonderem Maße entsprach. Von Ende 1843 bis zum April 1849 war er Syndikus des Senats. Dann trat er, weil die neue Verfassung das Amt der Syndiker beseitigt hatte, auf Grund eines Spezialgesetzes am 30. April 1849 in den Senat ein, dem er bis zu seinem Tode angehört hat. Auch hier war er, wie schon als Legationssekretär und Syndikus, vielfach mit auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, daneben mit Handels- und Schiffahrtssachen und verwandten Geschäften. Als Inspektor des Archivs hat er bis an sein Lebensende auch wieder an der Ordnung und an der Ausnützung des Staatsarchivs für historische Studien eifrig mitgewirkt.

Ein Lebensbild habe ich von ihm gleich nach seinem Tode in der Weserzeitung entworfen, das im Br. J., Bd. 10, S. 1 ff., wieder abgedruckt ist.

Bippen.

**Smidt**, Johann, der hervorragendste Staatsmann, den Bremen im 19. Jahrhundert gehabt hat, war am 5. November 1773 als Sohn des gleichnamigen Predigers an der Stephanikirche in Bremen geboren. Nach dem Besuche der Schule und zweijährigem Studium am Gymn. ill. seiner Vaterstadt ging er Ostern 1792 zur Fortsetzung seiner theologischen Studien nach Jena. Seine Absicht war von vornherein und blieb auch während der akademischen Jahre beständig, Prediger zu werden. Schon zu Anfang 1794 hat er deshalb vor dem Ministerium in Bremen sein Kandidatenexamen abgelegt, dann aber seine Studien in Jena noch drei Semester fortgesetzt. Hier machte er damals (Sommer 1794) die Bekanntschaft Fichtes, der in einem durch mehr als ein Jahr fortgesetzten vertrauten Freundschaftsverkehr einen großen Einfluß auf Smidts

Charakterentwickelung gewann. Am Schlusse einer im Sommer 1797 mit zwei Freunden unternommenen Reise durch die Schweiz ließ sich S. am 1. September in Zürich zum Prediger ordinieren. Gleich nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt übertrug ihm der Senat die seit längerer Zeit erledigte Stelle eines Professors der Philosophie am Gymnasium illustre. Diese Stellung, die eigentlich eine Sinekure war, weil es dem Gymnasium an Studenten fast schon gänzlich fehlte, gab S. doch einen festen Standpunkt, von dem aus er seine Fähigkeiten für das öffentliche Leben seiner Vaterstadt und bald für einen noch weitern Kreis in Wirksamkeit setzen konnte.

Vorträge, die er vor zahlreichen Männern und Frauen über das Interesse an der Menschengeschichte hielt, bahnten ihm den Weg von philosophischen Spekulationen zur Teilnahme am politischen Leben, das denn freilich mit jedem Tage interessanter wurde. Aber von der großen Weltbühne wandten sich seine Blicke alsbald auf den engern Kreis, in dem zu wirken er entschlossen war, kaum so sehr auf den engsten, seine Heimat, wie auf die Hansestädte insgemein. Im Jahre 1799 begründete er, nachdem er sich die Unterstützung einer Reihe geachteter Männer in Bremen, Hamburg und Lübeck gesichert hatte, unter dem Namen „Hanseatisches Magazin" eine Zeitschrift, die er bis 1804 in sechs Bänden geleitet hat. Er selbst hat wenig für sie geschrieben. Dies Wenige aber bezeugt den mehr und mehr in ihm erwachten realistischen Sinn. Die gleiche, auf die praktischen Erfordernisse des Lebens gerichtete Begabung wird mutmaßlich Smidts Tätigkeit im Bürgerkonvente, von der wir keinerlei nähere Kunde besitzen, erwiesen haben. Denn nur so ist es zu verstehen, daß, allem Herkommen entgegen, am 13. Dezember 1800 die vier durchs Los bestimmten Wahlherren des Senats den Prediger und Professor der Philosophie zum Ratsherrn erwählten.

Mit S. wurde dem Senate eine Persönlichkeit zugeführt von umfassender geistiger Bildung, von scharfem Verstande, von einer seinem lebhaften Temperamente entsprechenden raschen Auffassung und von einer Willensstärke, die sich nicht leicht durch Gegenstrebungen von ihrem Vorhaben abdrängen ließ. Und diesen Anlagen kamen nun die Zeitumstände in außerordentlichem Maße entgegen, um sie nach und nach zu wahrhaft staatsmännischen Fähigkeiten zu entwickeln. Es ist ein außerordentliches Glück für Bremen, vielleicht für die

Hansestädte, gewesen, daß S. zur Teilnahme an der Regierung seines kleinen Heimatsstaates berufen wurde, bevor die Stürme einsetzten, in denen die Städte ihre Selbständigkeit auf einige Zeit verlieren sollten, um sie dann in der Neuordnung Deutschlands sich wieder zu erringen.

Eben mit diesen Bestrebungen fängt die Reihe der glänzenden Verdienste an, die S. sich um Bremen erworben hat. Was in dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts vor der Einverleibung Bremens in das französische Reich vorangegangen war, war eine Schulung gewesen, in der der jugendliche Idealismus, mit dem S. in das Ratsherrenamt eingetreten war, unter schmerzlichen Erfahrungen zurechtgehämmert wurde zu dem Realismus des Staatsmannes. Nicht, als ob S. die ideale Gedankenrichtung, die sein ganzes Jugendalter beherrscht hatte, jemals verloren hätte; aber ein anderes ist es, ideale Ziele zum Inhalt seines Lebens zu machen, und ein anderes, sie als ein Element in die praktische Tätigkeit für das Gemeinwohl aufzunehmen. Rein ideale Güter, vor allem die Liebe zur Vaterstadt und zum Vaterlande, sind immer die helleuchtenden Flammen geblieben, unter deren erwärmender Kraft auch Smidts staatsmännische Wirksamkeit gedieh, die er aber zur rechten Zeit in reale Werte umzusetzen verstand.

Diese schwere Kunst hat er erst unter den Drangsalen lernen müssen, die seit dem Herbste 1806 durch die napoleonische Vergewaltigung über die Städte kamen. Da wurden die falschen Ideale zerschlagen, an denen er mit allen seinen Genossen bis dahin gehangen hatte, die Meinung, daß die Auflösung des altersschwachen Reichsverbandes die Städte auf den Gipfel der Freiheit geführt habe, ein Ausfluß der andern falschen Vorstellung, die in der 1803 von den europäischen Mächten ausgesprochenen beständigen Neutralität der Reichsstädte einen wertvollen Besitz erblickte.

S. hatte an der Erwerbung dieses vermeintlichen Gutes, das die Städte ein Jahrhundert lang erstrebt hatten, in den ersten Jahren seiner senatorischen Zeit, wenn auch weit zurückstehend hinter Georg Gröning, mitgearbeitet. Er glaubte trotz der üblen Erfahrungen, die Bremen gleich darauf gemacht hatte, noch drei Jahre später an die Kraft der schönen Idee, die zum Besten der Allgemeinheit inmitten des Waffenlärms einige Inseln des Friedens erhalten zu sehen wünschte. Er hatte, als er im Herbste 1806 Bremen zum

ersten Male im auswärtigen Dienste vertrat, in den lübeckischen Konferenzen, die Vertreter Lübecks und Hamburgs zu seiner Ansicht herübergezogen, daß die nach dem Untergange des Reiches völlig isoliert dastehenden Städte in der kosmopolitischen Sphäre, auf die ihr Handel sie hinwies, ihre Bedeutung und auch ihre staatliche Sicherheit suchen müßten.

Grausame Enttäuschungen blieben in den folgenden Jahren nicht aus, in denen die Kontinentalsperre die Grundlage der erträumten kosmopolitischen Stellung der Städte zerstörte und die tatsächliche, wenn auch noch nicht formell erklärte französische Gewaltherrschaft die staatliche Unabhängigkeit fast völlig illusorisch machte; vollends aber, als im Dezember 1810 Napoleon mitten im Frieden die wehrlosen Städte seinem Reiche einverleibte.

S. mußte im Anfange des Jahres 1811 zusammen mit Vollmers (s. diesen weiter unten) nach Paris reisen, wo der Syndikus Heinrich Gröning sich schon seit längerer Zeit befand, um dort dem Kaiser die Huldigung seiner neuen Untertanen darzubringen und dem Minister des Innern mancherlei Aufklärungen über die öffentlichen Verhältnisse Bremens zu geben. Er lernte dort zum ersten Male sich in der großen Welt bewegen, ohne daß er damals ahnen konnte, wie bald schon die gewonnene Sicherheit ihm in ganz anderen Lagen zustatten kommen sollte.

Dann zog er sich auf das neutrale Gebiet des Notariatsgeschäfts zurück, das ihm infolge des allgemeinen Vertrauens, dessen er sich unter seinen Mitbürgern zu erfreuen hatte, nach dem Verluste seines Amtes eine ausreichende Existenz für seine Familie sicherte. Ehrenamtlich bekleidete er daneben, wie schon vor der französischen Zeit, die Stelle eines Scholarchen, um so auf dem Gebiete des höhern Schulwesens wenigstens etwas für die Vaterstadt zu wirken.

Ihm blieb dabei Zeit genug, mit auswärtigen Freunden zu korrespondieren und dadurch, wie vorsichtig auch die Briefe gehalten werden mußten, etwas mehr von Vorgängen und Stimmungen der Außenwelt zu erfahren, als die Zeitungen darboten. Vor allen Dingen aber blieb ihm Zeit, die irrigen Ansichten zu berichtigen, von denen er bis dahin sich hatte leiten lassen. Auch S. hat erst in der Zeit der französischen Knechtschaft die Vaterlandsliebe gewonnen, die in dem Wohl und Wehe der ganzen Nation die Lebensbedingungen für das eigene kleine Gemeinwesen erkennt. Er hat

deshalb auch niemals wieder den kosmopolitischen Träumen der jüngeren Jahre nachgehangen und niemals wieder die Neutralität erstrebt. Diese Chimären waren für ihn überwunden, als im Oktober 1813 für Bremen die Stunde der Befreiung vom verhaßten Joche schlug, und dann in einer Unterredung, die S. und Gondela am 5. November, Smidts vierzigstem Geburtstage, mit dem General Tettenborn hatten, die Wiederaufrichtung des bremischen Freistaates beschlossen wurde.

S. und Gondela zögerten keinen Augenblick, dem Verlangen des Generals zuzustimmen, daß Bremen sofort ein kriegstüchtiges Kontingent aufstellen müsse, um an dem großen Kampfe für die Befreiung Deutschlands teilzunehmen. Und S. hat, als er bald darnach als Gesandter der Stadt in das große Hauptquartier geschickt wurde, in diesem Entschlusse, der der ehemaligen Neutralität schnurstracks zuwiderlief, die sicherste Grundlage für seine Verhandlungen mit den großen Mächten erkannt und den Abreden über den Umfang des Kontingents und seine Stellung in dem großen, gegen den Feind vereinigten Heerkörper allen Fleiß gewidmet.

Von dem Augenblick der Befreiung Bremens an übernahm S. die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Stadt, die er bis zu seinem späten Ende ununterbrochen beibehalten hat. Als der Herzog von Oldenburg gegen Ende November bei der Rückkehr in sein nun auch befreites Land einen kurzen Aufenthalt in Bremen machte und hier den Rat gab, man möge im großen Hauptquartier und besonders bei dem Freiherrn vom Stein als Haupt des deutschen Verwaltungsrats die Anerkennung des wieder aufgelebten bremischen Staats durch die großen Mächte betreiben, da verstand es sich von selbst, daß die Sendung S. übertragen wurde.

Zu Anfang Dezember reiste er mit Dr. J. C. F. Gildemeister als seinem Sekretär und in Begleitung der beiden Hamburger Sieveking und Perthes nach Frankfurt ab, in der Hoffnung, dort diese Anerkennung bewirken zu können. Da die Hamburger bei der fortdauernden französischen Okkupation ihrer Stadt keine Vollmacht zu gleichartigen Verhandlungen wie S. haben konnten, so übernahm dieser nicht nur aus Gefälligkeit gegen die Schwesterstadt, sondern mehr noch im wohlverstandenen Interesse Bremens, soviel sich ihm dazu Gelegenheit bot, auch für Hamburgs und Lübecks staatliche Anerkennung einzutreten. Denn, welche Bildung immer aus dem

Chaos, in dem Deutschland sich im Augenblicke befand, hervorgehen mochte, sicher war, daß nicht eine einzelne der drei Städte, sondern nur alle drei oder keine von ihnen als selbständige Glieder in den neuen deutschen Staatskörper aufgenommen werden würden. Und eben die Wiederherstellung der drei Hansestädte entsprach auch der seit langem in S. als ernste Überzeugung lebenden Ansicht, daß die drei Städte als berufene Vermittlerinnen des Welthandels zum Besten des deutschen Gemeinwohls selbständig bleiben müßten, freilich nicht mehr, wie er früher gemeint hatte, als kosmopolitische Bildungen außerhalb der nationalen Sphäre stehend, sondern aufs engste mit Deutschland verknüpft und stets bereit, alle Pflichten gegen das gemeinsame Vaterland zu erfüllen.

Wirklich erreichte S., daß das ihm in Frankfurt zugestellte Antwortschreiben König Friedrich Wilhelms an den Präsidenten des Senats mit der Anerkennung der Selbständigkeit Bremens auch die Freiheit der Hansestädte in ihrer Verfassung und in ihrem Handel betonte. Da aber in dem Gewirr der Frankfurter Tage eine gleiche schriftliche Anerkennung von den Kaisern Franz und Alexander sich nicht erreichen ließ — nur mündlich hatte S. vom Kaiser Franz Zusicherungen erhalten —, so mußte S. sich auf Anraten Steins entschließen, dem Hauptquartier weiter zu folgen. Und dieser Entschluß hat dann zur Folge gehabt, daß S., auch nachdem er in Freiburg die österreichische und die russische Anerkennung der Unabhängigkeit der Hansestädte erhalten hatte, das Hauptquartier bis nach Paris begleitet hat. Seine geistvolle Persönlichkeit, seine glückliche Gabe, auch ernste Geschäfte durch eine Beimischung seines Humors scheinbar leicht zu nehmen, seine schnelle Erfassung der Situation, sein Tätigkeitstrieb, der doch nie in aufdringliche Vielgeschäftigkeit verfiel, hatten ihm rasch das Wohlwollen der Stein, Hardenberg, Humboldt, Metternich und die Freundschaft anderer Männer der diplomatischen und militärischen Welt verschafft. Während er im geschäftlichen Verkehr sich immer in den Schranken hielt, die die Vertretung eines der kleinsten Gemeinwesen ihm unter den Ministern der Großmächte zog, errang er sich doch persönlich rasch eine Schätzung, die es ihm leicht machte, jederzeit Zutritt für seine Wünsche zu finden und im gesellschaftlichen Gespräche manchen Gedanken hinzuwerfen, der willig aufgenommen zu neuen fruchtbaren Anknüpfungen führte und die Wünsche Smidts förderte.

So hat seine Wachsamkeit und sein diplomatisches Geschick wesentlich dazu beigetragen, die Gelüste zu beseitigen, die Hannover und Dänemark wohl durchblicken ließen, eine Art von Schutzherrschaft jenes über Bremen, dieses über Hamburg und vielleicht auch über Lübeck zu gewinnen. So gelang es S. zu verhüten, daß Bremen zu einer Bundesfestung gemacht wurde. So erlangte er die Aussicht, daß, falls kein Reichsgericht als höchste prozessualische Instanz eingerichtet werden sollte, doch die Hansestädte auch gerichtlich nicht von den größeren Nachbarstaaten abhängig gemacht werden würden. Denn, da nun doch einmal ein deutscher Einheitsstaat völlig außerhalb des Gedankenkreises der Zeit lag, so war beständig Smidts Streben darauf gerichtet, daß die Hansestädte, die in der Pflege der Schiffahrt und des Handels eine eigentümliche und eine möglichst freie Bewegung erfordernde nationale Aufgabe zu erfüllen hatten, nur dem gesamten nationalen Verbande, wie immer er sich gestalten mochte, nicht aber einer andern Partikulargewalt untergeordnet würden.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in Paris kehrte S. im Juni 1814 nach Bremen zurück. Aber schon Ende August reiste er, diesmal mit Frau und Kindern, deren Zahl sich in Wien durch die Geburt einer Tochter noch vermehren sollte, nach der österreichischen Hauptstadt ab, wo er am 10. September eintraf.

Für die Aufgaben, die er auf dem Wiener Kongreß zu erfüllen hatte, war der nahe Verkehr, den er während des Feldzuges und in Paris mit den Ministern fast aller europäischen Mächte und der meisten deutschen Staaten gepflogen hatte, von erheblicher Bedeutung. Freilich wollte ja die Organisation Deutschlands, an der im Interesse Bremens mitzuwirken sein vornehmster Auftrag war, lange nicht vom Flecke rücken. Aber Smidts lebendiger Tätigkeitstrieb fand immer neue Gegenstände, an deren Verhandlung mit anderen Gesandten sich ein Interesse Bremens oder der Hansestädte anknüpfen ließ, wie die Freiheit der Ströme, der Kampf gegen die Barbaresken, das Postwesen, die militärische Organisation Deutschlands, das Oberappellationsgericht der freien Städte. Daneben beschäftigten ihn der vom Herzog von Oldenburg völlig unrechtmäßigerweise wieder aufgerichtete Elsflether Zoll und mehr noch die heimischen Verhandlungen über eine Reform der bremischen Verfassung.

Als endlich erst auf die Kunde der Entweichung Napoleons von Elba im März 1815 die Verfassung Deutschlands in ernstliche Beratung genommen wurde, da wurde S. durch das Vertrauen seiner Kollegen zu einem der fünf Vertreter der deutschen Kleinstaaten gewählt, die mit den Ministern der beiden Großmächte und der Königreiche die Bundesakte auszuarbeiten hatten. Die Hoffnung auf Herstellung des deutschen Kaisertums, die S. mit vielen anderen geteilt hatte, war inzwischen längst beseitigt, aber zu Smidts Freude auch der Humboldtsche Entwurf, von dem er eine Herabminderung der Souveränetät der kleinen Staaten lediglich zugunsten der Kreisobersten befürchtete.

Die nur aus der Zerfahrenheit der deutschen Zustände erklärliche Unreife der politischen Einsicht zeigte sich bei S. wie bei vielen anderen darin, daß er die in dem österreichischen Entwurfe vorausgesetzte grundsätzliche Gleichheit der Rechte aller Bundesgenossen für eine Realität nahm, die die Kleinstaaten vor irgendeinem Zwang durch die größeren schützen werde. Diese der optimistischen Grundstimmung seines Wesens entsprechende Auffassung gab S. einige Hoffnung, daß der Bund, so unvollkommen er auch ins Leben trat, als entwickelungsfähig sich erweisen werde. Er wurde in seinem Urteil über das unter seiner tätigen Mitwirkung zustande gekommene Werk stark beeinflußt durch die Erwägung, daß die freien Städte noch niemals „eine so vollkommen begründete und gesicherte politische Situation" gehabt hätten, wie der Deutsche Bund ihnen gewährte. So gehörte S. wohl zu den wenigen Personen, die im allgemeinen befriedigt vom Wiener Kongreß zurückkehrten.

S. reiste Ende Juni mit seiner Familie über München nach Frankfurt und von da auf kurze Zeit nach Bremen. Schon gegen Ende November war er wieder in Frankfurt in Erwartung der nahen Eröffnung des Bundestages, die nach der Bundesakte schon am 1. September hätte geschehen sollen, in Wirklichkeit aber erst nach elf Monaten stattfand. Indes ist ihm die Zeit nicht lang geworden. Mit seiner Familie behaglich eingerichtet, in lebhaftem geschäftlichen und geselligen Verkehre mit einer großen Zahl mehr oder minder bedeutender Persönlichkeiten, fand er in der endlosen Menge von Fragen, die aus dem unfertigen Zustande Deutschlands und Bremens sich ergaben, eine Fülle von Stoff zu angestrengter Arbeit und in dieser unablässigen Tätigkeit ungesucht das Mittel

zur Befestigung seines Ansehens unter den in Frankfurt versammelten deutschen Staatsmännern. Dieser seiner außerordentlichen Arbeitsamkeit und der Gefälligkeit, mit der er sie anderen zur Verfügung stellte, dem mit ihr verbundenen Erfindungsreichtum seines Geistes, seiner Geschäftskunde und seinem sichern Takte verdankte er die hohe Achtung, die er schon während des Feldzuges und in Wien sich erworben hatte und die ihm nun in dem engern Kreise des Bundestages erst recht zuteil wurde. Und zweifellos hat diese Achtung nicht nur auf das Ansehen Bremens, sondern auch auf die Stellung der freien Städte unter den monarchischen Bundesstaaten zurückgewirkt.

Unter den Geschäften, die S. in Frankfurt zu erledigen hatte, sobald endlich der Bundestag eröffnet worden war, nahm für Bremen zunächst die bedeutsamste Stelle die Aufhebung des Weserzolls ein, den der Herzog von Oldenburg noch immer fortfuhr zu erheben, obwohl er 1803 sich verpflichtet hatte, den Zoll unter keinerlei Vorwand über den 31. Dezember 1812 hinaus bestehen zu lassen. S. hat in sehr geschickter Verhandlung eine schiedsrichterliche Entscheidung des Streitfalles herbeigeführt, die unter die Garantie des Bundestages gestellt wurde und am 7. Mai 1820 zum Erlöschen der zweihundertjährigen Handelsplage führte. Aber dieser Sieg Bremens hatte zur Folge, daß der Herzog und seine Räte ihren Unmut in verschiedenen Maßnahmen an der bremischen Schiffahrt ausließen, die durch die Stromverhältnisse gezwungen war, in oldenburgischen Ankerplätzen zu löschen und zu laden. Endlich kam es so weit, daß Oldenburg den Versuch machte, den Namen Bremens aus dem internationalen Schiffahrtsverkehr zu verdrängen und so die Handelsstellung der Stadt ernstlich zu bedrohen.

Diese kurzsichtige oldenburgische Politik wurde der Anlaß für Smidts bedeutsamste und bekannteste staatsmännische Leistung, die Gründung Bremerhavens. Gestützt auf die freundschaftlichen Beziehungen zu Hannover, die er seit zehn Jahren gepflegt hatte, faßte er im Frühjahr 1825 den Plan, der bremischen Schiffahrt am rechten Weserufer einen sichern Hafen zu schaffen, in dem sie unter sachkundiger bremischer Verwaltung sich frei von allen oldenburgischen Schikanen bewegen könnte. In schier atemloser Arbeit gelang es ihm im Januar 1826, einen Präliminarvertrag über das Werk mit der hannoverschen Regierung abzuschließen, dem genau ein Jahr

später, am 11. Januar 1827, in direkten Verhandlungen mit dem von England herübergekommenen Grafen Münster, der definitive Vertrag folgte.

Es wird immer ein glänzendes Zeugnis für die staatsmännische Einsicht und das diplomatische Geschick Smidts bleiben, daß er so rasch die Zustimmung des Nachbars zu dem Plane gewann, der wirklich in so hervorragendem Maße sein Werk war, daß die Beihilfe, die er natürlich von vielen Seiten in Anspruch nehmen mußte, neben seiner eigenen Tätigkeit keine wesentliche Rolle spielte.

Die Ausführung des Hafenbaues erfolgte dank dem Eifer Smidts und des mit der Leitung betrauten niederländischen Ingenieurs van Ronzelen (s. diesen) so rasch, daß am 13. September 1830 das erste Schiff in den neuen Hafen einlaufen konnte. S. hat noch die Genugtuung erlebt, daß schon im Jahre 1847 der Bau eines zweiten, weit geräumigeren und mit erheblich breiterer Schleuseneinfahrt versehenen Hafenbassins bei Bremerhaven beschlossen und gleich darnach ausgeführt werden mußte.

Schon am 26. April 1821 war S. vom Senate zum Bürgermeister erwählt worden, deren es nach der damaligen Verfassung vier gab, die alle halbe Jahr im Präsidium wechselten. Von da an ist S. mehr als in den voraufgehenden Jahren auch mit den inneren Angelegenheiten Bremens beschäftigt gewesen. Doch hat er sich dadurch nicht abhalten lassen, so oft im Turnus der vier freien Städte die Stimmführung im Bundestage Bremen zufiel, nach Frankfurt zu gehen, wo er bei dem raschen Wechsel der anderen Bevollmächtigten in nicht langer Zeit das älteste Mitglied des Bundestages war. Er mußte es sich freilich schon seit 1820 gefallen lassen, in Wien und wohl auch in Berlin und an anderen Höfen unter dem Verdachte liberaler Gesinnung in üblen Ruf zu kommen. Er hat sich das weder, als er 1820 neben dem lübeckischen Vertreter der freien Städte auf besondern Wunsch des Senates während der Ministerialkonferenzen in Wien sich aufhielt, noch später in Frankfurt anfechten lassen, mußte er doch bald jeden, dem er näher trat, überzeugen, daß ihm das allgemeine Staatsinteresse jederzeit höher stand als die liberale Doktrin.

So hat S. sich auch nicht irre machen lassen, als er etwas später in seiner Heimat dem entgegengesetzten Rufe einer antiliberalen Gesinnung begegnete, den seine Leitung der bremischen Verfassungs-

verhandlungen ihm einbrachte. Die bald nach der Julirevolution erfolgte Wiederaufnahme dieser um das Jahr 1820 ins Stocken geratenen Verhandlungen war ihm persönlich wahrscheinlich wenig sympathisch. Wenn er trotzdem die Leitung übernahm, so geschah es, um eine erhebliche Schmälerung der Regierungsgewalt des Senates zu verhindern. Er hat sich nicht gegen die Trennung der Justiz von der Verwaltung gesträubt, auch nicht gegen eine veränderte Organisation des Bürgerkonvents, aber er hielt es für ein wesentliches Staatsinteresse, daß in einem Staatswesen ohne Bureaukratie der Senat, in dem allein die vollständige Kunde über alle Bedürfnisse des öffentlichen Lebens zusammenfloß, die Zügel des Regiments fest in den Händen behalte. Man kann ihn tadeln, weil er seine eigenen staatsmännischen Fähigkeiten und seine Gesinnung ohne Bedenken als im ganzen Senate vorwaltend voraussetzte, aber das ist ein Fehler fast aller willensstarken Naturen und besonders solcher, die das Bewußtsein in sich tragen, in einer langen öffentlichen Tätigkeit unablässig nur das wahre Wohl des Gemeinwesens im Auge gehabt zu haben. Die Kunst des Regierens, die S. in stürmischen Jahren und unter langer aufmerksamer Beobachtung der mannigfaltigsten Staatsformen erlernt hatte, sie wollte er nicht durch Verfassungsvorschriften gehemmt wissen.

Der Gegensatz, in den S. so zu der jüngern Generation trat, hat vornehmlich verschuldet, daß auch der erneute Anlauf auf eine konstitutionelle Verfassung nicht zum Ziele führte, aber die daraus erwachsene Verstimmung gegen S. ist doch bald verflogen vor der immer aufs neue sich ergebenden Erkenntnis, daß niemand selbstloser, hingebender und erfolgreicher für die Wohlfahrt Bremens wirke als er.

S. hat die Grundlage des Gedeihens seines Staates, den Handel und die Schiffahrt, unablässig im Auge behalten, den Abschluß hanseatischer oder bremischer Verkehrsverträge mit ausländischen Staaten in den zwanziger und dreißiger Jahren emsig gefördert, in den vierziger Jahren den von Duckwitz ausgehenden Plan eines deutschen Handels- und Schiffahrtsbundes als ein Mittel begrüßt, das Ansehen der Hansestädte und ihren Einfluß auf ein wichtiges Gebiet nationaler Wohlfahrt zu erhöhen. Er hat von 1845—47 erfolgreich mitgewirkt, um das amerikanische Unternehmen einer ersten direkten Dampfschiffsverbindung zwischen Newyork und dem

europäischen Kontinent auf Bremerhaven zu lenken. Niemals aber hat er Handel und Gewerbe in die Fesseln staatlicher Bevormundung zu schlagen unternommen, wie er denn überhaupt in Dinge, die seiner sachlichen Beurteilung fern standen, wie das Justizwesen und das Finanzwesen, sich niemals einmischte.

Um so nachdrücklicher ist er auch in seinen späteren Lebensjahren auf dem Gebiete der ihm durch seinen Bildungsgang vertrauten Schul- und Kirchensachen tätig gewesen. Auf die Schule hat er durch die Herbeiziehung geistvoller und anregender Persönlichkeiten gewirkt, in der Erkenntnis, daß tüchtige Lehrer weit mehr förderten als die besten Regulative. In der Kirche aber hat S., der sich schon in früher Jugend von dogmatischen Fesseln befreit hatte, sein Hauptbestreben darauf gerichtet, die reformierte und die lutherische Konfession zu einer höhern Einheit zu verbinden, wozu politische Gesichtspunkte ebenso sehr wie kirchliche rieten. Er hat freilich die Episkopalgewalt des Senats stark betont und dadurch in den orthodoxen Kreisen manchen Widerspruch geweckt, aber doch zur Wahrung des kirchlichen Friedens viel beigetragen.

Als nun im achten Jahrzehnt seines Lebens die Märzrevolution des Jahres 1848 auch Bremen ergriff und die alte Verfassung, an deren Reform S., wenn auch ohne lebhafte Neigung, lange mitgearbeitet hatte, kurzerhand zerschlug, da war er im ersten Augenblick erschrocken und niedergeschlagen, wie vielleicht nie zuvor. Sobald er konnte, eilte er nach Frankfurt, um dort nach Feuer und Licht zu sehen. Gewiß war das Unbehagen über die radikale Flut, die er so plötzlich in Bremen aufsteigen sah und vorerst nicht einzudämmen wußte, ein Motiv dafür, daß er nach Frankfurt ging. Aber gewichtiger sprach dafür doch die Überzeugung, daß die deutsche Bewegung, welchen Lauf sie immer nehmen mochte, weit stärker auf die heimischen Zustände wirken werde als die Verfassungsexperimente, die man in Bremen machen möchte. Er sah, seinem Alter natürlich, keineswegs hoffnungsvoll auf die deutsche Revolution, wohl aber in der Besorgnis, daß am Ende, ohne daß eine deutsche Einheit gewonnen wurde, die kleinen Staaten im Sturm der unitarischen Bestrebungen untergehen könnten.

S. hat sich dann mit kurzen Unterbrechungen ein paar Jahre lang vornehmlich in Frankfurt aufgehalten. Dort fand er inmitten der Kopflosigkeit der meisten Bundestagsgesandten rasch seine Be-

sonnenheit wieder und hat dazu beigetragen, Torheiten zu verhüten, zu denen der Bundestag durch die Forderungen des Vorparlaments und des Fünfzigerausschusses gedrängt werden sollte. Nach der Auflösung des Bundestages und dem Scheitern der Reichsverfassung hat S. an den weiteren Versuchen einer Neukonstituierung Deutschlands durch das Dreikönigsbündnis, die Union, den Berliner Fürstenkongreß und die Dresdener Konferenz teilgenommen, um schließlich den Bundestag von den Toten wieder auferstehen zu sehen.

Die von ihm gefürchteten Mediatisierungsversuche waren unter allen Stürmen unterblieben. Um so peinlicher wurde S. von der radikalen Entwickelung des öffentlichen Lebens in Bremen berührt, der er beständig seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Die von der neuen bremischen Verfassung zum Eckstein gesetzte Volkssouveränetät widersprach nicht nur völlig seinen politischen Anschauungen, er wußte auch, daß sie Bremen bei den wieder hergestellten alten Gewalten in den übelsten Ruf bringen mußte. Sie drohte einen großen Teil seines Lebenswerkes, das Ansehen, das er den freien Städten inmitten der fürstlichen Bundesgenossen gewonnen hatte, zu zerstören.

S. mußte es eins seiner ersten Geschäfte bei dem wieder hergestellten Bundestage sein lassen, diesen über die Zustände in Bremen zu unterrichten und, wenn auch widerwillig, das Eingreifen des Bundes in die bremischen Angelegenheiten herbeizuführen. Erst, als durch dieses Einschreiten die radikale Verfassung von 1849 beseitigt war und der Senat seine Autorität wiedergewonnen hatte, ist S. 1852 zu dauerndem Aufenthalte nach Bremen zurückgekehrt. Er konnte noch an der neuen Verfassung mitwirken, die 1854 ins Leben trat, und hat sich selbst überwunden, indem er den demokratischen Tendenzen, die sich in Bremen drei Jahre lang in unvermuteter Stärke geregt hatten, in der Neuordnung des Staatswesens einen breitern Einfluß ließ, als seinen persönlichen Neigungen entsprach, und als die im Augenblick obwaltenden Verhältnisse notwendig gemacht haben würden.

Die Beendigung der Verfassungsarbeiten erlebten von den vier letzten auf Lebenszeit gewählten Bürgermeistern nur S. und Diedr. Meier, denen ihr Amt natürlich verblieb, obwohl die neue Verfassung einen periodischen Wechsel im Bürgermeisteramte vorschrieb. So kam es, daß S. im vierundachtzigsten Jahre seines Lebens mit dem Be-

ginn des Jahres 1857 noch einmal das Amt des Präsidenten übernahm. Sein Befinden ließ schon zu wünschen übrig, und er mußte sich wiederholt von dem etwas jüngern, aber ebenfalls kränkelnden Kollegen Meier vertreten lassen. Dieser starb noch vor S. am 27. April. S. ordnete die erforderliche Neuwahl auf den letzten durch die Verfassung vorgeschriebenen Termin, den 11. Mai, an, in der Hoffnung, alsdann von der Krankheit, die ihn seit einigen Wochen ans Bett fesselte, wiederhergestellt zu sein. Der Tag sollte sein Begräbnistag werden, nachdem er am 7. Mai, $83^1/_2$ Jahre alt, entschlafen war.

Die Leichenfeier gestaltete sich zu einer imposanten Huldigung der Verdienste, die S. sich um seine Vaterstadt erworben hatte. Alle Kreise der bremischen Bevölkerung nahmen daran teil.

Schon im Jahre 1846, bei Gelegenheit des 25jährigen Bürgermeisterjubiläums Smidts, hatten Senat und Bürgerschaft beschlossen, eine Marmorstatue Smidts herstellen zu lassen und am würdigsten Orte, in der großen Halle des Rathauses, aufzustellen. Der bremische Bildhauer Carl Steinhäuser hatte sie im Jahre 1848 vollendet; aber ihre Aufstellung sollte auf Smidts Wunsch erst nach seinem Tode erfolgen. So ist sie denn, da man bei Smidts Tode gerade mit Restaurationsarbeiten im Rathause beschäftigt war, erst am 5. November (Smidts Geburtstag) 1860 mit einer Ansprache des Senatspräsidenten Duckwitz (Br. J. XXI, S. 124) feierlich enthüllt worden. Eine zweite Statue, in Bronze ausgeführt, hat die Stadt Bremerhaven im Jahre 1886 auf dem Marktplatze ihrem Gründer errichtet. Eine dritte befindet sich seit 1895 unter den sechs an der Hauptfront des Gerichtshauses in Sandstein ausgeführten Statuen.

Über die vorhandenen Porträts Smidts s. Waldmann, in Jahrb. der brem. Samml. I, 2, S. 66ff., 1908.

Aus Anlaß der am 5. November 1873 unter lebhafter Teilnahme der bremischen Bevölkerung veranstalteten Säkularfeier von Smidts Geburt gab die Hist. Ges. unter dem Titel Gedenkbuch eine Sammlung von Aufsätzen über S. heraus. Eine von Otto Gildemeister bei der Säkularfeier gehaltene Rede über S. ist abgedruckt in den Essays von Gildemeister, Bd. 2, S. 1ff. Eine kurze Skizze von Smidts Leben von dem Unterzeichneten findet sich in A. D. B., Bd. 34, S. 488ff. Eine ausführliche Biographie ist in Vorbereitung.

Das Histor. Museum bewahrt, als Leihgabe der Familie Smidt, eine große Zahl von Andenken an den Bürgermeister, insbesondere ihm dargebrachte Ehrengaben mannigfacher Art. Bippen.

**Smidt**, Johann, geb. am 20. Mai 1839 als Sohn des damaligen Staatsanwalts, späteren Richters Dr. Johann Hermann S. und Enkel des Vorstehenden, gest. am 18. Oktober 1910, kam in die kaufmännische Lehre bei der angesehenen Firma Louis F. Kalkmann & Co., begab sich 1860 nach Calcutta, wohin er von der Firma Joh. Phil. Schneider engagiert war, und begründete dort Ende 1862 mit Johannes Schröder die Firma Schröder, Smidt & Co., ein allgemeines Ausfuhr- und Einfuhrgeschäft. Nachdem sein Partner sich 1872 in Bremen unter der Firma J. Schröder niedergelassen hatte, folgte ihm S. ein Jahr darauf zu weiterer gemeinsamer Arbeit in Verbindung mit dem Calcuttageschäft, dessen Firma sie Ende der siebziger Jahre auch in Bremen annahmen.

S. war ein durchaus praktisch empfindender Mann, abhold aller Theorie, und sein gesunder Menschenverstand sowie eine nüchterne, gut rechnende Erwägung waren die Grundlagen seiner Handlungsweise. Dazu kam aber namentlich ein offener, weiter, vertrauensvoller Blick auf Bremens große Aufgaben für Handel und Schiffahrt. Er trat in das öffentliche Leben ein, als der Zollanschluß, der Freihafenbau und die Korrektion der Weser bevorstanden. 1884 wurde er zum Mitglied der Handelskammer gewählt, der er 16 Jahre angehörte; ebenso lange war er seit 1889 Mitglied der Bürgerschaft. Seitens der Handelskammer wurde er 1886 in das Tonnen- und Bakenamt entsandt, in welchem er zugleich das Amt des Rechnungsführers erhielt und hierdurch in die Lage kam, sich in enger Mitarbeit mit dem Vorsitzenden um die Verwaltung der Seezeichen und Leuchtfeuer verdient zu machen. Er war so recht in seinem Element, wenn er bei den „Tonnen- und Bakenfahrten" auf der Kommandobrücke stand und die sinnreiche, zweckmäßige Befeuerung des schwierigen Fahrwassers der Außenweser erläuterte, die unter seiner Mitwirkung entstanden war. Es war ein Genuß, seiner klaren, kernigen Darstellung zu folgen. Unter seiner Rechnungsführung ist auch die erste Befeuerung der Unterweserstrecke Bremerhaven-Bremen angelegt worden. Sein wesentliches Verdienst war die Gestaltung des Finanzplans für die im Anschluß an die Ver-

tiefung der Unterweser von Franzius kühn projektierte Außenweserkorrektion. Als Mitglied der Bürgerschaft war S. seit 1898 Rechnungsführer der Deputation für Häfen und Eisenbahnen, als welchen ihn vornehmlich die großen Hafenbauten in Bremen und Bremerhaven beschäftigten. Geschickt betrieb er den Erwerb großer Gelände in der Nähe der neuen Häfen zum Staatsbesitz. Er vertrat seine Vorlagen mit Überzeugung und strenger Sachlichkeit und hatte deshalb, obwohl ein schlechter Redner, stets die Aufmerksamkeit aller Gruppen. Als er schließlich in einer von ihm grundsätzlich aufgefaßten Frage nicht durchdrang, legte er sein Mandat nieder, indem er aus dem gleichen Anlaß auch aus dem Aufsichtsrat des Norddeutschen Lloyd, dem er lange angehört hatte, austrat. Er hatte eine knorrige, bisweilen hartnäckige Natur, dabei aber ein warmes, gerechtes Herz für andere Menschen, aus schlichtem Triebe Gutes schaffend, wo Gelegenheit sich bot. Zeit, Mühe und Geld dafür zu opfern, war ihm selbstverständlich. Auch in dieser Richtung suchte er höhere Gesichtspunkte. Als die Anlage des Freihafens die Niederlegung zahlreicher Häuser bedingte, um breite Straßenzugänge nach dem Hafengebiete zu gewinnen, ergriff S. als Mitglied des Verwaltungsrats der Sparkasse lebhaft die von dem Häusermakler Wilh. Frerichs gegebene Anregung, den durch die neuen Verhältnisse sowie auch durch eine allgemein drohende Wohnungsnot betroffenen minderbemittelten Teilen der Bevölkerung zu helfen. Da es nicht geraten schien, seitens der Sparkasse einzugreifen, erwarben S. und Chr. Papendieck auf eigene Gefahr ein Gelände in der Nähe des Freihafens, das sie dem gegen Ende 1887 gegründeten Gemeinnützigen Bremer Bauverein zur Verfügung stellten. (G. H. Claussen, Gemn. Br. Bauverein, seine Begründung usw., Bremen 1900.) Auch an der Gründung des Vereins „Volksheim", mit dem Zwecke räumliche Mittelpunkte und Heimstätten für gemeinnützige Einrichtungen zu schaffen, war S. wesentlich beteiligt. Bei allem kennzeichnete ihn eine natürliche Bescheidenheit, die ihn davon zurückhielt, Ehren zu beanspruchen. Sich Höherbegabten unterzuordnen, hat er nicht gezögert, doch verkehrte er mit jedermann frei und offen. Stolz auf seine Zugehörigkeit zu einer angesehenen Familie und vertrauend auf seine eigene Kraft war „Jan" Smidt ein aufrechter, selbständiger Charakter, ein „Kaufmann ohne Furcht und Tadel" (Dr. Eggers in der „Güldenkammer" 1. Jahrg., Heft 3), ein Hanseat von gutem Schrot und Korn. J. Rösing.

**Sonntag**, Waldemar, geb. 25. August 1844 in Rehsen i. Anhalt, studierte Theologie in Halle und Berlin, wurde am 1. Januar 1871 als Diakonus nach Naumburg berufen. Später Archidiakonus an der Wenzelskirche daselbst, auch Garnisonsprediger, mußte er wegen seiner Zugehörigkeit zum Protestantenverein auf das Aufrücken in die Oberpfarrerstelle verzichten. Am 22. Februar 1882 wurde er zum Domprediger in Bremen gewählt und starb am 1. Januar 1911. 12

S. war ein Mann von großen Gaben und besaß eine hervorragende rednerische Begabung. Er war längere Jahre Herausgeber des Deutschen Protestantenblattes und Vorsitzender des Bremischen Protestantenvereins. Außerdem betätigte er sich eifrig in der Loge, im Vaterländischen Frauenverein, im Vereinskrankenhaus zum roten Kreuz, im Siechenhaus, in der Bremischen Kirchenvertretung. Auch als geistreicher Schriftsteller hat er sich einen Namen gemacht. Außer Streitschriften, in denen er auch Humor und Satire spielen läßt, hat er verfaßt: Die Totenbestattung; Totenkultus alter und neuer Zeit und die Begräbnisfrage, eine kulturgeschichtliche Studie (worin er sich noch für die Erdbestattung aussprach), Halle 1878; Laienpredigten, Lose Blätter der Lebensweisheit, 3 Bde. (wovon der erste noch anonym), Halle 1884, 1885, 1889, zuerst für die Hallische (Saale-) Zeitung verfaßt, in glänzendem Feuilletonstil; und: Kurz und erbaulich. Religiöse Betrachtungen für Protestanten, Bremen 1886.

S. Nekrolog in der W.-Z. vom 4. Januar 1912 (von O. Veeck) und Protestantenblatt 1912 Nr. 2 (von R. Emde). O. Veeck.

**Stadler**, Carl Wilhelm Ludwig, geb. in Marburg i. H. 17. Febr. 1837, war der Sohn eines angesehenen Arztes und wählte auch seinerseits den väterlichen Beruf. Nach Abschluß seiner Studien und Erwerb des Doktortitels trat er gegen Ende 1861 als Assistenzarzt an der Bremer Krankenanstalt ein. Er beschäftigte sich in dieser Stellung unter Dr. L. Tölkens Leitung mit Vorliebe mit Chirurgie, ließ sich nach zwei Jahren als Arzt in der Neustadt nieder und wurde 1866 durch Verheiratung mit einer Bremerin noch mehr an die neue Heimat gefesselt. Schon vorher, 1865, war er der Nachfolger von Dr. Tölken an der Chirurgischen Abteilung der Krankenanstalt geworden, und zwar unter Beibehaltung seiner Privatpraxis in der Stadt. 1902 trat er von der Krankenanstalt

zurück. 1905 mußte er auch die übrige ärztliche Tätigkeit aufgeben. In die Zeit von Stadlers Wirksamkeit fiel jene glänzende, ungeahnte Entwicklung der Chirurgie, die sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts an die Anwendung der Antisepsis und Asepsis anschloß. St. verstand es, den raschen Fortschritten des Wissens und Könnens in seinem Spezialfache vollständig zu folgen. 1890 wurde nach seinen Angaben ein großes neues Gebäude für seine Krankenabteilung errichtet.

St. war für seinen Beruf vorzüglich befähigt; einerseits war er klar und entschlossen, andrerseits stets freundlich und teilnehmend bei den liebenswürdigsten Umgangsformen, so daß er auch über den Kreis seiner Kranken hinaus einen weitreichenden Einfluß ausübte. Lange Jahre hielt er sich kräftig und ungemein leistungsfähig; erst von 1898 an war er oft krank, die Kräfte nahmen ab; er starb am 12. Juli 1906.

Lit. W. O. Focke in W. Z. 18. Juli 1906, Mitt..

W. O. Focke.

**Stamm**, Friedrich Moritz, geb. 1794 in Vörde, Regierungsbezirk Arnsberg, gestorben als Stadtbaudirektor 30. April 1843 in Bremen. St. wurde aus dem preußischen Staatsdienste, in dem er als Baukondukteur in Minden tätig war, am 1. Februar 1822 übernommen und erhielt die Stelle eines Bauinspektors. Er war den preußischen Vorschriften entsprechend vorgebildet und hatte sich besonders auch mit architektonischen Studien beschäftigt. Ihm wurden abgesehen vom Wasser- und Deichbau alle Bauten des bremischen Stadtgebietes unterstellt. Namentlich hatte er auch die öffentlichen Gebäude, deren Zahl bei seiner Anstellung 71 betrug (jetzt sind in der Stadt Bremen 250 größere Staatsgebäude vorhanden) zu unterhalten, Ergänzungen und Neubauten auszuführen. Am 1. April 1829 wurde St. endgültig angestellt. Sein Gehalt betrug 1000 Taler, jedoch war damit die Verpflichtung verknüpft, sein Bureau zu unterhalten und für seine Beförderung auf Reisen selbst zu sorgen. Am 30. März 1839 wurde er zum Stadtbaudirektor ernannt und ihm eine jährliche Gratifikation von 500 Talern bewilligt. Auch war ihm die Ausführung von Privatbauten mit besonderer Genehmigung gestattet, und außerdem ernannte ihn der Senat zum technischen Leiter der Prüfungen für Maurer- und Zimmermeister. St. ist ein sehr vielseitig gebildeter Techniker gewesen. Neben ausgedehnten Auf-

nahmen der Wesermündung leitete er den Bau der jetzt noch stehenden kleinen Weserbrücke. Die Pfeiler der im Jahre 1892 beseitigten großen Weserbrücke waren von ihm errichtet. Interessant sind seine Versuche Eisen beim Brückenbau zu verwenden in Gestalt von Fachwerksträgern. Noch liegen in der Warturmer Heerstraße zwei 1841 erbaute Flutbrücken, deren Konstruktion von ihm herrührt. Auch auf dem Gebiete des Hochbaus hat er eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet. Das Arbeitshaus ist von ihm erbaut, ebenso das Detentionshaus und das Wachtgebäude am Ostertore und das Wachthaus am Hohentor. Bücking.

**Steckel,** Johann Gottlob Wilhelm, wurde am 16. März 1781 zu Wippra in Thüringen als jüngstes Kind armer Eltern geboren. Da diese früh starben, so kam der Knabe nach Halle in das Franckesche Waisenhaus, wo er wegen ungewöhnlicher Begabung in die Gymnasialabteilung aufgenommen wurde. Im Jahre 1799 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, gab aber dieses Fach bald auf und wandte sich vielseitigen philosophischen Studien zu, die sich auch auf Mathematik, Naturwissenschaften, alte und neuere Sprachen erstreckten. Acht Jahre lang gehörte er der Universität an. Anfangs lebte er in großer Dürftigkeit, später erwarb er sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht an junge Engländer, die damals häufig in Leipzig studierten. Von 1807 bis 1814 war er Hauslehrer bei verschiedenen adligen Familien in Mitteldeutschland, zuletzt in Frankfurt a. M. Im Jahre 1814 kam er nach Bremen. Hier war er zunächst 18 Monate als französischer und englischer Korrespondent in einem kaufmännischen Geschäfte tätig, dann lebte er als Privatgelehrter und erteilte Unterricht in den verschiedenartigsten Fächern, aushilfsweise auch an der Hauptschule. Allmählich wurde er mit den führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiet des geistigen Lebens, u. a. mit dem Astronomen W. Olbers, bekannt; sie bewirkten, daß er 1822 eine feste Anstellung an dem Bremischen Lehrerseminar erhielt. Diese eigenartige Anstalt diente zur Ausbildung von jungen Männern, die bereits im Schulamt tätig waren und die nur in den frühen Morgen- und späten Abendstunden den Seminarunterricht besuchen konnten. St. war der einzige fest angestellte Lehrer dieser Anstalt; außerdem erteilten daran noch verschiedene Personen, meistens Geistliche oder Gymnasiallehrer, Hilfs-

unterricht. In dieser Stellung erwarb sich St. um die Heranbildung der Bremischen Volksschullehrer die größten Verdienste, was von seiten seiner Schüler mit dankbarer Anhänglichkeit anerkannt wurde. Manche Eigentümlichkeiten seiner Lehrweise, z. B. die scharfe logische Präzision, die Vorliebe für mathematische Beweisführung u. a. gingen auf die von ihm ausgebildeten Lehrer über. Für die Fortbildung der vom Seminar entlassenen Lehrer sorgte St. noch durch die Begründung eines literarisch-wissenschaftlichen Vereins, in dem Vorträge gehalten und debattiert wurde, der Euphrosyne, in der er viele Jahre den Vorsitz führte. Daneben war er eifrig für die Besserung der wirtschaftlichen Lage der Bremischen Lehrer tätig. Er starb am 23. Juli 1846. — St. war eine in hohem Grade eigenartige Persönlichkeit. Mit einer Fülle des Wissens verband er einen scharfen Verstand, eine große Kunst der Dialektik, eine tüchtige Rednergabe und einen schlagfertigen Witz, der mitunter verletzend wirkte. Kirchlich und politisch gehörte er einer freisinnigen Richtung an. (Vgl. W. Eisenhardt, Aus alten Papieren. Vegesack 1883.)

Dr. H. Gerdes.

**Steinhäuser,** Carl Johann, Bildhauer, geboren den 3. Juli 1813 in Bremen, gestorben den 9. Dezember 1879 in Karlsruhe. Er war Sohn des Holzschnitzers und Bildhauers Georg Andreas St., der aus Süddeutschland stammte und 1810 in Bremen ein Spiegelrahmengeschäft begründete. Dieser hatte vier künstlerisch veranlagte Söhne, von denen Carl der älteste war. Carls erste Lehrer waren der Zeichner Bremer und der Maler Stephan Messerer. Seine ersten Versuche als Bildhauer machte er an Büsten seines Vaters, seines Lehrers, des Senators Droste und des Astronomen Olbers. Als Rauch später die Olbersche Büste in Marmor ausführte, erkannte er Carls großes Talent und nahm ihn als Schüler mit nach Berlin. Im Herbst 1835 ging Carl mit seinem Bruder Wilhelm nach Rom, verheiratete sich dort 1841 und trat zwei Jahre später mit seiner Frau zum Katholizismus über. 1849 erhielt er in Berlin die kleine goldene Medaille. 1864 wurde er Professor an der Kunstschule in Karlsruhe, wo er bis zu seinem Tode blieb. Als bestes seiner Werke gilt die von ihm dreimal wiederholte Gruppe Hero und Leander. Bremen besitzt eine größere Anzahl seiner Arbeiten, insbesondere die Denkmäler für Olbers und Smidt, die Vase auf dem Walle und den h. Anschar vor der Anschariikirche.

A. D. B. 35, S. 716. Rose, brem. Geschichte, S. 364; Hurm, Verz. S. 151 ff., wo Steinhäusers in Bremen befindliche Werke aufgeführt sind. Joh. Focke.

**Steinhäuser**, Friedrich Wilhelm Georg, anfangs Bildhauer, später Maler, ist geboren den 9. April 1817 in Bremen und gestorben daselbst am 5. Mai 1903. Er ist der Bruder des Vorstehenden, mit dem er 1835 nach Rom ging. Dort wandte er sich der Malerei zu. Er verfertigte Porträts und historische Bilder. Seit 1841 lebte er wieder in Bremen, wo er seine Bilder öfter zur Ausstellung gebracht hat. 1843 war er in München und Rom, 1848 und während der folgenden Jahre in Belgien und in Paris. Seit 1860 war er in Bremen als Zeichenlehrer tätig und wurde 1862 als Lehrer an der Zeichenschule für angehende Künstler und Handwerker angestellt.

S. Rose, brem. Geschichte, S. 365; Hurm, Verz., S. 150.
Joh. Focke.

**Steinhäuser**, Gustav Adolph, Bildhauer, geboren den 14. Mai 1825 in Bremen, gestorben daselbst den 28. Mai 1858, Bruder der beiden Vorhergehenden. Adolphs erster Lehrer war J. B. Scholl in Darmstadt, später war er Schüler von Albert Wolff in Berlin. 1851—53 war er in Rom. Für den Domaltar in seiner Vaterstadt verfertigte er zwei Engelsfiguren in Holz. Die Kunsthalle besitzt von ihm zwei Marmorfiguren: Amor und Fischerknabe. In seinen letzten Lebensjahren hat er für die Front der Kunsthalle die vier Figuren von Raphael, Michelangelo, Dürer und Rubens verfertigt.

S. Rose, brem. Geschichte, S. 365; Hurm, Verz., S. 149.
Joh. Focke.

**Stolz**, Johann Jacob, D. theol., geb. in Basadingen b. Zürich am 31. Dez. 1753, wurde 1781, von Lavater empfohlen, vom Grafen von Isenburg als Pfarrer nach Offenbach a. M. berufen und am 20. Juli 1784 nach St. Martini in Bremen; seit 1802 auch Professor am gymnasium illustre. Am 18. Aug. 1811 legte er sein Amt nieder „wegen der französischen Regierung", aber doch auch, weil seine rationalistischen Predigten nicht mehr so starken Anklang fanden, und kehrte nach Zürich zurück, wo er am 12. März 1821 starb, als Gelehrter und als Mensch hoch geachtet. —

St. war hier neben Joh. Dav. Nicolai (s. d.) der einflußreichste Vertreter der Aufklärung und des Rationalismus. Seine Predigten tragen den Stempel der Aufklärungszeit. Er nennt sich gern auch hier „Bürger von Zürich" und „Volkslehrer". Das Christentum ist ihm nichts anderes als eine Anstalt Gottes zur Erleuchtung und Aufklärung der Menschen. Aber jeder Freund der Aufklärung soll auch seiner helleren Erkenntnis durch sein Betragen Ehre machen. Die Ideale der Zeit stellten ihm zumeist die Themata zu seinen erbaulichen Vorträgen. An der Bremischen Agende von 1791 und noch stärker am Bremischen Gesangbuch hat er mitgearbeitet und zu dem letzteren auch ein Lied von 37 Versen, Nr. 268, beigesteuert, auch sehr viele andere Lieder im Sinne der Aufklärung „verändert". 1817 besuchte er noch einmal unsere Stadt und wurde damals von seinen Freunden und vielen Anhängern hoch gefeiert; er hat auch Memoiren hinterlassen, die sich im Besitz seiner Nachkommen befinden; O. Veeck, Geschichte der Reformierten Kirche Bremens, Br. 1909, S. 108 ff., (G. Winter) und Joh. Jac. Stolz, „der Zürcherischen Jugend auf das Neujahr 1830 von der Stadtbibliothek", anonym, auf unserer Stadtbibliothek, Brem. b. 1427.

Von seinen zahlreichen Schriften, deren die meisten Roterm. aufzählt, nennen wir nur: Sämtliche Schriften des Neuen Testamentes. Aus dem Griechischen übersetzt, II Tle., Zürich 1781/82. Ziegler und Söhne, 1798 3. Aufl., die J. L. Ewald (s. d.) wegen ihrer Tendenz anfocht, der sich ihm später theologisch näherte. — Die Psalmen für eine gebildete deutsche Dame übersetzt und in Kürze erläutert, Zürich 1814, Orell, Füßli u. Comp. Die sämtlichen Schriften des N. T. Nach Griesbachs Ausgabe des griechischen Textes übersetzt. „Eine ganz neue Arbeit, nicht eine Erneuerung einer der früheren Ausgaben." Hannover u. Leipzig 1820, Gebr. Hahn, und viele Predigtsammlungen und Schriften erbaulichen Inhalts. Kulturgeschichtlich interessant ist ein Manuskript: Über die Vokation des Herrn Prediger Stoltze (!) an der Martinikirche, z. T. Abschrift aus: der Kirchenbote 1785, Brem., b. 310. O. Veeck.

**Storck**, Adam, geb. 1780 in Trarbach an der Mosel als Sohn eines Predigers, hat nur wenige Jahre in Bremen gelebt, aber durch Geist und Charakter sich die Anerkennung und Freundschaft mancher der besten Männer unserer Stadt erworben und durch

einige Schriften sich ein dauerndes Andenken gestiftet. Er war nach Beendigung seiner Universitätsstudien Lehrer an der Handelsschule in Hagen (Westfalen) geworden und im Jahre 1810 zum Direktor der Anstalt ernannt. Nach Organisation der Bremischen Hauptschule wurde er im Herbst 1817 an die Handelsschule berufen und trat am 1. April 1818 mit dem Titel Professor sein Lehramt an. Geschichte, neuere Sprachen, darunter auch Spanisch, und Handelswissenschaft bildeten vornehmlich die Gegenstände seines Unterrichts. Er hat sich rasch auch mit der Geschichte Bremens vertraut gemacht und diese Studien in dem bei Fr. Wilmans (einem geborenen Bremer) in Frankfurt a. M. 1822 erschienenen „Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebung" verwertet. Das mit 16 Kupfertafeln ausgestattete Werk erschien erst nach Storcks am 19. April 1822 nach längerer Krankheit erfolgtem Tode. Einige Freunde des Verfassers haben es zu Ende geführt. Von seinem Inhalte ist ein beträchtlicher Teil heute veraltet; von Wert aber sind dauernd die kulturhistorischen Schilderungen und viele in die Beschreibung der öffentlichen Gebäude der Stadt eingefügten Bemerkungen.

Eine Schrift ganz anderer Art hat St. im Jahre 1821 auf Veranlassung des Bürgermeisters Smidt anonym unter dem Titel „Über das Verhältnis der freien Hansestädte zum Handel Deutschlands" veröffentlicht. Es ist eine noch heute sehr lesenswerte Abweisung der ungeheuerlichen Beleidigungen, die König Wilhelm von Württemberg in dem ein Jahr vorher erschienenen „Manuskript aus Süddeutschland" gegen die Hansestädte geschleudert hatte.

Ältere Schriften Storcks siehe bei Rotermund II, S. 200.

Bippen.

**Stöver**, Gerhard Friedrich, geb. in Bremen den 8. Februar 1795, gestorben den 4. Juni 1827 daselbst. Er hat an den Feldzügen 1813/14 als Kavallerist, 1815 als Jäger freiwillig teilgenommen. Von 1821 an war er als Gehilfe am Stempelkontor angestellt. Seine Sammlung von Handzeichnungen, Stichen und Radierungen sowie von Büchern ging nach seinem Tode in den Besitz des Kunstvereins über, für den er seit 1823 als Konservator tätig war. Die Kunsthalle und das Historische Museum besitzen eine Anzahl von Werken seiner Hand. Er hat u. a. den Zwinger (s. Brem. Denkmale, II, S. 65), das Vasmerkreuz (Bremer Almanach v. Bucer, 1821), das Titelblatt zu Schmit von Ledas Geschichte der

freiwilligen Bewaffnung in Bremen 1817, und gute Landschaftsbilder aus Bremens Umgegend verfertigt.

S. Hurm, Manuskript. Joh. Focke.

**Strack**, Friedr. Christian Leberecht, Prof. Dr., wurde zu Kloster Roßleben am 9. Mai 1781 geboren. In Leipzig studierte er Theologie und Philologie, wurde 1804 dort Magister und Prediger und erhielt seine pädagogische Ausbildung durch Niemeyer in Halle, wo er 1806 Lehrer wurde. Er ging dann 1810 als Lehrer nach Wertheim a. M., 1814 an das Gymnasium in Düsseldorf, von wo er 1817 einem Rufe als Vorsteher der neugegründeten Vorschule nach Bremen folgte. Er gab der Schule ihren Lehrplan und leitete sie 32 Jahre hindurch bis zu seiner Pensionierung Ostern 1849 mit immer gleicher Hingabe und Pflichttreue. Auch die Reform von 1833, die die Vorschule oben und unten verkürzte und von S. lebhaft, aber vergebens bekämpft wurde, machte ihn darin nicht irre. Er hat viele Generationen von Lehrern und Schülern ausgebildet, war bei Eltern und Vorgesetzten gleichmäßig geachtet und hat dem bremischen Staate als ein umsichtiger Schulmann höchst wertvolle Dienste geleistet. Auch zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit fand er in seinem Amte noch die Zeit. Eine achtungswerte dichterische Begabung äußert sich in seinen beiden Werken: „Eloah, Erhebungen des Herzens zu Gott in Gesängen und metrischen Gebeten", 6. Aufl., Frankfurt 1845, und „Stunden der Einsamkeit. Betrachtungen, Gebete und Gesänge". Bremen 1835. Beide Gedichtsammlungen atmen den Geist rationalistischer Frömmigkeit, von dem seine Jugend und seine ersten Mannesjahre beeinflußt waren.

Als Schulmann trat er hervor mit einer „Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische", 3. A. Frankfurt 1834, und dem Deutschen Lesebuch, 1. Teil, 9. A., 1851, 2. Teil, 7. A., 1852. Bremen, Heyse.

Vor allem aber hatte er ein reges Interesse für die Naturwissenschaften. Schon 1809 wurde er korrespondierendes Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft für die gesamte Naturkunde, 1820 unter dem Namen Scaliger Mitglied der Ksl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturwissenschaften. In Düsseldorf gab er mehrere Hefte einer „Naturgeschichte in Bildern mit erläuterndem Text" heraus; 1816 erschien von ihm in Frankfurt die erste deutsche

Übersetzung von Aristoteles' Geschichte der Tiere. Nach seinem Tode gab sein Sohn M. Strack die von dem Vater verfaßte Übersetzung der Naturgeschichte des älteren Plinius, 1. Teil, heraus. Bremen, Heyse 1853.

Erhebliche Verdienste hat sich S. endlich noch um die Einführung des Turnens in Bremen erworben. 1818 richtete er hier den ersten Turnplatz ein und gab ihm seine Gesetze.

S. starb am 25. Juli 1852.

H. Entholt, D. brem. Gymnas. von 1765—1817. Br., J. 22; ders., D. brem. Hauptschule von 1817—1858. Br., J. 23.

H. Entholt.

**Strube**, Georg Ernst, geb. in Altona 14. Juli 1833, verlebte den größten Teil seiner Jugend (seit 1839) in Braunschweig, wo er die Reifeprüfung bestand. Er besuchte die Universitäten Tübingen, Leipzig und Würzburg, erwarb am 4. Aug. 1855 zu Würzburg die medizinische Doktorwürde und widmete sich während der folgenden Jahre in München, Wien, Prag und Berlin seiner weiteren Ausbildung, namentlich in der Augenheilkunde. Im Mai 1858 ließ er sich in Bremen als Arzt nieder. Er war hier, als Schüler Gräfes, der erste Vertreter der neueren Augenheilkunde und erhielt 1865 auf der Krankenanstalt eine besondere Abteilung für Augenkranke zuerteilt, der er bis zu seinem Tode vorstand. Im Jahre 1868 verheiratete er sich. Als kraftvoller, offener Charakter von klarer Denkweise wußte er sich durch seine gediegene ärztliche Bildung und sein bestimmtes Auftreten bald Ansehen und einen großen Wirkungskreis zu gewinnen, in welchem er sich als teilnehmender Berater für die wirklich Leidenden und Hilfsbedürftigen bewährte. Auch in ärztlichen Kreisen übte er einen großen Einfluß aus, so daß er in Bremen nicht nur für die Augenheilkunde, sondern auch für die gesamte Medizin, als der ausgesprochenste Vertreter der während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschenden wissenschaftlichen Richtung gelten kann. Ohne vorher sichtlich krank gewesen zu sein, starb er, wenige Tage nach Antritt einer Erholungsreise am 4. Mai 1890 in Wiesbaden.

Wes. Z. v. 5. Mai 1890 Mitt. Ausg. W. O. Focke.

**Tannen**, Karl, geb. am 27. Juli 1827 in Leer, widmete sich dort und in Aurich dem Buchhandel und kam 1849 nach Bremen, übernahm eine Buchhandlung in der Pelzerstraße und gründete 1865 einen kleinen Verlag für lokalbremische Literatur. Er starb am 13. August 1904 im Pröven. Er war wegen seines humorvollen Wesens und wegen seiner vorzüglichen Reutervorlesungen sehr beliebt. Seit etwa 1854 trat er als plattdeutscher Schriftsteller durch Bearbeitung und Herausgabe älterer Werke sowie durch eigene Dichtungen hervor. Er veranstaltete eine Sammlung „Niederdeutscher Sprichwörter und Redensarten" (1859) und gab ein dem 16. Jahrhundert angehörendes „Cumpelmenteerbook" (1869) sowie die von ihm wieder aufgefundene, niederdeutsche Beschreibung Islands und Grönlands des David Fabricius vom Jahre 1616 neu heraus (1890). Seiner mißlungenen Erneuerung des „Reineke Voß" (1861) ließ er 1894 eine Bearbeitung des „Till Eulenspiegel" (1894) folgen und vereinigte beide unter dem Titel „Niederdeutsches Haupt- und Heldenbuch". Seine eigenen plattdeutschen Dichtungen, unter denen sich sehr zahlreiche Übersetzungen und Bearbeitungen befinden, erschienen unter dem Titel „Ut'n Flikkenbüdel" (1875) und in erweiterter Form „Dichtungen un Spreekwoorden up syn Moemerlander Oostvrees" (1892). Darunter befindet sich die anderweitig entlehnte, sehr komische Geschichte vom „Dösigen Hinrich as Tüge vör Gericht", die T. im Jahre 1883 dramatisierte. Von seinen hochdeutschen Gedichten ist nur das von B. Althaus komponierte „Helgolandlied" bekannt geworden. Herm. Tardel.

**Tecklenborg**, Franz, geb. 21. Januar 1807, gest. 31. März 1886, aus einer alten bremischen Schifferfamilie, die im Mitgliederverzeichnis des Hauses Seefahrt zuerst 1684 erwähnt wird, war der älteste von 10 Kindern des Segelmachers, Reeders und Kaufmanns Franz T. Begabt mit viel Talent zum Zeichnen wollte er sich der Kunst widmen, mußte aber nach dem Tode des Vaters die Segelmacherei erlernen, um diese, während das übrige Geschäft aufgegeben wurde, für die Mutter betreiben zu können. Nach seinen Lehrjahren arbeitete er mehrere Jahre als Geselle in Kopenhagen, wobei er früh morgens vor der Arbeitszeit Unterricht in fremden Sprachen nahm und abends seine allgemeine Bildung vervollkommnete. Nach Bremen zurückgekehrt leitete er den väterlichen Betrieb und

übernahm ihn nach dem Tode der Mutter 1830 für seine Rechnung. Im Laufe der folgenden zehn Jahre bekam er dazu die Vertretung mehrerer englischer Metall-, Anker-, Ketten-, Tauwerk- und Segeltuchfabriken und konnte bald auf Grund der durch seinen eisernen Fleiß und seine Tüchtigkeit erzielten guten Erfolge auch die Reederei wiederaufnehmen. 1840 gaben er und einer seiner Freunde einem ihnen befreundeten Schiffbauer die Mittel zur Errichtung einer Werft in Bremerhaven an der Geeste. 1843 gezwungen, diese selbst zu übernehmen, übertrug er die technische Leitung seinem bis dahin in Amerika als Schiffbauer tätigen Bruder Johann Carl, unter der Firma Joh. C. Tecklenborg (seit 1897 Aktiengesellschaft), während das Bremer Geschäft „Franz Tecklenborg, Segel- und Kompaßmacher" bestehen blieb. Der Werftbetrieb, 1856 ergänzt durch ein Trockendock auf dem Geestemünder Ufer, entwickelte sich erfreulich und lieferte der bremischen Flotte sowie auch auswärtigen Reedern bis 1880 viele ausgezeichnete hölzerne Segelschiffe. In diesem Jahre entschloß sich T., zum Bau eiserner Schiffe überzugehen, was eine völlige Neugestaltung der Werft und ihre Verlegung auf ein größeres Gelände am linken Geesteufer bedingte. 1882 konnte der erste Dampfer an den Norddeutschen Lloyd abgeliefert werden. Auch eiserne Segelschiffe wurden in Angriff genommen; die Fertigstellung des ersten deutschen Viermasters, des „Richard Wagner", den T. für eigne Rechnung baute, hat er nicht mehr erlebt.

Seine betriebsame Art bewährte T. auch in der bremischen Bürgerschaft, der er seit 1853 bis zu seinem Tode, 33 Jahre, angehört hat. Er wirkte weniger im Plenum als vielmehr in Kommissionen und Deputationen, sowie namentlich durch persönliche Einwirkung auf andere zu Gunsten der Angelegenheiten, deren er sich annahm. Unermüdlich und zäh, ein guter Geschäftsmann auch auf diesem Gebiete, verstand er es zu agitieren und sich Einfluß zu erwerben. Er pflegte gern persönlichen Verkehr; in seinem gastlichen Hause trafen sich an offenen Abenden zu angeregter Geselligkeit und musikalischen Genüssen alte und junge Freunde, unter denen er, mit eignem, trocken-humorvollem Frohsinn, Erholung fand von der Arbeit seines reichhaltigen tätigen Lebens. J. Rösing.

**Tegtmeyer**, Emilie, Schriftstellerin, geb. am 5. Januar 1827 zu Hornsmühlen bei Plön in Holstein als Tochter eines Papier-

müllers, gest. am 16. Februar 1903 in Bremen, erhielt Privatunterricht und kam nach der Konfirmation zur weiteren Ausbildung in das Haus ihres Schwagers, des Pastors Binge in Kellinghusen, wo sie mehrere Jahre weilte, war in verschiedenen Familien als Erzieherin tätig, stand zehn Jahre dem Hauswesen eines verwitweten Onkels in Bremen vor und führte nach dessen Tode (1872) ebenda mit ihrer Freundin, der Lehrerin Julie Rodowe, einen gemeinsamen Haushalt. Sie trat als Schriftstellerin zuerst mit einem vierbändigen Roman hervor: „Die Kaiserbrüder" (1862) und hat später auf dem Gebiete der historischen Prosadichtung, dem auch dieser angehört, ihr Bestes geleistet. „Die Tochter des Bürgermeisters, eine Erzählung aus der bremischen Vergangenheit" (1885) verwertet sehr geschickt die Ergebnisse der Forschungen Dr. A. Kühtmanns über den bremischen Bürgermeister und späteren schwedischen Rat in Bremen Statius Speckhan (gest. 1679), die im zwölften Bande des Bremischen Jahrbuchs veröffentlicht sind. Die historischen Vorgänge des Jahres 1654 liegen zugrunde. Auf ihnen konstruiert sie eine durchaus im Bereich der geschichtlichen Möglichkeit bleibende Haupthandlung durch die Annahme eines heimlichen Liebesverhältnisses zwischen einer Tochter des Bürgermeisters, von der auch die Geschichte weiß, und dem Grafen Königsmarck, dem Anführer der feindlichen schwedischen Truppen, der das Mädchen durch seine Treulosigkeit schließlich in den Tod treibt. Als Kontrastfiguren läßt sie einen bremischen Kaufmann Arnd Balleer — den Namen entlehnt sie der mittelalterlichen bremischen Geschichte — und eine jüngere Tochter Speckhans wirken, beide treue Menschen, die sich, nachdem die Hoffnung Arnds auf die ältere mit ihrem Tode geschwunden ist, zum Ehebunde vereinen. Sie bietet hier ein höchst anschauliches und in den Hauptzügen treues Bild jener für unsere Stadt so gefahrvollen Zeit. Die stark bewegte Handlung entbehrt nicht der Einheitlichkeit; die Menschen sind bis auf den schemenhaft gebliebenen Königsmarck glaubhaft und lebensvoll. Auch ihr nächstes Werk: „Die Blutsaat, Erzählung aus der Reformationszeit" (1890) hat Beziehung zur Geschichte Bremens. Es behandelt die Ermordung des bremischen Reformators Heinrich von Zütphen in Ditmarschen und die Wirkung, die seine von fanatischen Mönchen angestiftete Verbrennung in jener Gegend gehabt hat. Angeregt ist sie zu dieser Darstellung augenscheinlich durch Pastor J. F. Ikens 1886 er-

schienene Biographie des Reformators. Auch hier hat sie die Ergebnisse historischer Forschung treu verwertet und darauf eine der Zeit entsprechende Handlung von allgemein menschlichem Interesse aufgebaut, in deren Vordergrunde die beiden geschichtlich nachweisbaren Vettern Boje in Meldorf und Wesselburen, beide Geistliche, stehn. Die Entsagung des einen ebnet dem durch das Beispiel Luthers ermöglichten Eheglück des andern an der Seite des Mädchens, das auch er liebt, die Wege. Vor der „Tochter des Bürgermeisters" zeichnet sich diese Erzählung durch größere psychologische Tiefe aus. Ihre beiden besten Werke werden zeitlich umrahmt von kleineren Geschichten: „Der Schiffer von Sylt. Eine Perle am Wege" (zusammen 1880 veröffentlicht), „Helene, Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben" (1882), und „Lebenskämpfe" (1897), unter denen namentlich die erste Interesse verdient wegen der charakteristischen Schilderung der ihrer Heimat benachbarten Insel Sylt und ihrer Bewohner. Auch hier begegnet das Motiv des treulosen Mannes. Die Kraft der Entsagung, die dem Mädchen von Sylt hier fehlt wie ihrer Ilsabe Speckhahn, ist ihr zweifellos eigen gewesen wie ihrem Pfarrer von Wesselburen und hat ebenso gewiß dazu beigetragen, ihre nicht geringe künstlerische Begabung zu voller Reife zu entwickeln.

Brümmer, Lexikon d. deutschen Schriftsteller und Prosaisten des 19. Jahrh., 4. Aufl.

H. Seedorf.

**Thätjenhorst,** Johann Heinrich, wurde am 30. November 1803 als Sohn eines Sprachlehrers in Bremen geboren. Seine Schulbildung erhielt er in seiner Vaterstadt und bezog dann die Universität Göttingen, um mathematische und physikalische Wissenschaft zu studieren. Als Beruf wählte er sich den des Ingenieurs. Anfangs war er in Mecklenburg-Schwerin tätig, später arbeitete er als Zivilingenieur am Katasteramt zu Bremen. Als solcher gab er im Verein mit dem Leutnant A. Duntze eine vorzügliche, mit großer Genauigkeit, zum größten Teil nach eigenen 1839—50 ausgeführten Vermessungen gezeichnete „Karte von dem Gebiet der freien Hansestadt Bremen" heraus (G. Hunckel, 1851), die leider in einem ganz irrationalen Maßstab gezeichnet ist (s. Buchenau, Fr. Hanseat. Bremen 3. Aufl., 1900, S. 6). T. nahm am öffentlichen Leben in Bremen tätigen Anteil; er war Mitbegründer des Künstlervereins und 1842

bis 1851 Mitglied der bremischen Bürgerschaft. Er starb am 18. April 1859.

Dr. H. Gerdes.

**Thumsener**, Justus Gottfried, geb. am 20. August 1778 in Bremen, wo er als Obergerichtsanwalt und als Notar tätig war und am 5. Februar 1862 gestorben ist. T. war ein kenntnisreicher, scharfsinniger Jurist mit scharfer Feder, dessen starker Hang zur Polemik allerlei Mißhelligkeiten für ihn zur Folge hatte. Er veröffentlichte 1837: Ansichten von Kirchengewalt, Vokation der Pastoren, Jus circa sacra usw., worin die vermeintlichen Versuche des Rats, die Prediger zu Staatsdienern zu machen, bekämpft werden; 1848: Das Wesen der inneren staatsrechtlichen Zustände Bremens usw., worin er behauptet, daß im Archivexemplar der Neuen Eintracht, datiert von 1534, sich willkürliche und wesentliche Abweichungen von der Aufzeichnung vorfänden, die 1532 auf dem Domshof verlesen worden ist.

In jüngeren Jahren schrieb der eifrige Sammler von Olgemälden Rezensionen über Malerei und bildende Kunst, 1857 eine Broschüre: Gebührende Zurückweisung der ungebührlichen Mißdeutung des Herrn Dr. H. A. Müller in seinen Irrlehren über plastische Kunstwerke. Auch dem Theater widmete er seine Feder und focht unter der Direktion Gerber eine ergötzliche Fehde mit einem andern Rezensenten aus (Pasquino und Marforio).

Über ihn siehe Br. Bürgerfreund 1862, Nr. 4.

A. Kühtmann.

**Tidemann**, Simon Hermann, geb. in Bremen am 17. Okt. 1808, gest. daselbst am 3. August 1864. Nach Vollendung seiner juristischen Studien ließ er sich Anfang der dreißiger Jahre in Bremen als Advokat nieder. Das Jahr 1848 rief ihn ins weitere öffentliche Leben, wo er zwar eine durchgreifende Reform der Verfassung befürwortete, aber doch von den radikalen Elementen sich fernhielt. Er gehörte zu den Mitbegründern des Patriotischen Vereins, der in maßvollerer Weise die notwendigen Neuerungen einzuführen strebte. Im Februar 1850 ward er zum Richter gewählt, 1852 zum Präsidenten der Bürgerschaft, welches Amt er acht Jahre lang bekleidete. Im Jahre vor seinem Tode übertrug ihm das Richterkolleg noch die Würde des Vizepräsidenten.

F. von Spreckelsen.

**Tiele**, Johann Nikolaus, geb. am 27. September 1804 in Bremen als Sohn des Senators Bernh. T., Schüler Menkens, zeigte früh großen Eifer für alle Übungen des Geistes und des Körpers (Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Fußwanderungen). Er studierte in Tübingen und Berlin, von wo er aus Vorliebe für das Wandern zu Fuß nach Bremen heimkehrte, wurde 1828 Hilfsprediger in Borgfeld, 1830 desgleichen in Grambke, 1832 Pastor in Mittelsbüren, 1835 Pastor in Oberneuland, wo er am 10. Juni 1856 starb. T. war ein bis zur Ängstlichkeit gewissenhafter, wahrheits- und ordnungsliebender Mann, eifrig in wissenschaftlicher Arbeit wie in seiner Amtstätigkeit. An allen kirchlichen Bewegungen seiner Vaterstadt nahm er regen Anteil, bewies auch lebhaftes Interesse für die Heidenmission und für die Mäßigkeitsbestrebungen der 40er Jahre. Er schrieb: 1. Das erste Buch Moses, zum Nutz und Frommen Studierender u. prakt. Theologen übersetzt u. kommentiert. I. Band (bis Kap. 25, 10). Erlangen, 1836. (Fortsetzung ungedruckt.) 2. Chronologie des Alten Testaments von Adams Erschaffung bis zur Befreiung der Juden aus Babel. Bremen, Heyse, 1839. 3. Offenes Sendschreiben an Dr. Paniel in Bremen. 4. Des Evangeliums Segen (gegen Paniel). Bremen, Heyse, 1840. 5. Die Amtsentsetzung des Pastors Detry 1715. Bremen, Heyse, 1852. 6. Communionbuch des seligen Dr. Fr. Ad. Lampe. Revidiert und neu herausgegeben. Bremen, Heyse, 1854.

Heinrich Hoops.

**Tischbein**, Georg Heinrich, Kupferstecher, Kartograph und Mechanikus, war geboren zu Marburg 1753 und ist gestorben in Bremen am 4. März 1848. Er ließ sich um 1785 in Bremen nieder, stach 1789—91 für den ersten Band des Schröterschen Mondwerks 43 Tafeln, 1796 die Murtfeldtsche Karte der Stadt, 1798 die Heinekensche Gebietskarte u. a. m. Im Jahre 1791 verfertigte er den Porträtstich von Oberamtmann Schröter in Lilienthal, 1818 in Aquatintamanier das Porträt des Dompastors Rotermund. Für Schmit v. Ledas Geschichte der freiwilligen Bewaffnung in Bremen stach er das Titelkupfer.

Siehe Nagler, K. L.; Hurm, Manuskript. Festschrift d. Naturw. Vereins 1889. S. 167 f. Bremische Werkmeister.

Joh. Focke.

**Töpfer**, August, Professor, Direktor des Gewerbemuseums, ist

geb. in Ingolstadt 1834, gest. in Bremen am 2. September 1911 im 78. Lebensjahre. Er studierte in München Architektur, war dann mehrere Jahre künstlerischer Leiter der Metallwarenfabrik von Riedinger in Augsburg, machte sich bekannt durch Zeichnungen in der Zeitschrift Gewerbehalle und wurde 1873 als Konsulent der Gewerbekammer nach Bremen berufen, um die Technische Anstalt für Gewerbetreibende, aus der sich später das Gewerbemuseum entwickelt hat, einzurichten. Zuerst schuf er ein Zeichenbureau für Handwerker, dann eine Bibliothek und Vorbildersammlung, darauf die Sammlung von alten kunstgewerblichen Erzeugnissen, die für heutige gewerbliche Bedürfnisse als Vorbild zu dienen geeignet sein sollten. Auch rief er eine kleine kunstgewerbliche Fachschule für Maler, Bildhauer und Tischler ins Leben. Später wurde ein Entwurfsbureau und eine permanente Ausstellung neuerer kunstgewerblicher Arbeiten eingerichtet. T. widmete sein Hauptinteresse der Schulabteilung seines Instituts. Zur Förderung des Verständnisses für das Kunstgewerbe gab er seit 1886 die Mitteilungen des Gewerbemuseums (21 Jahrgänge) heraus, die zahlreiche Aufsätze von seiner Hand enthalten, aber wenig Verbreitung gefunden haben. 1904 trat er in den Ruhestand, nachdem er einige Jahre vorher den Professortitel erhalten hatte. Joh. Focke.

**Torstrick**, Johann Adolf, geb. in Bremen am 22. Januar 1821, als Sohn des Organisten an St. Martini, gest. ebendaselbst am 22. November 1877. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien war er von 1844—50 — hauptsächlich in der Familie des Fürsten Davidoff in Petersburg — als Hauslehrer tätig und bekleidete dann bis 1855 eine Lehrerstelle an der sog. „Musterschule" in Frankfurt a. M. Nachdem er einige Zeit in Paris und Berlin seine philologischen Studien wieder aufgenommen hatte, folgte er Ostern 1858 einem Rufe an das Gymnasium seiner Vaterstadt, dem er bis zu seinem Tode als ordentlicher Lehrer angehörte. Auch hier pflegte er mit großem Eifer seine wissenschaftlichen Arbeiten, deren Mittelpunkt schon früh Aristoteles geworden war. 1851 hatte er das Glück gehabt, auf der Nationalbibliothek in Paris unedierte Fragmente des Werkes „De Anima" zu entdecken, was ihn zu einer neuen Herausgabe der wichtigen Schrift veranlaßte. Der durch diese und verschiedene sich daran anschließende kleinere Abhand-

lungen erworbene Ruf trug ihm von seiten der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften den ehrenvollen Auftrag ein, zum Zwecke einer neuen Ausgabe der aristotelischen Kommentatoren die handschriftlichen Schätze der in Betracht kommenden Bibliotheken einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Den an den Senat gerichteten Gesuchen den für diese Arbeit ausersehenen Gelehrten für die Sommersemester 1875 und 1876 zu beurlauben, wurde bereitwillig entsprochen und ein längerer Aufenthalt in Italien, England, Frankreich und Spanien setzte T. in den Stand, die Vorarbeiten zu jener bedeutsamen Aufgabe zu einem ergebnisreichen Ende zu führen. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, das gewonnene Material auch selbst zu verwerten. Doch wurde ihm noch im Jahre 1876 die Auszeichnung zuteil, zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie ernannt zu werden. In der gelehrten Welt hat T. sich einen dauernden Namen erworben, aber auch in den Kreisen, denen er durch seine Berufstätigkeit nahe getreten war, wurde sein frühes Hinscheiden schmerzlich empfunden. Gust. Kißling.

**Treviranus**, Georg Gottfried, geb. am 12. Januar 1788 als Sohn des Maklers Gottfr. Reinh. T., trat nach etwa vierjähriger Tätigkeit in seines Vaters Kontor 1806 in die Prima der Gelehrtenschule ein, besuchte das Gymn. ill., studierte von 1808 an in Göttingen und Tübingen Theologie, wurde schon am 16. November 1810 durch Senatsbeschluß zum Pastor in Mittelsbüren und Grambke ernannt, welches Amt er nach seiner Prüfung und Ordination zu Bremen am 12. Mai 1811 übernahm. Am 18. Dezember 1814 trat er als zweiter Pastor an St. Martini an, neben G. Menken, von dessen Theologie er, bis dahin nach überwundenen rationalistischen Jugendeindrücken ein „alter Orthodoxer", in Zukunft stärker beeinflußt wurde, wiewohl er nie Menkens bekannte Abweichungen von der Kirchenlehre mitmachte. Nach Menkens Abgang 1825 wurde er einziger Pastor an Martini, seit 10. Oktober 1826 Pastor prim., 1861 D. theol. von Berlin und Göttingen; 1866 emeritiert (zum Streit um seinen Nachfolger siehe Br. Kbl. 1866, Nr. 47) starb er am 22. August 1868. T. war nach seines Freundes Wichern Urteil „ein in seiner Art seltener Mann", „ein Glaubensmann der Tat, wie ihn gerade die großen Städte unserer Tage gebrauchen", kein großer Prediger und wissenschaftlicher Theologe, aber ein ganz

hervorragender praktischer Seelsorger und Organisator. Er war es vorzugsweise, der in Bremen den durch die Freiheitskriege und dann durch J. H. Wichern entbundenen Lebensstrom hineingeleitet hat in feste Arbeitsorganisationen. Er war Gründer oder Mitgründer oder Hauptförderer zahlreicher wichtiger Vereine, so z. B. der Bibelgesellschaft (s. „Die 50jährige Jubelfeier der brem. Bibelgesellsch." 1865), und der Sonntagsschule, vom Missionsverein, Traktatverein, Jünglingsverein (s. d. Art. Mallet), V. f. arme Wöchnerinnen, V. f. entlassene Gefangene, V. f. prot. Auswanderer (s. Wicherns Briefe usw. I, S. 221), Männer- u. Frauen-Krankenverein (s. Br. Kbl. 1869, Nr. 10), Männerverein 1841, Ellenerhof, V. f. innere Mission 1849, deren Präses er 1848—65 war usw. Er führte zuerst wirkliche Seelsorge im Arbeitshaus (s. d. Akten im Staatsarchiv und Wicherns Briefe I, S. 218) und an den Br. Soldaten (s. d. Akten im Staatsarchiv) ein. Er war Präses der Nordd. Mission nach der Krisis 1850. Ein Mitberufer des ersten Kirchentages 1848 gehörte er zu den in ganz Deutschland bekanntesten führenden Geistern der Wichernschen Bewegung, wie er denn auch, ein Meister in der Pflege persönlicher Beziehungen, jahrzehntelang ein Hauptverdienst hatte an der Erhaltung eines fruchtbaren Kontaktes zwischen dem kirchlichen Leben Bremens und dem des übrigen ev. Deutschlands.

Er gab 1842 seines Vorfahren L. G. T. Schrift „Die rechte Gestalt Christi in seinen Gliedern" (Br. 1714, 1729) heraus, arbeitete mit am Kirchenboten und Br. Kbl. (s. bes. Jahrg. 1866) und verfaßte „Zur Vorbereitung auf das h. Abendmahl", Br. 1865.

Eine kritische Biographie dieses hochverdienten Organisators der christl. Vereinstätigkeit in Br. steht noch aus. S. über ihn: Die Nekrologe Br. Kbl., die Gedächtnisreden von v. Hanffstengel u. Henrici u. bes. J. H. Wichern, Flieg. Bl. des Rauhen Hauses Nov. 1868 u. Neue Ev. K. Ztg. 1868, Nr. 50 u. 52, 1869, Nr. 2. Vgl. Wicherns Briefe usw. I, S. 227 u. ö. und Oldenberg, Wichern I, S. 434 f. F. Mallet, Neues u. Altes, S. 140 f. Iken, Innere Mission in Br., S. 17 u. ders., „Kirchl. Arbeiten usw.", S. 24 Anmerk. u. ö. L. Tiesmeyer, Georg Gottfr. T., Br. 1879 (Rezens. Br. Kbl. 1878, Nr. 44). D. Müller, Br. Kbl. 1909, Nr. 26, u. a. m.

Büttner.

**Treviranus**, Gottfried Reinhold, geb. am 4. Februar 1776, entstammte einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach Bremen

eingewanderten Gelehrtenfamilie, deren Vorfahren sich bis nach den Rheinlanden, aber nicht bis nach Trier, zurück verfolgen lassen. Sein Vater, Joachim Johann Jacob (26. Nov. 1746—1. Febr. 1806), war Kaufmann, verlor jedoch sein Vermögen unter den schwierigen geschäftlichen Verhältnissen des französischen Revolutionszeitalters. Er wurde 1795 zum kais. Notar bestellt, 1803 wurde er Dispacheur. Sowohl die Söhne als die Töchter des Hauses zeigten sich ungewöhnlich begabt, doch konnten nicht alle unter ihnen eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Außer Gottfried Reinhold verdienen zwei Brüder, Ludolf und Georg, eine eingehendere Würdigung; drei andere Brüder widmeten sich dem Seemannsberufe; von diesen dreien starben zwei in jüngeren Jahren, während einer, Johann Jacob (Oktob. 1782—April 1824) ein tüchtiger Schiffskapitän wurde.

Im elterlichen Hause verlebte Gottfr. Reinh. eine glückliche Jugend. Zwölfjährig verstand er es, sich eine kleine Elektrisiermaschine und eine Leidener Flasche herzustellen; durch seine Versuche soll sein Großvater Tallau so aufgeregt worden sein, daß man darin eine Ursache seines plötzlichen Todes sehen wollte. Nach vollendetem Schulunterrichte trat der junge T. als Stud. med. in das Gymnasium illustre ein, widmete sich aber fast ein Jahr lang vorzugsweise der Mathematik. Die Verhältnisse drängten ihn jedoch, ein Brotstudium zu ergreifen. Im April 1793 begab er sich nach Göttingen, um Medizin zu studieren. Schon die Knappheit seiner Mittel und seine nicht allzu feste Gesundheit versagten ihm viel von dem Jugendgenusse, den dieser Lebensabschnitt sonst zu bieten pflegt; damit hing es auch wohl zusammen, daß er nicht allzuviel Menschenkenntnis und allgemeine Welterfahrung, dafür aber um so gründlichere und tiefere Gelehrsamkeit heimbrachte. Übrigens ließ er neben der Medizin die Mathematik nicht ganz liegen und erfreute sich an dem Unterrichte des anregenden und allgemein beliebten Kästner, der ihn für die akademische Laufbahn zu gewinnen suchte. Am 24. September 1796 schloß er mit dem Erwerbe der medizinischen Doktorwürde seine Studien ab und begab sich auf dringenden Wunsch seines Vaters in die Heimatstadt zurück, in der er um Mitte Oktober seine ärztliche Praxis eröffnete. Schon nach wenigen Wochen, am 9. November 1796, wurde er vom Senate zum Professor der Mathematik und Medizin am Gymnasium illustre ernannt. Mit diesem damals ziemlich bedeutungslos gewordenen Amte war die Stelle eines

behandelnden Arztes am städtischen Krankenhause verbunden. Der hoch angesehene Dr. Wienholt gewann ihn für seine hypnotischen Kuren. Eine seiner ersten Patientinnen, eine Schwester seines Schulkameraden Christian Focke, behandelte er nach dem „magnetischen" Verfahren, und zwar mit dem Erfolge, daß sie seine Braut wurde. Er verheiratete sich mit ihr am 20. Dezember 1797; am 30. Oktober 1798 wurde ihm der erste Sohn geboren.

Er war somit im Lebensalter von noch nicht 23 Jahren Arzt, Professor, Ehemann und Familienvater geworden. Da jedoch seine Einnahmen sich nicht in gleichem Schritt mit seinen Würden vermehrt hatten, sah er sich gezwungen, nach weiterem Erwerb durch literarische Tätigkeit zu suchen. Nach einer Reihe kleinerer Abhandlungen erschien 1802 der erste Band eines groß angelegten Werkes, der Biologie, 1803 und 1805 folgten zwei weitere Bände. Seine Gesundheit war indessen der angestrengten Arbeit nicht gewachsen; er kränkelte, bis sich seine äußeren Verhältnisse dauernd durch den Tod seiner wohlhabenden Schwiegereltern (1801 und 1803) verbesserten. Es wurde ihm möglich, während der Sommerzeit zur Erholung für sich selbst und seine Familie einen Landaufenthalt zu Rockwinkel (Oberneuland) zu wählen.

Gemeinsam mit seinem Freunde H. Rump unternahm er im Sommer 1810 eine Reise nach Paris, wo er wertvolle wissenschaftliche Beziehungen anknüpfte. Am meisten verkehrte er mit Cuvier, der ihn sehr freundlich aufnahm, dann aber auch mit A. v. Humboldt, Brongniart, Desfontaines, Jussien, Brisseau-Mirbel und anderen. Reich an frischen Eindrücken kehrte er in die Heimat zurück.

Während der Zeit der Fremdherrschaft hielt sich T. von allen Beziehungen zu den Franzosen zurück; 1813 folgte das brutale Schreckensregiment der Vandamme und Davoust. Nur mit Ingrimm konnte T. später dieser Zeit gedenken, die zugleich das blühende geistige Leben, in dem er sich wohl gefühlt hatte, ertötete. „Du wirst noch nicht wissen, daß unser Musentempel jetzt ein Spiel-, Eß- und Trinkhaus ist", schrieb er im September 1814 seinem seit zwei Jahren abwesenden Bruder. Er fühlte sich in Bremen vereinsamt und völlig unverstanden; auch auswärts war fast nur Tiedemann in Heidelberg (so wie früher Niemeyer in Hannover) wirklich mit ihm befreundet, obgleich seine Korrespondenz ziemlich ausgebreitet war. Es hätte ihm frei gestanden, Hochschullehrer zu werden,

zumal da er 1816 geradezu einen Ruf nach Göttingen erhielt. Aber es widerstrebte ihm, seine Unabhängigkeit aufzugeben und sich in eine bureaukratische Organisation einzufügen.

Am glücklichsten fühlte er sich in den Ferienwochen, die er unter seinen Eichen auf seinem Rockwinkeler Landsitze, beschäftigt mit Gartenbestellung, zubrachte.

Von seinen Kindern ging der ältere Sohn in wüstem Studentenbummel unter; der jüngere wurde Landwirt und lebte als Domänenpächter zu Schieder im Lippischen. Zur Berichtigung einer Bemerkung von H. A. Schumacher in Abh. Nat. Ver. Bremen XV, S. 26, das Aussterben der Familie betreffend, sei bemerkt, daß die Nachkommenschaft dieses Sohnes sich ferner fortgepflanzt hat und weit entfernt ist zu erlöschen. — Die Tochter von G. R. T. blieb unverheiratet bei dem Vater; die stets kränkelnde Frau starb 1833. In späteren Jahren entschloß er sich manchmal, statt des Rockwinkeler Sommeraufenthalts Reisen zu unternehmen. 1829 besuchte er die Naturforscher-Versammlung zu Heidelberg und machte im Anschluß daran mit seiner Tochter und mit dem befreundeten Tiedemann in Heidelberg eine heitere und erfrischende Rheinreise. 1833 war er bei seinem Bruder, dem Botaniker, in Bonn, ein andermal (vielleicht mehrmals) bei dem Sohne in Schieder zu Besuch. Man erhält den Eindruck, daß er bei herannahendem Alter mehr empfänglich war als früher für einfache Lebensfreuden, für die grünende Natur, für warmen Sonnenschein und für Verkehr mit wenigen nahestehenden Menschen (Smidt, Rump). Der Grippe-Epidemie von 1837 vermochte er nicht mehr zu widerstehen; nach anderthalbwöchentlichem Kranksein starb er am 16. Februar 1837, tief betrauert von wenigen, mit hoher Achtung genannt von den besten Vorkämpfern der Wissenschaft.

Seinem ganzen Wesen nach war T. Gelehrter, Denker und Forscher, aber er eignete sich wenig zum praktischen Arzt. Wenn ihm auch auf diesem Felde der Tätigkeit Erfolge beschieden waren, so spricht das für Vorzüge, welche vielen groß genug erschienen, um sich durch die schwere Zugänglichkeit seiner Person nicht beirren zu lassen. Der starr aufrichtige T. eignete sich wenig dazu, auf Schwächen und törichte Anforderungen einzugehen. Eine kritische Beobachtung hatte ihm schon früh die engen Grenzen der ärztlichen Macht gezeigt. Schon 1802 schrieb er: „Der Arzt verhütet wenigstens große Übel, wenn er auch nicht viel positiven Nutzen

stiftet." Die Anwendung von Arzneimitteln hielt er für einen unsicheren, oft schädlichen Versuch. Es war daher selbstverständlich, daß er die hochgepriesenen medizinischen „Systeme", von welchen die kranke Menschheit das Heil erhoffte, unbeachtet ließ. Er sorgte in anderer Weise für seine Kranken; in geeigneten Fällen brachte er ihnen statt der Apothekerwaren gute Bücher. So schrieb er auch 1821 seinem Bruder: „Es ekelte mich das geistlose Herumtreiben unter so manchen Menschen, denen ich lieber Beten und Arbeiten als Arzneien verordnet hätte, unbeschreiblich an". 1829 meinte er einmal: „Das stete Anhören des ewigen Achs und Wehs verzogener Weiber wird mir immer verhaßter, der Geldstolz unserer dummen Parvenüs immer unerträglicher". Er war indessen ein treuer Ratgeber der wirklich Leidenden und man hatte ein unbedingtes Vertrauen zu seinem tiefen Einblick in die Krankheitszustände. Bezeichnend ist der Unterschied zwischen T. und dem weltmännischen Olbers. Keiner von beiden war ein Rufer im Streit, aber T. stand scharf ausblickend auf den Zinnen der Partei, während Olbers von einer höheren Warte heiteren Sinnes das vergängliche Getümmel der Zeit überschaute.

T. war ein fleißiger Arbeiter und Schriftsteller; die meisten seiner Veröffentlichungen betreffen zootomische und physiologische Spezialuntersuchungen; vgl. darüber insbesondere Hartlaub in Biogr., S. 485 ff. Die trefflichen Kupfertafeln zu seinen Schriften hat er selbst gestochen.

Einen anderen Charakter tragen seine zwei größeren zusammenfassenden Werke, die Biologie, 6. Bd. (1802—1822) und die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens (1831—1833). Schon auf der Universität hatte T. die Überzeugung gewonnen, daß die Heilkunde nur durch eine vervollkommnete Physiologie eine gesicherte wissenschaftliche Grundlage erlangen könne. Er suchte daher nach allgemeinen physiologischen Gesetzen, die nicht nur für den Menschen, sondern auch für Tiere und Pflanzen Gültigkeit haben. Als letztes Ziel aller Naturforschung bezeichnete er „die Erforschung der Triebfedern, wodurch jener große Organismus, den wir Natur nennen, in ewig reger Tätigkeit gehalten wird".

Bei diesen Anschauungen mußte sich T. die Frage nach dem Ursprung der Lebensformen, der sogenannten Arten, vorlegen. Nach hergebrachter gedankenloser Annahme waren die Arten einzeln erschaffen und von ihrem Ursprunge an gesondert und beständig ge-

blieben. T. leitete nun, wie man es auch heute tut, die reiche Mannigfaltigkeit der gesamten Lebewelt aus der Fortentwicklung allereinfachster Urwesen ab. Er glaubte, daß die Organismen sich den äußeren Verhältnissen angepaßt und sich mit dem Wechsel ihrer Umgebungen umgewandelt hätten. Besonders betonte er, wie schon Linné tat, daß alle Geschöpfe der Erde in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse zueinander stehen, so daß Änderungen in Bestand und Wesen der einen Art notwendig auch Änderungen anderer Arten nach sich ziehen müssen. Wie die Vorstellung von der Anpassung, so war T. auch der Gedanke an den Daseinskampf, den Linné als „Krieg aller gegen alle" charakterisiert hatte, vollkommen geläufig. So wies er (Biol. III, S. 553) darauf hin, daß ein in jeder Beziehung allen anderen Geschöpfen überlegenes Wesen sehr bald alle übrigen verdrängen würde. Auch der Parallelismus der allgemeinen und der individuellen Entwicklung entging ihm nicht; der Grundgedanke des „biogenetischen Grundgesetzes" war ihm somit nicht fremd (Biol. VI, S. 24).

Die herrschende Stellung der Naturphilosophie in Deutschland trug wesentlich dazu bei, T. den Gedanken an eine Universitätslaufbahn zu verleiden. Er verachtete den Beifall der Massen schon, bevor er schriftstellerisch an die weitere Öffentlichkeit getreten war: „beklatscht wurden immer nur Gaukler und Possenreißer, niemals die Wahrheit, so wenig wie die Sonne" (1802).

Hie und da, aber doch an manchen Stellen seiner Schriften und Briefe, spricht sich T. in tief empfundenen Worten über die Beziehungen zwischen der Naturforschung und dem menschlichen Seelenleben aus (vgl. Biogr., S. 458; Abh. Nat. Ver. VI, S. 25, 32, 39).

Zur Erinnerung an T. findet sich auf der Stadtbibliothek eine von Tieck gefertigte Büste aufgestellt. Eine für die Naturforscherverf. v. 1844 geschlagene Medaille zeigt die Köpfe von Olbers und T. — Bildnisse: Lithogr. nach Suhrlandt; Abh. Nat. Ver. XI, Taf. A. 3; Festg. zu S. 264).

Schriftenverzeichnisse: Biogr. S. 585—590; Royal Catal. Bd. VI; Abh. Nat. Ver. VI, S. 39, 40.

C. v. Martius, Akad. Denkred., S. 55 (vgl. auch Abh. Nat. Ver. S. 34); Fr. Tiedemann, Vorwort zu T., Beitr. Gesetze org. Leb., Heft 3; Barkhausen, Schumacher und Hartlaub in Biogr., S. 432; W. O. Focke in Abh. Nat. Ver. VI, S. 11—48. W. O. Focke.

**Treviranus**, Ludolf Christian, Bruder von Gottfried Reinhold T. und Ludwig Georg T., wurde zu Bremen am 18. Sept. 1779 geboren. Er besuchte das Pädagogium und Gymnasium illustre, begab sich im Frühjahr 1798 zum Studium der Medizin nach Jena und erwarb dort am 23. Oktober 1801 die Doktorwürde. Bald darauf kehrte er in die Heimatstadt, wo sein Vater noch lebte, zurück und übte hier die ärztliche Praxis aus. Zu Anfang 1807 wurde er zum Professor am Gymnasium illustre ernannt; er erhielt durch diese als Lehramt bedeutungslos gewordene Stellung eine Tätigkeit als einer der behandelnden Ärzte am Krankenhause. Im Jahre 1809 erkrankte er sehr schwer am Flecktyphus. Unter der französischen Herrschaft übernahm er 1811 Ämter als Rekrutierungsarzt und als Mitglied des Comité central de vaccine.

Immerhin entsprach diese ärztliche Beschäftigung nicht den eigentlichen wissenschaftlichen Neigungen von Treviranus. Er folgte daher, zumal bei den in Bremen herrschenden Zuständen, gern einem Rufe nach Rostock, wo er an Links Stelle die Professur der Botanik erhielt. Er verließ im August 1812 seine Vaterstadt und ist später nur noch einige Male zu vorübergehendem Besuche dahin zurückgekehrt.

Die wissenschaftliche Tätigkeit, welche T. während seines Bremer Aufenthalts entfaltete, war eine sehr eifrige und vielversprechende. Schon als Schüler war er durch Mertens für die Botanik gewonnen. Nach der Rückkehr von der Universität mietete er sich ein Stück Gartenland, auf welchem er zahlreiche Gewächse zu genauerem Studium anbaute. Er durchstreifte die Umgegend, zum Teil in Gesellschaft von Roth oder Mertens, und stellte eine Bremer Flora zusammen. Seine bedeutendsten Arbeiten waren aber mikroskopische Untersuchungen, durch welche er den anatomischen Bau der Pflanzen und die physiologischen Vorgänge in denselben zu erforschen suchte. Zwei inhaltreiche Schriften (Vom inwendigen Bau der Gewächse, 1806, und Beiträge zur Pflanzenphysiologie, 1811), die während des Bremer Aufenthalts erschienen, machten den jungen Botaniker in Fachkreisen weithin bekannt und gaben den Anlaß zu seiner Berufung auf einen akademischen Lehrstuhl.

Unter den Vortragenden im Bremer Museum nannte ihn Fr. Bessel gemeinsam mit seinem Bruder. Mit diesem blieb er auch nach seinem Fortzuge von Bremen durch lebhaften Briefwechsel in regem Verkehr.

Über den weiteren Lebenslauf und die wissenschaftlichen Leistungen von L. C. Treviranus mögen an dieser Stelle nur wenige Bemerkungen folgen. In Rostock traf er zunächst recht unerfreuliche Verhältnisse an, so daß er seinen Fortzug von Bremen schon bereute. 1816 trat er in Breslau als botanischer Professor einen größeren Wirkungskreis an; auch hier dauerte es einige Zeit, bis er sich eingewöhnt hatte. Am 13. März 1826 verheiratete er sich mit Auguste Langguth; er befreundete sich sehr nahe mit Göppert, der anfangs sein Schüler gewesen war, 1830 vertauschte er seine Breslauer Professur mit derjenigen in Bonn, wo ebenfalls ein Stadium größter Unzufriedenheit durchgemacht werden mußte. Schon in Breslau war er in heftige Streitigkeiten mit dem Universitätsgärtner verwickelt, die sich in noch schärferer Form in Bonn wiederholten, so daß er 1834 die Leitung des Botan. Gartens aufgeben mußte.

In den letzten Lebensjahren hatte T. noch die Freude, den ersten Siegeslauf der Darwinschen Lehre beobachten zu können. Es war die Weltanschauung seines Bruders und im Grunde auch seine eigene, die sich nunmehr Bahn brach.

Altersschwach, aber nicht wirklich krank, lebte er bis zum 6. Mai 1864. Schon am 22. Mai folgte seine Frau ihm nach.

Seine Werke und sein handschriftlicher Nachlaß befinden sich auf der Bremer Stadtbibliothek.

Die Zahl seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist eine recht ansehnliche.

Schriftenverzeichnisse: Botan. Zeit. 1860, Beil. zu Nr. 30; Lempertz, Katalog Bot. Bibl. von L. C. Treviranus; Royal Catal. vol. VI. — Biogr. Lit.: Bot. Z. 1866, Beil. zu Nr. 30; K. Ph. v. Martius in Sitzungsber. Bayr. Akad. 1865, I. p. 264; Fr. Buchenau in Abh. Nat. Ver. Bremen XI, S. 344ff. mit Bildnis.

W. O. Focke.

**Treviranus**, Ludwig Georg, geb. zu Bremen 7. März 1790, war ein Bruder von Gottfr. Reinh. und Lud. Christ. T. Nach dem Tode des Vaters (1. Febr. 1806) lebte er bei dem älteren Bruder, der ihn 1808 unter Beihilfe von Olbers zu G. von Reichenbach nach München schickte. Dort und bald darauf in der von Reichenbach mit Utzschneider und Fraunhofer gemeinsam betriebenen Werkstätte zu Benediktbeuern machte er sich mit dem Bau der

besten optischen, insbesondere teleskopischen Instrumente bekannt. Um sich in dieser Technik noch mehr zu vervollkommnen, ging er 1814 nach England und erhielt Beschäftigung bei W. Herschel in Slough. Dieser nahm ihn zwar freundlich auf, gestattete aber keinen Einblick in seine Geschäftsgeheimnisse, so daß T. sich nun in England ganz anderen Gebieten der Technik zuwandte. Nach Bremen zurückgekehrt, fand er, daß man dort die Erbauung eines Dampfschiffes plante. Er trat zu diesem Unternehmen in Beziehung und ging im Interesse desselben 1816 wieder nach England, und zwar nach Soho zu James Watt, von dem die Maschine für das in Vegesack gebaute Schiff bezogen wurde. Gleich nach Fertigstellung desselben wurde mit dem Bau eines zweiten für die Oberweser bestimmten Dampfers begonnen. T. war im Winter 1817/18 wegen dieses Schiffes nochmals in England. Nach Vollendung desselben machte er eine Reise nach Münden als Maschinist mit; Hin- und Rückfahrt dauerten vom 9.—27. März 1819. Die Beschaffenheit des Fahrwassers erwies sich als sehr schlecht; die Maschine genügte nicht, um die vielen Stromschnellen ohne Hilfe von Zugkräften zu überwinden. Die Fahrt wurde nicht wiederholt. Die Berechnung der erforderlichen Triebkraft war auf Grund von Beobachtungen mittels des Woltmannschen Flügels, der zur Messung der Stromgeschwindigkeit diente, gemacht; T. war bis an sein Lebensende mit Versuchen über die Leistungen dieses Instruments und über seine Verbesserung beschäftigt.

Eine andere öffentliche Angelegenheit, für welche T. damals zu arbeiten hatte, war der Plan einer städtischen Wasserleitung, der besonders durch Senator Joh. Gildemeister betrieben wurde. Auch Nivellementsarbeiten hat er vorgenommen, namentlich aber im Auftrage von Privaten Pläne zu mancherlei technischen Anlagen entworfen. Bei dem Mangel einer eigenen Werkstätte, deren Einrichtung ihm die Zunftprivilegien verwehrten, mußte er die ihm angetragene Ausführung des Entwurfs von Gauß' Heliostaten ablehnen. Auch den ihm durch Olbers übermittelten Vorschlag, als Gehilfe bei der Gaußschen Landesvermessung mitzuwirken, nahm er nicht an. Unter den von ihm eingerichteten Anlagen wird eine Farbholzmühle genannt, die alle bisher vorhandenen weit übertraf.

Olbers schrieb über ihn am 17. August 1820 an Gauß: „Unser Mechanikus Treviranus, ein Schüler von Reichenbach, ein äußerst

geschickter und genievoller junger Mann, der noch mal ein zweiter Repsold werden kann. Er verbindet mit den glücklichsten praktischen Ideen einen Geist der Genauigkeit, und bei seiner vertrauten Kenntnis aller Werkzeuge würde er unter Ihrer Leitung bald ein sehr zuverlässiger Observator werden" usw.

Über das spätere Wirken von G. Treviranus werden wenige Bemerkungen genügen; er hat auf technischem Gebiete viel gearbeitet, aber bis zu seinem Ende vertiefte er sich, wie sein Biograph H. A. Schumacher sagt, in „ein eigensinniges Weiterleben in den Ideen der Bremer Blütezeit".

T. begab sich 1823 (oder Ende 1822) nach Breslau zu seinem Bruder, dem Professor der Botanik, mit Empfehlungen von Olbers an den Mathematiker H. W. Brandes. Er erhielt eine Anstellung an einer Maschinenfabrik. 1830 wurde er als Fabrikinspektor an die Fürstl. Salm-Reifferscheidschen Hüttenwerke zu Blansko in Mähren berufen. Er zeigte dort der staunenden Menge die erste „in Feuer arbeitende Dampfmaschine". Er starb zu Brünn am 7. Nov. 1869.

Über seine Schriften vgl. Royal Catal. vol. II und H. A. Schumacher in Abh. Nat. Ver. XV, S. 31.

H. A. Schumacher in Brem. Nachr. 17. u. 18. Dezember 1888, Abh. Nat. Ver. Bremen XV, S. 25—32. W. O. Focke.

**Uhthoff**, Andreas Friedrich, geb. im September 1780 in Bremen gest. am 16. März 1860 in Vegesack, stammte aus alter bremischer Familie, war von Beruf Kaufmann und begründete, nachdem er vorher zeitweise eine Eisengießerei zu Gravenhorst bei Ibbenbüren geleitet hatte, im Jahre 1822 eine Eisengießerei in Vegesack, die die erste im bremischen Staatsgebiete war. Die Fabrik hat außer den gewöhnlichen Fabrikaten auch feine Gußarbeit hergestellt, wobei die künstlerische Veranlagung ihres Begründers ohne Zweifel eine Rolle gespielt hat. 1842 baute er sich in Vegesack auf seinem Fabrikgrundstück an der Bremer Straße das Haus Nr. 15, bei dessen äußerer und innerer Ausstattung der Eisenguß in geschmackvollen Formen vielfache Verwendung fand. Sein Sohn Gustav hat die Fabrik fortgeführt; als auch er starb, ging sie 1875 ein.

Siehe Jahrb. d. brem. Sammlungen I, 1 (1908), S. 39 ff.

Joh. Focke.

**Vietor**, Cornelius Rudolf, geb. am 31. Oktober 1814 in Bremen als Sohn des aus alter hessischer Gelehrtenfamilie stammenden Kaufmanns F. M. V., studierte von 1834 an in Göttingen, Berlin und Bonn Theologie, bestand 1838 und 40 die Examina zu Münster, wurde 1840 Ministeriumskandidat in Bremen, 1843 nach zu Stade erfolgter Ordination P. adj. in Blumental, am 9. Dez. 1854 an Stelle Dulons (s. d.) an U. L. Fr. in Bremen gewählt, 1883 zur Lutherfeier D. theol. in Marburg, legte am zweiten Ostertag 1886 wegen Alters sein Amt nieder und starb am 8. Februar 1897 in Bremen.

V. ist, von Jugend auf ein echter Sproß des von G. Menken belebten Kreises, der etwa durch die Namen Mallet, Krummacher, Pauli u. a. m. charakterisiert wird, dann stark ergriffen von Hengstenbergs Theologie in fugenloser Entwickelung zu einem der markantesten Vertreter des alten Glaubens und zu einer der originalsten Predigerpersönlichkeiten Bremens geworden. Klein von Gestalt war er groß an Glauben, Liebe und Hoffnung, ein Gewissens-, Willens- und Tatmensch, viel mehr praktisch-seelsorgerlich als modern-wissenschaftlich interessiert, ein großer Kenner der Bibel, deren göttliche Eingebung ihm Glaubensgrund war, „kindlich und mannhaft", ehern ernst im Beruf und in Gewissenssachen, voll Sorge um seine Seele, ohne Menschenfurcht, dabei von plattdeutsch-volkstümlicher Gemütlichkeit und unerschöpftem Humor, auch von seinen nicht wenigen kirchlichen Gegnern geachtet, weil Theologie und Leben sich deckten, dabei lebensklug. Sein gemeinnütziges Wirken, schon in Blumental begonnen (Schulreform, Seemannswitwenkasse), fand in Bremen teilweise neue Wege: 1857 gründete er den ersten Gemeinde-Besuchsverein, 1859 ebenso den Wohnungsverein; 1861 rief er die erste Diakonisse (Gemeindeschwester) nach Bremen. (Dazu seine Schriften: Eine herzliche Bitte, 1871. Ein Dank- und Bittwort, 1877.) An der Bildung der Kirchengemeinde Hastedt arbeitete er führend mit, ein tätiger Hauptvertreter des folgenreichen Grundsatzes, daß die weitere kirchliche Versorgung Bremens Sache christlicher Freiwilligkeit sein solle, nicht einer offiziellen Organisation, wie er denn stets Gegner einer allgemeinen „Kirchenvertretung" in Bremen blieb. (Vgl. seine Aufsätze: Einige bei uns herrschende Notstände ... Br. Kbl. 1867, Nr. 41 u. 42. Zur Prüfung der Vorschläge der Domgemeinde in Betr. der Verfassung der brem.

Kirche, 1875. Sollen unsere Gemeinden das Statut der bremischen Kirchenvertretung annehmen? 1876.) Im Br. Kirchenblatt, das er 1865 mitgegründet und bis 1873 mitredigiert hat, finden sich in den Jahrgängen 1865, 67 und 68 größere Aufsätze von ihm, wie auch in den ersten Jahrgängen des von ihm mitgegründeten Stader Sonntagsblattes. Gegen die Berufung von P. Wolff nach Bremerhaven (1855) schrieb er: Ist das Recht? Ein Zeugnis aus dem Bremer Ministerium, 1856. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft, deren Präses er 1868—88 war, und deren Monatsblatt er von 1851—76 allein, dann mit M. Zahn herausgab, verdankt ihm besonders viel, ja in verzweifelten Lagen ihr Bestehen, vgl. Zahns Urteil (in s. Nachruf Monatsblatt 1897, Nr. 2), keiner habe mehr zur Entstehung einer ev.-christl. Kirche im Evhe.-Lande getan als V. (Vgl. Vietors Bericht im Beiblatt der Allg. Miss.-Zeitschrift 1886, September und 1887, Januar.) Schriftstellerisch hat er sich, abgesehen vom schon Genannten, wenig betätigt; zu nennen wäre noch: Die drei ersten Kapitel der Bibel. — Zeitpredigt über Psalm 93, 1848. — Die Bibel das Wort des lebendigen Gottes, 1867. — Sieben Homilien über Jesais 53, 1870. — Vorrede zu G. Hasenkamp, Die Herrlichkeit der Bibel, 1887. Von ihm existieren wertvolle, aber noch unzugängliche, als Handschrift gedruckte Memoiren.

Über ihn vgl. noch: Die Gedächtnisrede von Fr. Lahusen. Gen.-Sup. Müller im Br. Kbl. 1909, Nr. 26. Fr. Hashagen, Aus der Studentenzeit eines alten Pastors, 1908. S. 44 f, 256 f. Auch: G. Ecke, Die ev. Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrh., 1904, S. 261, und L. Tiesmeyer, Die Erweckungsbewegung in Deutschland, 1908, Heft 10.

Büttner.

**Vietor**, Joh. Karl, wurde am 31. Dezember 1810 als Sohn des Kaufmanns Fr. M. V. in Bremen geboren. Er ergriff den Beruf des Vaters und verbrachte nach Beendigung seiner Lehrzeit einige Jahre in Amerika. Nach Bremen zurückgekehrt, wo sein Vater soeben gestorben war, gab er als nunmehriger Chef des Hauses dem Geschäft, das bisher ein oberländisches gewesen war, unter Benutzung der in Amerika gewonnenen Beziehungen eine andere Richtung. Man begann auf eigenen Schiffen eine Passagierfahrt nach den Vereinigten Staaten und importierte zugleich in Deutschland die Waren der Neuen Welt; im Tabakimport zumal

gelang es, eine führende Stellung zu gewinnen. Auch nach anderen Weltgegenden gingen die Schiffe der Firma, und es wurde entscheidend, daß V. der Norddeutschen Missionsgesellschaft ein Schiff zur Verfügung stellte, um Missionare nach Westafrika zu bringen. Man erkannte bei dieser Gelegenheit die dort liegenden günstigen Geschäftschancen, gegen Waren wurde Palmöl eingetauscht, und daraus entwickelte sich allmählich das große Afrikageschäft in Togo.

Die kirchlichen Bestrebungen bilden die zweite Seite in Vietors Lebensarbeit. Er stand in sehr nahen Beziehungen zur Stephanigemeinde, deren Bauherr er wurde, und kämpfte in enger Verbindung mit Pastor Fr. L. Mallet gegen die dortigen Liberalen. Eine große Energie in der Verfolgung der für recht erkannten Ziele, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Urteil anderer, aber auch eine großartige Opferwilligkeit für seine Ideale sind ihm dabei eigentümlich. Der Neubau des Stephanikirchturmes, der Bau des Stephanigemeindehauses ist zum guten Teil sein Werk; er baute das Diakonissenhaus und errichtete ein Seemannsheim. Überhaupt hatte er das lebhafteste Interesse für die Innere Mission, wie er denn auch die ersten Stadtmissionare nach Bremen zog und an der Beschaffung billiger kleiner Mietswohnungen in der Vereinsstraße beteiligt war. Allmählich auch für die Äußere Mission gewonnen, hat er auf diesem Felde gleichfalls Bedeutendes geleistet. In den für die Norddeutsche Missionsgesellschaft so kritischen Jahren um 1850 herum war er es, der das Werk mit ganzer Kraft stützte; weiterhin sorgte er dann vor allem für die Mission in Westafrika, wo er die eigentliche Organisation in die Hand nahm. Die Missionare bedienten sich seiner Schiffe, Mission und Handel gingen Hand in Hand; hauptsächlich auf Vietors Betreiben ist auch die Anstellung des Missionsinspektors Zahn erfolgt.

Auch an anderen gemeinnützigen Unternehmungen in der Stadt nahm V. teil, so an der Gründung der Bremer Bank und der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. In der Bürgerschaft gehörte er, konservativ wie er war, der äußersten Rechten an.

Vietors Ehe war kinderlos. Er starb am 17. Januar 1870.

Fr. Hashagen, Aus der Jugendzeit eines alten Pastors. Wismar 1906. Mitteilungen des Verbandes gläubiger Kaufleute 1908, Nr. 2.

H. Entholt.

**Voget**, Friedrich Leopold, geb. in Bremen 1796, gest. daselbst am 22. Januar 1840. Er lebte seit 1823 in seiner Vaterstadt als Obergerichtsanwalt. Am bekanntesten hat er sich als Verteidiger der berüchtigten Giftmörderin Gesche Gottfried gemacht. Sein eingehendes zweibändiges Werk über diese Verbrecherin zeigt ihn als eine tiefangelegte, religiöse Natur; bei allem Abscheu vor den unmenschlichen Taten seiner Klientin trat er ihr als Mensch gegenüber und suchte ihr in allem das Recht auf volle Verteidigung zu wahren. Politisch vertrat er energisch die Reorganisation der bremischen Verfassung: er forderte eine Repräsentativdemokratie, in der dem Senat kaum mehr als eine Verwaltungstätigkeit zuerkannt wurde.

Schriften: 1827 (anonym): Vom Einfluß des Wundereifers (Mystizismus) auf die Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege, mit besonderer Beziehung auf die Hansestädte. — 1827.

1831: Über staatsbürgerliche Anforderungen unserer Zeit, insbesondere an das neue Verfassungswerk für den bremischen Freistaat. — Bremen 1831.

1831: Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margarete Gottfried geb. Timm. — 2 Bde. Bremen 1831.

1835: Rechtliche Beleuchtung der Frage: ob das Okt.-Heft 1834 des Bremer Kirchenboten Beleidigungen gegen die Geistlichkeit des Großherzogtums Oldenburg und besonders des Jeverlandes enthalte? — Bremen 1835.

1839: Der Patriot. Zeitschrift in 1 Bde. — Bremen 1839.

Fr. von Spreckelsen.

**Vollmers**, Johann, geb. in Bremen am 5. Oktober 1753, wurde 1794 in das Colleg. Seniorum und am 27. Dezember 1800 in den Senat gewählt. Er starb am 31. Oktober 1818. Seine Firma Pundsack & Vollmers, später nach Pundsacks Tode Vollmers & Böving, gehörte zu den angesehensten der bremischen Börse. V. war ein Mann von ausgezeichneten Charaktereigenschaften, von klarem Verstande und sehr guter Bildung. Er ist vom Senate mehrfach, namentlich in der drangvollen Zeit von 1806 an, zu diplomatischen Sendungen mit gutem Erfolge betraut worden. Im Herbst 1809 begleitete er Smidt, der ihm ganz besonderes Vertrauen schenkte, zu den Verhandlungen mit dem Minister Reinhard nach Hamburg, und ebendahin ging er neben Gondela und Horn mit Smidt zu Ende 1810 und von da im Februar 1811 auf Zureden

Smidts mit diesem nach Paris. Nach der Wiederbefreiung Bremens wurde er am 6. November 1813 auf Vorschlag Gondelas und Smidts in die provisorische Regierungskommission berufen, der er bis zu seinem Tode angehörte. Smidt, der sich zur Zeit von Vollmers Tode in Frankfurt befand, hat in einem an den Senat gerichteten Briefe vom 7. November seinem Kollegen einen warm empfundenen Nachruf gewidmet.

Einiges über V. in m. Brem. Gesch., Bd. 3 (Pers.-Register).

Bippen.

**Wagenfeld**, Friedrich, geb. am 3. Januar 1810 in Bremen, studierte 1829—32 in Göttingen Theologie und Philologie und lebte darnach als Schriftsteller in Bremen. Er wurde durch eine geistreiche literarische Fälschung unrühmlich bekannt, indem er vorgab, die griechische Übersetzung des phönizischen Schriftstellers Sanchuniathon über die Urgeschichte Phöniziens handschriftlich zu besitzen. Die Unechtheit der von ihm in den Jahren 1836 und 1837 herausgegebenen Texte wurde von Otfried Müller nachgewiesen. Sein unkritisches, aber geschickt kompiliertes, mehrfach aufgelegtes Buch „Bremens Volkssagen" (1845) erfreute sich großer Beliebtheit in Bremen, ebenso seine Geschichtserzählungen „Die Kriegsfahrten der Bremer zu Lande und zu Wasser zur Begründung und Beschirmung ihrer Unabhängigkeit" (1846). Er starb infolge ausschweifenden Lebens schon am 26. August 1846.

Vgl. den Nekrolog in der „Bremer Zeitung" 1846, Nr. 250, wiederholt in der 2. und 3. Aufl. der bremischen Volkssagen; v. Bippen, A. D. B. Bd. 40 (1896), S. 476; J. A. Farrer, Literarische Fälschungen. Aus dem Englischen von Fr. L. Kleemeier, Leipzig 1907, S. 143ff.; G. F. Hartlaub im Jahrb. der brem. Sammlungen, Bd. III (1910), S. 118ff.; H. Tardel, Die bremische Sage vom Hahlawer, ebendort Bd. IV (1911), S. 35ff.

Herm. Tardel.

**Walte**, Johann Georg, Landschaftsmaler, wurde geboren den 12. April 1811 in Bremen und starb daselbst am 9. September 1890. Anfangs studierte er die Rechte in Heidelberg, ging 1832 nach München, wo er sich besonders unter Alb. Zimmermann zum Maler ausbildete. Von 1838—40 war er in Düsseldorf Schüler J. W. Schirmers, 1841—43 verweilte er in Italien, besonders

in Rom, auf Capri und in Sizilien. Von 1843 an war er in Bremen; 1847 ging er nochmals, jedoch nicht für lange Zeit, nach Düsseldorf. Im Sommer reiste er viel, besuchte die Schweiz, Tirol, Norwegen usw., von Bremens Umgegend fesselte ihn besonders das Blockland, wo er z. B. im Sommer 1844 und 45 wohnte. 1863 verheiratete er sich und brachte von da die Sommermonate in Oberneuland zu.

Walte zeichnete vortrefflich, seine Farbentöne aber sind wenig ansprechend, was vielleicht auf sein chronisches Augenleiden zurückzuführen ist. In der Kunsthalle hat er häufig ausgestellt. Neben seinem Beruf pflegte er besonders Musik und Dichtkunst, er war Mitbegründer des Instrumentalvereins und übersetzte lateinische und italienische Dichter.

1852 gab er 10 lithographische Blätter: „Landschaftliches aus dem Gebiet Bremen" heraus; 1855 ein Blatt: Eisberge im Lehester Felde. Die Kunsthalle besitzt von ihm eine Anzahl Handzeichnungen. Seine Hauptwerke sind im bremischen Privatbesitz.

S. Hurm, Manuskr. Joh. Focke.

**Waltjen**, Johann Carsten Hinrich, geb. am 16. März 1814 zu Bremen, gest. am 15. August 1880 zu Osterholz (Kreis Osterholz), Sohn des Kleinkaufmanns Carsten W., besuchte die Elementarschule und die Handelsschule, lernte, mit dem Plane, sich zum Architekten auszubilden, zunächst in Verden das Maurerhandwerk, indem er zugleich eifrig Mathematik betrieb, begab sich dann nach Hannover und 1836 nach Berlin, wo er nach fast zweijährigen akademischen Studien, in dem Glauben, daß ihm die Begabung fehle, in der Architektur Großes zu erreichen, den Entschluß faßte, sich der damals aufkeimenden Maschinenindustrie zuzuwenden. 1838 fuhr er mit seinem Bremer Freunde Heinrich Leonhardt, den er bewogen hatte, seinen Beruf als Theologe aufzugeben, nach England, wo sie zuerst ein Jahr lang in mechanischen Werkstätten arbeiteten, sich dann durch Selbststudien in Verbindung mit Versuchen zu verschiedenartigen Erfindungen theoretisch weiterbildeten, zu ihrem Lebensunterhalt durch Sprachunterricht beitragend, und zuletzt eifrig bestrebt waren, die damals Aufsehen erregenden technischen Fortschritte in der Ausnutzung der Dampfkraft und der Konstruktion von Trägern, Kränen, Baggermaschinen usw. kennen zu lernen. Es gelang ihnen,

bei der ängstlichen Abschließung der meisten englischen Fabriken gegen fremde Konkurrenz, erst nach vielen Bemühungen, regelmäßigen Zutritt zu den Werkstätten eines der bedeutendsten Maschinenfabrikanten in Manchester zu erhalten. Sie erwarben sich hier, aber auch durch scharfe Beobachtung bei kurzen Besuchen, die ihnen von anderen gestattet wurden, reiche Erfahrungen, die sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat, wo W. 1842, Leonhardt ein Jahr darauf wieder eintraf, in einer eigenen Eisengießerei und Maschinenbauanstalt zu verwerten unternahmen. Die junge Firma Waltjen & Leonhardt bewährte sich, trotz der großen Schwierigkeiten bei der Einrichtung des für Bremen völlig neuen Unternehmens und bei der Beschaffung geeigneter Arbeitskräfte, bald durch ihre solide Arbeit, so insbesondere schon mit ihrem ersten größern, ihnen 1844 erteilten Auftrag einer Dampfheizung in der St.-Ansgarii-Kirche. In den nächsten Jahren entstanden zwei andere für die Entwickelung des Unternehmens bedeutsame Bauten, eine Eisenbahnüberführung für die neue Bahn Bremen-Hannover und der Bau des Passagier-Flußdampfers „Roland", letzterer namentlich eine außerordentliche Leistung, da der Bau eiserner Schiffe etwas ganz Neues war. In den folgenden Jahrzehnten ist dann eine große Reihe kleinerer Dampfschiffe und sonstiger Fahrzeuge auf der Waltjenschen Werft gebaut worden, während die übrigen Werften an der Weser erst seit 1880 vom Holz- zum Eisenschiffbau übergingen. 1847 lösten die beiden Freunde ihr geschäftliches Verhältnis in freundschaftlicher Weise; W. setzte unter der Firma C. Waltjen & Co. das Unternehmen allein fort. Er hat es mit Hilfe tüchtiger neuer Mitarbeiter (Architekt Theod. Widmann, Maschinenbauingenieure Theodor und Wilhelm Overbeck) rastlos gefördert und durch die zuverlässige Ausführung seiner mannigfaltigen genialen Gedanken den guten Ruf der Firma auch außerhalb Bremens rasch verbreitet. Besonderheiten wurden im Anschluß an die erwähnte erste Eisenbahnüberführung weitere derartige Bauten, so die meisten Eisenbahnbrücken der Hannoverschen Süd- und Westbahnen und später größere Brückenwerke, wie die große Weserbrücke, die Eisenbahnbrücke über die Weser auf der Oldenburger Strecke, sowie ferner zahlreiche Krananlagen. Bahnbrechend war W. durch die erstmalige Verwendung von Eisen zum Bau von Seeschleusentoren, die bis dahin auch in England noch aus Holz hergestellt wurden. Die ihm 1849 in

Auftrag gegebenen Tore des Neuen Hafens zu Bremerhaven sind auch in ihrer Hauptanordnung vorbildlich für alle später in Deutschland hergestellten Seeschleusentore geblieben. Viele Arbeiten anderer Art kamen hinzu, von denen als Beweis für die Regsamkeit Waltjens nur noch der Entwurf neuer Maschinen für die Entwässerung des Bremer Blocklandes erwähnt werden möge. Die Fabrik wurde mehrfach erheblich vergrößert, der Schiffbau seit 1871 auch auf kleinere Kriegsschiffe, wie Minenleger und Flußmonitore, erstreckt. 1872 vereinigte sich W. mit einer Gruppe Bremer Kaufleute, die die Errichtung einer Werft für den Bau größerer eiserner Dampfschiffe und insbesondere auch, nach dem deutsch-französischen Kriege, deutscher Kriegsschiffe betrieb, und übertrug sein Werk an die neue Aktiengesellschaft „Weser", in deren Aufsichtsrat er eintrat.

Diese Entwickelung zeigt einen außerordentlich unternehmenden Mann mit praktischer und hoher technischer Befähigung, der sich mutig und umsichtig durch eigene Kraft emporgerungen hat. Diente er seiner Vaterstadt in erster Linie durch seinen hervorragenden Anteil an dem Aufbau bremischer Großindustrie, so hat er auch dem öffentlichen Leben seine Kraft zur Verfügung gestellt als Mitglied der Bürgerschaft seit 1853 durch zwanzig Jahre. Sein Wesen wird geschildert als schlicht, gemütvoll, herzgewinnend, mit frischem Humor; er liebte sehr die Schriften Fritz Reuters, mit dem er Ende 1863, ohne ihn bis dahin gesehen zu haben, einen Briefwechsel anknüpfte, zum Teil in plattdeutscher Sprache, und später auch enge persönliche Freundschaft schloß. W. hatte einen lebhaften Sinn für das Schöne und Edle; schon in seinen Berliner Studienjahren empfing er reiche Eindrücke der schönen Künste, und besonders die Musik hat er, selbst begabt mit einer prachtvollen Baritonstimme, allezeit gepflegt, zumal im Verein mit seiner künstlerisch-sangeskundigen Gattin.

J. Rösing.

**Watermeyer**, Hermann Daniel, geb. 2. März 1804, gest. 15. Juli 1850 in Bremen, lebte seit 1827 als beliebter Advokat in seiner Vaterstadt. Der Praxis entstammen auch seine juristischen Aufsätze, insbesondere in seinen und Oelrichs Beiträgen. In der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit in der Bürgerschaft vertrat er liberale Anschauungen.

Schriften: Bremische Blätter, herausgeg. von K. Th. Oelrichs und H. D. Watermeyer, 5 Hefte, Bremen 1835 u. 1836.

1837. Dr. H. D. Watermeyer und Dr. K. Th. Oelrichs. Beiträge zur Kenntnis des Rechts der freien Hansestadt Bremen — Bremen 1837.

1838. Das Oralfideikommiß und dessen Verhältnis zum Erbvertrage — Bremen 1838. F. von Spreckelsen.

**Wätjen**, Diedr. Heinr., wurde am 27. Dezember 1785 zu Bruchhausen (Hannover) geboren. Er wandte sich in Bremen dem kaufmännischen Berufe zu und erhielt, nachdem er frühzeitig seine geschäftliche Begabung bewiesen, 1814 einen Anteil in der Firma A. F. Schaer. 1821 wurde er der alleinige Inhaber dieses Geschäfts und nahm 1837 seinen Sohn Christian Heinrich W. (geb. 30. Jan. 1813) als Teilhaber in die Firma auf, die damals bereits den Namen D. H. Wätjen & Co. führte. Vater und Sohn, von denen der letztere vorher in dem großen Londoner Bankhaus Frühling & Goschen, mit dem feste Beziehungen angeknüpft wurden, sowie in New-York tätig gewesen war, brachten das Geschäft durch ihre kaufmännische Umsicht und Energie zu hoher Blüte. Der große Besitz der Familie in Blumenthal bei Bremen, wo sie auch die evangelische Kirche erbaute, und eine Reihe auswärts erworbener Rittergüter geben davon Zeugnis.

Man führte vor allem den Tabak ein, auf eigenen Segelschiffen, die im Laufe der Zeit zu einer stattlichen Flottille heranwuchsen. Dienten als Ausfracht zunächst besonders die Auswanderer, so erweiterte sich das Geschäft allmählich zu einem allgemeinen Export- und Importhandel auf breitester Basis, wie man z. B. auch am Grönländischen Walfischfang beteiligt war. Immerhin behielt auch späterhin der Tabak die erste Stelle, und nicht nur die Versorgung Europas machte man sich zum Ziele, sondern am Tabakhandel der ganzen Erde war das Haus interessiert. Auch bei der Gründung der Nationalbank trat C. H. Wätjen hervor, lange Jahre war er Vorsteher des Hauses „Seefahrt", und andere gemeinnützige Unternehmungen fanden gleichfalls seine Unterstützung. C. H. Wätjen starb am 28. Februar 1887; sein Vater, der von 1837—1857 dem Senate angehört hatte, war ihm am 12. Januar 1858 im Tode vorangegangen. H. Entholt.

**Weber**, Ernst Christian Wilhelm, wurde in Weimar am

14. Oktober 1790 von ganz armen Eltern geboren. Es gelang jedoch dem sehr begabten und äußerst strebsamen Knaben, das Gymnasium seiner Vaterstadt zu besuchen, wo Heinr. Voß, Franz Passow und Johs. Schulze seine Lehrer waren. Schon als Schüler verfaßte er einen Kommentar zu Virgil und Homer und übersetzte Goethes Iphigenie ins Griechische. Seinen Taufnamen änderte er später in Wilhelm Ernst um, aus besonderer Verehrung für den Stifter seines Gymnasiums, den Herzog Wilh. Ernst von Sachsen-Weimar, der die dortige Schule zum Gymnasium erhob. 1810 zur Universität Jena abgegangen, beendete er nach einer längeren Unterbrechung aus Mangel an Mitteln sein Studium in Leipzig, wo er sich an Gottfr. Hermann anschloß, 1813 mit der Doktorpromotion, trat als freiwilliger Jäger ein, wurde aber alsbald vom Typhus befallen, von dem er erst am Ende des Befreiungskrieges völlig genas. Er verlebte dann drei sehr angeregte Jahre als Erzieher im Hause des Grafen Benzel-Sternau bei Aschaffenburg, wurde 1817 Professor zu Chur in Graubünden, 1818 am kgl. Gymnasium zu Wetzlar und ging von hier 1823 als Prorektor an das Gymnasium zu Frankfurt a. M. Es gelang ihm, die Wertschätzung vieler bedeutender Persönlichkeiten zu gewinnen; auf Reisen gelangte er in die Kreise Tiecks und der Elise v. d. Recke in Dresden, schon 1826 wurde er auch von Goethe freundlich empfangen. 1829 nahm er auf Veranlassung Joh. Smidts die Berufung als Direktor der Gelehrtenschule in Bremen an, die er 21 Jahre bis an seinen Tod geleitet hat. Weber hat auch hier, seinem vielseitigen Geiste entsprechend, keine unbedeutende Wirksamkeit entfaltet. Für seine Ideale, einen nicht in philologischem Kleinkram aufgehenden Neuhumanismus, der großzügig das Einzelne aus dem Allgemeinen zu begreifen suchte, und einen entschiedenen, aber nicht radikalen kirchlichen Liberalismus hat er in Wort und Schrift vielfältig gekämpft. An der Verbreitung liberaler Ideen in Bremen überhaupt hat er einen erheblichen Anteil. Am wenigsten hat er für seine Schule erreicht, obgleich ihm auch auf diesem Felde ein reger Eifer nicht abzusprechen ist. Im ganzen hätte er sich besser für eine akademische Stellung geeignet, schlug aber wiederholte Berufungen nach Kiel, Dorpat, Göttingen ab, teils aus politischen, teils aus pekuniären Rücksichten. Nur die letzteren hatten ihn seinerzeit bewogen, den Ruf nach Bremen anzunehmen, und nur sie haben ihn

hier festgehalten. Doch ist er nie im Norden heimisch geworden. Seine ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit, die ihm in Deutschland einen rühmlichen Namen verschafft hatte, erschien in Bremen nicht genügend, um gewisse Mängel seiner Wesensart zu verdecken. Aufgeregt und ohne Behutsamkeit suchte er im Schulwesen vergeblich wichtige Neuerungen im ersten Anlauf durchzusetzen. Seine Beredsamkeit, die in vielen Vorträgen glänzte, erschien doch nicht frei von Schwulst und Phrase. In keiner Weise verstand sich sein Gelehrtenstolz in die eigentümlichen bremischen Verhältnisse zu finden. Selbst stets verletzt, hatte er die unglückliche Gabe, auch andere auf Schritt und Tritt zu verletzen. Mit seinen Kollegen, mit dem Publikum, mit der Orthodoxie hat er viele Kämpfe ausgefochten. Das alles und dabei seine fortgesetzte finanzielle Bedrängnis hat seine Kraft frühzeitig untergraben. Eine Herzerweiterung stellte sich ein, mehrere Schlaganfälle folgten. Am 26. März 1850 ist er gestorben. Seine Bedeutung als praktischer Schulmann wird weit übertroffen von seinen schriftstellerischen Leistungen: philologische Arbeiten, Schulbücher, Übersetzungen antiker Autoren, archäologische, pädagogische, ästhetische Arbeiten folgen sich in langer Reihe; er schrieb eine viel beachtete Besprechung der bremischen Kunstausstellung von 1843, er kämpfte für Goethe gegen das Junge Deutschland, im bremischen Pastorenstreit stand er an der Seite von Pastor Paniel gegen Krummacher. Zahlreiche Aufsätze von ihm finden sich im „Morgenblatt" und in dem „Bremischen Conversationsblatt" (1838—1839).

Neuer Nekrolog der Deutschen 1850, 2, wo S. 889ff. auch die meisten seiner Schriften aufgezählt sind. — H. Entholt, D. brem. Hauptschule 1817—1858, Br. J. 23. H. Entholt.

**Weddig**, Christian August von, geb. 27. Dezember 1772 in Lüneburg, Sproß einer alten Offizierfamilie, trat 1790 in kurhannoversche Dienste und nahm an den Feldzügen gegen die französische Republik in Holland und Belgien, insbesondere an dem durch Scharnhorsts Anteil berühmten Ausfall aus der Festung Menin teil. 1801 trat er aus dem Dienst, um sich der Verwaltung seines Gutes Morsum bei Hoya zu widmen. Als das Kurfürstentum Hannover 1803 von den Franzosen besetzt und später dem Königreich Westfalen einverleibt wurde, gehörte W. zu den Patrioten, die von der

französischen Regierung wegen Unterstützung und Förderung aller auf Abschüttlung der Fremdherrschaft gerichteten Unternehmungen für vogelfrei erklärt wurden, so daß er mehrfach nur mit Mühe der Gefahr entging, erschossen zu werden. 1813 stellte er sich Tettenborn, dem Befreier Bremens, zur Verfügung, der ihm, mit Einverständnis des Senats, die Aufstellung eines Feldbataillons übertrug, zu dessen Kommandeur er am 6. Mai 1814 ernannt wurde. Die schwierige Aufgabe, in kurzer Zeit ein Offizierkorps zu bilden, Bekleidung und Bewaffnung zu schaffen, löste er dank seiner glänzenden Organisationsgabe mit großem Geschick, so daß das Bataillon im Februar 1814 ins Feld ziehen konnte; allerdings erntete es unter der energielosen, von politischen Motiven beeinflußten Führung Bernadottes, dessen Armee es zugeteilt war, keine Lorbeeren. Nach Rückkehr ins Vaterland wurde W. zum Kommandanten von Bremen ernannt, einer Stellung, in der er sich bis zu seinem Tode, am 14. Juni 1826, einer großen Volkstümlichkeit erfreute.

Siehe W. Z. 24. März 1900. v. Engelbrechten.

**Wedeking**, August Wilhelm, Maler und Photograph, ist geboren in Bremen den 22. Januar 1807, erlernte die Dekorationsmalerei, reiste dann mehrere Jahre und ließ sich 1831 in Bremen nieder. 1841 ging er auf drei Jahre nach München, um sich als Porträtmaler auszubilden. 1846—47 hielt er sich zum zweiten Male in München auf, um Landschaftsmalerei zu studieren. Später war er zum dritten Male dort, um sich mit dem Photographieren bekannt zu machen. Von 1860 an unterhielt er in Bremen ein bekanntes photographisches Atelier. In der Kunsthalle hat er zwischen 1843 und 1860 oft ausgestellt. Im Jahre 1874 zog er von Bremen fort, er soll in München verstorben sein.

S. Rose, brem. Geschichte, S. 365. Hurm, Manuskr.

Joh. Focke.

**Wedemeyer**, Georg Ernst Conrad, Maler, geb. 1809 in Celle, gest. den 19. März 1868 in Bremen, war Schüler von Wach in Berlin, dann von Sohn und Schadow in Düsseldorf. Er malte Blumen, Porträts und Genrebilder. Von 1846—50 war er Konservator des Kunstvereins und hat in der Kunsthalle seit 1843 öfter ausgestellt.

S. Hurm, Manuskr. Joh. Focke.

**Wendt**, Johann Wilhelm, Kapitän, ist geb. in Bremen 18. Nov. 1802 und gest. daselbst 6. Juni 1847. Er ergriff den seemännischen Beruf seines Vaters und machte 1817 unter dessen Führung seine erste Seereise. Fünf Jahre später kam er als Untersteuermann auf das der preußischen Seehandlung gehörende, früher bremische Schiff Mentor, das sein Onkel, der tüchtige Kapitän J. H. Harmssen, führte und machte darauf 1822—24 seine erste Weltumsegelung. Seine zweite erfolgte als Obersteuermann, wiederum unter Harmssen, 1826—29 auf dem Seehandlungsschiff Prinzeß Luise, seine dritte und vierte 1830—32 und 1832—34 auf demselben Schiffe, das er nunmehr als Kapitän führte. In einem Alter von 32 Jahren hatte er daher schon viermal die Reise um die Erde gemacht, was in der damaligen Zeit der Segelschiffahrt eine ungewöhnliche Leistung war. W. hatte sich auf seinen Fahrten mit vollem Recht den Ruf eines ausgezeichneten Seemanns, zugleich auch durch seine Beobachtungen und Sammlungen anerkannte Verdienste um die Wissenschaft erworben. 1835 trat W. in das von seinem Vater geführte Agenturgeschäft als Gehilfe ein und übernahm dessen selbständige Leitung 1838. Im selben Jahre heiratete W., der seine erste Frau auf seiner vierten großen Reise im Wochenbett verloren hatte, in zweiter Ehe eine Tochter des bekannten Schiffsbaumeisters Lange in Vegesack. Ende der dreißiger Jahre beschäftigte sich W. mit dem Gedanken einer optischen Telegraphenverbindung zwischen Bremen und Bremerhaven, die keinen geregelten Postverkehr miteinander erlangen konnten, wobei er aber auf Schwierigkeiten stieß. Auf einer Geschäftsreise nach England 1843 suchte er die Konstruktion und Behandlung der auf einer elektrischen Telegraphenlinie zwischen London und Slough benutzten Apparate kennen zu lernen, fand aber, daß man die technische Seite des Unternehmens mit dem Schleier des dichtesten Geheimnisses umgab. Indes hatte er doch soviel erfahren, um, nach Bremen zurückgekehrt, Versuche zur Herstellung der Apparate anstellen zu können, wobei er wesentliche Unterstützung durch den Mechanikus J. F. Brüggemann fand. 1844 konnten der Kaufmannschaft im Museum praktische Versuche im Telegraphieren vorgeführt werden; 1845 wurde einem Konsortium von der bremischen und der hannoverschen Regierung die Konzession zur Anlage eines elektromagnetischen Telegraphen zwischen Bremen und Bremerhaven er-

teilt. Im November 1846 wurde die Linie betriebsfertig, am 1. Januar 1847 wurde sie, seltsamerweise gleichzeitig mit einer optischen Telegraphenverbindung zwischen Bremen und Bremerhaven, der öffentlichen Benutzung übergeben und bildete in Deutschland die erste derartige, dem allgemeinen Verkehr dienende Anlage. Unbestritten verdankt diese erste deutsche elektrische Telegraphenlinie dem Unternehmungsgeist und der Geschicklichkeit Wendts ihre Entstehung. Nur kurze Zeit konnte dieser sich seines großen Erfolges freuen. Bei Verhandlungen mit dem russischen Gesandten in Hamburg über die Anlegung großartiger Telegraphenverbindungen in Rußland erkrankte W. plötzlich, wurde noch nach Bremen gebracht und starb hier wenige Tage später im 45. Lebensjahre.

Dr. Edm. Rothe: Kapitän J. W. Wendt, 1882.

Joh. Focke.

**Wetzel**, Johann, Baumeister, Sohn des aus Walkenried am Harz stammenden Maurermeisters Johann Christ. Wilh. W., ist geboren in Bremen den 4. April 1798 und verstorben daselbst am 25. März 1885. Er ist bekannt als Dombaumeister W. und hat auch einen in Lithographie vervielfältigten Entwurf für den Wiederaufbau der beiden Türme gemacht. Die in Dr. H. A. Müllers Werk über den Dom enthaltenen Tafeln und Abbildungen sind nach Zeichnungen Wetzels angefertigt. Er hat das Speckhansche Haus an der Langenstraße und die Gebäude des St. Johannisklosters südlich der Kirche vor ihrem Abbruch in Aquarell wiedergegeben. Von ihm rührt auch her die Zeichnung des Silberpokals, der dem Pastor Rotermund 1836 bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum überreicht wurde. Vom Pundsackschen Hause am Markt hat er vor dessen Abbruch um 1860 einen Aufriß verfertigt, der verkleinert im II. Bande der Bremischen Denkmale (s. S. 27; vgl. auch S. 31) wiedergegeben ist. W. wurde 1848 von den Neustädtern mit überaus großer Stimmenzahl zum Mitgliede der Bürgerschaft gewählt.

S. Hurm, Manuskr., Courier vom 26. März 1880.

Joh. Focke.

**Wichelhausen**, Wilhelm Ernst, ist als Sohn des Senators Engelbert W. in Bremen geboren am 16. Mai 1769, studierte in Göttingen Jurisprudenz, wurde 1792 Dr. juris und im folgenden Jahre Professor der Rechte am Gymnasium ill. Im gleichen

Jahre verheiratete er sich mit Marie de Hase, einer Halbcousine und Jugendfreundin Smidts, mit dem er dadurch in dauernde freundschaftliche Verbindung trat. Nach der französischen Besitzergreifung wurde er zu Anfang 1811 zunächst maire adjoint, bald aber wirklicher maire der Stadt Bremen. In dieser überaus schwierigen Stellung hat er sich die dankbare Anerkennung seiner Mitbürger erworben, ohne seine Pflichten gegen die französische Regierung zu vernachlässigen. Ihm in erster Linie galt, was der wiederhergestellte Senat am 6. November 1813 dem Maire und den zurückgetretenen Munizipalräten mit den Worten bezeugte, daß sie auf einem mit vielen Unannehmlichkeiten gepaarten Posten sich jederzeit das Beste der Stadt zu befördern hätten am Herzen liegen lassen.

Einen Monat später, am 6. Dezember, wurde W. provisorisch und bald definitiv zum Postmeister der Stadt Bremen ernannt. Er hat sich in diesem Amte lebhaft bemüht, nicht nur das finanzielle Interesse Bremens, sondern auch die Staatswürde gegen die Ansprüche der Thurn-und-Taxisschen Postverwaltung zu wahren. Diese hatte sich nach der Befreiung Bremens sofort wieder in den Besitz ihres ehemaligen Postregals gesetzt und suchte gar ihre Postkurse noch zu erweitern. Demgegenüber vertrat W. den Standpunkt, daß das Reichslehn, auf Grund dessen das Haus Thurn und Taxis das Postrecht beanspruchte, mit dem Reiche selbst erloschen sei, und daß vollends jetzt, wo im Deutschen Bunde die Gleichheit der kleinen und großen Staaten grundsätzlich anerkannt sei, die kleinen ebensowenig, wie die großen deutschen Territorien schon lange getan hatten, das Eindringen eines mediatisierten Fürsten in ein unzweifelhaftes Souveränitätsrecht dulden dürften. W. fand für diese Auffassung wohl bei Smidt volles Verständnis, aber der war jahrelang fast beständig von Bremen abwesend, und bei der Postkommission des Senats begegnete er, wie er in vertraulichen Briefen an Smidt oft klagte, keiner Neigung, sich in einen Kampf mit Thurn und Taxis einzulassen. Er mußte sehr wider seinen Wunsch mit der fürstlichen Verwaltung in Vertragsverhandlungen treten und war nur froh, daß auf seinen Wunsch Smidt es übernahm, die Verhandlungen unter Wichelhausens Assistenz im Jahre 1818 in Frankfurt zu führen. Analoge Verhandlungen mit der preußischen Postverwaltung veranlaßten gegen Ende des Jahres 1823 Wichelhausens Sendung nach Berlin. Es gelang ihm dort am 12. Dezember einen Vertrag

über Vereinigung des preußischen Postamts in Bremen mit dem hiesigen Stadtpostamte abzuschließen.

Gleich darnach erkrankte W. und starb in Berlin am 19. Dezember, nur 54 Jahre alt. Auch bei diesem Anlasse hat der Senat am 24. Dezember durch Protokollbeschluß bezeugt, daß W. „als Mensch, als Bürger und als Staatsbeamter, zum Teil in den schwierigsten und unglücklichsten Verhältnissen, stets der allgemeinen Liebe und Achtung genoß, und noch in den letzten Tagen seines Lebens durch seine Gewandtheit und rastlose Tätigkeit dem Staate die wesentlichsten Vorteile sichern half". Bippen.

**Wiegand**, Christoph Heinrich, wurde am 17. August 1855 als Sohn eines Handelsgärtners in Bremen geboren. Der Vater stammte aus dem Weserbergland, die Mutter aus dem Oldenburgischen. W. besuchte in seiner Vaterstadt zuerst die Bürgerschule, doch gelang es, dem talentvollen Knaben den Weg zu höheren Studien zu eröffnen. So ging er 1870 auf das Gymnasium über, das er im Herbst 1874 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um Jura zu studieren. In Erlangen trat er der Burschenschaft „Bubenruthia" bei, deren Geschichte er später verfaßte, setzte seine Studien dann in Bonn und Berlin fort und brachte sie 1877 in Straßburg zum Abschluß. Er wurde 1878 Referendar im Elsaß, mit der Absicht, später in den Reichseisenbahndienst überzugehen, somit frühzeitig sein Interesse für das Verkehrswesen bekundend. Doch kehrte er 1879 nach Bremen zurück, machte sein Staatsexamen in Lübeck, seinen Doktor in Göttingen und ließ sich noch 1879 in der Heimat als Rechtsanwalt nieder. Seine Stärke lag im Handels- und Seerecht. Das bewies er in einem schwierigen Prozeß über die Kollision des Lloyddampfers „Hohenstaufen" mit dem Schiffe der Kaiserlichen Marine „Sophie", den er in zwei Instanzen für den Lloyd gewann und erst vor dem Reichsgericht verlor. Am 15. Februar 1889 wurde er zum Konsulenten des Lloyd erwählt, am 23. April 1892 nach dem plötzlichen Tode seines Vorgängers Lohmann aber zum Direktor, ein Novum in der Geschichte des Lloyd, in dem bisher stets ein Kaufmann an der ersten Stelle gestanden hatte. Seine Ernennung geschah nicht zum wenigsten auf Veranlassung des Präsidenten des Aufsichtsrates Geo Plate, der auch in der Folge mit W. gleichgesinnt zusammenarbeitete. 1899 wurde W. zum General-

direktor des Norddeutschen Lloyd erhoben. Daß W. eine starke Willenskraft und einen ganz ungewöhnlichen Scharfsinn, der ihn zu klarer Erfassung jeder Frage und zu schnellem Entschluß befähigte, für seine neue Stellung als Direktor mitbrachte, wußte man, und er sollte Gelegenheit genug finden, diese Gaben zu erproben.

Die dringende Aufgabe des nächsten Augenblicks war für W., den schädlichen Konkurrenzkampf unter den großen Schiffahrtslinien möglichst einzuschränken, der besonders über das Auswanderergeschäft entbrannt war. Es gelang ihm, zu diesem Behuf noch 1892 den Nordatlantischen Dampferverband zu gründen, dem sich allerdings die englischen Linien nur vorübergehend anschlossen.

Die größere Aufgabe aber bestand in einer planmäßigen Erneuerung des gesamten Schiffsmaterials, das der Lloyd zurzeit besaß, nach weiten in die Zukunft weisenden Gesichtspunkten und unter Benutzung aller nur denkbaren technischen Verbesserungen. W. hat dies in umfassendstem Maße auf allen Linien gleichzeitig durchgeführt, und zwar in zwei Epochen, die etwa durch das Jahr 1898 einen Einschnitt erfahren.

Von vornherein vollzog W. mit Entschiedenheit den Übergang zum Doppelschraubendampfer, der zwar höhere Bau- und Betriebskosten erfordert, dafür aber auch bei geringerem Tiefgang eine größere Schnelligkeit und Sicherheit gewährt. So sind in rascher Folge neue Schnelldampfer gebaut, die zeitweilig die größten und schnellsten Schiffe der Welt darstellten und das blaue Band des Ozeans gewannen. Neben dem Passagierverkehr wurde der vordem weniger beachtete Frachtverkehr stärker berücksichtigt, und um dem mächtig anwachsenden Bedürfnis auf beiden Gebieten Rechnung zu tragen, 1896 mit dem Bau der sog. Barbarossaklasse begonnen.

Für die Reichspostdampfer, deren Abfertigung nach Ostasien 1899 durch Einrichtung eines vierzehntägigen Turnus verdoppelt wurde, wurden alle Erfahrungen im Tropenschiffsbau verwertet. Die Errichtung einer eigenen Frachtlinie nach Ostasien und nach Australien sollte im übrigen diese Schiffe entlasten. Für die letztere wurde 1905 die Westfalenklasse geschaffen. Zugleich führte eine sehr fruchtbare Informationsreise, die W. in den Jahren 1898 und 1899 unternahm, zu der Einrichtung des indo-chinesischen Küstendienstes, um die Verbindung der Erzeugungsorte der Waren mit den Häfen der Hauptlinie von fremden Gesellschaften unabhängig

zu machen, weil dadurch leicht auch die Hauptlinie gefährdet werden konnte. Zu diesem Zwecke kaufte man 1899 die beiden größten dort tätigen englischen Küstenschiffahrtsgesellschaften auf.

Auch für den Zwischendecksverkehr wurde gesorgt. Die Rheinklasse, deren Bau 1899 begann, war so konstruiert, daß die Schiffe auf der Hinreise nach Newyork den Zwischendeckspassagieren dienten, auf der Rückreise dagegen dem Frachtverkehr.

Schon 1892 war nach Newyork eine eigene Frachtlinie, die sog. Rolandlinie begründet.

Der Baltimorefahrt diente seit 1899 die Kölnklasse, der Fahrt nach Brasilien die Bonnklasse. Nach dem La Plata fuhr die Münchenklasse und zum Ersatz allmählich die Gießenklasse. Einen neuen Typus stellte seit 1902 die sog. Feldherrnklasse dar; die seitdem zusammen mit den Dampfern der Prinzenklasse auf den Hauptlinien nach Ostasien und Australien als Reichspostdampfer Verwendung findet. Schon 1901 war die seit 1874 aufgegebene Fahrt nach Westindien wieder eröffnet. Eine neue Verbindung wurde nach Galveston eingerichtet, eine andere über Philadelphia nach Savannah. Nur die selbständige Fahrt nach England hatte man 1897 definitiv aufgegeben, um sie der neugegründeten Gesellschaft „Argo" zu überlassen.

Besonders in Wiegands zweiter Epoche erweiterte der Lloyd sein Aktionsgebiet in rasch wachsendem Maße. 1905 wurde noch die Verbindung zwischen Japan und Australien über Hongkong geschaffen. Eine ganz erhebliche Ausgestaltung erfuhr der Verkehr im Mittelmeer. Die Linie Genua — Newyork wurde erweitert; 1904 entstand die Linie Marseille—Neapel—Alexandria, 1906 wurde in Gemeinschaft mit der deutschen Levantelinie in Hamburg ein Passagier- und Frachtdienst von Marseille über Neapel, Smyrna, Konstantinopel nach Odessa und Batum eingerichtet. Eine Frachtlinie entstand von Genua nach Braila; auch an der rumänischen Postdampferlinie beteiligte sich der Lloyd.

Daß endlich auch der Verkehr nach den Nordseebädern stark zunahm und die Schleppschiffahrt zwischen Bremen und Hamburg vermehrt wurde, sei anschließend noch erwähnt. Wenn der Lloyd im Jahre 1892, als W. die Leitung übernahm, eine Flotte von 80 Dampfschiffen und 79 Leichterfahrzeugen, also insgesamt 159 Fahrzeuge mit 231,005 Br.-Reg.-T. besaß, so zählte man 1909, in

Wiegands Todesjahre, 200 Dampfschiffe, 2 Schulschiffe und 227 Leichterfahrzeuge, zusammen also 429 Fahrzeuge mit 749,880 Br.-Reg.-T.

Die Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben, die ein so gewaltiges Anwachsen des Lloydunternehmens ausüben mußte, wird nicht leicht zu hoch veranschlagt und schwerlich ganz zu ermessen sein. Und nicht anders steht es mit den Wirkungen auf die Technik des Schiffsbaues und auf alles, was mit ihm zusammenhängt. Machte doch allein schon der erste Barbarossadampfer, der den Suezkanal passierte, eine Erweiterung und Vertiefung desselben nötig. Wieweit Wiegands persönliche Antriebe und Einwirkungen bei all den angeführten Maßnahmen reichen und wieweit sie das Verdienst seiner Mitarbeiter sind, ist natürlich im einzelnen nicht festzustellen. Daß ihm selbst aber ein sehr starker Anteil und sehr oft die ausschlaggebende Rolle bei allem, was geschah, zuzusprechen ist, ist unbestreitbar. Gerade hier kam die Wirkung seiner starken, geschlossenen Persönlichkeit und seine oft an ihm gerühmte überzeugende Beredsamkeit wesentlich zur Geltung.

Und auch im rein Technischen besaß er eine rasch errungene und immer noch gesteigerte erstaunliche Einsicht. Sie ließ ihn sein Augenmerk auf jede moderne Errungenschaft richten, besonders wenn diese dazu diente, die Sicherheit des Betriebes zu erhöhen. Man traf Maßnahmen zur Sicherung der Schottenstärke, man führte die hydraulischen Türverschlüsse in den Schotten ein und verbesserte das Feuerlöschwesen. Seit 1899 wurde die drahtlose Telegraphie auf den Schiffen eingerichtet. So hat ihm die technische Hochschule zu Charlottenburg, als sie ihm den Dr. ing. hon. c. erteilte, keine unverdiente Ehrung zuteil werden lassen.

Da das Angebot an brauchbaren Seeleuten mit der schnellen Vermehrung der Flotte nicht gleichen Schritt hielt, so beschloß W. sich selbst zu helfen, indem er 1899 ein Kadettenschulschiff einrichtete, dem schon 1902 ein zweites folgte. So sorgte der Lloyd selbst für die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses. Ein Seitenstück dazu ergab sich aus der Sorge für die Aus- und Weiterbildung seiner Maschinisten, die ebenfalls vom Lloyd unternommen wurde. Des weiteren entstand 1897 die Einrichtung eines eigenen Konstruktionsbureaus, dem die Begründung der Modellversuchsstation in Bremerhaven folgte, diese letztere dazu bestimmt, der gesamten Schiffahrt

überhaupt zu dienen. 1901 wurde die Norddeutsche Maschinen- und Armaturenfabrik ins Leben gerufen, die die mannigfaltigen Gegenstände der Schiffsausrüstung in besonders sorgfältiger Weise und unabhängig vom Auslande herstellen sollte. Um sich von den Schwankungen und der Spekulation des Kohlenmarktes unabhängig zu machen, erwarb der Lloyd zusammen mit der Firma Krupp 1904 eine eigene Kohlenzeche, die „Emscher Lippe".

Seitdem W. die Leitung des Lloyd übernommen hatte, wurden grundsätzlich alle Neu- und größeren Umbauten, die der Lloyd in Auftrag gab, auf deutschen Werften bewerkstelligt, soweit diese nur irgend imstande waren, ihre Aufträge zu bewältigen.

Wenn schon an sich ein so gewaltiges Unternehmen, wie der Norddeutsche Lloyd, eben durch seine Existenz eine sozialpolitische Wirkung üben muß, so hat W. diese in bewußter Menschenfreundlichkeit noch ganz erheblich verstärkt. 1894 wurde die Witwen- und Waisenpensionskasse des Lloyd gegründet, 1900 machte W. zur Erinnerung an seine verstorbene Gattin die Elisabeth-Wiegand-Stiftung, die der Unterstützung der Arbeiter und Angestellten des Lloyd, sowie ihrer Angehörigen in solchen Fällen dienen sollte, wo nach den Statuten der ebengenannten Kasse und der schon 1873 geschaffenen Seemannskasse eine Beihilfe nicht möglich war. 1903 entstand der Pensionsfonds für die Werkstättenarbeiter und ein anderer für die Ladungs- und Kohlenarbeiter in den Weserhäfen.

Um Wiegands Lebenswerk im ganzen beurteilen zu können, wird man bei seinen Unternehmungen, die immer mehr ins Riesenhafte anwuchsen, nicht nur an die natürlich zunächst liegenden Interessen einer Erwerbsgesellschaft zu denken haben, sondern man muß das Gesamtwerk vor allem unter dem nationalen Gesichtspunkt sehen. So wollte W. selbst es aufgefaßt wissen, denn er wurde in einem Maße, wie es sich selten finden dürfte, bei seinem Handeln von bewußt nationalen Empfindungen geleitet. Darum ging er auch bei seinen Bestellungen so energisch zu den deutschen Werften über; und darum wahrte gerade er auch mit solcher Schärfe die Unabhängigkeit der deutschen Schiffahrtsgesellschaften bei dem Abkommen mit dem Morgantrust. Und ebenso war er es, der durchsetzte, daß die Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrats der großen Schiffahrtsgesellschaften deutsche Reichsangehörige sein und ihren Wohnsitz in Deutschland haben müßten. Es gehört in

denselben Kreis seiner Bestrebungen, daß er die hanseatische Kolonisationsgesellschaft zur Entwicklung der deutschen Kolonieen in Brasilien, besonders des Staates Sta Catharina, gründete, mit seinen Kolonien Blumenau, Joinville und Hansa. Im Jahre 1908 gab er auch den Anstoß zur Gründung der deutschen Südseephosphat-Aktiengesellschaft, um die Bodenschätze der deutschen Südseeinseln zu untersuchen, mit dem Sitze in Angaur auf den Palauinseln.

Ehrlich und rückhaltlos müssen diese nationalen Tendenzen anerkannt werden, nach seinem Tode nicht weniger als bei Lebzeiten, wo sie ihm berechtigte Ehrungen eintrugen. Sie wurden ihm, besonders in der ersten Hälfte seiner direktorialen Tätigkeit, auch vom deutschen Kaiser erwiesen, zumal seitdem der Lloyd eine glänzende Probe seiner Leistungsfähigkeit durch die Truppenbeförderung nach China während des Boxeraufstandes abgelegt hatte. W. war Mitglied des Kolonialrates und erhielt 1905 das Anerbieten, die Leitung des Reichskolonialamts zu übernehmen, was er aber ablehnte, um seine Kraft nicht dem Lloyd zu entziehen.

Aber auch nicht seiner bremischen Vaterstadt. Denn man kann zweifelhaft sein, ob dem großen Deutschland oder dem kleinen Bremen seine wärmere Liebe galt. Durch das Gedeihen des Lloyd zugleich auch auf Deutschland und auf Bremen erhebend und befruchtend zu wirken, das war das ideale Ziel seiner Arbeit.

Unvergeßlich hat man seine Verdienste um die Verkehrsentwicklung des Oberwesergebietes genannt, als es ihm gelungen war, dort die alte Weserumschlagsstelle in Münden zur besseren Heranbringung der mitteldeutschen Waren wieder einzurichten. Aber auch in Bremens unmittelbarer Nähe sollte ein stärkerer Warenumsatz entstehen. Mit der ihm eigenen Kraft ergriff W. den neuen Gedanken, daß die Industrie ans Wasser gebracht werden müsse, und so hat er die Industrialisierung Bremens eingeleitet, indem er den Lloyd dafür interessierte, eine Reihe von industriellen Unternehmungen an den Ufern der Unterweser ins Leben zu rufen. So entstanden die Metallwerke der Unterweser, die Norddeutsche Hütte, die Norddeutsche Waggonfabrik, die Superphosphatwerke in Nordenham.

Es waren weitausschauende Unternehmungen, auf die Zukunft berechnet. Eins sollte das andere heben und tragen und mit allem sollte der Lloyd die immer noch mächtiger pulsierende Lebensader Bremens sein. Eine neue Epoche der bremischen Entwicklung

wünschte W. anzubahnen, in der Bremen die Ungunst seiner Lage ausgleichen und den Wettbewerb mit Hamburg mit neuen Kräften aufnehmen sollte. Darum veranlaßte er auch eine so starke Beteiligung des Lloyd an den großen zweimaligen Hafenerweiterungen in Bremerhaven, und das gewaltige neue Lloydgebäude, das unter der Ära Wiegands entstanden ist, ist ein sichtbares Wahrzeichen seines mächtigen Wollens.

Auch sonst waren ihm Herz und Hand für Bremen offen. Für die Kunsthalle rief er den Galerieverein ins Leben, die Münchener Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk veranlaßte er, eine Filiale in Bremen anzulegen und gab ihnen lohnende Aufträge für die Innenausstattung der Lloyddampfer. Das Handelsmuseum, der Bürgerpark, der Fremdenverkehrsverein erfuhren seine werktätige Unterstützung. Die Gründung des Nautischen Vereins ist im wesentlichen sein Werk. Dabei war er ein gründlicher Kenner der bremischen Geschichte. Noch in seinen letzten Zeiten beschäftigte ihn der Gedanke, wie man mit ihrer Hilfe in der bremischen Jugend die Liebe für die Heimat stärken könnte.

Eine stattliche Anzahl großer Unternehmungen des gewerblichen und kommerziellen Lebens beriefen W. als einen der Bahnbrecher in dem wirtschaftlichen Aufschwung des neuen Deutschlands in ihren Aufsichtsrat, so die Diskontogesellschaft, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft, die Ludwig-Löwe-Aktiengesellschaft, die Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktiengesellschaft, die Allianz-Versicherungsgesellschaft, die Land- und Seekabelwerke in Nordenham, die Amerika-Bank, die Bremer Schleppschiffahrtsgesellschaft, die Kontinental-Telegraphenkompagnie, und die Tellus-Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenindustrie.

W. ging seinen weitgreifenden Zielen mit einem starken Optimismus nach, ohne den ein Aufstieg zu großen Höhen wohl überhaupt nicht denkbar ist; freilich waren dabei die sanguinischen Impulse des Willensmenschen vielleicht stärker als seine Zähigkeit in der Bekämpfung sich auftürmender Schwierigkeiten. An solchen hat es begreiflicherweise nicht gefehlt, und sie lagen gleichmäßig in den Menschen und den Dingen. Stimmen der zweifelnden Kritik, die darauf hinwiesen, daß man den Flug zu hoch nehmen, daß den zu weit gehenden Engagements die Erfolge nicht entsprechen würden, daß er überhaupt kein Kaufmann, kein eigentliches Finanzgenie sei,

hatte es wohl gerade in der kaufmännischen Welt immer gegeben. In der Tat wird vor allem die Menge der industriellen Gründungen Bedenken erregen, die teilweise zum Lloyd nur in sehr loser innerer Verwandtschaft standen und wenig prosperierten. Der Chorus der Tadler wurde stärker, als allerdings Fehlschläge kamen, die, nie ganz zu vermeiden, durch einen allgemein einsetzenden Niedergang der Konjunktur erheblich empfindlicher wurden. Es war die Zeit der großen Geldkrisis in Amerika. Einer Verminderung des Warenaustausches zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten standen die hohen Kohlenpreise, die steigenden Arbeitslöhne, große Streiks in verschiedenen Häfen und endlich kostspielige Aufträge zu Neubauten gegenüber. Mitten in dem Ringen mit diesen Hindernissen und Sorgen, denen sein durch das Übermaß der Arbeit seit langem geschwächter Körper nicht mehr genügenden Widerstand entgegensetzen konnte, ist W. in Homburg v. d. Höhe am 29. März 1909 einem Herz- und Nierenleiden erlegen.

Sein Tod fiel in einen kritischen und fatalen Zeitpunkt, wo der Lloyd seine Kraft hätte am nötigsten brauchen können, in einen Zeitpunkt überdies, der seinem eigenen Nachruhm am meisten gefährlich war. Nicht als ein Sieger auf der Höhe der Erfolge ist Heinrich W. dahingegangen, sondern in einem Augenblick, wo die Sonne hinter Wolken verschwunden schien. Die von ihm ins Leben gerufenen industriellen Gründungen waren nicht alle glücklich, und das Hauptunternehmen wurde in einem ihm besonders unbequemen Augenblick von einer großen, internationalen Krisis erfaßt, die überall in Deutschland schweren Schaden angerichtet hat. Ein abschließendes Urteil über Wiegands Lebensarbeit zu fällen, ist daher jetzt überhaupt noch nicht möglich, und am wenigsten dürfte man es tun nach dem Stande der Dinge in dem Augenblicke, wo er abberufen wurde. Vielmehr wird hier erst die Zukunft das letzte Wort zu sprechen haben. Aber seine hervorragenden Verstandesgaben, sein vortrefflicher Charakter auch da, wo er als Herrscher von einem gelegentlich fast tyrannischen Willen sich zeigte, dessen ein Mann in einer Stellung von so gewaltiger Verantwortlichkeit doch nie ganz entbehren kann, sind schon heute nicht zu verkennen. Und nicht minder deutlich zeichnet sich in dem flutenden Nebel der Erscheinungen das große Ziel ab, das er in der Entwicklung des Lloyd für diesen selbst, für Bremen und für Deutschland verfolgte

und für das seine einzelnen Maßnahmen und Gründungen nur mehr oder minder gut berechnete Hilfsmittel waren. W. hat den Norddeutschen Lloyd über die Bedeutung eines großen Verkehrsinstituts weit hinausgehoben zu dem Range eines nationalen Werkes, das mit dem großen allgemeinen Aufschwung unseres Wirtschaftslebens in den letzten Jahrzehnten auf das innigste verknüpft ist und bleiben wird, und wenn einmal die Geschichte dieses neuen, größeren Deutschlands mit seinem gegen frühere Zeiten so sehr veränderten Antlitz, seinem gebieterisch nach Macht und Weltgeltung verlangenden Realismus geschrieben werden wird, so wird unter den führenden, wegbahnenden Männern Wiegands Name gewiß nicht fehlen.

Nachrufe verschiedener Tendenz sind bei Wiegands Tode von allen bedeutenden deutschen Blättern gebracht. Über die Entwicklung des Lloyd unter W. gibt das Buch von P. Neubaur „Der Norddeutsche Lloyd", 1907, Auskunft. H. Entholt.

**Wilkens**, Martin Heinrich, wurde als Sohn des Kimkermeisters (Tonnenmachers) Diedrich W. am 21. November 1782 geboren. Schon als Knabe empfand er ein lebhaftes Interesse für das Kunsthandwerk und setzte es durch, zu einem Goldschmied in die Lehre geschickt zu werden, obgleich ihn sein Vater eigentlich zum Kaufmann bestimmt hatte. Auf eine harte Lehrzeit folgten vier Wanderjahre, die ihn nach Braunschweig, Berlin und endlich nach Paris führten, wo er an den Schätzen des Louvre erwünschte Gelegenheit fand, sein künstlerisches Verständnis und besonders sein zeichnerisches Können weiter auszubilden. Der Vervollkommnung im Berufe ging seine innere Entwickelung im Sinne eines positiv gerichteten Christentums parallel, wie denn der leseeifrige Jüngling den Hauptteil seiner freien Zeit der Lektüre der Bibel und erbaulicher Schriften zuwandte. Von Paris aus gedachte er nach Rom zu ziehen, wurde aber in Lyon von der Sehnsucht nach der Heimat ergriffen und langte über Genf und Basel im Herbst 1809 wieder in Bremen an. Hier erreichte er nach Überwindung neuerdings eingeführter erschwerender Bestimmungen, die nur in gewissen Zwischenräumen die Niederlassung eines neuen Meisters gestatten wollten, den Eintritt als Meister in die Zunft und gründete sich 1810 sein Geschäft und zugleich einen häuslichen Herd. Seine Anfänge waren nicht ohne Schwierigkeiten, die erheblich wurden, als man in aus-

wärtigen Prägeanstalten billige Ornamente verfertigte; sie wurden auch von den einheimischen Goldschmieden übernommen, was W. aber aus Mangel an Mitteln nicht vermochte.

Diese mißliche Lage besserte sich, als seine jugendlichen Söhne Diedrich und Carl (aus der ersten der von ihm geschlossenen drei Ehen) ihre ungewöhnliche Begabung dem väterlichen Geschäfte zu widmen begannen. Der erste richtete die Stempel ein, der zweite erlangte schnell eine hervorragende Fertigkeit im Gravieren, so daß er mit den so verfertigten Stempeln bald schon andere Städte bereisen konnte. Durch die Anlegung einer Presse wurde das Ausprägen der Stempel noch um vieles vervollkommnet. Glücklich geprägte Medaillen bekannter Persönlichkeiten wie Pastor Dräseke und Olbers ließen die Kundschaft weiter anwachsen, und Carl galt schon als einer der ersten Medailleure des Landes: eine Berufung an die königliche Münze in Berlin lehnte er ab. Auch der dritte Sohn, Wilhelm, trat in das Geschäft ein. Da dies immer mehr Raum beanspruchte, wurde es dann aus dem kleinen Hause in der Sögestraße nach der sog. Wasserlöse, an der Ecke der Birken- und Gr. Weidestraße verlegt, d. h. außerhalb der Stadttore, was eigentlich durch die Zunftgesetze verboten war, aber vom Senat stillschweigend geduldet wurde. Denn dieser selbst wandte dem Hause seine Teilnahme zu, nicht nur durch Bestellung mannigfacher Ehrengaben, sondern er übertrug ihm auch die Prägung des bremischen Geldes, was die Firma bis 1859, wo die Ausdehnung des eigenen Geschäftes eine Kündigung des Vertrages nötig machte, besorgte. Als dann die drei Söhne das Recht erhielten, auch ohne Wanderjahre und Meisterstück im Übergang zum Fabrikbetrieb zur Nachfolge zugelassen zu werden — eine formelle Einwilligung des Senats ist freilich nie erfolgt —, da konnte Mart. Heinr. W. sich allmählich von seiner Tätigkeit zurückziehen. Die Zunft hatte auch hier Einwände erhoben; der ganze Vorgang ist eben ein gutes Beispiel dafür, wie der veränderte Zeitgeist diese veralteten Schranken niederlegte. Da Bremen seit 1854 durch eine enge Zollgrenze vom Hinterlande abgeschlossen war, wurde 1859 unter Diedrichs Leitung eine Besteckfabrik in Hemelingen eingerichtet, und 1869 siedelte die ganze Fabrik dahin über. Nur das Detailgeschäft blieb in der Stadt. Martin Heinrich W. ist am 8. Mai 1869 gestorben, seine Söhne Diedrich und Carl 1876 und 1874; der dritte Sohn, Wilhelm,

wurde 1889 Kgl. Kommerzienrat und starb 1895. Ein vierter Sohn des Gründers, Johannes, war zeitweilig ebenfalls als Mitarbeiter im väterlichen Geschäft tätig, trennte sich dann aber davon und errichtete mit dem Juwelier Danger die Goldwarenfirma Wilkens & Danger. Heute sind die drei Söhne der drei älteren Brüder, Martin, Heinrich und Wilhelm, die Inhaber der Firma, die inzwischen auch in Hamburg noch eine Filiale für den Detailverkauf errichtet hat.

Eine kurze Geschichte des Geschäfts gibt die Festschrift: M. H. Wilkens & Söhne, 1810—1910; vgl. auch Br. Nachr. v. 29. Okt. 1910, 2. Blatt.

H. Entholt.

**Willatzen**, Peter Johann, Dichter und Übersetzer, geb. am 12. September 1824 in Silberstedt bei Schleswig, gest. am 14. Dezember 1898 in Bremen, war der Sohn eines Lehrers. In Hadersleben, wohin sein Vater 1827 versetzt wurde, besuchte er die Schule, dann in Tondern das Seminar, wurde 1845 Hilfslehrer an einer Stadtschule in Altona und vier Jahre später Substitut seines Vaters an der Wilhelminenschule in Hadersleben. 1850 von der dänischen Regierung wegen seiner deutschen Gesinnung abgesetzt, war er im schleswig-holsteinschen Heere bis zu dessen Auflösung Feldküster und kam 1851 nach Bremen. Nachdem er hier zuerst an Mädchenschulen unterrichtet hatte, wurde er 1865 Lehrer an der Hauptschule, wo er, von Amtsgenossen wie Schülern in gleichem Maße geschätzt, über 30 Jahre segensreich gewirkt hat. Schon 1850 veröffentlichte er ein „Liederbuch für Schleswig-Holsteins Krieger" und hat später verschiedene Sammlungen eigener Gedichte erscheinen lassen: „Uferblumen" (1853), „Tagfalter" (1855), „Gedichte" (1860), „Gedichte, 2. Sammlung" (1862), „Buch der Lieder" (1866), „Gedichte, Auswahl" (1872, 3. Aufl. 1877). Seine Lyrik ist auf den Ton des Volksliedes gestimmt. Uhland, Heine und Rückert haben ihn beeinflußt. Harmlose Freude an der frühlingsjungen Natur und Preis des Liebesglücks sind Hauptthemen seiner reinen Lyrik. Das Waldtal im Sonnenglanz oder in der Dämmerung mit Vogelschall oder fernem Glockenklang und die mondbeschienene Wasserfläche erscheinen als seine poetischen Lieblingsplätze. Schlichte Innigkeit zeichnet ihn als Lyriker aus, aber er hält sich nicht immer frei von süßlicher Sentimentalität, wofür seine Neigung zu Deminutivformen bezeichnend

ist. Er preist die „Blümchen", die „Vöglein", „der Liebe holdes Röslein". Den seltneren emphatischen Klängen geben meist die politischen Verhältnisse Resonanz. Die Auffassung der Liebe als eines Sonnenstrahls, der in einen Kerker fällt, gemahnt unmittelbar an die Lage Schleswig-Holsteins in der letzten Zeit der dänischen Herrschaft, und wenn er den Wald im Lenz die grünen Fahnen der Hoffnung schwingen läßt, so erkennt man unschwer die damalige politische Stimmung seiner Heimat als Quelle des schönen Bildes. 1849 gelingt ihm ein elegisches lyrisch-episches Gedicht auf das Freiheitssehnen der Heimat mit dem Refrain: „Geliebtes Schleswig-Holstein, mein Vaterland, leb wohl", das dort zum Volksliede geworden ist, und später findet bei Ereignissen von hervorragender politischer Bedeutung seine vaterländische Gesinnung noch kräftigeren Ausdruck. Auch seine Romanzen allgemeinen Charakters sind da am kraftvollsten, wo sie der Tapferkeit und Vaterlandsliebe gelten, wie „Casella" und der gesondert erschienene Romanzenzyklus „Hannibals Tod" (1857). Er weiß jedoch hier daneben edle Menschlichkeit würdig und eindrucksvoll zu verherrlichen. Ein neckischer Zug, der in seiner reinen Lyrik gelegentlich hervortritt, ist auch hier bemerkbar. Er stimmt ganz zu der sonstigen Art seines schlicht innigen Gemüts, dem ein fröhliches Gottvertrauen Halt und Begeisterungsfähigkeit verlieh. Eine so fein organisierte Natur mußte der künstlerischen Nachempfindung in hohem Maße fähig sein. So hat er sich denn auch als gewandter und geschmackvoller Übersetzer nordischer Dichtungen, zuerst von seinem Freunde Friedrich Ruperti (s. d.) gefördert, große Verdienste erworben. Er erweckte schon allgemeinere Aufmerksamkeit mit der Anthologie „Nordlandsharfe, ein Überblick über die neuere Lyrik des Nordens" (1857, 2. erweiterte Auflage 1889), zu der seine „Blüthenzweige deutscher Lyrik seit Goethe" (1875) ein Seitenstück bilden, und versuchte sich weiter mit gleichem Erfolg an verwandten und andersartigen nordischen Mustern innerhalb der Sphäre seines menschlichen und künstlerischen Interesses. So übertrug er „Altisländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger" (1865, 2. Aufl. 1897), Andersens „Bilderbuch ohne Bilder" (1869), „Nordische Novellen" Verschiedener (1870 u. 1891), Holbergs „Politischen Kannengießer" (1871), „König Renés Tochter" von Hertz (1871), „Esaias Tegnérs poetische Werke" (2 Bde., 1885), zwei norwegische Dorfgeschichten Kristofer Jansons

„Er und ich, Marit Skjölte" (1886), Bellmanns „Weingott des Nordens" (1892) und eine Reihe von Werken Henrik Scharlings: das Drama „Johannes Huß" (1886), wie die Erzählungen „Hauran, Reisebilder aus Palästina" (1890), „Meine Frau und ich" (1884, 4. Aufl. 1896), „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo" (1884, 6. Aufl. 1896), Werre der Priester (1889), und „Junge Helden" (1896). Er hat durch diese Tätigkeit viel zur Verbreitung der Kenntnis und damit zur Verstärkung des Einflusses der nordischen Literatur beigetragen, der gerade in der letzten Zeit sich bei uns so deutlich bemerkbar macht.

Graefe, Bremer Dichter des 19. Jahrh. S. 388ff. — Hähnel, Die bremischen Dichter S. 34ff. — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh., 4. Aufl. — Bericht des Bremer Gymnasiums über 1898 (Henke). — W.-Z. v. 17. Dez. 1898 (Ruete). — Bettelheims Biogr. Jahrb. u. d. Nekrolog 4, 328—29 (Saß).

H. Seedorf.

**Wischmann**, Caspar Heinr. Cord., geb. in Ratzeburg um das Jahr 1800, erscheint zuerst 1824 als Tischler im bremischen Adreßbuch. Da er aber die Zulassung zum Tischleramt nicht erreichen konnte, so ging er unter die Stuhlmacher, die unzünftigen Gewerbsverwandten der Tischler. Erst nach einem zwischen Stuhlmachern und Tischlern getroffenen Vergleich wurde W. 1837 Tischlermeister. Als zehn Jahre später vornehmlich aus Handwerkern ein Bürgerverein sich bildete, wurde W., wahrscheinlich dank seiner bombastischen Beredsamkeit, zu dessen Vorsitzendem gewählt. In dieser Eigenschaft trat er mit den beiden Lehrern Feldmann und Kotzenberg an die Spitze der Bewegung, die am 8. März den Umsturz der alten bremischen Verfassung anbahnte. Am Abend dieses Tages, der den Glanzpunkt im Leben Wischmanns bildete, wurde ihm vor seinem bescheidenen Hause in der Bredenstraße eine große Serenade gebracht. Während einer kurzen Zeit übte er dann zusammen mit den beiden Lehrern einen großen Einfluß auf den Gang der Dinge aus. In der neugewählten Bürgerschaft erhielt er das Amt eines Vizepräsidenten. Mit der Auflösung der Bürgerschaft am 29. März 1852 war seine Rolle ausgespielt. Gestorben ist er am 27. Juli 1857. Er war ein Mann ohne tiefere geistige und politische Bildung, aber von ehrlicher Gesinnung, immer bemüht, die Bewegung, die

ihn emporgehoben hatte, in gesetzlichen Schranken zu halten, den radikalen Tendenzen, die ihm allmählich über den Kopf wuchsen, durchaus abgeneigt.

(O. Gildemeister) in der „Gegenwart", Heft 88. F. A. Brockhaus, 1852, S. 236ff. Brem. Gesch. III (s. Personenregister).

Bippen.

**Witte**, Johann Jacob, Maler, war geboren in Bremen am 11. Sept. 1816 und ist daselbst gestorben am 6. Januar 1894. Sein Zeichentalent wurde schon seit seiner frühen Jugend von dem Apotheker Kindt unterstützt. Mit seinem Onkel, dem Maler Bauer, zu dem er in die Lehre kam, weilte er längere Zeit in Paris. Dort lernte er Isabey kennen, mit dem er weite Reisen machte und einmal sogar bis nach Bahia kam. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hielt er sich zu Studienzwecken oft und lange in Helgoland und an der schleswigschen Küste auf. In der Kunsthalle hat er häufig seine Bilder ausgestellt. In Amsterdam, in Antwerpen und im Haag hat er Auszeichnungen erhalten. Ein Lithographieporträt des bekannten Tischlers C. H. C. Wischmann ist in Spiegelschrift bezeichnet: Witte 48. Er starb im Siechenhause.

S. Hurm, Manuskr. Joh. Focke.

**Wolf**, Heinr. Söncke Theodor, geboren in Dithmarschen am 18. September 1801, Pastor in Hemmingstedt, ward 1835 gewählt zum Archidiakonus an St. Nicolai in Kiel, 1849 ernannt zum Hauptpastor daselbst als Nachfolger des bekannten Claus Harms, seines theologischen Gegners, am 12. April 1854 entlassen wegen seiner dänenfeindlichen Gesinnung, am 3. November 1855 gewählt zum Pastor an der neugegründeten vereinigten evangelischen Gemeinde in Bremerhaven. Der Wahl, mit welcher sich ein besonderer Wunsch des Bürgermeisters Smidt erfüllte, ging ein lebhafter Protest der Orthodoxie in Bremerhaven, Lehe (Pastor Hasenkamp) und Bremen („Promemoria" des kirchlichen Ministeriums) voraus. W. feierte 1877 sein goldenes Amtsjubiläum, wurde 1880 emeritiert und starb am 2. April 1887 in Ballenstedt. — W. war ein hervorragender Kanzelredner und wissenschaftlich reger Geist. — Literarisches aus der Kieler Zeit: „Herr Professor Dr. Pelt und die Fehde über Dinters Schullehrerbibel" (Kiel 1839, 2. Aufl.) und

„Eine Osterpredigt" (Schleswig 1846), welche vor der Wahl in Bremerhaven bekannt wurde und viele Aufregung brachte. Aus der Bremerhavener Zeit: „Gesangbuch für die vereinigte evangelische Gemeinde", 1857; „Über den angeblichen Kirchenjammer in Bremerhaven, 1862, und „Emerson, Parker, Robertson, Spurgeon, Lichtbilder aus Alt- und Neuengland" (Verlag von Vangerow, Bremerhaven).

Theod. Sachau.

**Zahn**, Franz Michael, von 1862 an bis zu seinem Tode 38 Jahre der Unsere, wurde am 4. Juni 1833 in Mörs geboren. Sein Vater war der bekannte Schulmann Franz Ludwig Z., seine Mutter eine Tochter von A. Schlatter-Bernet (vgl. F. M. Zahn, Anna Schlatters Leben und Nachlaß, Bremen 1865). Gebildet zu Mörs und seit 1850 auf dem Gymnasium zu Erlangen (Doederlein), studierte er 1852—54 Theologie zu Halle, hier besonders von Leo beeinflußt, und dann 1854—56 zu Erlangen. Die Lehre v. Hofmanns wurde und blieb die Grundlage seines theologischen Denkens, doch entwickelte er sie in sich mit der Selbständigkeit, die zu seinem persönlichen Wesen ebenso gehörte wie die lebendige Vereinigung von unbestechlicher Konsequenz, Furchtlosigkeit und Sachlichkeit des Denkens und Handelns mit einem zarten, feinen Gemüt und zurückhaltender Bescheidenheit. 1856 und 58 machte er zu Coblenz von Fild aus, wo er Lehrer an dem von seinem Vater gegründeten Institut war, die theol. Examina, wurde Hilfsprediger zu Wupperfeld, hier nicht unberührt vom „Collenbuschianismus" (vgl. u. a. Augé, Dr. S. Collenbusch . . ., Neukirchen 1905, II, 175), und (1861) zu Wengern und wurde Anfang 1862 auf Fabris Vorschlag nach Bremen berufen, der erste Inspektor der Norddeutschen Missionsgesellschaft, und als solcher ist er, mit dem D. theol. von Halle geehrt, am 5. März 1900 nach längerem Leiden entschlafen. Seine Bedeutung als Missionsmann erschöpft sich nicht in der ergreifenden Treue und ausharrenden Geduld, mit der er neben anderen (s. die Art. Mallet, G. G. Trevianus, Gebr. Vietor) seine Gesellschaft durch kritische Zeiten geleitet hat, sondern weit über sein für den großen Zuschnitt seines Geistes relativ noch kleines eigentliches Arbeitsgebiet hinaus, ja für die ganze evangelische Mission im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ist er eine der ersten Autoritäten ge-

worden, ja neben Warneck mit der Begründer der modernen Missionswissenschaft. So schildert ihn G. Warneck in seiner Allg. Miss.-Zeitschr. XXVII, S. 239 f.; dieser Artikel gibt bei nicht ganz zutreffender Chronologie doch zusammen mit den Worten O. Funckes, Thikötters und Leipoldts in „Zum Gedächtnis von D. theol. F. M. Zahn" (Bremen 1900) ein klares Bild seiner Persönlichkeit (vgl. auch Br. Kbl. 1900, Nr. 10, 16 und W.-Z. vom 6. März 1900 sowie R E³ [Ergänzungsband]). Eine eingehende Biographie würde sicher vor allem auch den Briefwechsel dieses tiefen, zarten Seelenkenners mit seinen Missionaren draußen zu berücksichtigen haben. Er war nach Funcke „im eminenten Sinne eine christliche Persönlichkeit", darum wirkte er „zentral, personenbildend". Ein wissenschaftlich wohlgerüsteter, tieffrommer, vornehmer Vertreter und Verteidiger des alten Glaubens im Sinne eines nicht konfessionell orientierten, nicht pietistisch beengten, sondern ebenso weltoffenen und humanen, wie festen und klaren Biblizismus gehörte er auch in Bremen durch Jahrzehnte zu den ersten theologischen Wortführern der „positiven" Richtung, nicht nur in der „Kirchenvertretung", deren Erhaltung er im Gegensatz zu seinem Freunde P. D. Vietor u. a. ernstlich erstrebte, sondern auch im „Bremer Kirchenblatt", das er 1865 mitgegründet, von 1866—81 redigiert oder mitredigiert und in dem er zahlreiche Artikel, besonders kirchenpolitischen und theologischen Inhalts, geschrieben hat. Selbst organisatorisch weniger begabt und oft ein allzu idealistischer, bisweilen etwas „akademischer" Beurteiler der Menschen und der Dinge, unterschätzte er den Wert praktischer Organisation, wie ihn denn sein ausgeprägter religiöser und politischer Individualismus uninteressiert für „Kirchentum", ja im Grunde zum „Freikirchler" und von vornherein mißtrauisch machte gegen alles, was sich „sozial" nannte und mit dem Gewicht der „Masse" operierte. Politisch durchaus liberal denkend und — z. T. durch das genaue Studium englischer Verhältnisse — ein entschlossener Verehrer „freiheitlicher" Institutionen wandte er seine Mitarbeit vollbewußt der W.-Z. zu, in der er, wie auch sonst, mit hohem Idealismus für die Menschheitsrechte der Schwarzen in den Kolonien eintrat. Besonders bekannt wurde er durch seinen mit Adolf Woermann wegen des westafrikanischen Branntweinhandels geführten Streit. Gleichzeitig war er den christlich-sozialen Tendenzen A. Stoeckers tief abgeneigt, deren Hinübergreifen nach Bremen er

lange zusammen mit O. Funcke erfolgreich bekämpft hat (s. darüber v. Oertzen, Adolf Stoecker. Berlin 1910. I, 367; II, 142).

Über Zahns literarische Tätigkeit und Bedeutung s. Warneck a. a. O. Hinzuzufügen sind noch an Veröffentlichungen zur Mission: Die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft Br. 1864. — Einige Bedenken gegen die Mission. 65. — Von der Elbe bis zum Volta (2. Aufl.) 67. — Vier Freistätten im Sklavenlande (2. Aufl.) 70. — Was ist von der Mission der Gegenwart zu halten? 75. — In der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Norddeutschen Mission „Fünfzig Jahre Arbeit 1836—1886." — Über die Lage der Norddeutschen Missionsgesellschaft, ein Referat. 80. u. a. m. Ferner: Ein Gang durch die heilige Geschichte. 53 Betrachtungen über die Hauptlektionen des Filder Bibelkalenders. Gotha 68. — Das erste Evangelium. Barmen. 71. — Die Erbauung der Kinder. B. 79. — Judas Wiederherstellung nach der Verbannung. Br. 83. — Die evangelische Kirche als welterobernde Macht. Br. (wann?) — Dazu einzelne Predigten und die Sammlung „Schriftzeugnisse", Predigten aus seinem Nachlaß herausgegeben mit Vorwort von O. Funcke Br. (1900). — Auch war er Mitarbeiter an der Bremer „Schulbibel".

Büttner.

# Verzeichnis der Mitarbeiter.

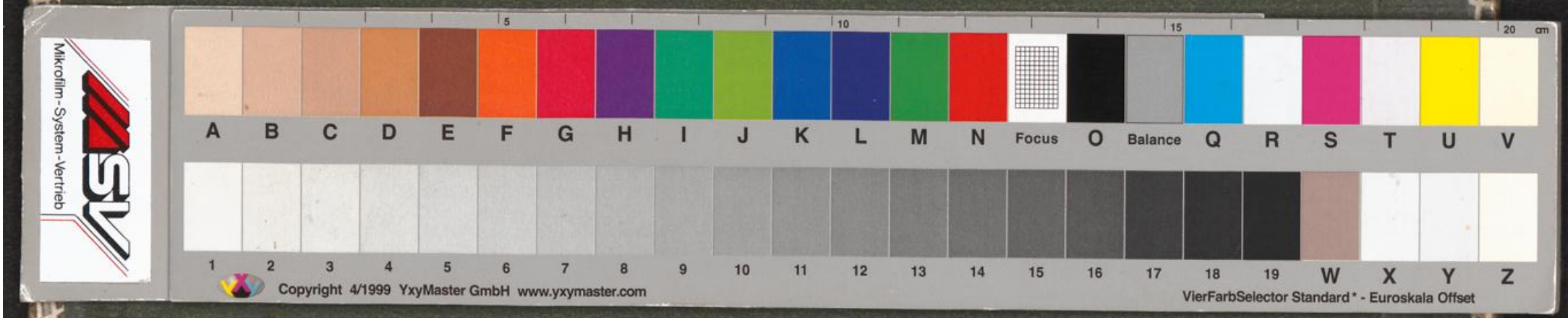
Max Baur, Branddirektor.
Wilhelm von Bippen, Dr. phil., Staatsarchivar, Syndikus des Senats.
Hermann Bücking, Oberbaudirektor.
Carl Büttner, Pastor der Liebfrauenkirche.
A. von Engelbrechten, Hauptmann und Kompagnie-Chef.
Hermann Entholt, Dr. phil., Oberlehrer.
Johannes Focke, Dr. jur., Syndikus des Senats.
Wilhelm Olbers Focke, Dr. med., Medizinalrat.
Edmund Fritze, Dr. phil., Professor.
Heinrich Gerdes, Dr. phil., Professor.
Eduard Gildemeister, Architekt.
Heinrich Hoops, Pastor in Grambke und Mittelsbüren.
Gustav Kißling, Dr. phil., Professor.
Alfred Kühtmann, Dr. jur.
Alwin Lonke, Professor.
Johannes Rösing, Syndikus der Handelskammer.
Edmund Ruete, Dr. phil., Professor †.
Theodor Sachau, Pastor der verein. evangel. Gemeinde in Bremerhaven.
Carl Schilling, Dr. phil., Professor, Direktor der Seefahrtschule.
Henry Seedorf, Dr. phil., Professor, Stadtbibliothekar.
Friedrich von Spreckelsen, Richter.
Hermann Tardel, Dr. phil., Oberlehrer.
Otto Veeck, Dr. phil., Pastor der Michaeliskirche.
Bruno Weiß, Dr. phil., Pastor der Rembertikirche.
Johannes Weißenborn, Dr. phil., Assistent des Städtischen Museums.
Friedrich Wellmann, Oberlehrer.
Wilhelm Wolkenhauer, Dr. phil., Professor.

Zu den Mitarbeitern zählt ferner der Kanzlist des Standesamts Bremen I Georg Brauer, der zur Dankverpflichtung vieler der oben Genannten unermüdlich bereit war, zur Feststellung zahlreicher Lebensdaten seine Beihilfe zu gewähren.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

G. KURRELMEYER
Schillerstr. 21.


Mikrofilm-System-Vertrieb
5
10
15
20 cm
A B C D E F G H I J K L M N Focus O Balance Q R S T U V
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 W X Y Z
Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard * - Euroskala Offset